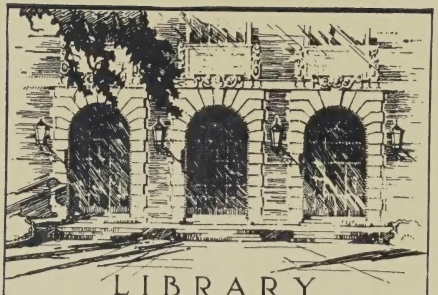


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS

943.71
G36h
v. 2

Digitized by the Internet Archive
in 2026 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign

https://archive.org/details/heimatkundedesbe02gier

Heimatkunde des Bezirkes Friedland in Böhmen

Im Auftrage
des Friedländer Lehrervereines und des
Vereines für Heimatkunde des Jeschken-
Isergaues herausgegeben von

Erich Gierach und **Josef Schubert**
o. ö. Professor der Deutschen Universität in Prag
Schulleiter in Tschernhausen

Allgemeiner Teil II
Die Friedländer Volkskunde

Verlag des Friedländer Lehrervereines
Druck der Buch- und Steindruckerei Franz Riemer,
Friedland in Böhmen

Heimatkunde

des Bezirkes Friedland in Böhmen

Allgemeiner Teil II. 1. Heft

Preis 8.– K

W. F. JÄGER.

Mitteilungen der Schriftleitung.

Das nächste Heft wird die Fortsetzung der Geschichte des Friedländischen von E. A. Seeliger enthalten.

Der Inhalt dieses Heftes ist auf Seite 55 verzeichnet.

FRANZ RIEMER
FRIEDLAND i. B.
FERNSPRECHER Nr. 11

BUCHDRUCKEREI
STEINDRUCKEREI

Preiswerte Drucksachen für alle Zwecke
und in jeder gewünschten Ausführung

Druck u. Verlag der „Friedländer Zeitung"
Einziges Blatt im Bezirke

KOLONIALWAREN
UND DELIKATESSEN
JOSEF HAGENAUER
FRIEDLAND i. B.
Schloßgasse - Marktplatz
EN GROS EN DETAIL

Die Friedländer Volkskunde

1.

Die Mundart des Bezirkes Friedland

von Hans Dittrich

Friedland 1926

Buchschmuck von W. F. Jäger und Pfeifer-Fried.

943.71
36 h
v.2

Hans Dittrich

Die Mundart

Geschrieben
in Erinnerung an meinen Großonkel

Josef Appelt,

* 1899

als Pfarrer von Schönwald-Rückersdorf

– Ferien 1925 –

Kirchgang. W. F. Jäger.

An sprâche, an mâze und an gewande
ist unterscheiden lant von lande

sagt ums Jahr 1300 Hugo von Trimberg in seinem „Renner". Früher hatte jede Landschaft eine andere Tracht; anders trug man sich im Schwabenlande als im Hessenlande, anders im Rheinlande als im Frankenlande, anders in Thüringen, anders in Schlesien; jedes Tal, ja jedes Dorf hatte seine eigene Tracht — heute ist die alte Bauerntracht fast verschwunden. Früher maß jedes Land anders, allenthalben galt Klafter und Spanne, anderswo Zoll und Strich, im Westen die rheinländische Rute, in Österreich unten der Wiener Fuß, in Preußen der Schuh, hier bei uns die böhmische Elle — heute wird fast überall nur mehr nach Metern gemessen. Früher redete jede Landschaft, jeder Bezirk, jedes Kirchspiel eine eigene Mundart — und diese Verschiedenheit ist bis auf den heutigen Tag so geblieben, auf den Dörfern wenigstens noch. Viel, sehr viel hat sich also ausgeglichen, die Sprache noch nicht; ei klingt aus dem Munde des Rheinländers wie äi, aus dem des Schweizers wie āi, der Schwabe sagt oi, der Thüringer ee, wir hier oben ej, der Österreicher oa und manche Gegend gar aa: so fest noch ist die Volkssprache mit dem Boden verwurzelt.

Das deutsche Volk hat überhaupt und schon von altersher eine ganz besonders starke Neigung, landschaftliche Unterschiede scharf auszuprägen. Oberdeutsch in verschiedenen Mundarten spricht man oben in den Alpen und deren Vorbergen, Niederdeutsch in manchen Schattierungen unten längs des Meeres und mitteldeutsch heißen die mannigfachen Mundarten im mittleren Streifen Deutschlands; wir sind unserer Mundart nach Mitteldeutsche und zwar Ostmitteldeutsche; zu dieser Sprachgruppe gehört 1. die thüringische Mundart, 2. die obersächsische in der ehemaligen Markgrafschaft Meißen, die den Grundstock für unsere Schriftsprache hergab, und ganz nahe verwandt mit ihr 3. die lausitzisch-schlesische Mundart, welche das Lausitzische und das eigentlich Schlesische umfaßt. Zum Lausitzischen (Gebiet zwischen Wendei und Bober und süd-

lich davon) gehört auch unsere Friedländer Mundart und zwar heißt man zum Unterschiede vom Niederlausitzischen, das nördlich von Görlitz an beiden Ufern der Neiße gesprochen wird, die Mundart der Görlitzer Gegend und der Gebiete weiter Neiße aufwärts nach Böhmen herein das Oberlausitzische.

Alle die jetzt so verschiedenen Mundarten Nord-, Süd- und Mitteldeutschlands bildeten einst vor einundeinhalb tausend Jahren eine Spracheinheit; erst mit Ausdehnung des Siedlungsgebietes und mit zunehmender Bevölkerung haben sich im Laufe der Jahrhunderte allmählich die mundartlichen Unterschiede herausgebildet. Und noch früher (noch vor der germanischen Völkerwanderung) haben sogar die Vorfahren von uns Deutschen und die Vorfahren der Engländer, der Schweden und Dänen einmal ganz dieselbe Sprache gesprochen, es war das Germanische (abgekürzt germ.) — heute verstehen einander diese Völker allerdings nicht mehr — um Christi Geburt und vorher ist das der Fall gewesen; und wenn wir noch weiter zurückgehen, über das Jahr 500 vor Christi Geburt, so sagt uns die Sprachgeschichte, daß auch die Vorfahren der Germanen einstmals (etwa 1000 v. Chr. G. vielleicht) sprachlich noch ganz nahe verwandt waren mit den Vorfahren der Kelten (die Iren, die sich jetzt eben ihre Freiheit erzwungen haben, sind deren Nachkommen), mit den Vorfahren der Römer (deren Enkel heute die Italiener, Franzosen, Spanier sind), mit den Vorfahren der alten Griechen und anderer; und noch noch weiter zurück auch mit der Sprachgruppe der Slawen und Inder; soweit hinauf kann die heutige vergleichende Sprachwissenschaft zurückschließen; diese damalige Sprache heißt man indogermanisch (abgekürzt idg.), diese Völker gelegentlich auch Arier. Wie diese mehrere tausend Jahre zurückliegende Sprache, die natürlich auch noch lange lange nicht die Ursprache der Menschheit etwa war, sondern selbst schon eine lange Entwicklung — unbekannt bis jetzt woher — hinter sich haben muß, beschaffen war, welche Laute sie hatte, wie die Wörter gebildet wurden, wie das Zeitwort abgewandelt wurde, wie gezählt wurde udgl. kann uns hier nicht beschäftigen; aber bemerkt muß werden zum Verständnis mancher mundartlichen Formen, daß die Erscheinung des sogenannten Ablautes so weit zurückreicht. Tiefe Wurzeln, nicht wahr?

Ältestes Erbe aus der Vorzeit.

Ablaut heißt man den Wechsel von e a u oder i a o, ai (ej) i oder eu (ou) u udgl., der heute in unserem starken Zeitworte noch gut erhalten ist; binden band gebunden, werfen warf geworfen; Wille Wahl wollen, wachsen wuchs, geben gab; aber auch in beißen biß, bieten geboten, schieben schob Schubkarren, schießen schoß Schößling, knistern knastern, knarren knurren, anstarren anstieren (starr stier schauen), Milch Molken, Zipfel Zapfen Zopf, Stecken Stock, Wachs Wichse, wild Wald, Warze Wurzel, Kern Korn, Rinde Rand, Grab Grube, fliegen fleugt, Schließe Schleuße, Seuche Sucht siech, Gewicht Wucht, Buße Besserung, bewegen Woge, stolz stelzen, Salz Sulz (Sülze), Rast (die Sonne geht) zur Rüste; diese verwandten Formen haben sicher einmal gleichgelautet, aber stärkere oder schwächere Betonung auf dieser oder jener Silbe hat schon in dieser Vorzeit teils hellere, teils dunklere Laute entwickelt. Wenn wir das nun wissen, da werden wir eine Mundartform atrouschen (auch in der Redensart für unbeaufsichtigt sein a hot freien Wüsch[1]) nicht mehr als verdorbenes entwischen ansehen, sondern als alte Ablautform dazu; die Schriftsprache hat eben nur einen Teil der Wörter an sich genommen, daneben stehen in den Mundarten aber noch andere verwandte Wörter in Gebrauch. Kitze und Katze sind ebenfalls nur ablautverschieden; nicht schwerer zu erklären ist risch, das bei uns bekanntlich „frühzeitig“

1) Balken über a e i o u, also ā ē ī ō ū, bedeutet langes aa ee ie oh uh.

bedeutet, wir brauchen nur sein Gegenteil anzuschauen, „spät" heißt bei uns ebenso bekanntlich langstn, was doch nichts anderes als schriftdeutsch langsam ist; wie heißt nun das Gegenteil zu langsam? Doch wohl „rasch". Also risch und rasch war ganz ursprünglich dasselbe Wort, wurde nur durch den Ablaut seinerzeit in zwei Formen gespalten. Denke nun an beißen biß und es wird klinsch (aus klin=zig) als ablautend zu klein klar. worfen (Getreide reinigen) gehört zu werfen, weil man es früher, ja bis in die Zeit unserer Großeltern noch, mit der Worfschaufel in die Höhe warf, damit der Wind die leichte Spreu herauswehen konnte; nouchkʰoppeln, wofür wir schriftdeutsch „in die Art der Vorfahren zurückschlagen" sagen, stellt sich zu dem jedem Turner wohlbekannten Worte kippen; mit der Schaufel hantieren heißt in der Schule „schaufeln", zu Hause „schüren", was ist das nun für ein Wort? Suchen wir nach ähnlich lautenden. gebürn ist geboren, verlürn ist verloren, gefrürn ist schriftdeutsch gefroren, so würde also unser schürn schriftsprachlich „schoren" heißen müssen, was es aber in der Schriftsprache nicht gibt, doch nach werfen warf geworfen die Ablautformen angesetzt, gibt scharren (und scheren), also dazu gehört es, schor hieß man im Mittelalter auch die Schaufel und heute noch heißen wir am Pfluge unten das Schaufelartige die Pflug=schar. Ein Vergleich mit beißen, der Biß zeigt auch klar, daß sich unsere mundartlichen Wörter schtrīt, schīn, schlīfschtejn, rībaisen nicht vollkommen mit den schriftdeutschen Wörtern Streit, Schein, Schleifstein, Reibeisen decken, sondern andere, ablautende Formen sind. Nach dem Muster der alten Ablautformen kommen Ablaut=ähnliche Bildungen zustande: Erdäpfel hutzeln heißt, sie an der Hitze braten, zu fechten wird fuchteln gebildet, zu stechen sticheln stochern udgl. mehr.

Schwierigere Fälle wollen wir dann später durchnehmen, bis wir etwas sattelfester sind in der Geschichte unserer Muttersprache.

In eine noch grauere Vorzeit als in diese arische Zeit die Sprachvergleichung hinaufzutreiben und etwa zu den anscheinend weiter zurück auch verwandten Sprachen der Finnen und Semiten eine Brücke zu schlagen, ist bis heute nicht gelungen. Und noch noch viel viel weiter zurück in der Menschheitsgeschichte, in jene urferne Zeit zurück, in der man sich überhaupt noch nicht mit Worten allein verständigen konnte, sondern wo jedes Wort noch mit einer Gebärde verdeutlicht werden mußte, reichen erst recht nur Mutmaßungen.

Uralt wie der Ablaut ist eine Erscheinung in unserer und in allen verwandten Sprachen, das ist ein n=Einschiebsel in den zusammengehörigen Wortformen z. B. wackeln wanken, Strick Strang, Stock (Stecken) Stange, glitzern glänzen, schräge (eine Säge) schränken, zwicken zwängen, stopfen stampfen, Kloben Klumpen u. s. f., ob dieses alte n=Einschiebsel einmal eine wirkliche Bedeutung gehabt hat oder nur aus genäselter Aussprache entstand, ist nicht mehr nachzuweisen; doch kommen auch später hin und wieder, besonders in Fremdwörtern, solche n=Einschübe noch vor. Das Alter derartiger Bildungen müßte also in jedem einzelnen Falle gesondert untersucht worden. Von bröselndem Brote sagt man mundartlich oft 's brinklt, 's is brinklich, das Wort gehört (wie a brinkl = a brikl „Stückchen") zu Brocken und ist weiterhin verwandt mit brechen; schminksen (gesagt vom Lecken der Kinder in Töpfen) zu schmecken, der Zinken am Heurechen geht zu Zacke in Verwandschaft und schunkeln und tunken sind nicht etwa Bastarde der Schriftformen schaukeln und tauchen, sondern ablautend mit n=Einschiebsel. Schtroabln (mhd. strabeln) ist ohne, strampeln dasselbe Wort mit n=Einschub. Mundartliches zeekern gehört zu zanken, schlickern (schluckern) zu schlenkern. Verwischt wurde dieses Verwandschaftsverhältnis bei einigen Wörtern durch den ganz jungen Übergang von nb über mb zu mm z. B. wimmeln

aus wimbelen, die Redensart der Quark wiblt vor Moadn zeigt dasselbe Wort ohne eingeschobenes n. Grummeln heißt doch in der Mundart soviel wie Wilh. Buschs berühmter Vers „las Kant und grübelte in der Nase", also grumbelen; verstümmeln (im Inlaut mb in mm verschmolzen, im Auslaut noch sichtbar) und (Arm)stumpf gehören zu Stoppel und dem Ausdruck a khlenner schtups; wohl hieher gehören khrimmen (jucken kratzen) und kribbeln krappeln.

Ebenso steinalt wie der Ablaut und mancher n-Einschub ist eine dritte Erscheinung unseres Sprachlebens: der s-Vorschlag (heute sch gesprochen), der späterhin als Wortbildungsmittel nicht mehr verwendet wird. wanken—schwanken gehören zusammen, auch unser wejfn (hin- und herschlenkern) und schwejfn (dieselbe Bewegung beim Waschen), läppern und schläppern (mit der Zunge essen), lecken und schlecken, hallen—schallen, Hocke—Schock (ursprüngl. Bedeutung ist Haufen), Haut—Schote, Hül-se—Schale, kurz kürzen—Schurz schürzen, krumm—schrumpfen, Lump—Schlampe, also schlüdern ist lieder-lichsein und ver-lottern und zu Sprache gehört auf diese Weise unser vielgebrauchtes breechn[1]).

Erbgut aus der Germanenzeit.

Wenn wir nun aus diesen ältesten für uns erreichbaren Zeiten den Weg herauf in sprachgeschichtlich hellere Zeiten nehmen, so finden wir, daß knapp einhalb Jahrtausend vor Christi Geburt sich die Sprache der Germanen von den Sprachen der anderen verwandten Völker scharf absonderte, indem sämtliche Mitlaute sozusagen verhärtet wurden; wieso, weshalb, ob durch Wanderung in ein gebirgiges Land die Leute rauhere Kehlen bekamen, ob vielleicht hervorgerufen durch eine Vermischung mit andersprachigen Volksstämmen oder ob es bloßes Wachstum der Sprache war, wie wenn etwa bei Bäumen im Frühjahr die alte Rinde plötzlich reißt, alles das können wir nicht beantworten. Man heißt diese Sprachänderung, die jedenfalls sehr durchgreifend war — sie betraf ja das ganze Knochengerüst unserer Sprache, fast sämtliche Mitlaute — die germanische Lautverschiebung; die Engländer, dankbarer als die eigenen Landsleute dem Entdecker gegenüber, heißen sie Grimm's law (Grimm'sches Gesetz); die Sprachforschung setzt dafür die Zeit von 400—250 vor Chr. Geb. an, doch ist auch noch weiter zurück geschätzt worden.

Die harten Mitlaute p t k wurden zuerst stark behaucht gesprochen und dann mitsamt solchen ererbten zu stimmlosen Reibelauten gewandelt, also indogerm. p t k zu urgerman. ph th kh und mit den indogerm. ph th kh zusammen zu f þ (=hartes englisches th, eine Art gelispeltes s) und ch (vgl. slav. polk [pluk], tři, kamen gegen: Volk, engl. three, Hammer). Dann werden die behauchten weichen Mitlaute zu weichen Reibelauten, also bh dh gh zu b (doppellippiges w), zu đ (weiches englisches th) und zu ȝ (lindes ch), die dann später zu b, d und g[2]) weiter verhärtet wurden. Und schließlich wird b zu p, d zu t und g zu k, diese harten Laute wurden etwa tausend Jahre später — wie wir weiterhin genauer hören werden — nochmals weiter verändert in f beziehungsweise pf, zu s bzw. ʒ und zu ch (voda—water—Wasser, slabý—schlapp—schlaff). Aus den drei harten Lauten p t k der idg. Ursprache entstanden aber auf der Wende zum Germanischen nicht immer f þ und ch, sondern auch gelegentlich b d und g, auch s spaltete sich in s und r; diese Doppelentwicklung (sog. grammatischer Wechsel) klarzulegen, gelang dem Dänen Verner und wird nach ihm Verner's Gesetz geheißen. Da später (vor der Zeit Karls des Großen) viele d der letzten Reihe zu t wurden und ferner alle þ ihre heute noch in England gesprochene Lautung th aufgaben und d wurden, so haben wir in verwandten Wörtern heute häufig Wechsel

1) idg. bh anlautend (lat. fragor, ahd. braht, beides Lärm), ee = Umlaut â.
2) Das letztere mit Vorbehalt, s. u. Seite 21.

von f und b, von d und t und von h und g, auch von s und r: auf oben, heben Hefe, Kerbtier Kerfe, darben bedürfen, sieden gesotten, leiden gelitten, seihen seigen, Reihe Riege, ziehen zog, Höhe Hügel, waren gewesen, Ohr Ose, mehr meist, älter ältest udgl.; in der Mundart hätten wir Trog (zu Truhe), Stoagl (zu Stahl), ich soag mīr soagen (ich sah, wir sahen), 's geschoag (es geschah), schnetteln (aus sneiteln zu schneiden), schiter (spärlich, gehört zu scheiden), wohl auch schnoadern und schmādern (schnattern und schmettern), (vielleicht auch der Wechsel zwischen güt und gūde), ferner frieren mich froist, verlieren verlois åk ne (=verlier nur nicht) udgl.

Heute betonen wir (von Vorsilben abgesehen) immer die erste Silbe, das war nicht immer so, beim Ablaut haben wir es schon erwähnt und auch der Grund zu Verner's Gesetz liegt darin; bis weit ins letzte Jahrtausend vor Christi Geburt betonten nämlich unsere Vorfahren gelegentlich auch die zweite Silbe eines Wortes oder die dritte und manchmal auch die letzte, ganz so wie die Russen und Serben, die bis zum heutigen Tage diese altererbte Betonungsweise gut bewahrt haben. Nach der ersten Lautverschiebung änderte nun die Germanensprache diese bisherige Betonung, der Starkton wurde von nun ab ständig auf die erste Silbe verlegt und der Sinn für kräftige Anfangsbetonung ist uns seither geblieben, und wenn auch manchmal der Studierte nachgiebig ist fremder Betonung, in der ungebrochenen Mundart müssen sich selbst Fremdnamen fügen und sich Mári, Márjanne, Ká(r)line, Krístine, Kátrine, Hélejnl usw.[1]) deutsch betonen lassen. Daß die Tschechen (und Sorben) als einzige unter allen Slawen in ihrer Sprache auch diese auffallend starke Anfangsbetonung haben wie wir Germanen, ist möglicherweise deutscher Einfluß.

Nachdem wir nun die germ. Lautverschiebung besprochen haben — erst seit dieser Zeit können wir von „Germanen" als von den andern verwandten Völkern durch die Sprache deutlich unterschieden reden — und nachdem wir auch von der Tonfestlegung auf die erste Silbe gesprochen haben — wodurch erst der Stabreim[2]) möglich wurde, der bis fast ins Mittelalter bei den Germanenstämmen der Schmuck dichterischer Rede war wie heute der Endreim — wollen wir kurz die Veränderungen im Stande der Selbstlaute besprechen, die etwas vor und etwas nach Christi Geburt unsere Sprache durchmachte. Alle ererbten kurzen o wurden in der germ. Sprache damals zu a: vgl. latein. rotieren zu rota mit altem Sprachzustand und deutsch Rad, ebenso Vogesen Wasgenwald oder lateinisch hostis (Feind, eigentl. nur Fremdling) und tschech. hostinec gegenüber deutschem Gast, ferner etwa slav. nos gegen deutsch Nase; die Sprache hatte daraufhin eine Zeitlang — bis manche u durch a umlauteten (Seite 12) — keine o. Auch in oi wurde o zu a, also oi zu ai, ebenso ou zu au. Ursprüngliche lange ā wurden ō (später im Althochdeutschen zu uo weiter entwickelt): vgl. latein. frāter (in der Kirchensprache für Klosterbruder) gegen germanisch brōþar, althochdeutsch bruoder[3]). Die langen ē wurden ā: die Römer reden noch von Suēben, später heißt es Schwaben, Theodemēr später Dietmar[3]). au wurde vor h und allen Zahnlauten zu ō z. B. german. hauhs wird hoch wegen h, bleibt Haug (=Hügel) wegen des g, schon (=umlautloses schön) gehört zu schauen u. s. f.; zu schieben gehören die Formen Schaufel, Schaube (Dach); zu schießen, weil s Zahnlaut ist, nur Formen mit o Schosse udgl. Ahnlich zusammengezogen wurde ai vor r (aus s) h w zu ē z. B. germ. laisjan (vgl. noch

1) Die Sitte, Koseformen aus dem zweiten Teil des Vornamens zu bilden, also mehr Wert auf die Nebensilbe zu legen (Margareta—Grete, Helena—Lene, Gottfried—Friedl, August—Gust udgl.) ist verhältnismäßig jung.

2) Auch Anreim oder Alliteration genannt; betrachte die Probe auf Seite 15.

3) Da nur langes ā und langes ē sich wandelten, kurz a und kurz e aber blieb, haben wir heute neb einander Hahn und Huhn, wachsen wuchsen und sprechen Sprache, gewesen waren udgl.

unser Geleise) zu lehren (ursprüngl. „den Weg weisen"), germ. maisa (vgl. unser meist) zu mehr.

g und k vor t wird in dieser Zeit zu cht: schlagen Schlacht, wiegen Gewicht, tragen Tracht, taugen (Tugend) tüchtig, vermögen vermochten, Menschenschlag Geschlecht, also auch unsere Buchten von backen, trächtisch = tragend (vom Vieh). b und p vor t werden ähnlich zu ft: Grube Gruft, Stab Stift, schreiben Schrift, geben Mitgift, darben Notdurft, halb Hälfte, also unser mundartliches sampern (langsam wachsen, heißt mancherorts auch suchern [zu siech]) gehört zu sanft (was ursprünglich langsam bedeutete). Auf diese Erscheinungen werden wir später bei Formen wie dachte brachte zurückverweisen.

Merken wir uns schon hier: Lautgesetze wirken ausnahmslos wie andere Wachstumsgesetze der Natur, aber nur eine bestimmte Zeit hindurch, später nicht mehr; Wortbildungen aus dieser germ. Zeit zeigen zwar z. B. treiben und Trift nebeneinander, als aber Jahrhunderte später (etwa zu Luthers Zeit) durch Ausfall eines e (er treibet wird er treibt, ihr grabet wird ihr grabt, er hegete > er hegte, wir bewegeten > wir bewegten usw.) auch b und g vor t traten, da veränderte sich nichts mehr (nicht etwa er treift wurde daraus oder ihr graft usw.), das Lautgesetz war eben nicht mehr wirksam.

Ebenfalls um Christi Geburt ungefähr ist es gewesen, daß altererbte e zu i wurden und zwar 1. in Wörtern mit n (m) bei folgendem Mitlaut (z. B. lat. noch ventus erscheint als Wind, es ist Mittelwort zu wehen, lat. lentus ist lind udgl.), so daß wir von da ab singen hinken binden usw. mit i haben, neben helfen werfen nehmen mit e; 2. in Formen, in denen die nächste Silbe ein i enthielt; heute ist diese i enthaltende Endung nur noch selten sichtbar (Erde irdisch, irden), meist längst verblaßt oder gar ganz abgefallen (Herde Hirt, helfen du hilfst, nehmen er nimmt, Werk wirken, geben gib, gelb vergilben, Mehl Milbe, Recht Richter, Feder Gefieder, Berg[1]) Gebirge[2]), Stern Gestirne, Wetter Gewitter, Schwester Geschwister, Feld[1]) Gefilde[2]), Nest nisten a genöste (=Geniste, altes Bauwerk, Schimpfwort), in Formen aus althochdeutscher Zeit sieht man die Ursache noch deutlich:

nem-an	nim-u	nim-is	nim-it	nem-âmes	nem-at	nem-ant
nehmen (——)		nimmst	nimmt	nehmen	nehmet	nehmen

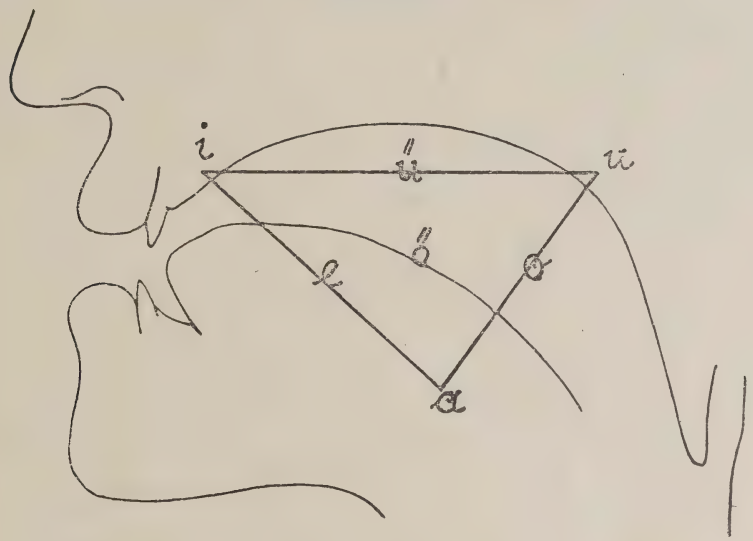
Wie auf e wirken die Laute der Endung auch auf u und auf eu; wir wollen uns das an der Hand eines Querschnittes durch den Mund verdeutlichen.

Jedes Kind, das einmal beim Arzte war, weiß, welcher Laut bei tiefster Zungenstellung und offenstem Munde gesprochen wird (wobei man über die Zunge weg bis weit in den Hals sehen kann), es ist der Laut a; ganz vorne dagegen an den Zähnen bei hoher Zungenstellung wird der i-Laut gebildet und ganz rückwärts wiederum der u-Laut. Also: ein u (auch i) des Wortstammes wurde in voralthochdeutscher Zeit durch ein a in der Endung zu o (bzw. e); wenn wir auf die Zeichnung schauen, können wir uns das einigermaßen erklären; beim Aussprechen des u nämlich wurde schon etwas die Mundstellung des darauffolgenden a vorweggenommen und so entstand der dazwischenliegende Laut o[3]). Die Sprachlehre nennt diese Erscheinung die Brechung durch a oder den a-Umlaut, denn sie beruht ja auf denselben Voraussetzungen wie der spätere i-Umlaut. Der Zwielaut iu (sprich betontes i mit nachklingendem u) blieb iu demnach, wenn u oder das ebenfalls oben am Gaumen gebildete i in der En-

1) germanisch bergos, feldom.
2) germanisch gabirgio(m), noch ahd. gebirgi.
3) Nur n vor Konsonant, was wir gerade vorher auch eine Rolle spielen sahen (weil davor alle e zu i wurden), schützte, daher die Unterschiede gesungen, gebunden gegen geworfen, geholfen usw.

dung stand, folgte aber ein a in der Endung, so wurde das u durch das mit tiefer Zungenstellung zu sprechende a zum mittleren Laute o heruntergeholt, der Zwielaut also zu io. Betrachten wir wie oben bei neman die in alter Zeit noch deutlich sichtbaren Endungen, so werden wir im Worte biotan, ich biutu, du biutis, er biutit, wir biotames, ir biotet, sie biotant deutlich die Wirkung der Endungssilbe sehen; da im Laufe der Jahrhunderte io[1]) über ie zu lang ī und iu über ü (lang) zu eu (sprich oi) wurde, so sollten wir heute abwandeln: bieten (ich beute), du beutst, er beut, wir bieten, ihr bietet, sie bieten; unsere Mundart macht das auch tatsächlich z. B. kriechen (ich kʰriche), du kʰroichst, a kʰroicht, mer

Vokaldreieck.



kʰrichen, ir kʰricht, se kʰrichen u. s. f. ganz allgemein bei den Zeitwörtern fliegen, ziehen, sieden, (ge)frieren, verlieren, gießen, schießen, schließen und lügen. Die Schriftsprache allerdings hat in neuester Zeit nach dem Muster von Nennform und Mehrzahl die anderen Formen gleich gemacht und wandelt ab: kriechen, ich krieche, du kriechst, er kriecht, wir kriechen ... durchwegs mit ie heute, also wieder so gleichförmig die Reihe wie einst vor 2000 Jahren; die Mundart wird einmal dasselbe machen. Wir sehen an diesem Beispiele zwei Triebkräfte der Sprache entgegengesetzt in Tätigkeit: die Lautgesetze eingreifen und mechanisch ändern, die ordnende Tätigkeit des menschlichen Gehirnes die verschobene Reihe (beim Zeitwort wenigstens) wieder gleichrichten.

Man versteht also, warum jetzt ziemlich verschieden klingende Wörter wie Seuche und siech, Licht (älter liecht) und leuchten, tief und teufen (tiefbohren) udgl. verwandt sind; zum Zeitwort bieten gehört Beute, der Ausdruck für den Bäckertisch; es ist die uralte deutsche Tischbezeichnung (eigentlich der Anbieter) auf diesen Arbeitstisch abgedrängt worden, als in der Römerzeit ein vornehmerer Eßtisch von runder Form d. h. Disk(u)s in Mode kam. Auch versteht man jetzt, daß deut=sch deut=en (volkstümlich verständlich machen) und Namenbestandteile wie Diet=rich Diet=helm udgl. zusammengehören; der Ausdruck für Volk

1) Theodorich = Dietrich von Bern.

nämlich, der allen indogermanischen Sprachen gemeinsam war, ist teut-; so heißt lateinisch ein Volkshauptmann meddix t(e)uticus, litauisch die Volksschule tautas skolas usw., germanisch das Gotenvolk Gut-piuda; in diesem Hauptworte wirkt obiger a-Umlaut, es wird zu diota diet, ist heute ausgestorben (durch die Turner wiedererweckt Diet-wart) und nur noch in Dietrich und ähnlichen Namen vorhanden, ist aber als Eigenschaftswort mit der Endung -isch (die natürlich keinen a-Umlaut bewirkte) diutisk, unser heutiges Wort deutsch; es bedeutete einst nur soviel wie volkszugehörig.

Von der Sprache der Germanen ist uns nichts Geschriebenes erhalten, aber später um 350 nach Chr. Geb. haben wir eine Bibelübersetzung in gotischer Sprache (vom Bischof Wulfila); Gotisch ist zwar schon eine germanische Tochtersprache, gibt aber doch einen Begriff, wie man sich die germanische Mutter dazu vorzustellen hat.

Schon urgermanisch wurden durch ein wortbildendes n-Anhängsel, das mit dem weichen Stammauslaute verschmolz, harte Doppellaute gebildet; in späterer (westgerm.) Zeit wirkten ebenso namentlich j, auch r o r l n m, weitere Mitlaute verdoppelnd und verhärtend, so daß dadurch in verwandtschaftlich zusammengehörigen Wörtern eine große Mannigfaltigkeit entstand; so wechselte g und kk, aber auch k (hochdeutsch weiter verschoben, heute ch) und kk, b[1]) und pp, aber auch p (hochdeutsch heute zu f) und pp, ferner recht mannigfach d (heute t) und tt (heute tz oder ss), đ (heute d[2]) und tt (heute tz oder ss). Um bei dem am wenigsten verwickelten zu beginnen: Wechsel von g und ck. Ziege—Zickel, versiegen—versickern, neigen—nicken, Hag—Hecke, bewegen—wackeln, schwingen—schwenken zeigen, daß das Mundartwort hecken (Junge werfen) zum mhd. überlieferten Worte hagen (Zuchtstier, vgl. auch unser (Kanikl)haksch dazu) gehört; ebensolchen Wechsel von g und k zeigen verleugnen und Luthers heimatlicher Sprachgebrauch „Christum verleucken"; verweisen wir bereits hier kurz auf später zu erklärende Kürzungserscheinungen unserer Mundart wie heffel für Häusel, deksl für Deichsel, letter für Leiter, a sefft für er säuft, so entpuppt sich unser verlecken in den Ausdrücken „a verleckts" (er sagt es nicht), „ich verlecks nä" als verleucken, die Ausdrücke bedeuten ja alle ableugnen; auch unsere Redensart „Farbe lecken" rückt damit gleich ins richtige Licht, sie heißt demnach „Farbe leugnen" und ist ursprünglich ein Kartenspielerausdruck (nicht mittun können oder nicht mittun wollen in dieser Farbe, im Stich lassen damit) und wurde dann verallgemeinert in dem Sinne, daß der andere die erhoffte Mithilfe nicht bringt. Unser Ausdruck für trocken, nämlich treuge ist dem Falle lügen-verleucken gleich (vgl. auch beugen und Buckel), desgleichen römplackern und plagen.

Die anderen Fälle (b f pp [pf] und d t tz ss), die ohne Kenntnis der hochdeutschen Lautverschiebung nicht recht einleuchtend sind, werden erst später besprochen werden, nur daß Verdoppelungen wie Rappe zu einfach Rabe, Schuppe zu schaben, so auch Rippe zu mundartlich rībe steht, mag hier bemerkt sein.

Die Völkerwanderungszeit hinterläßt auch in der Sprache ihre Spuren.

Nehmen wir den Faden der Geschichte wieder auf: die Germanensprache spaltete sich im Laufe der Zeit und mitbedingt durch die Siedlungserweiterungen in Nord-, Ost- und Westgermanisch; das letztere wurde im heutigen Deutschland gesprochen; in der Völkerwanderungszeit (400—600 n. Chr.) waren die Westgermanen noch eine ziemliche Spracheinheit, die Engländer aber trennten sich um diese Zeitwende räumlich und sprachlich ab von uns, das (jetzt wenig bedeutsame) Friesisch bekam eigene Gestalt und auch das Deutsche bildete sich

1) Fälle wie römsābln—römsāpm, schībm—schipm udgl. werden später, weil zu wenig zahlreich, nicht mehr berührt, nur f, pf und t, tz.

selbständig weiter. Niederdeutschland allerdings blieb[1]) sprachlich ziemlich altväterlich (bis auf den heutigen Tag). Dagegen begannen die oberdeutschen Alpler zur Zeit der Merowinger die 3 harten Laute p t k zu wandeln und zwar alle t teils in ʒ, teils in ss, die p in pf oder in ff, k in kch und ch[2]). Die Schweiz, Tirol, Oberbayern führten die Änderung restlos durch. Wie wenn man einen Stein ins Wasser wirft und sich dann Wellen bilden, so zog diese Neuerung immer weitere Kreise nord- und westwärts durch deutsches Land, aber je weiter weg, um so schwächer wurde die Kraft und versiegte schließlich, ehe sie ans Meer kam. Niederdeutschland wurde infolgedessen nicht berührt und blieb bei der alten Sprechweise; damit war der Grund gelegt zur Spaltung der einheitlichen deutschen Sprache in die verschiedenen Mundarten. Wir in Mitteldeutschland machten diese Neuerung mit, aber nicht ganz. Man heißt diese Lautveränderung die hochdeutsche Lautverschiebung. Ober- und Mitteldeutschland hatten sich sprachlich gewandelt und sich dadurch von Niederdeutschland getrennt, sie heißen von nun ab Hochdeutsch (abgekürzt hd.). Den Zustand vor der Lautverschiebung — also wie vor eineinhalbtausend Jahren unsere Voreltern einst etwa gesprochen haben mögen — soll eine Sprachprobe aus dem altertümlich gebliebenen Altniedersächsischen zeigen und zwar, weil am leichtesten verständlich, das Vater unser[3]); es ist allerdings nicht ganz wörtlich, weil in Stabreimen gedichtet.

Fadar ûsa — firiho barna,
Vater unser, — der Menschen Kinder,

thu bist an them hôhon — himila rîkea,
Du bist in dem hohen — Himmelreiche,

gewîhid sî thîn namo — wordo gehwiliko.
geweiht sei dein Name — unter den Worten allen.

Kuma thîn — kraftag rîki.
Komme dein — mächtig Reich,

Werđa thîn willeo — obar thesa werold alla,
Werde dein Wille — über diese Welt allerorts

sô sama an erđo, — sô thar uppa ist
so wie auf Erden — so dort oben

an them hôhon — himilo rîkea.
in dem hohen — Himmelreiche.

Gef ûs dago gehwilikes râd, — drohtin the gôdo,
Gib uns der Tage jeglichen Vorrat, — Herr du guter,

thîna hêlaga helpa, — endi alât ûs, hebenes ward,
deine heilige Hilfe — und erlaß uns, Himmelswart,

managoro mênskuldio, — al sô we ôđrum mannum dôan.
die mancherlei Meintaten, — ganz so wir anderen Menschen tun.

Ne lât ûs farlêdean — lêđa wihti
Nicht laß verleiten uns — leidige Wichte

sô ford an iro willeon, — sô wi wirđige sind,
so weit in ihrem Willen — wie wir würdig sind,

ak help ûs wiđar allun — ubilon dâdiun.
sondern hilf uns wider alle — übele Taten.

---

1) Nur th, das im Englischen noch heute wie in alten Zeiten gesprochen wird (Smith=Schmied), ging damals in ganz Deutschland, das Niederdeutsche und Niederländische mit eingeschlossen, in d über.

2) Und die d wurden zu t.

3) Das ganze Werk heißt Heliand (=Heiland) und wurde verfaßt etwa um 830 zur Bekehrung der alten Sachsen (das waren damals die Bewohner des heutigen Westphalen); es ist ein Epos nach Art der damaligen Volksſängerlieder, um Leben und Lehre Jesu Christi dem deutschen Gefühle recht nahe zu bringen.
Zur Aussprache: Die th im Anlaute mancher Wörter sind stimmlose Zahnreibelaute (wie im engl. thing „Ding"), im Wortinlaute steht dafür d, weil erweicht zu stimmhaften Zahnreibelauten (gesprochen wie in engl. father „Vater").

Wenn wir niederdeutsche (oder auch englische) Wörter, die also den alten Bestand an Mitlauten noch zeigen, den durch die hd. Lautverschiebung hindurchgegangenen hochdeutschen Formen unserer Schriftsprache gegenüberstellen, so sehen wir, daß es einen Unterschied ausgemacht hat, ob das alte t im Anlaut gestanden ist, ob es im Wortinnern stand oder ob es im Auslaut stand, aber auch ob es allein stand oder mit einem andern Mitlaut zusammen[1]), außerdem noch, ob es einfaches t war oder doppel tt.

Beispiele für germ. t:

Anlaut: engl. two, hochdeutsch zwei.

Inlaut und Auslaut, alleinstehend, aber einfach: engl. foot hochd. Fuß, niederdeutsch Flotte hochdeutsch Floß, engl. street Straße, niederdeutsch waterkante Waterloo Wasser, Wittenberg Weißenberg, Sneewitchen Schneeweißchen, Klaus Groth hieße bei uns Groß, Tvoote Zufuße und Nettelbeck hätte sich Nesselbach zu schreiben.

Inlaut und Auslaut, mit einem anderen Mitlaut oder verdoppelt: für Hertogenbosch (Schloß in Holland) würden wir Herzogenbusch sagen, Kortum, der Verfasser der Jobsiade, hieße bei uns Kurzum, für holt sagen wir Holz, engl. little heißt im Deutschen lützel (vgl. die Lützelburger), die Gottesgeißel hieß 450 noch Attila, später wurde (mit Umlaut) Etzel daraus. — Wie s und ts wechselt, je nachdem ob einfach t oder tt zugrunde lag, läßt sich sehr schön an schwachen Zeitwörtern sehen; sie wurden meist von den starken gebildet und zwar vom Stamme der Vergangenheit mit Hilfe der Endung -jan, z. B. trinken trank: trank-jan, heute tränken, fahren fuhr — führen usw., trat aber das j an ein t dabei an, so war (außer Umlaut) auch eine Verdoppelung die Folge; weil aber durch die hd. Lautverschiebung einfach t nur s wird, doppel tt jedoch ts, so haben die zusammengehörigen Zeitwörter den Wechsel von s und ts (geschrieben tz):

starkes Zeitwort:		schwaches Zeitwort davon:
reißen	riß[2]) —	ritzen
schleißen	schliß —	schlitzen
essen	aß —	(atzen), ätzen
(sitzen)	saß —	setzen.

Damit erklären sich mundartliche Ausdrücke wie „mit der Türe schmitzen“ (schmeißen schmiß — schmitzen) oder fletzern (vergießen oder vom Regen gesagt), es ist flötzern und gehört zu fließen floß; beißen biß liefert pitzln (zerkleinern) und zu stoßen gehört der Ausdruck a schtutz (Neckstoß mit dem Kopfe).

Beispiele für germ. p:

Im Anlaut wird pf daraus, es gab aber nur ganz wenig echt deutsche Wörter mit diesem Anlaute, meist sind es Wörter aus der Fremde. Lat. papa (vgl. russisch Pope) wird Pfaffe, planta wird zu Pflanze, porta zu Pforte und solche ähnliche mehr.

Im Inlaute und Auslaute, allein, wird f: niederdeutsch schlapp ist hochdeutsch schlaff, holländisch Diepenheim wäre bei uns Tiefenheim usw. Im In- und Auslaut, an einen Mitlaut angelehnt, sieht man das Erlahmen der Kraft, sie hatte sich auf dem Wege von Süddeutschland bis zu uns herauf eben verbraucht; nach r und l entstand noch zur Not pf, es vereinfachte aber bald in f

1) Darauf beruht z. B. der Unterschied zwischen zwanzig gegen dreißig (nicht dreizig!).
2) Engl. to write zeigt das ursprüngliche t noch, Reißzeug, Grundriß, Aufriß die Wirkung der Lautverschiebung.

(helfen, scharf, Dorf [nd. dorp][1]), neben anderen stützungskräftigeren Mitlauten ließ sich p nicht verschieben (strump, kʰlåmp [Krampf], gesempe [Gesümpfe], ståmpm [stampfen], dump [dumpf] usw.); doppel pp natürlich erst recht nicht (zöppel [Zipfel], åppel [Apfel], kʰeppel [Köpfelein], stoppen [stopfen], hoppe [Hopfen], schnoppen [schnupfen] usw.[2]). Wenn die Schriftsprache, die doch aus einer ähnlichen Mundart hervorgegangen ist, öfters den verschobenen Laut pf zeigt, so ist das der süddeutsche Einfluß der kaiserlichen Kanzlei in Wien auf die werdende Schriftsprache, dem Luther nachgeben mußte. Ähnlich wie oben bei t, seien auch hier starke und daraus abgeleitete schwache Zeitwörter gegeben, um die verschiedene Entwicklung von einfach p und doppel pp zu beobachten: raufen — roppen (rupfen), triefen — troppen (tropfen), saufen — suppen[3]), wejfen (von schlenkerndem Gange gesagt; [vgl. dazu die Gärnwejfe; wer kennt noch das Gerät, das pendelnd hin und her gedreht wurde beim Garnaufwinden?]) gehört zu wippen[3]); schliefsch (vom Brote gesagt) zu schlüpfrig, ferner Kʰlaffer (Klappertopf [Pflanze] Alectorolophus) zu kʰlåppern und schleifen — schleppen[3]).

Endlich der dritte harte Laut k: auch bei ihm war die Kraft nicht überall stark genug. Im Anlaut wurde k bei den Alplern zwar zu kch ganz hinten in der Kehle, bei uns aber nur zum behauchten kʰ. Im In- und Auslaut wird ch; niederdeutsche und englische Formen hochdeutschen gegenüber gestellt können das leicht erklären: ik, mik, ich, mich, Luke Loch, Mecklenburg Michelsburg, Anke van Tharow Annchen von Tharau, Moltke ist (Hel)moltchen, Männeken Männchen, engl. Cook Koch usw. Doppel kk bleibt bei uns[4]). Entwicklung von einfachem k gegenübergestellt doppeltem kk zeigen folgende Beispiele: Dach—decken, wachen—wecken, stechen—stecken, brechen—einbrocken (mundartlich bråken, auch hieher brikl) und wohl zu siech—sikln (langsam arbeiten).

Nach dieser zweiten, auch ziemlich einschneidenden Lautverschiebung war der Stand der Mitlaute, die ja das Knochengerüst der Sprache sind, keiner weiteren Umwälzung mehr unterworfen — bis heute nicht, von Kleinigkeiten abgesehen, wie sie das Wachstum einer Sprache natürlich immer mit sich bringt.

Die Zeit Karls des Großen.

Im VIII. Jahrhundert einsetzend, hat eine Sprachänderung weitere Kreise gezogen, es ist der Umlaut, genauer gesagt der i-Umlaut: Graf—Gräfin, Ruhm—rühmlich, Rohr—Röhricht, Bauer—bäuerlich usw. An schwachen Zeitwörtern mit umlautfähigem Stamme zeigt es sich auch wieder deutlichst, z. B. trinken trank (getrunken): trank+jan ergibt trankjan und weiterhin tränken, das j verklingt dabei. Fahren fuhr—führen, fließen floß—flößen, dringen drang—drängen usw. Unsere Rechtschreibung schreibt ä nur dort, wo gefühlsmäßig heute noch an ein Grundwort mit a erinnert wird, ist aber der Zusammenhang nicht ganz unzweideutig, so schreibt sie lieber einfach e, z. B. Mensch, obwohl es zu Mann gehört, aber der Zusammenhang wird nicht mehr gefühlt; Attila Etzel; Schenke trotz Herkunft von Schank und Eltern trotz alt, älter; Stengel gehört offenbar zu Stange, Gesperre ist Sparrenwerk, angestrengt (ein Fuhrmannsausdruck) eigentlich „in den Zugsträngen" bedeutend usw. in hundert Beispielen, kein Wunder, wenn wir e schreiben in sinken sank—senken, springen sprang—sprengen, schwimmen schwamm—schwemmen udgl. In unserer Mundart kann man aber trotz der ungenauen „Recht"-

1) Ähnlich zu erklären ist wohl Übergang von tz in ss nach Zwielaut: heizen aiheissen, beizen beissen, Weizen weisse.
2) In dieser Beziehung bleibt unsere Mundart auf dem **alten** Standpunkte wie das Niederdeutsche, aber ein Einfluß des Niederdeutschen auf unsere Mundart hat **nicht** stattgefunden, das sei ausdrücklich hervorgehoben, weil das immer wieder fälschlich behauptet wird.
3) Bei diesen Wörtern hat auch die nhd. Schriftsprache jetzt unser mitteldeutsches pp bevorzugt, im mittelalterlichen Hochdeutsch hieß es supfen, wipfen, sleipfen, diese Sprache hatte ja süddeutsche Grundlage.
4) Was wurde in Süddeutschland, wo die Kraft sich voll auswirkte, daraus? Die Gleichung für Einfachheit zur Verdoppelung lautet bei t (s : ts), bei p (f : pf) und bei k (ch : x).

schreibung sehen, ob altes aus indogermanischer Urzeit ererbtes e vorliegt (es gibt ja noch solche, wie wir auf Seite 11[3],12 gesehen haben[1]), diese sind heute stets a geworden (nām, halfm, draschn, assn, kʰwalln (quellen), traffm, wārdn, schwaster, wāter, barg usw.), während die jetzt besprochenen umgelauteten ä (meist) mundartlich ä oder ee geblieben sind (stängl, gespärre, wärm, färtch; zeene, a greebt, gleesern usw.); allerdings verquicken sich dabei die Verhältnisse etwas, weil noch ein zweiter Umlaut damit kreuzt.

Das schwache[2]) Zeitwort zeigt also oft Umlaut, doch merkwürdiger Weise nicht in allen Formen z. B. heißt zu brennen die Vergangenheit brannte, nicht etwa brennte, obwohl wir dehnen dehnte und nicht dahnte sagen, ferner nennen —nannte, rennen—rannte, kennen—kannte, bei wenden, senden bestehen zwei Formen. Die Ursache solcher Umlautlosigkeit ist die, daß oft[3]) das umlautbewirkende =i= zwischen Stamm und Endung ganz und gar schon eingeschrumpft war, bevor in althochdeutscher Zeit das Umlautgesetz zu wirken begann. Unsere Mundart hat solche umlautlose Vergangenheitsformen noch bei stellen (also stellen stallte gestallt), trennen, wecken, schmecken, strecken, stecken, decken, recken (=reichen), schenken; erzählen (a derzālte); führen (a fūrte), fühlen, rühren; schütten (a schutte), hüten; setzen, schöpfen (scheppm, a schäppte), knüpfen (kʰnöppm a kʰnäppte); drücken (a drockte), rücken[4]), stricken; kʰeifen (a kʰoufte); würgen (wörgn „umhalsen", a worchte), fürchten (färten a förte), hören (a hörte); kehren (a kʰoarte).

Unsere Mundart hat manchmal in Wörtern den Umlaut, wo ihn die Schriftsprache nicht hat, es ist auch hier wie bei pf Einfluß auf die Schriftsprache von den süddeutschen Mundarten her durch die kaiserliche Kanzlei in Wien (und Prag). Die Ausbreitung des Umlautes ging den umgekehrten Weg wie die hochd. Lautverschiebung, nämlich von Nord nach Süd, büßte dabei auf dem Wege auch an Kraft ein, sodaß wir in Mitteldeutschland mehr umgelautete Formen haben müssen wie etwa Österreich und Bayern. Die abweichenden Mundartformen sind: hüngern, süchen, sich dücken, fünkeln, münkeln, schüppen (schupfen), pülvern, kʰeifen (kaufen[5]), glejben (glauben), tejfen (taufen), rejfen (ausraufen), derlejben (erlauben), kʰäun bräun (kauen brauen), abrejmen (zu Roum=Rahm, abrahmen), breedln (brodeln), kʰömst kʰömt (du kommst er kommt), (wie würde zu wurde, so auch söllte und wöllte zu sollte und wollte), Holz=, Bornmächer, Hand=länger (der Name Baumheier ist =hauer), ünslt (Unschlitt), üm, nüm, rüm, vör, vöder (vordere), söche ist sölche, öber[6]), kʰüppern (kupfern), lejben (Lauben), schejbe (Schaube am Dache), hejt (Haupt), troje (Trauung), scheeber (Schober) und noch etliche mehr. Ohne Umlaut bleibt pflocken (pflücken), weil Fremdwort; kʰwoal ist eine andere Bildung als Quelle, nämlich Quall, ebenso droasch (eigentlich Dreschlärm) und Woalflejsch.

Außer den Veränderungen durch den Umlaut, der sich von der althochdeutschen Zeit d. i. die Zeit Karls des Großen (768—814) bis über die Jahrtausendwende hinaus allmählich durchsetzte, erlitt die deutsche Sprache keinerlei erhebliche Umgestaltung, nur die voll in allen Vokalen klingenden Endungen wurden unter dem Einflusse des Hochtones farblos bis in Mittelhochdeutsche Zeit (abgekürzt mhd.) d. i. die Zeit um 1200, die Zeit der mächtigen Hohenstaufen Friedrichs Barbarossa und seines Enkels Friedrichs II.

1) Man erkennt sie meist am Wechsel mit i (nimmst, hilft, drischt, ißt u. s. f.).
2) Schwach deshalb genannt, weil es nicht aus innerer Kraft heraus durch Ablaut die Zeiten bilden kann, vielmehr dazu Endungen braucht, welche (wohl frühzeitig zusammengeschrumpfte) Formen von tun sind, z. B. hörten aus hör-taten.
3) D. h. bei langstämmigen, bei kurzstämmigen aber nicht; die genauere Begründung gehört in die althochdeutsche Sprachlehre.
4) Deshalb verrückt = verrockt.
5) köüfn ist die Grundform, vgl. über eu äu als ej und oi Seite 33.
6) ünderteil Rockenunterteil.

Vom Mittelalter zur Neuzeit.

In den nächsten 300 Jahren sind eigentlich auch nur 3 etwas auffallendere Veränderungen in unserer Sprache vor sich gegangen, nämlich 1. Dehnung kurzer Selbstlaute und zwar zuerst a) in allen einsilbigen Wörtern mit ursprünglich einfachem Mitlauterschluß; die Preußen sagen noch heute dass, Glass, ichch makk, wir aber sprechen jetzt daas, Glaas, iech maag usw., dabei ist Schriftsprache und Mundart gleich verfahren. Da sich aber die Doppelmitlauter ss ff tt ll pp nn mm kk (die wir früher zwar nicht doppelt, aber wirklich lang sprachen — wie etwa die Italiener ihre Doppellaute) in neuerer Zeit auch vereinfachten, so ging unsere Mundart folgerichtig den begonnenen Weg weiter über die Schriftsprache hinaus und längte auch vor diesen einstigen Doppelmitlautern, was die inzwischen festgelegte Schriftsprache nicht mehr tat; dadurch entstand zwischen Mundart und Schriftsprache der Aussprachеunterschied in Einsilbern: mundartlich gelängt worden, schriftsprachlich kurz geblieben: naß Faß[1]) Riß[1]) Gebiß Schiff[1]) Griff[1]) Schnitt Tritt Blatt[1]) satt Stall[1]) Ball[1]) Topf[1]) Kopf[1]) Mann[1]) kann Pech[1]) Blech[1]) Dach[1]) Loch[1]) Dreck[1]) Fleck[1]) Schock[1]) Pflock[1]) Stamm[1]) Schlamm[1]); Busch[1]) Tisch[1]) Wisch[1]) udgl. spricht heute die Mundart lang; auch: Satz Ritz Schlitz Klotz[1]) Pferd Garten (Bart Ort) kalt alt und ähnliche. b) in sog. offener Silbe, wobei sich aber unsere Mundart vollkommen mit der Schriftsprache deckt. Ferner 2. Vereinfachung von Zwielauten: so wurde uo (über ue) zu langem ū (mhd. luogen schauen, österreichisch noch ue vgl. Lueger mit der Betonung auf dem u!, schriftsprachlich „Wir lugen hinaus . . . .“; das o wurde früher häufig (statt neben) über das u geschrieben, unser u-Häkchen ist davon noch ein Rest,) und ie wurde zu langem ī; die Alpenländer sprechen es noch wie früher, z. B. Lienz, Brienz (auf dem i liegt der Ton! das e klingt nur nach), wir in der Mundart haben diese Aussprache aufgegeben, ebenfalls die Schriftsprache, aber in der Schreibung schleppen wir als sog. Dehnungs-e den früheren Sprachzustand noch mit. Ferner erfolgte 3. Zwielautbildung aus langem

1) Wird ein solches Wort aber zweisilbig, also im 2. und 3. Falle der Einzahl und in der Mehrzahl, ist sofort die alte Kürze wieder da, z. B. pflouk, aber midn pflocke, pflecke; püsch em posche, pösche: moan manner udgl.

î zu ai, aus langem ǖ (geschrieben iu) zu eu (gesprochen oi) und aus lang û zu au hin[1]).

Die s=Verbindungen sm sn sl st sp, die im Mittelalter mit einer zwischen s und sch in der Mitte liegenden Aussprache gesprochen wurden, sind heute in Ober=Deutschland in allen Stellungen (an=, in= und auslautend) in sch übergegangen: Schtein, schtehn, schnell, schwer, Schpiegel, schmecken, Schlag, nimmscht, Puschtertal, heiliger Geischt usw., während man in Niederdeutschland S=tein, s=tehn, s=nell, s=wer, S=piegl, s=mecken, S=lag udgl. hören kann. Mitteldeutschland und mithin die Schriftsprache steht auch hier seiner Lage gemäß in der Mitte: sch im Wortanfang[2]) und s im In= und Auslaute; unsere Mundart hat auch nach r den sch=Laut: Bürschte, Garschte, Farsche, Ditterschbach, Hiersche udgl.

Daß wir zwar ch in Wörtern wie nicht, acht, braucht usw. schreiben und sprechen, daß wir aber sechs, Wachs nur noch schreiben, aber seχ, Waχ sprechen sollen, sei nur kurz erwähnt.

Als es am Beginne der neuhochdeutschen Zeit (1520) Luther glückte, seiner thüringischen Mundart (etwas angeglichen an die kursächsische Kanzleisprache in Meißen[3]) bei allen Deutschen Anerkennung als Schriftsprache zu verschaffen, da wurde damit freilich auch der bis dahin erreichte Sprachzustand auf diesem Punkte festgehalten, die Schriftsprache blieb seither fast unverändert, unsere Mundart hat also — weil wir ja auch thüringischer Herkunft sind — um 1500 fast so wie unsere Schriftsprache ausgesehen, in den seither verflossenen 400 Jahren ist sie aber weiter gewachsen, zwar die Mitlaute sind unverändert geblieben, aber der Stand der Selbstlaute ist ganz beträchtlich umgeformt. Doch zuvor noch einige Einzelheiten.

Schrift und Aussprache.

Die Schreibung ist noch lange nicht die Sprache selbst, die Kleidung ist ja auch nicht der Mensch, nur Hülle, und wie bei der Kleidung auch das Abgetragene nach und nach abgelegt wird, so auch bei der Schreibung; wir sehen 2 Buchstaben, f und v, für denselben Laut z. B. Fisch Th. Vischer, Feld Velden am Wörthersee, Graf Gravenstein, voll Fülle, Ufer Hannover, fliegen Vogel; wir haben das Gefühl, v wird demnächst aus der Schrift verschwinden, die Schrift schleppt hier etwas bereits Abgestorbenes noch mit; es ist so: im Mittelalter unterschied man in der Aussprache deutlich zwei f=Laute, bezeichnete sie demgemäß auch verschieden in der Schrift, der heutigen Schriftsprache ist der Unterschied in der Aussprache abhanden gekommen und sie schleppt deshalb förmlich interesselos nur noch den zweiten Buchstaben mit. In unserer Mundart kann man jedoch noch im Innern[4]) der Wörter einen Unterschied genau hören; lies laut

schloufen (schlafen) und gleich darauf	grouven (Grafen), ebenso
kʰejfen (kaufen) und dann	grieven (Fleischbrocken im Fett)
lejfln (enthülsen)	gejorich
halfen	mida wölon
graifm	taiol
loufm	schwāol
haufm	schāver (Schabe)
wejfm	schiever, kʰievln (kauen), zievern

1) Verständnis für Ortsnamenerklärung wie slawisch Budissin zu deutsch Bautzen, Usti—Aussig. Lipa—Leipa u. s. f. setzt Kenntnis dieses Lautgesetzes voraus.
In der Schriftsprache sind diese û- und î-Abkömmlinge (also au und ai) mit den alten ei und ou zusammengefallen in (gesprochenes) au und ai (einerlei wie geschrieben), während unsere Mundart beide Gruppen heute noch scharf auseinanderhält als au ai — ou ej.
2) Die Schreibschrift ging nicht einmal ganz mit, st sp blieb.
3) Über den Wiener Einfluß beim Umlaut und bei pf war früher die Rede.
4) Der Anlaut ist mundartlich stets lind, Auslaut stets verhärtet.

(klappern vor Kälte), geschwievlt (übervoll), ufkʰūom (auf die Schlittenkufen treten), gelievver (Krankheit der Gelenke), sich zesam hievern (niederkauern vor Kälte oder Angst) udgl. In den einen Wörtern wird ein scharfer f-Laut gesprochen, in den andern dagegen ein linder[1]). Der Grund für diesen Unterschied, den die Schriftsprache schon aufgelassen hat, geht bis auf die hochdeutsche Lautverschiebung zurück. Alle f nämlich, die aus p damals entstanden, wurden härter gesprochen als die damals schon von früherher vorhandenen f[2]).

Ebenso haben z. B. Haindorf, Mildeneichen, Liebwerda (auch Lusdorf) und Neustadt eine Aussprache des g getreulich bewahrt, die wahrscheinlich sehr sehr alt ist (vgl. auf Seite 10 die Bemerkung „mit Vorbehalt"); man spricht nämlich dort im Inlaut der Wörter das g wie ein weiches ch oder (wenn man will) wie ein hh oder scharfes j; es ist die Geschichte des Mißverständnisses zwischen Gast und Wirt: Der Gast fragt: „Kann man hier Rum kriegen?" der Wirt versteht „rumkriechen" und schnauzt: „Nein da muß man sitzen bleiben". — Bei einer genauen lautlichen Umschrift der Mundart schreibt man für diesen linden reibenden Laut das Zeichen ʒ. tāʒə Tahhe Tage, tsīʒə Ziehe Ziege, kʰlāʒə Klahche Klage. Die Bühnenaussprache verlangt stets g[3]), obwohl auch viele Norddeutsche des Tāches, die Wēche udgl. sprechen und sich sogar Blüthgen, Kügelgen, Simmgen udgl. schreiben.

Um dem landläufigen Irrtume, die Wörter der Mundart seien Willkürlichkeiten, seien ein verdorbenes Deutsch, kräftig entgegenzutreten und immer wieder das ganz gesetzmäßige Wachstum der Mundart neben der Schriftsprache aufzuzeigen, soll folgendes Beispiel dienen: Wir sagen schriftsprachlich **zw**ängen, wo wir in der Mundart **qu**engen sagen und heißen nach der Schrift zwicken, was wir zu Hause quicken nennen; das ist nun so: im Mittelalter begannen diese (wenig zahlreichen) Wörter alle mit tw, dieser Anlaut ist jedoch später in einigen Mundarten zu zw, in anderen (darunter auch in unserer) zu qu geworden; die Schriftsprache, die aus verschiedenen Gegenden gelegentlich ihren Wortvorrat holt, hat qu und zw nebeneinander z. B. in quer, aber Zwerchfell (was doch das **quer** durch den Bauch gespannte Fell ist); mustern wir unsere mit qu anlautenden Wörter der Mundart durch und schlagen wir daneben in einem mittelhochdeutschen Wörterbuche die mit tw beginnenden Wörter nach, so finden wir, daß das im frühen Mittelalter aus dem Slawischen entlehnte Wort (für Topfen, Käse, Lab udgl., wie die gestockte Sauermilch heißt) twarog heute bei uns zu Quark geworden ist, während es dafür in Iglau z. B. Zwark heißt; wenn ferner das alte Wort für Handtuch (twehele) bei uns nicht ausgestorben wäre, müßte es Quehle heißen wie z. B. in Braunau und schließlich müßte das schriftdeutsche Wort Zwerg (weil die mhd. Form dafür twërc ist) heute in unserer Mundart Quarg [und Zwerglein (mhd. twirgelîn) Quirgl] heißen; möglich wäre es immerhin, daß sich dieses Wort, das mit obigem Worte für Milchquark also nichts zu tun hat, irgendwie in einem Namen oder einer Redensart bei uns gehalten hat.

Bevor ich weitergehe, muß ich endlich über die Schreibung der Mundart das Nötigste sagen; bisher habe ich Laute, die der Schriftsprache nicht angehören, möglichst vermieden, den reibenden ʒ-Laut habe ich vorweg nehmen müssen, auch den Unterschied zwischen den Reibelauten v (lind) und f (scharf) dargelegt; w, h, j zeigen nichts Besonderes, aber daß es noch weitere 4 Reibelaute gibt, muß

1) Daß Studierte dieses deutsche v in Namen wie Hannover Lavamünd Voss Virchow Villach udgl. wie lateinisch w aussprechen, ist bedauerlich, bald werden solche Leute Vogel wie Wogl sprechen.
2) Woher stammen diese? (zurück auf Seite 10), warum ist im Anlaut stets nur lindes v? (Seite 16), warum Auslaut stets hart (wird Seite 24 kommen).
3) Ausgenommen -ig, ʃ u. Seite 35[8].

hervorgehoben werden, nämlich ein scharfes ss und ein weiches s, was man besonders nach Länge deutlich in der Schrift unterscheiden muß (waissn weißmachen —wais zeigen), weich ist der Laut auch stets im Anlaut (sain sein, sīben sieben)[1]); ferner 2 sch, meist ist es hart, ganz selten kommt aber auch ein weiches vor, für das hier jedoch kein eigenes Zeichen erst eingeführt werden soll: (nūschln [durch die Nase reden], hūschln [schnell aber schleuderhaft arbeiten], glīschern [fortglimmen], genänschl [undeutliches Sprechen], hīrsche [Hirse], meerschl [Mörser], auch oft hejscher [heiser], vāschl [Faser] und etliche mehr). Eine 2. Gruppe der Mitlaute, die man besser Geräuschlaute benennt, umfaßt die Verschlußlaute, sie sind im Gegensatz zu den vorher aufgezählten Reibelauten, die beliebig lange ausgehalten werden können, von nur augenblicklicher Dauer, sie stellen Platzgeräusche dar, denn sie entstehen dadurch, daß der Mundverschluß durch den Luftstrom aufgesprengt wird; wird dieser Mundverschluß gebildet von Zunge und Zahnfleisch, so entsteht bei der Sprengung t, beziehungsweise d; wird der Verschluß mit den Lippen gebildet, so entsteht p bzw. b und wird der Verschluß gebildet mit dem Zungenrücken gegen den Gaumen, so entsteht k oder g; da an derselben Mundstelle wie letztere auch die 2 Reibelaute ch und ʒ gebildet werden, heißt man diese 4 zusammen (etwas ungenau) Kehllaute; ebenso verwandt sind p b v f unter einander als Lippenlaute und t d ss s als Zahnlaute. Die Verwandtschaft der je 4 Laute untereinander zu beachten, empfiehlt sich zum Verständnis der Lautverschiebungen.

Sprich das Wort ich und gleich darauf das Wort ach und wiederhole das schnell hintereinander etlichemal, so wirst du fühlen, daß bei ich das ch weiter vorn im Munde und bei ach weiter rückwärts, in der Kehle gebildet wird, eine verschiedene Schreibung führen wir nicht erst ein hier, weil sich das ch nach dem vorhergehenden Selbstlaute richtet, in der Mundart bei uns aber doch nicht immer; altes indogermanisches e (das mit i wechselt) ist zwar bei uns a geworden, aber das darauffolgende ch wird immer noch an der alten e (i)-Stelle im Munde gebildet, sodaß ein Unterschied in der Aussprache des ch nach einem mundartlichen a besteht z. B. Blech und Dach heißen blāch und dāch, Pech und schwach beide mit a pāch und schwāch, sind aber im ch verschieden; dasselbe gilt bei k, also ein Unterschied zwischen Tag und Dreck tāk und drāk, zwischen Schlag und Weg schlāk und wāk, ich werde in solchen Fällen stets ein kleines i drüberseʒen und schreiben: blā^{i}ch, aber nur dāch; pā^{i}ch, aber schwāch; ebenso tāk gegen drā^{i}k; schlāk, dagegen wā^{i}k udgl. Diese einmal mehr, das andermal weniger i-durchtränkte Aussprache kommt auch sonst vor, ein paar Beispiele als Leseübung:

ch k t d g (ʒ), n (ng) s l	^{i}ch ^{i}k ^{i}t ^{i}d ^{i}g (^{i}ʒ), ^{i}n (^{i}ng) ^{i}s ^{i}l
an der a-Stelle des Mundes gebildet:	an der i-Stelle im Munde hervorge-
Dach dāch	blā^{i}ch Blech [bracht:
schwach schwāch	pā^{i}ch Pech
	dou lānda^{i}ch da lehnt er (ſ)ich
	rā^{i}cht recht
(Zucht) Unwesen zocht	k^{h}nā^{i}cht Knecht
in der Nacht ai der nacht	nā^{i}chtn gestern nachts
	k^{h}rå^{i}cht kreucht (er kriecht)
	vå^{i}cht feucht
	vlå^{i}cht fleugt (er fliegt)*
	zå^{i}cht zeugt (er zieht)*

1) Der Grund für Weichheit oder Schärfe genau derselbe wie bei v und f, also welcher?

Die allen aus der 1dg. Urſprache ererbten s ſind weich (ausgenommen im Auslaut S. 24), im Anlaut ſind keine neuen entſtanden (denn anlautend i wurde ja ʒ), im Anlaut ſind i zu ſcharfen ss geworden (durch die Dehnung. Lautverſchiebung S. 16).

*Für die daneben vorkommenden ungekürzten Formen a vlâicht, a zâicht käme ja die Schreibung a vloicht, a zoicht mehr dem Schriftbilde entgegen, aber der Aussprachenunterschied dieses oi gegen das oi in soin (sagen), schloin (schlagen) udgl. zeigt deutlichst, daß weder reines a, noch richtiges o in diesen oi-Lauten steckt, sondern der zwischen o und a die Mitte haltende Laut å, die Mundartdichter schreiben auch z. B. leuchten l͡oajchtn, wir hier lå^{i}chtn (dazu u. Seite 30[1]).

	Sack	sāk	vlā^{i}k	Fleck	
	er mag	māk	schtā^{i}k	Steg	
	Tag	tāk	k^{h}vā^{i}ksélbər	Queckſilber	
			kā^{i}kn	quaſſeln	
	ſatt	soat	moa^{i}t	Magd	
	Mahder	māder	mā^{i}de	Mägde	
			g(e)trā^{i}de	Getreide	
	gebadet	gebåt	bå^{i}l	Beutel	
	geladet	gelåt	gelå^{i}t	geläutet	
	er ladet	låt	s' så^{i}t	es (ſeudet)	ſiedet
(tāʒ)	Tage	tāg(e)	sā^{i}g	Säge	(sā^{i}ʒ)
(k^{h}lāʒ)	Klage	k^{h}lāg(e)	jā^{i}ger	Jäger	(jā^{i}ʒər)
(trāʒ)	Trage	trāg(e)	trā^{i}ger	Tragbalken	(trā^{i}ʒər[1])

nur an manchen Orten beſteht ein Unterſchied:

voan	Wagen	voa^{i}n	
vān	Wägen	vā^{i}ne und vā^{i}ng	
håndorf	Haindorf	hå^{i}ngdorf	
sānse	Senſe	sā^{i}ngse	
hoanbänder	Windriſpen	hoa^{i}ngbänder	
gåst (geußt)	gießt	gå^{i}st	
schlåst (ſchleußt)	ſchließt	schlå^{i}st, schloist	
gevråst (gefreuſt)	gefriert	gevrå^{i}st, vroist	

auch ſelbſt in nā^{i}lchl[2]) etwa und in hå^{i}fl (Häuflein), auch bei a så^{i}ft (er ſäuft) zeigt ſich ſolche Ausſprache mancherorts.

Der Laut t wird bei uns ſtets unbehaucht geſprochen (die Bühnenausſprache verlangt th mit deutlich nachſtürzendem Hauche[3]); im Anfang der Wörter haben wir oft t erhalten, wo die Schriftſprache Erweichung in d hat: tochte, tolde, tengln, tunkl, tingen (düngen), sich töcken (ducken) uſw., auch mundartlich d gegen ſchriftſprachlich t iſt der ältere Stand: Zeedl, drummel, ai än dūne (Ton) udgl.; neu hat die Mundart aber Verhärtung (nicht umgekehrt) von d zu t in trīml Kienſpan, verterben, tachs, tutzt Dutzend und in Fremdwörtern oft. t oder d verſchwindet[4]) nach n, l und r: k^{h}äller (kälter), serrer (ſehrner), k^{h}inner Kinder

1) Die Klammer gilt für Haindorf-Neuſtadt; das fremde Zeichen ʒ wird in Mundartaufſätzen praktiſcher Weiſe durch ch erſetzt, was ja jeder einheimiſche Leſer in ſolchen Wörtern ohnedies weich ausſpricht.

2) Wörter auf l bilden ihre Verkleinerung doppelt: durch=chen+lei(n) z. B. bölchl kleiner Bohle (Balken), wobei jedoch nach langem Selbſtlaute das erſte l ſchwindet (ſog. Dissimilation) z. B. nā^{i}(l)chl Nägelchelein, trīpk^{h}oichl Treibkeulchel=Nudelwalze; auch rūöcjl wohlfeil iſt ſo erklärlich. Ähnlich ſchwindet vor der Endung =er(n) öfters ein r, z. B. fordern wird zu fodern (voudern), der vordere (oder beſſer geſagt der vördere) zu der veeder; ſo iſt unſer veedern (ſich beeilen) aus fördern entſtanden wie früher Vogel aus Flogel (zu fliegen flog geflogen) und Fuder aus Fuhr=der (zu fahren fuhr) — alſo Fahrlaſt im Gegenſatz zu Bürde, was Traglaſt bedeutet, vgl. u. Seite 33[7] — entſtanden iſt. Marſchieren wird maschirn, Garderobe wird Gadröbə, martern > mätern, der Anruf „hört ihrs" > hitersch, Erdbeeren > äpeern udgl. Auch t wird in der Lautgruppe tst nur einmal geſprochen z. B. hätteſt du > hästə, tätteſt du > tästə, desgleichen wird sts zu ts vereinfacht in ſechszehn zu ſechzehn.

3) Dieſe Vorſchrift beruht auf norddeutſchem Sprachgebrauche, iſt alſo wirklich einmal niederdeutſcher Einfluß, bedingt durch die Vormachtſtellung Berlins.

4) Nur im Süden des Bezirkes bleibt nd.

runner, nunner (hinunter, in Haindorf nonder, ronder), anners (anders), vonannerl (von einander[1]), binden und finden zu bing und ving, gesprochen wie singen in Friedland, aber wie (Bienen=) binn in Raspenau. hūwāl, heechwāl, schinwā ist Hoh(en)wald(e), Hegewald, Schönwald. pfāre (Pferde), āre (Erde), ane (ge)bīr Futter ist „eine (Ge)bürde“ Futter, wārn (werden) udgl. Im Auslaute tauchen sie allerdings wieder auf: k^{h}ālt (kalt), k^{h}int (1 Kind), pfārt u. s. f.; neuerdings entwickelt sich nach r mancherorts ein d als Übergangslaut (foardn fahren, tīrdl, beerdl udgl.).

p wird ebenfalls bei uns unbehaucht gesprochen (die Hochsprache, der wir auch in der Schule allmählich zustreben sollen, verlangt behauchte Aussprache). Daß wir im Wortinnern dort, wo die Schriftsprache pf hat, p sprechen und warum, ist erwähnt worden (dåmp Dampf, åppl Apfel, wöppl Wipfel, schoppn Schupfen, k^{h}låmp Krampf, k^{h}oup Kopf usw.). Am Wortbeginn ist bei uns sehr häufig b zu p verhärtet: printsln gehört zu brennen, plintsln zu blind (heißt die Augen zu machen), pitsln (Seite 16) zu beißen, pūtslich zu verbuttn, bībn (beben) gegen pīpln mida augn (eigentl. beben), ferner potter Butter, praus Braus, pauer Bauer, pūsch Busch, pukl Buckel, pleeken blöken, porsch Bursch, prölln brüllen, poar bar, piffl Büffel, pūde Bude, plöts Blitz und noch andere mehr. mb ist, wie schon beim n=Einschiebsel angedeutet wurde, nurmehr am Wortschluß (verhärtet zu mp) sichtbar z. B. k^{h}rump, tump usw.

k hat als einziger unter den 3 harten Verschlußlauten in unserer Mundart behauchte Aussprache im Wortanlaute: k^{h}int, k^{h}orz, k^{h}ej, k^{h}oulə, k^{h}uchn, k^{h}umm, k^{h}rach, k^{h}råft u. s. f.

Grund dafür ist folgender: Durch die hochdeutsche Lautverschiebung wurde ja t in ts und p in pf gewandelt, k hätte k^{ch} werden sollen[2]), wurde aber bei uns nur k^h[3]); die daraufhin der Sprache fehlenden t wurden damals gleich ergänzt (indem nach der hochdeutschen Lautverschiebung alle d[4]) der Sprache zu t wurden), die p fehlen der Schriftsprache bis heute (die vorhandenen sind Fremdwörter), unsere Mundart füllt aber diese Lücke aus den b=Vorräten aus, ebenso werden jetzt viele g zu k: kåkern gackern, kukn gucken, kåffm gaffen, keekn erbrechen (eigentlich gacken), nörkln nörgeln udgl., aber diese k sind unbehaucht, also ebenso wie die 2 anderen Lückenbüßer t und p.

Eine ganz allgemeine gesetzmäßige Erscheinung der deutschen Sprache überhaupt[5]) kommt in unserer heutigen Schreibung nicht zum Ausdruck, die sogenannte **Deutsche Endverhärtung** nämlich; wir schreiben Wand Sand Rad Tag Berg Staub taub Stab udgl. und sprechen doch stets am Schlusse t und p und k (unbehaucht), wir haben nämlich in der jetzigen Rechtschreibung das Übereinkommen getroffen, daß wir uns stets an den Inlaut halten und diesen auch am Wortschlusse schreiben, wenn wir ihn auch da anders aussprechen, das heißt also, wir nehmen Rücksicht auf das lesende Auge, damit es zusammengehörige Formen gleich erkennt[6]). Im Mittelalter schrieb man noch nach dem Gehör:

---

1) Die Sprache überspringt hier eine Silbe, es sollte vonanander heißen, ähnlich heißt unter den Beinen (statt underda b.) undra b., auch k^{h}irtə aus Kühhirte, schībock aus Schiebebock.
2) Ist die Antwort auf die Frage von Seite 17[4].
3) Ähnlich sind in Niederdeutschland t und p zwar nicht (wie bei uns und südlicher) zu ts und zu pf geworden, sondern nur behauchte t^h und p^h; diese Aussprache eigentümlichkeit der niederdeutschen Mundart ist es, die jetzt durch die Bühnenaussprachevorschrift auf unsere hochdeutschen t und p (die jedoch anderer Herkunft sind) Anwendung finden soll.
4) Wodurch die d ihrerseits ersetzt wurden, ist Seite 15[1] nachzulesen.
5) Die Bühnenaussprache verlangt diese Verhärtung natürlich auch.
6) Nur Mark schreiben wir statt Marg, denn ausmergeln ist ja das zugehörige Zeitwort, und Werk, denn würdig ist das Eigenschaftswort dazu, ferner Alp statt Alb, denn auch unsere Mundartausdrücke römålbn [arbeitend herumlaufen, bes. spät abends], de ålbm ziehns (heißt es, wenn das Kind im Schlafe lacht) gehören dazu.

geben gip, im lande lant, ligen lac, künege künec, wec weges, tac tages, halp halbe udgl. Bei unserer lautlichen Umschrift der Mundart richten wir uns selbstverständlich nach dem Gehöre und werden von nun ab — weil wir jetzt wissen warum — stets harten Auslaut setzen:

schmīt schmīdn, sant en sande, schtoup schteebern, hauss hoiser, gånss gense, māk mīgn udgl.[1]), das gilt, wenn die Wörter allein stehen, an den Satzschluß treten oder daß sie im Satze vor einen Mitlaut zu stehen kommen, kommen sie jedoch **im Satzganzen vor einen Selbstlaut** zu stehen, so **geht diese Endverhärtung zurück** z. B.

Rad	roat	s roat dreetsich	s roadös gekʰollert
und	unt	unt groadenä	dū und īch
Staub	schtoup	schtoup machn	n schtoubåpwöschn
gib	gip	gip hār	gibåkhār usw.,

ja was das Merkwürdige ist, in solcher Satzstellung erleiden sogar von Haus aus **harte Laute eine Erweichung:** 3 Schock, aber 3 Schog Eier, es sieht sich fremd an, wenn es geschrieben steht, und doch sprechen wir so, auch vielfach wenn wir schriftdeutsch reden[2]).

er geht	a gīt	a gīd auss	er geht aus
Not	nūt	nūd öm brūt	Not um Brot
Brot	brūt	brūdassn	Brot essen
Kraut	kʰraut	kʰraud ai leen	Kraut einlegen
Glätte	gleete	gleedaiss	Glatteis
alt	ālt	āldaussān	altaussehn
aufbetten	ufbettn	sö beduff	sie bettet auf
geh mit	gīmit	midoich	mit euch
seht seht	sat sat	sadåk sadågoa	seht nur, seht nur an
Rock	rock (rouk)	a rogausszichn	den Rock ausziehn
Kalk	kʰålk	kʰålgūom	Kalkofen
Sack	sāk	en sāgārep!	ein Sack Erdäpfel
nur	åk	ågejss	nur eins
Kopf	kʰoup	a kʰoubaischtūssn	den Kopf einstoßen
groß	grūss	grūsösa	groß ist er
vergiß nicht	vergīssnä	vergīsåknä	vergiß nur nicht
ich	īch	īz unt du	ich und du
tief	tīf	tīwackern	tiefackern usw.,

ihn und ihm (auch den und dem), die zu n werden, wirken als Anhängsel eigentümlicherweise auch so erweichend: er hat ihn a houdn, schieß ihn schoisn, wisch den Staub wösch a schtoup usw.

Wir kommen nun zu den Halbvokalen l m n ng r; sie sind wie die Vokale (Selbstlauter) Silbenträger, aber nur in unbetonten Wortsilben. Während die reinen Selbstlaute frei und ungehemmt herausströmen aus dem Mundraume, treten jenen Hindernisse in den Weg, die den Luftstrom ablenken, sie ähneln darin schon den Mitlauten (Geräuschlauten), denen sie auch meist zugezählt werden. Beim l stemmt sich die Zunge richtigerweise an die Zähne, der Luftstrom wird seitlich daran vorbeigetrieben; es herrscht aber im Friedländischen Bezirke und

1) Das Auslautgesetz gilt auch bei Zusammensetzungen Kerbholz kʰarpholts, wintweebe usw. und auch vor den harten Endungen t und st geeben gipt gipst, raiben raipt raipst u. s. f.

2) Die Hochsprache anerkennt dieses mundartl. Gesetz der Erweichung im Satzzusammenhange nicht, sie fordert auch im Satze die Beibehaltung der Laute, so wie sie am einzelnstehenden Worte klingen.

weit über die Landesgrenze hinaus über das Zittauische weg bis Georgswalde und weiter eine andere Aussprache des l, die Zunge wird nämlich nach oben hin zurückgebogen, manchmal sehr stark (das Zeichen für diesen Laut ist dann ł), manchmal sogar so gestellt, daß ein u-ähnlicher Laut entsteht, die Städter bemühen sich unter dem Einflusse der Schule, diese Aussprache abzulegen, die Dorfbewohner schwächen sie im Gespräch mit Fremden ab, junge Leute haben sie schon weniger als die älteren. Überall kann man Zipfl, Töpfl, Semmel hören etwa als zöppł, töppo, zöpå oder sammo, auch töppu und sammu, schtuppurībm sind also Stoppelrüben, ja Keller und Teller spricht man nicht nur wie k^halłer, talłer mit ganz hinten im Mundraum gebildetem ł, sondern gelegentlich noch so wie k^hauer, tauer; daß demnach Kalk wie k^hauk und Holz wie houts gesprochen wird, nimmt nicht weiter wunder. Da also ł oft u-artig wird, verschmilzt es mit vorausgehendem u, z. B. atschū (in der Schule), vū (voll); und da ja nd meist nn wird (Seite 23), so wird aus Bullendorf (über Bułłndorf und Bunndorf) Bunnorf. Du bist bei uns in einer Gegend, wo du ruhig für halb haup und für Vogel vouchu sagen kannst, du wirst verstanden.

Daß die Stadt-Friedländer das r nicht mit der Zunge vorn im Munde, sondern mit dem Zäpfchen hinten in der Kehle bilden, ist ihr Erkennungszeichen.

Das ng ist eigentlich jetzt ein ganz einheitlicher Laut, nicht n+g, er sollte auch das Einheitszeichen η haben, dem Setzkasten des Druckers zulieb wollen wir aber auch weiterhin ng hier schreiben, uns aber durch das kleiner daneben gedruckte g stets daran erinnern lassen. Tritt dieser Laut ans Wortende, so wird in unserer Mundart durch die Endverhärtung ngk daraus, also lang langk, jung jungk, ging gingk usw. Die Bühnenaussprache allerdings duldet dieses k als mundartlich nicht, sprich einmal Dinger und laß die 2. Silbe weg, so hast du die einwandfreie Bühnenaussprache von Ding, während wir meistens auch beim Schriftdeutschsprechen noch k anhängen[1]), wie wir es von der Mundart her gewöhnt sind.

Die Geräuschdoppellaute (Konsonantendiphthonge): pf, ps, z, x, qu, tsch sollten, weil zusammengesetzt, folgerichtig bei einer genauen lautlichen Schrift alle mit ihren zwei Bestandteilen geschrieben werden, also pf, ps, ts, ks, k^hw, tš, wir wollen hier, einer bequemen Leserlichkeit halber, nicht gar so genau sein.

Der Tonkuckuck.

Beim Beispiele langstn (Seite 9) haben wir den Einfluß der Betonung erwähnt, wir fühlen ihn deutlich, wenn wir neben einander halten: **d**ū bist's? wenn**d**ödenkst, dåss**d**mersgibst; åk **ej**ne? **an** grüsse! **n'** rā^{i}cht grüsse. Hinauf wird nuf, heraus wird raus, darinnen drinn, das Kind s'k^hint, die Augen d'ougn usw.

Seite 18 war davon die Rede, daß infolge der Erstbetonung die vollen Endvokale des Althochdeutschen allmählich verblaßten bis in mittelhochdeutsche Zeit; die Schriftsprache hat heute ähnlich manches verklingen lassen: Junker war einst Jungherr, wie Jungfer Jungfrau war, Schuster hat vormals schuochsutor [=Schuh+ (lat.) Näher] gelautet, Viertel, Achtel haben einmal Vierteil und Achtteil geheißen. Unsere Mundart hat bei noch viel mehr solch festen Zusammensetzungen die Endung bis zur Unkenntlichkeit verschrumpfen lassen: Handvoll > hampfl, Randvoll rampfl, Hochzeit hukst, Handtuch hantsch, Grastuch groastsch, Seihetuch (für Käsebereitung) sechtsch; verständlich also, daß in Stolpich Golpich

1) Dichtern aus unseren Gegenden gelten sang und sprang als reine Reime auf krank und sank, in der Hochsprache sind sie das nicht. Ähnlich verhärtet h bei uns in Schuh schūch, Vieh vich, rauh rauch.

das Wort Bach steckt. Den Starklon auf der Erstsilbe, der die Nachbarsilben so verkümmern läßt, hat man anschaulicherweise mit dem Kuckuck im Singvogelnest verglichen, er frißt den andern förmlich allen Schallgehalt weg und entzieht ihnen die Nahrung, daß sie abmagern bis auf ihr Konsonantenskelett. hamprich vorbrich ist Handwerk Vorwerk (Nebengutshof) und Hirschberg Rumburg udgl. klingt hirschbr'ch rumörch u. ähnlich heute, es steckt also in Hemmrich, — vergleichen wir dazu noch Hemmehübel (Ort bei Schönlinde), so bedeutet das Wort wohl den steilen Bergweg, wo früher die Fuhrleute Hemmschuh und Hemmkette anmachen mußten — Humrich, Damrich, Kalmrich, Steemrch (Hegewald) als 2. Bestandteil ein Wort wie Berg, Burg oder Bruch darin; welches, ist nicht immer ganz einwandfrei mehr nachzuweisen. Die Wörter gleichen eben Münzen, die im sprachlichen Verkehre abgegriffen werden, so daß die Prägung schwer oder gar nicht mehr erkenntlich ist. viepch ist Viehweg, der virps am Schuh der Fürfuß wie bårps barfuß ist, sömmt ist Sonnabend (in der Umlautform Sönnabend, nicht Samstag) und grunt (Grummet) ist grun=mahd.[1]) Sehr schwierig ist es, solche Lautklumpen zu entwirren, wenn sonst unbekannte Wörter darin stecken, z. B. ortscht ist Ortscheit, Ort hieß früher Spitze (vgl. eertl der Schuhmacher) und Ende, also Endscheit; lämper ist lang=wid=er= Langholz unterm Wagen. Manchmal schwächt sich die Nebensilbe nur teilweise (Schnittlich, Knoblich aus =lauch), oft aber ganz (hutfl Hutvoll guschfl, Sonntag Montag usw. suntch mountch, Krankheit Bosheit k^{h}rankt būst; gelegentlich fällt dabei etwas[2]) aus: aus hienacht wird hinte (heuer und heute sind ähnliche Bildungen zu Jahr und Tag), k^{h}irmst Kirchmesse, vīrmits vormittags, Nahgebauer wird über Nachbar zu nopper, Jahrmarkt ist jormrt, darfst dårst, sölche (=solche) wird söche[3]), erne irgendwie, hättest du es (hätsts) vereinfacht sich in hästs. Statt ich werde du wirdest er wirdet wir werden usw. zu sagen, kürzen wir auch schon in der Schriftsprache zu du wirst er wird, desgleichen ich habete zu hatte; Radbahre wird roaber, Leinwand laimt, Anwand wird in oamt zusammengeballt, inwendig wird zu imentsch, geben wir (über gān mīr) zu gāmer, Hübener zu hīmer, Schandfleck zu schampfleck (Rüge); die Herleitung von humpln aus hunk=beln (zu hinken ablautend) ist also ganz einleuchtend (doch vgl. auch engl. hamble). Besonders m und n sind recht beweglich, durch Ausfall des e trat die Endung =en[4]) knapp an den Stamm: wolln müssn bittn schneidn, da ist es charakterfest und bleibt, aber nach b p f: lābm hoppm saufm wird es zu m (im Grunde nur ein so ähnlicher Luftstoß durch die Nase) und nach ng nk und m verschwindet es ganz: sing(en), schwimm(en) und diesen schwankenden Charakter haben beide auch sonst: schämen, aber Schande, ankommen Ankunft, vernehmen Vernunft, wimmern winseln, weinen gewaimer; winbeln wurde erst zu wimbeln, grunbeln zu grumbeln usw. die heute schon längst wimmeln, grummeln heißen; das zeigt n m von altersher als unangenehmen Nachbar, der andere gern überwuchert. m= Weiterbildungen des Stammes sind infolgedessen heute oft nur sehr scharfen Blicken erkenntlich: z. B. Walmdach ist walbm=dach (zu wölben), unser Arthalml hat nichts mit Grashalm zu tun, sondern entstand aus halbm=el, was einst ein Ding zum Festhalten bedeutete, es ist ja dasselbe Wort (zuerst sei auf Seite 12 rückverwiesen, wo b vor t zu ft erklärt ist) wie Halfter; auch Traum ist aus Traug=m entstanden, gehört also zu trügen (älter triogan trouc), Zaum

1) grun ist umlautlose Form von grün, ähnlich entstand gruntsch aus grun=zig, grünes Obst.
2) Besonders ch=Laute vgl. färtn aus förchten (fürchten,) schuchster zu Schuster, unser Familienname Dressler ist Drechsler und (wie später Seite 37 zu erklärende Schmatz, Blitz udgl.) ist zu Köcher unsere Wetzk^{h}itse gebildet = Wetz(stein)=köcher, (die Erklärung von koetze[kiepe] Rückenkorb ist zu gesucht, es wäre unsere Kufe; auch an Kübel ist gedacht worden).
3) sölte ist so=ge=lane, welche > weche, alswie > ässwī.
4) Schriftsprachlich darf die Endung nicht änn gesprochen werden, darf auch nicht verschluckt werden, sondern muß unauffälliges ganz kurzes ö enthalten, also denkön, schwimmön usw.

aus Zaug=m gehört zu (ziehen) zog, Zug, auch schrämen (vgl. mundartl. schrīms, mhd. schræmwis=in schräger Weise) entstand aus schrägmen; wenn eine streifige Kuh Strieme heißt, so steckt auch darin ein Grundwort Streifen (im Ablaut), ist also aus strīpm=e[1]) entstanden und ähnlich wird es sein, wenn wir statt Reif (gefrorener Tau) Anreim sagen.

Hat einer den Drang im Blute, mundartliche Ausdrücke zu erklären, so mag er ja sein Steckenpferd sehr vorsichtig reiten, sonst geht's durch mit ihm.

Etwas dem Friedländischen ganz Eigentümliches ist es, daß das Schluß=e, das im Reichenberger und Gablonzer Bezirke noch wie ein überkurzes ö[2]) (wissenschaftliches Zeichen dafür ist ɔ) klingt, ganz abgestoßen wird: eine Straße an schtrouss, nicht anö schtroussö wie im Nachbargebiete; an schtang, seltener an schtangɔ heißt eine Stange und so bei allen übrigen Wörtern auf e. Der Süden des Bezirkes führt dieses Endungenabstoßen ganz streng in allen Wörtern durch, ebenso Heinersdorf und Niederullersdorf, Tschernhausen=Ebersdorf jedoch sehr wenig (auch Göhe), die Mitte des Bezirkes und das Unterwittigtal werfen diese Endung wenigstens größtenteils ab, Friedland und Neustadt nicht.

Selbst= und Zwielaute in der Hochtonsilbe

(ob gleichgeblieben, ob gelängt oder gekürzt, oder ob überdies verändert).

Die größte Änderung, die unsere Mundart durchgeführt hat, ist in den Selbstlauten und Zwielauten; wichtig ist stets zu beachten besonders bei ehemals kurzen Selbstlauten, ob kurz geblieben oder ob gelängt worden, bei langen Selbstlauten (und Zwielauten), ob sie lang geblieben oder ob sie gekürzt worden sind. Daß ein **einsilbiges** Wort zur Längung verurteilt war, sahen wir auf Seite 19 schon, wenn nämlich sein Verschluß durch einen einfachen (oder einfach gewordenen) Mitlaut gebildet ist, ja auch schon, daß sogar 2 Mitlaute (rt, ts) der Dehnung nicht im Wege stehen. rk udgl. hindert allerdings (stark, Berg, kurz, scharf, Durst usw.), auch st (Mist, Brust, Gast usf.), ebenso ns und ähnliche (Gans, Schwanz, Rand, Kind, jung usw.), auch ls, lt, lts; und doch sind sogar einsilbe Wörter, die den leichtesten Bedingungen entsprechen (einfacher Mitlautschluß), kurz (eigentl. sogar gekürzt): Hutt, gutt, Blutt, er tutt: es ist vor t; und wenn wir löten kürzen in litten, Leiter in Letter, schneiteln in schnettln, Beutl in Bättl, Euter in Ätter, brüten hüten in britten hitten, verbieten in verbitten, so sieht man hier wieder deutlich den Einfluß des folgenden Mitlautes, t hat bei uns ausgesprochene Vorliebe für kurzen Vordermann, ebenso s (obgleich s wenigstens Länge in einsilbigen Wörtern duldet); grüßen, süßen, Füße, trösten, schießen, schließen, gießen, fließen, verdrießen usw. werden kurz gemacht. Auch f ist so geartet (rufen, Stufe, liefen, schliefen . . .); auch ch, doch dieses hat es nur auf ie und lang ū abgesehen (riechen, kriechen, fluchen, Kuchen und ähnl.), nicht aber auf andere (vgl. Sträucher, bleichen, Brache . .). Daß cht, also ch durch das ganz resolute t verstärkt, alles vor sich her verkürzt, nimmt nicht wunder (vgl. seicht, leicht, feucht, leuchten, streicht usf. werden secht, lecht, vå[i]cht,, lå[i]chtn, schtrecht[3]).

1) Wie alt muß diese Bildung wenigstens sein wegen des p?
2) Es klingt strichweise in deutschen Landen (bes. in Sachsen und Thüringen) etwa wie a, deshalb Schreibungen wie Haida (dabei Scheiba) Wiesa udgl., ob auch bei uns einst (vgl. Liebwerda), müßten erst alte Namensschreibungen bezeugen [Schriftsprachlich darf das Mehrzahl e nicht abfallen, im 3. Fall Einz. ist Schwanken erlaubt (am Teich, im Haus überm Feld].
3) Bei dem Worte sehen wir, daß dadurch die Abwandlung: streichen ich streiche du streichst er streicht wir streichen . . . nicht mehr so schön einförmig bleibt, sondern schtraichn, ich schtraiche, du schtrechst, a schtrecht, mer schtraichn . . wird.

Kürzung trat ferner durchwegs ein, wenn an einen n- oder m-Stamm-auslaut die Endung -en trat: Bahn ist boan, durch alles durch „bahnen“ ist röm-bånn, Lehne lān(ə) anlehnen oalann, eine Bohne būn(ə) Bohnen bunn, schonen schunn, in den Scheunen aja scho'ng, verdienen verdinn, sie nahmen se nåmm, unter den Beinen undra benn, mit schtenn, k^{h}lenn usw. alle erdenklichen Wörter durch; alle anderen Formen dieser Wörter zeigen langen Selbstlaut oder vollen Zweilaut: schoin(ə), ich verdīn(ə), bejn(ə), schtejn(ə) udgl.

Ebenfalls trat solche Kürzung ein, wenn auf ein d oder t die Endung -et (oder -te) folgte: wejdn (weiden), aber wett (weidet), sīdn (sieden), såt (siedet, eigentl. seudet), boadn (baden) båt (badet), reedn (reden) rette (redete), loadn gelått (aufladen geladet), k^{h}nātn k^{h}natte (kneten knetete) usw.

Ferner ist in der Steigerung (aber nur hier!) vor -er und vor -est gekürzt, z. B. grīn grinner, hejss hesser uss.

Wir sehen hier wieder einmal, wie an solchen ganz geringfügigen Dingen (wie doch die Stellung vor einem bestimmten Laute es ist) die Sprachkraft ansetzt und die Form wandelt, unbekümmert, mögen auch gleichlautende Formen auseinandergerissen werden.[1])

ü haben wir in der Mundart nicht, es ist (im XV. Jahrh. oder früher) zu i geworden — echt thüringisch, auch lang ű ist zu ī geworden. Wenn wir also mundartliche Wörter haben, die in der Schriftsprache nicht oder sehr selten vorkommen, so sind wir außerstande, das Wort richtig zu schreiben z. B. römsīln, wird das herumstehlen oder -stehlen geschrieben? Nur gute Grammatikkenntnisse können die 2. Schreibweise als richtig erklären (got. suljan), niemals gibt bei uns die Aussprache einen Anhaltspunkt; oder åbschpönn(en) heißt ein Kind von der Mutter entwöhnen, man ist geneigt, abspinnen zu schreiben, obwohl der Sinn doch ganz anders ist; man müßte richtig mit ü schreiben, denn es hängt mit dem jetzt abgestorbenen spünne (Brust) zusammen; oder dö schtrippl an den Schuhen müßten — vgl. den österr. Ausdruck „Kavalier mit Strupfen“ — auch ü bekommen, grīpsch (das Kerngehäuse) dürfte man nicht Griebs verschriftdeutschen, sondern ist mhd. grübez und ist ja nichts anders als unser Wort Grube.

i klingt meist wie i, kurz oder lang: (mhd. i) Linde, finden, Schinden, Klinke, Himmel, Schnitte, Gewitter; Stīch, Fisch, Zwisel, Tritlich, Abtritt, Wiesel, liegen, kiesen. (mhd. ü) bindl, tīrə, hipsch, mīlə usw., (mhd. üe) hīnl, rībə, blīn; brittn, hittn, sissn u. s. f., aber es gibt Fälle, da klingt i mehr wie e, schon fast wie kurz ö (aber ohne Lippen vorzustülpen dabei), es wurde bisher teils so, teils so geschrieben, richtiger sollte dafür der zwischen i und e liegende Laut mit dem Zwitterzeichen ė verwendet werden z. B. bėtter bitter, schnėtsn schnitzen, sėtsn sitzen, sėnn sinnen, gəschwėster Geschwister, wėschn wischen, nėckn nicken, wėckln wickeln, sėchl Sichel, tsėppl Zipfel, dėck, trėchter, bėlt Bild usw.; auch mėtsə Mütze, hėttə Hütte udgl.; ja in Friedland ist vor r dieser ö-Laut ganz o-ähnlich geworden: irre orrə, Schirm schorm, Wirt wort, Birke borkə, wie auch u vor n Stunde schtondə u. ähnl.

ö wird nicht mehr mit vorgestülpten Lippen bei uns[2]) gesprochen und ist daher e geworden (d. h. mit dem aus a durch i-Umlaut entstandenen e-Laute,

1) Vergleiche von hier aus einmal den Ablaut (Seite 8), wo ein ursprünglich gleiches Wort infolge verschieden starken Tones sich in mehrere Formen manchmal spaltete, oder das auf Seite 12 über den a-Umlaut Gesagte, der eine ähnliche Ungleichmäßigkeit in die Abwandlung des Zeitworts brachte, schließlich (Seite 14) auf die n- und j-Verhärtungen, die mit der hochd. Lautverschiebung zusammen 2 verschwisterte Wörter einander ganz entfremden konnten.

2) Es macht Kindern in der Schule große Mühe schon beim Lesen, ü von i und ö von e auseinander zu halten, noch mehr Mühe natürlich beim Freisprechen. Die volle runde (richtige) Aussprache von ü und ö mit vorgestülpten Lippen klingt aber in unserer Gegend auch selbst aus dem Munde Gebildeter etwas gespreizt, deshalb darin keine Übertreibung!

der wie bekannt teils e, teils ä geschrieben wird, zusammengefallen). Dieser e-Laut ist in unserer Mundart aufgespalten in zwei: nämlich in kurz gebliebener Silbe ä (auch öfter mit ę umschrieben) und in gelängten Silben ēə d. h. langes ee mit einem ganz kurzen Nachklang von ö (ə); wir schreiben einfach weiterhin ee.

lächl Löchlein, schtäppl Stöpfel=Stöpflein, glächl Glöcklein, därfl Dörfel, zäppl Zöpfchen	gästə Gäste, värtch fertig, tängln dengeln, nässl Nessel. bäck Bäcker

kʰrēətə Kröte, ēərtl Örtchen, wēərtl Wörtchen, ēəberdorf Oberdorf	hēəbm heben, zēəhnə Zähne, vlēəgl Flegel u. s. f.[1])

Das noch aus indogermanischer Zeit ererbte e der Schriftsprache (am Wechsel mit i erkenntlich) mußte bei der großen Selbstlautumänderung unserer Mundart auch daranglauben, es wurde zu a (hell, lang oder kurz): Stern schtarn, bark, schtarbm, halfm usw.[2]), bzw. 10 zān, nāst, māl (Mehl) udgl. (nur Geld und Feld halten sich noch).

Eine 3. Art von e- bzw. ä-Lauten (eine Art später i-Umlaute des a sind es), die sich nicht so gesetzmäßig (wie die 2 gerade erwähnten) aufspalten je nach langer oder kurzer Silbe, sondern 3 Laute ergeben, ein ä, ein kurzes helles a und ein langes helles ā, verwickeln die Sachlage der jetzigen e-Laute ungemein, das ist aber nicht nur in unserer Mundart so, auch die deutsche Einheits-Rechtschreibung hatte ihre liebe Not damit (es wurde schon auf e statt ä und unten einmal umgekehrt hingewiesen), selbst der Ausschuß von Deutschprofessoren, Bühnenleitern und Schauspielern, der endlich einmal eine einheitliche Aussprache für das Schriftdeutsche, also eine gemeinsame deutsche Hochsprache, festzusetzen hatte, fand auch gerade bei diesen Lauten die allergrößte Schwierigkeit für die Abfassung von Aussprachevorschriften; der Ausweg, den sie fanden, ist: kurzer e-Laut (einerlei ob e oder ä geschrieben) ist ä zu sprechen, langer Laut aber so wie geschrieben[3]).

Schon bei i sahen wir, daß dieser Laut sich dreifach gabelte: in i, ė und ī; das werden wir bei allen ursprünglich (mhd.) kurzen Selbstlautern antreffen; es spielt nämlich stets eine große Rolle — es ist eine förmliche Buchstabenmathematik — ob 1. n+Mitlaut drauffolgte; diese Mitlauteverbindung schützt unbedingt vor Veränderung (Ende, tengeln, Kind, Schindel, Runge, unse u. and. Beisp., die du dir beliebig vermehren kannst), auch k oder ch schützte teilweise (das a stets: backə. hackn, akst, machn, schtachl usw., aber nur halb und halb das i, das u und das o); folgte 2. die Mitlautverbindung aber nicht darauf, so wurde etwas anders daraus (aus a ein å, aus i ein ė, aus u ein o, aus o ein å); und 3. kommt zu alledem noch in Betracht, ob die betreffende Silbe nicht etwa gelängt wurde, da entstand meist wieder etwas anderes daraus (aus a ein ōa,[4]) aus i ein ī, aus u ein ū, aus o ein ou[5]), vor r ū).

1) Ein eigentümlicher Stimmeinsatz beim Sprechen dieser ee-Laute fällt dem Fremden an den Friedländischen auf, es klingt reden fast wie rjeedn, krallen kʰrjeeln, eggen jeegn u. s. f.

2) Für solche, die „bis auf die Kümmelwurzel ausfroin" (bei uns bekanntlich Ausdruck für Übergenauigkeitsmeier) sei bemerkt: wenn ābərschdorf Ebersdorf, bartsdorf Berzdorf richtige Schreibung ist, sollte barnsdorf Bernsdorf geschrieben sein — und tatsächlich ist auch die schriftsprachliche Bär-schreibung nicht geschichtlich einwandfrei, es ist altes e, der Wechsel mit i liegt vor im Namen Birnlücke, ein Alpenpaß (Bären-lücke). Wir sehen wieder einmal die Genauigkeit der Mundart, weit über die Rechtschreibung hinaus.

3) Also ist vor r (Meer, sehr usw.) unsere Schulaussprache mit ä falsch, die Mundart bietet hier das vorgeschriebene ee!

4) Wofür wir bisher oa schrieben und weiterhin schreiben werden, weil es sofort für einen langen Laut gehalten wird wie oo, ee udgl. Daß unsere Mundartdichter den kurzen Laut ä auch durch diese zwei umschreiben, scheint mir zu unleserlich.

5) Genauer fast ōu [Dittersbach hat ō], wir schreiben hier einfach ou.

Übersicht:

kurz geblieben						gelängt worden			
vor n+Mitlt.		vor k und ch		in sonstig. Stellung		vor g k ch		sonst	
Angst Zange zanken Band	helles a	Backe hacken wachen Stachel		Kalb Kanne scharben Tasche	å	Sack Dach schwach Schlag	ā	Blatt Garten Glas schaben	ōa
rund Lunge unse(r) Hummel stumpf Hund	u	rucken gucken fuchzig (Zucker) Fuchs =Sucht	o	hupfen kurz Wurm Schupfen rutschen Kruste		keine Beispiele		wenig Beispiele: Nuß, Guß, Schuß, Verdruß, Busch	ū
keine Beispiele		einbrocken Rocken Glocke kochen Tochter	å	Wolle Horn Dorf		Loch Klotz modern	ou	vor r u. gelegentlich: Wort, gefroren, Hobel, Ofen	ū
		Hocke Ochse bocken Woche noch	o	worfen Koppe Korb		Hosen Topf Boden			

Nun könnte mir einer sagen: „Die Übersicht ist gut, man erkennt daraus, daß Gesetzmäßigkeit zu Grunde liegt; es fehlt aber beim a eine ganze Reihe Beispiele wie Same soum, Rat rout, Brache brouch, Rahm roum, Ader ouder, Wage wougə[1]) usw.“ „Nun“, entgegne ich ihm darauf, „stimmt, noch mehr! Vor r sogar ū (Jahr jūr, wahr wūr), und daß es für lang ū nur wenig Beispiele geben soll, ist auch nicht richtig, es gibt genug: brūder, grūbə, kʰū, schpūlə, schnūrə, vūss und massenweise sonst, auch — so könnte ich den Spaß weiter treiben — ist o nicht nur vor r und sonst einmal gelegentlich zu langem ū geworden, sondern sogar recht, recht oft, z. B. hoch hūch, Bohne būnə, Kloß kʰlūss, bloß blūsch, stoßen schtūssn, rot rūt, Not nūt, so sū, Stroh schtrū und noch oft so.“

Und doch stimmt der Einwand und der Spaß nicht in dieser Form; diese eben angeführten Beispiele sind alle direkte Nachkommen von mittelalterlichen langen Lauten, nämlich langem â, langem ū (eigentlich uo) und langem ô; die zwei sind bei uns ganz zusammengefallen. Trat eine Kürzung ein (Seite 28), so entstand å bzw. o, u und auch u.

1) Der Betreffende darf da allerdings nicht gerade aus einem Orte sein, wo Rahmtopf [statt roumtoup] raumtaup heißt.

Das Kunterbunt der mundartlichen Selbstlaute ist nur scheinbar.

So scheint die ganze Vokalwelt durcheinander zu wirbeln: Nebel ist nābl, Nabel ist noobl, nobel ist noubl; zehn ist zān und Zahn zoon, Zähne zeenə und Gras ist zu groos geworden, groß zu grüss und Gruß bleibt wieder grüss; der Junge denkt drout = Draht, nout = Naht, rout = Rat, housn = Hasen — schon falsch, Hosen! und dennoch und trotzdem ist alles ganz gesetzmäßig, nur ist im Vergleiche mit der Schriftsprache das nicht ersichtlich, denn unsere Mundart ist ja auch keine direkte Nachkommenschaft der Schriftsprache. Als Luther um 1520 das Thüringisch-Meißnische zur Schriftsprache machte, da waren wir ja schon über 200 Jahre fort von dort, inzwischen hatten die im Lande Gebliebenen ihre Sprache schon etwas verändert und wir hier auch beträchtlich, beide aber oft in ganz verschiedener Richtung und wir sind seither auf dem andern Wege noch viel weiter gegangen; will man die Veränderungen in den Selbstlauten also auf ihre Gesetzmäßigkeit hin ganz begreifen, so muß man wohl oder übel bis zur Weggabelung zurück, d. h. bis auf den Stand der Sprache um 1300.

Haben wir (Seite 10) Wanderung der Germanen oder Blutsmischung als Grund für die große Umgestaltung zur Germanensprache (durch die erste Lautverschiebung) vermutet, so wissen wir, daß den Stürmen der Völkerwanderung, die die Stämme vom Mutterboden Niederdeutschlands — wo die Sprache ja altertümlich blieb — losgerissen und nach Süd- und Mitteldeutschland warf, die sprachlichen Erschütterungen durch die zweite Lautverschiebung folgten; und sehen wir, daß unsere mundartlichen Veränderungen in den Selbstlauten, die über das Maß normalen Sprachwachstums hinausgehen, zeitlich auf die Ostwärtsbewegung unseres Stammes in neues Siedelland folgten, so müssen wir auch hier ursächlichen Zusammenhang annehmen.

Der Grund liegt auch ins Mittelalter zurück, wenn wir: ich weiße (mit Farbe) und ich weiß (verstehe) streng scheiden, also ej und ai auseinander halten; ej ist alt und unverändert, ai ist neu aus î entstanden; in der Schriftsprache muß übrigens auch lange der Unterschied geherrscht haben, die Schreibungen ei und ai neben einander, wo wir doch stets nur ai zu sprechen haben, verraten es noch. Wir trennen also raissn reißen — rejsn reisen, laidn leiden dulden — lejdtūn leidtun, mainə meine — schtejnə Steine, saitə Seite — sejtə Saite usw.[1]).

So tief liegt auch der Grund, daß wir ou (ist alt und unverändert gebliebener Laut) und au (aus û) gesondert halten: boum Baum — hauss Haus, toup taub — taube Taube, rouch Rauch — bauch Bauch, vrou Frau — vaul faul, grou — mauss, blou — lauss usw.

Nicht im ganzen Bezirke herrscht allerdings vollkommene Einheit (wir sahen das auch schon bei nd, Seite 24, bei g und ʒ Seite 21), die Stadt Friedland selbst und Dittersbach (und Hermsdorf), auch Lusdorf trennen genau ou von au, ebenso Ebersdorf und Göhe, Neustadt aber hat beide gleichgemacht zu au (ebenso Liebwerda, Raspenau und auch Tschernhausen), also heißt es einmal zwar boum, loufm, loup, anderswo aber baum, laufm, laup; überall natürlich schaufl, rauss, mauss usw. Die ganze Mitte des Bezirkes aber hat åu oder ganz å, das ist ein langes, ɔ-artig klingendes āā; auf diesen ganz einzigartigen a-ɔ-Laut gehen ja die Spottsätze: kʰumm åk amou råss, håssn ės an mäss, dī kukt groad zum mäerloch råss.

ai und ej, zwar überall von einander getrennt, heißt aber nur südlich der beiden Städte (Friedland—Neustadt) ai und ej (bzw. ēi) und in Göhe—Ebersdorf

1) Ihre Kürzungen sind allerdings zusammengefallen a besst er beißt: mit schtenn mit Steinen, vretsch Freitag: a brett er (bereitet) bringt zustande udgl.

(ai ēi), das übrige Gebiet hat (ēi) ēə beziehungsweise (ǟi) ǟ; der Witz auf Berzdorf geht also weiter: musst ārver glǟ kʰumm, sunst ės sə glǟ wīder nǟ. Doch nicht nur a Wǟssdorf[1]) tūn sə gǟgn, pfǟfm, bǟss schträchn, ålls zə glächer zǟt, sondern auch in Heinersdorf spricht man Weiber wie Wäber und auch in Bärnsdorf—Bullendorf sind die Schweine Vögel, nämlich Schwäne.

Der Vollständigkeit halber führe ich noch an, daß wir in der Mundart ebenso wie ej und ai, wie ou und au, auch eu und äu nach seiner mittelalterlichen Herkunft genauestens unterscheiden können, was aus der heutigen Rechtschreibung ganz und gar nicht mehr geht[2]); aus langem ů[3]) hervorgegangen sind: Sträucher, Seuche, käuen, Feuer, Mäuse, Leute, läuten udgl., die Aussprache der Mundart als oi deckt sich mit der Schriftsprache (nur Neustadt spricht ui), dagegen ältere öu[3]) sind: beugen, Bäume, er läuft udgl., die wir wie ej aussprechen.

Der Uniformierungszwang ebnet Lautgesetze.

Seite 21 war von der Aussprache des g die Rede, daß es nämlich mancherorts wie (scharfes) j etwa klingt; diese Verwandtschaft des g (ȝ) mit j ist es, die in Zusammenziehungen der Mittelsilben =age= und =ege= schon in der Schriftsprache fühlbar ist, so kommt z. B. Meister aus mágister oder neben Magd steht Maid, Schrein—Schragen; unsere Mundart hat sie aber alle insgesamt durchgeführt: legen wird leen[4]), tragen, schlagen, fragen, klagen, sagen werden troin, schloin, vroin, kʰloin, soin (mancherorts mit fast verklingendem i : trō'n usw. oder ganz verklungenem : trōən usw.). Regen ist rām; Wagen, Wägen, Magd, Mägde, Mädchen sind wō'n, wāinə, mō,t māidə mādl, Nagel, Nägel, nō'l, nā'l; regnen ist räng, begegnen bəgäng;[5]) Sense (älter segense) sängsə gehört auch daher. Ein altes Wort zagel steckt noch in kʰūtsō'l (Kuhschwanz) und im Worte Rübezahl (rīptsō'l), das als Schimpfwort gilt; abwurzeln heißt åptsā'ln (eigentl. abzageln). Die Schriftsprache hat Hain neben Hag, wir nur ersteres: hångdorf Haindorf, hō'ngʰoiser (Berzdorf), ringhō'ng, hoinbuttə, hō'ngbichn, hō'ngbänder (auf der Scheuer); auch Kugel wird kʰaulə; mancherorts heißt die Egge eeg(ə), andernorts[6]) aber eed (Mehrzahl d' eedn); die erste Form ist einfache Hauptwortbildung zu eegn (wie schriftdeutsch Egge von eggen), die zweite aber ist mit einer Endung =de gebildet (vgl. freuen — Freude, bauen — Baude, Gebäude[7]), also ursprünglich egede, wie ja auch g(ə)trā'd(ə) Getreide zu tragen, nämlich getragede (= der Ertrag).

Wenn wir abwandeln: īch līgə[8]) dū laist a lait, sollten wir auch lautgesetzlich abwandeln müssen īch eegə, dū e e s t, a e e t, das tun wir aber nicht, sondern

---

1) Auch Weißbach — inmitten in anderer Mundart — hat rǟ herein, wirt sǟn wird sein udgl., was siedlungsgeschichtlich interessant ist.

2) Gewöhnlich wird eu geschrieben; nur, wo ganz knapp daneben au-Formen stehen, auch äu; ähnliche Rechtschreibfestsetzung fanden wir bei ä (Seite 17).

3) Interessant ist die Schreibung: Zu Karls d. Gr. Zeit schrieb man für den damaligen Zwielaut iu (=betontes i + nachklingendes u) richtig nach dem Gehör iu, das Zeichen blieb iu im Mittelalter, obwohl der Laut schon längst ganz anders gesprochen wurde, nämlich lang ü und dieses alte Zeichen veränderte sich auch in der Neuzeit nicht allzusehr, nur von iu zu eu, obwohl es doch schon wieder ganz anders, nämlich oi, gesprochen wird.
Der Umlaut machte um die Jahrtausendwende viele alte ou zu öu, dieser Laut wurde etliche Jahrhunderte später öü — das ö hatte das u angesteckt — da wir aber in der Mundart keine ö und keine ü haben, sondern dafür nur e und i, so ist unsere Aussprache ej doch ganz leicht verständlich.

4) **nur** vor Endung! ist keine da, unterbleibt es, vgl lägə, trägə, kʰlägə, schleegə; dieses ei ist scharf vom ei in zeugt, es gefreust, fleugt udgl klanglich getrennt

5) Wenn jemand den Aberglauben gut kennt, weiß er, daß man mit erkrankten Kindern zu (zauberkundigen) alten Frauen ging „zum versäng" (der Krankheit), was „versegnen" sein dürfte.

6) auch ēid (d' ēidn).

7) Diese Endung hat auch das Wort Hemde. Das Grundwort ist hamo, was Hülle heißt, dieses steckt noch im Eigenschaftswort hämisch (heemsch, eigentl. (charakter-) verhüllt; bei Bürde (=Traglast), das zu Bahre (=Trage) gehört, ist d schon wieder verklungen (Seite 24).

8) =ege —|— Endung ergibt = een, dagegen =ege ohne Endung bleibt = eege. Den großen Einfluß der Endungen auf die Hauptsilbe zeigten schon Fälle wie biotan (Seite 13): ein a in der Endung ändert, ein i nicht! (Seite 14). =n + en, =d + et kürzt das Wort, =n + e, =d + e nicht! (oben)

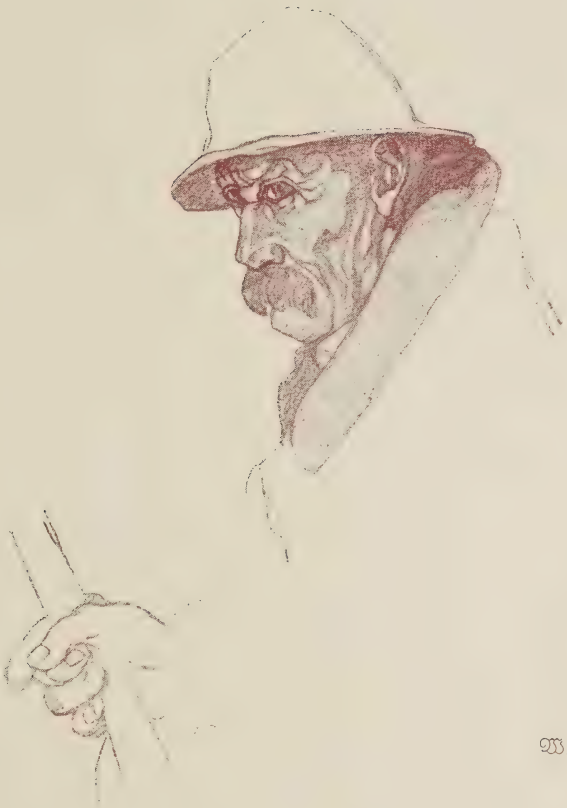
sagen eegə, eegst, a eegt, d. i. Ausgleich, die Reihe ist nach dem Vordermanne ausgerichtet, ausgeglichen worden. Wir besprechen diese Gegenkraft, die den oft zersetzenden Einfluß der Lautgesetze einigermaßen aufhebt, gleich an weiteren Beispielen, um die 2 geheimnisvollen Triebkräfte des Sprachlebens so recht bei der Arbeit zu sehen, um zu erkennen, wie auf der einen Seite die Lautgesetze rein mechanisch die Buchstaben sozusagen auswechseln oder belassen, einfach nach ihrer Stellung[1]) und dabei rücksichtslos vorgehen, wenn auch dadurch Bande der Verwandtschaft mutwillig zerrissen werden. Die Sprache führt ein Eigenleben, sie benutzt die jeweils Lebenden nur als Übermittler, nach etlichen Geschlechterfolgen hat sie ihre Änderung mit größter Gesetzmäßigkeit durchgeführt, ohne Wissen und Willen der jeweils Sprechenden[1]).

Der Mensch sieht dann nachher, wie zusammengehörige Reihen verschroben stehen: bieten, ich biete, du beutst, er beut, wir bieten, ihr bietet, sie bieten, er schleppt sie lange mit; endlich sträubt sich das Gehirn, das in dieser Gesetzmäßigkeit keine vernünftige Logik für seine Sprachzwecke erblicken kann, und kleidet gedanklich Gleichbedeutendes wieder (irgendwie) in gleiche Form.

In der Übersichtstafel (Seite 31) sahen wir a vor n + Mitlaut (schtrangk gangk, zangkn, bant, want, angst und so viel Beispiele man will) immer erhalten, nur die Zeitwortformen: schprångk, gəlångk, sə ɔrsångkn, sångk, (sang), trångk, schtångk, ɔerschlångk, bångk (band), vångk (sand), hångk usw. machen eine Ausnahme, sie haben ihr lautgesetzliches helles a gegen o gedrückt, also gleichgemacht den Vergangenheitsformen der anderen Zeitwörter wie hålf, schtårp, ɔertårp, derwårp, a ɔerbårk sich usw., wo ja der Laut å lautgesetzlich (vgl. hålp, schårf, schtårk, gåst, såft, schåft usw.) ist. Warum? Offenbar nur, weil für das Gehirn der Sprechenden nicht einzusehen war, daß die Vergangenheitsformen starker Zeitwörter verschiedene a-Laute haben sollten, sie wurden also wieder gleichgemacht. Daß unsere Beweisführung richtig ist, zeigt gleich folgendes: a erscheint auch noch (wie aus der Tabelle zu ersehen ist) als Länge stets vor g k ch, Beispiele: tāk, ich māk, a schlāk, sāk (Sack), gəschmāk; dāch, schwāch, vlāch (flach), vāch (Fach), bāch, zur Überraschung haben wir in Zeitwörtern aber schtoach, broach, a drschroak wie wir a schtoal (stahl), schwoam, noam, troat, soass, loas, (las), woar, ɔroass, a gəwoan (gewann), s k^hwoal (quellte), moass lautgesetzlich haben (lautgesetzlich deshalb, weil auch Nicht-Zeitwortformen schmoal, hoan, schtoar, roat, gloass, schtoal, moan, goar, soat, groass usw. heißen); also genau das gleiche wie oben: Haupt-, Eigenschafts- und andere Wörter haben ein deutlich ersichtliches Lautgesetz, das Zeitwort durchbricht es; soak, loak (sah, lag) schwankt noch manchmal ins lautgesetzliche sāk lāk zurück. Da steht offensichtlich der ordnende Gehirnwille dahinter, der diese Vergangenheitsformen alle gleich haben will und die durch Lautgesetze hervorgerufenen Ausnahmen einfach beseitigt. Systemzwang, Uniformzwang, Analogiewirkung heißt diese andere Kraft, die nachträglich das blinde Walten der Lautgesetze auf ein ihm vernünftiges Maß zurückführt wieder Verbände der Sinnverwandtschaft herzustellen trachtet — aber nicht immer setzt sich die Vernunft durch, auch in der Sprache nicht.

Wir knüpfen wieder an das Kapitel über = ege = zu ej an. Entgegen heißt bei uns atk^{h}ejə, das schaut so aus, als ob es etwa „in die Keie" od. dgl wäre und ist doch nur lautgerechte Entwicklung von entgegen, allerdings verwirrt hier eine allgemein deutsche Sprechgewohnheit sehr, die sich meist in Wortzusammensetzungen äußert und sonst kaum beachtet wird (wir sprechen eigentlich Obstieb, Kirschpaum, Schouskarbe, uskroabn u. dgl.) d. h. wir sprechen nach harter

1) Unter diesem Gesichtspunkte scheint es fast eine Anmaßung zu sagen: ich spreche, man könnte in mancher Hinsicht behaupten, es ist richtiger zu sagen: die Sprache spricht durch mich.



W. F. Jäger

Wilderer

Mitlauten auch einen folgenden weichen ziemlich hart aus — es ist die tausendjährige Regel Notkers, der als grammatikkundiger Mönch des Klosters St. Gallen in seinen deutschen Schriften gewissenhaftest diese Verhärtungen bezeichnete; entgegene wurde also demnach zu entkegene und da vorsilbiges ent = (vgl. entwischen : at=wuschn, entzwei > at=zwee u. dgl.) zu at = wird, so weiterhin regelrecht nach oben Gesagtem zu atkeə, das allerdings so gefühlt wird wie in + die + Keie; über dieses wunderliche „Hauptwort" hat sich schon mancher vergebens den Kopf zerbrochen.

Wortbildung. In dieses Kapitel gehört wohl unser nejtern „wackeln", es ist ein durch die Endung = tern (vgl. rennen = renntern) erweitertes neigen (also neigetern), wie auch pleedern wohl ein blaehedern (vgl. auf=blähen) ist, das „windig sein" heißt und „durch Wind das Getreide entspreuen" (dazu gehört fortplahendern, das „fortjagen" bedeutet wie das einfache fortplejdern).

Damit wären wir mitten in der Wortbildung der Mundart; durch obige Beispiele wie Freude, Gebäude, Bürde, Ejde (Egge) wird unser hicht aus Höhede und unser längcht aus Längede verständlich.[1])

Die Endsilbe =ig(e) verzischt eigenartig (20, 30, 40 usw. lautet zwantsch, draisch, vertsch), mancherorts nur zu ch (k^hnütchə Knot=(en)ige[2]), meistenorts zu sch (k^hnitschl dsf., heißt Säckchen Geld), moat(s)ch madig, techtsch tüchtig, pfuksch voll Pfuckfasern, wit(s)ch Wittig, muntsche ist Mund = ige, Bräutigam wird also broit(s)chn.

Die Endung =ung kennt unsere Mundart nicht, dafür steht = ige, deshalb Kleidung k^hlejtschə, Bedeutung bədoitschə, Obacht(ung) oubachtschə, Bescherung bəscheerzə, Ladung loatschə, Wustung demnach wustchə oder wustschə und Hutung (Hutweide) hutt(s)chə, a d' huttsch.[3])

Die Nachsilbe =rich verwenden wir häufig zu Wortbildungen: Trejschrich, Schwepprich, Trilich, Schieblich, Zächrich, Schleudrich, Schlenkrich, Lejrich, Krichlich, Wumprich, Plemprich, Pläftrich, Tälkrich, Söfflich u. dgl.

Die Frauen erhalten noch die Endung =(i)n an den Familiennamen angehängt, wie es einst zur Schiller=Goethe=Zeit allgemein üblich war (die Schillerin, die Neuberin, die Gottschedin, die Karschin mußte man damals auf gut deutsch sagen).

Die Endung =(t)ern ist viel weiter verbreitet in unserer Mundart als in der Schriftsprache: rüsten ristern, aufknoten ufk^{h}neetern, gähnen gänern, sehnen sänern, (toben) toubern, ferner målkern, wälkern, schaffern und schäftern, k^hlaffern und k^hläftern, rennen renntern, sich hin und her neigen nejtern, zu messen bildete man früher mestern (den Inhalt messen hieß es), dazu haben wir noch als Hohlmaß die Meste als Salz= und Pech=meste und wegen der ähnlichen Form den Starkasten als schtoarmestə (der Schriftsprache entlehnt, mhd. mëste, sollte bei uns a haben).

Auch können wir Wiederholung und Verkleinerung gut zusammen ausdrücken durch =eln: hüsteln, kränkln, stichln usw. Sehr häufig hängen wir =sen an: zu hoppen hoppsen,[4]) roppsen, ruckseu, hackseu, schubsen, k^häppsen (zu kippen), glucksen, schwicksen, picksen, pinksen, römteepsn (zu toben), packsen,

[1]) =igt liegt vor in hejmcht Heimat, gerejncht Rinne im Stall, k^hlejmcht (klauben?) ausgesiebtes Strohzeug.

[2]) Schnur liest man noch gelegentlich in Büchern für Schwiegertochter, wir sagen Schnürige (schnérchə), wät ist ausgestorben, hieß Kleid, wir kennen noch von alten Leuten woutch, queden kennen wir nicht mehr, aber k^hwätschn a gek^hwätsch (reden, Gerede) wie rätschn wohl zu reden; underk^{h}itsch ist eigentl. unter=kötig (zu Kot) und heißt eitrig; die Kinder poatschln (ist badigen), k^hrätsch Krautig, noatschn (weinen), vgl. naß = benetzen, dürfte natzigen gewesen sein.

[3]) Da wir König k^hinch, Honig hounch sprechen und die Bühnenaussprache bei der Endung = ig auch die Aussprache = ich fordert, so könnte die Heimatschule hier anknüpfen.

[4]) Davon die Hauptwörter Hops, Schwicks, Hacks, Rucks usw

kungksn, kurksn (zu Gurgel), schnorbsen, verwēksln (verwickln), schmiksn (zu schmecken, Topflecken der Kinder), morksn ist zu (mhd.) morgenen gebildet, heißt langsam machen, zēnsln ist zündeselen wie plintzln (mit den Augen zwinkern) blindselen ist.

Häufig ist die Endung =tzen: duzen, siezen, schnellzen (=emporschnellen), stuchzen (zu stochern, = neugierig suchen), kʰächtzn (keuchen), pfūtzn (vgl. mhd pfûchezen zu pfauchen, ch=Ausfall Seite 27[2]), schluchtzn (vgl. mhd sluckezen, schluch schluch machen), ächzn (ach ach stöhnen), kaffzn (kaff kaff bellen), juksn (vgl. mhd. jûchezen juch juch schreien), rauntzn (nörgeln), printzln (zu brennen). Wenn nun Formen mit derselben Bedeutung nebeneinander stehen wie kʰrōikn und kʰrōitschn, rōäckln und rōätschln, kʰrēckn und kʰretschn, kʰnackn und kʰnåtschn, kā'kn und kātschn (albern herumreden, aus gackern), wobei die eine immer k, die andere immer tsch hat, so werden wir einen Zusammenhang ahnen, ältere Sprachformen besagen uns genau das Wie; quickezen, knackezen u. dgl. hieß es einst, im Bayrisch=Österreichischen heißen die Wörter heute noch so; in unserer Mundart geht also k mit dieser Endung =tzen= in die Lautgruppe tsch über;[1]) wenn wir dieses Lautgesetz unserer Mundart nun wissen, können wir uns eine ganze Menge mundartliche Wörter mit solchem tsch mühelos erklären: blaib åk hotschn sagt man zu Kindern, wenn sie sitzen = hocken bleiben sollen, also hockezen; dasselbe Wort (mit Umlaut) steckt im Worte für Kinderschemel und Kinderschlitten (bankartig mit Vollkufen), der bekanntlich Hütsche heißt; rutschen ist mittelhochdeutsch als ruckezen belegt, verheetschln verhätschln ist überliebevoll hegen und pflegen, also verhege(n)zelen, zūtschn ist wohl (t)sugezen, das mit saugen (ablaut=) verwandt ist. Die „Fitschl" beim Mühleziehn heißt anderweitig Fickmühle. lūtschn gehört (ablautend allerdings) zu lecken, wie auch lätschrich (mhd. leckezot + Endung) dazu gehört[2]). ausfrätschln ist ganz deutlich ausfragen in der Form ausfragezelen. Unser heetschn, dasselbe wie österr. herumhatschen (schlecht gehen können), könnte von hi(n)ken kommen.[3]) Auch die Seite 16 erwähnten Wörter vletzern und schmitzn hat man in dieses Kapitel einreihen wollen, also Fleckemachen das eine, das andere gebildet zu schmicken, wofür wir schnickn (bedeutet schlagen) sprechen. Ob mit Recht?[4]) Wenn Kinder beim Baden mit den Händen schlagen, daß das Wasser spritzt, so heißt das pritschln darin steckt ein alter Badeausdruck „prügeln";[5]) Vor dem 30jähr. Religionskriege nämlich stand in Deutschland das Baden obenauf, alles badete viel, dabei klatschte man sich mit Laubbesen auf den Rücken (= prügezelen).

Manchmal erscheint allerdings ohne recht ersichtlichen Grund in dem entsprechenden Worte nicht tsch, sondern tz. Wir haben (ahd.) blëchazen bezeug (also blickezen), das heute blitzen lautet und Funzl gehört doch wohl nur zu Funke; unser Schmatz heißt niederdeutsch smack, also (umlautlos) zu schmecken schmåtzn ist demnach aus schmack=zen entstanden und heißt hörbar mit den

1) Vielleicht durch eine Art Umstellung wird kʰnaktzen zu kʰnatzken, wie solche Umstellungen öfters vorkommen (Born au Brunnen, noldə aus Nadel, bērn (=birnen) aus brinnen, Kolben neben Kloppe; kʰoadls (kadels) Ofenruß wird i Haindorf kʰoaslt, Donnerstag sollte donrs=tch ergeben, heißt aber dornstch, regnen wird rengn, auch Iltis (ältere Form ilitiso) stellt mancherorts um in élster, auch nichts (1 2 3 4 5) wird überall nischt (1 2 5 3 4), wir sind gewohnt Moltke zu sprechen, er heißt jedoch Moltke (Seite 17) Noch tollere Umstellungen macht die Sprache auch, allerdings seltener: Minkwitz wird Winkmitz und zästern ist wohl stotzern (Nebenform zu stottern, mit der Zungen an=) stoßen Schüttelformen heißt man das; weitere Beispiele sind Bühel=Hübel, Kahn=Nachen, Ziege=Geiß, auch unser roispli (ungeduldig) ist umgestellt aus roibseln und gehört zu wibbeln. Mancher Wortwitz wird damit gemacht, statt Zungen schlag Schlungenzag usw. (gib Beispiele selbst!).

Aber nicht nur Umstellungen mannigfacher Art bewirkt der Spieltrieb der Sprache, auch Einschübe jegliche Art werden vorgenommen, der ungewöhnliche Ton kennzeichnet meist solche (Streck=)formen: Klatsch=Kladderadatsch Schlampe=Schlampampe, schmarotzen gehört vielleicht zu schmatzen (Bedeutung schmeicheln), stibitzen soll aus stitze gebildet sein usw. Manche Schülergeheimsprachen arbeiten mit dergleichen Worteinschiebseln.

2) Hage=butte heißt mancherorts hätsche=pätsch.

3) Damit wäre der Ausdruck auf einen Betrunkenen „dār hod anə hadzə" wegen des stolprigen Ganges sofort verständlich

4) Das zweite wohl, denn i hat sich nur vor k rein erhalten, sonst wurde é daraus.

5) Das Ding, womit die Fastnachtsnarren bei uns zuschlagen („prügeln"), heißt auch pritschə.

Munde „schmeckende“ Bewegungen machen, dann küssen; unser ausmerzn (ausotten), eigentl. die als Schlachtvieh gemerkten (d. h. mit einer Kennmarke versehenen) Tiere aus der Herde wegtun, ist ausmerkezen. Schwanz gehört zu schwenken, römschlenzn ist herumschlenkern und stutzen sagt zerstücken, also stuckezen.

Besonders bei solchen dunklen Wörtern auf =atschen, =etschen u. dgl. greift immer wieder einer gerne zu der recht billigen Erklärung, sie seien Schallgeräusche nachahmend, nicht einmal bei klatschen ist das aber unmittelbar der Fall, es ist zumindest erst mittelbar aus klackezen entstanden, von den andern glaube ich das eben so wenig; ich glaube, daß überhaupt nur immer wieder ganz selten eine solche Neubildung erfolgt; wir sehen wenigstens an dem Getriebe der Lautgesetze, daß das Sprachleben der Mundart triebhaft im tiefen Unterbewußtsein sich vollzieht, solche Neubildungen aber würden zu viel Hellbewußtsein voraussetzen, wozu sich der Sprachtrieb nur ganz selten einmal verdichtet. Sorgfältigste Vergleichung sämtlicher Fälle, jede Lautentstehungsmöglichkeit genauestens „durchgerechnet“ (möchte ich fast sagen), kann aus manchem nebelhaften Gebilde das Urbild verdeutlichen helfen. Wir hatten oben das Wortpaar plejdern — plahendern, wir haben noch ähnliche Wortpaare, z. B. mejtschn und måntschn mit genau gleicher Bedeutung vom mutwilligen Durcheinanderführen beim Essen gesagt (mejtsch åk nä), sonst auch (måntschn mit etwas), mit der Vorsilbe ver= heißt beides vergeuden; (nasses Wetter = s'mejtscht, s'månscht); rückgebildet auf die Grundform würden die 2 Worte mangezen und megezen (ohne n=Einschiebsel) lauten, also Formen zum Zeitworte mengen sein, was auch gut zu den Bedeutungen paßt. Ein anderes solches Paar ist wohl trejschn (mit Wasser spritzen) und sich bətrántzn (sich betröpfeln), gehören beide zu Träne? patsch[1])=boass und pántschn (im Nassen hantieren) gehören sicher zusammen, aber was für Wörter stellen sie vor? Willkürliche Gebilde sind das sicher nicht. Was nag in quåtschn (Wassergeräusch) stecken, dwahan? patzə Hündin und pätzn häufig sein, könnten (des hellen a wegen, das nur vor k, ch bestehen konnte) nhd. bache (Schwein) enthalten. Ist tatschln ähnlich gebildet wie klatschen? (römplåtschn bedeutet herumschlendern.) römpåtsn heißt schwerfällig herumgehen, verpatzen (=verderben) muß also ursprünglich „zertreten“ bedeutet haben, was steckt aber drin? kʰnautschn ist wohl nur Weiterbildung zum gleichbedeutenden kʰnauern.

nåtschern (hörbar essen oder undeutlich reden) könnte nagen enthalten, aber was das gleichbedeutende patschn? pūtzn heißt den Hund hetzen und, um damit zu schließen, påtschl in der Kindersprache das Händchen.

Hat die Schweizer Mundart z. B. die Fähigkeit ausgebildet, von jedem Hauptwort ein Tätigkeitswort zu bilden, also Beschäftigung mit dem Garten heißt dort gartnen, etwas mit Sand zu tun haben sanden, bei den Ohren fassen einfach ohren, wenns Korn reichlich schüttet, können sie sagen s' kornt brav usw., natürlich auch, wo wir sagen müssen „es läutet“, es glockt; wir haben in unserer Mundart den entgegengesetzten Sprachgebrauch ausgebildet, wir können zu jedem Zeitwort mit Hilfe der Vorsilbe ge= und der Endung =e[2]) ein Hauptwort bilden mit etwas geringschätzigem Sinne: bauen a gəbauə, essen a gəgassə, tun a gətūə, schlafen a gəschloufə, tålvern (unverständlich reden) a gətålvər, a gətrumpēte, a gəbreechə (Tratscherei), a gəlā[i]ger (langes Liegen) usw.[3]). Andere Mundarten

[1]) ai der patschə (in unangenehmer Lage) gehört wohl auch hierher, heißt soviel wie im Dreck.
[2]) Die nach l und r stets abfällt.
[3]) Zu vielen Zeitwörtern können wir auch durch die Endung =erai Hauptwörter ähnlich geringschätzigen Sinnes bilden: schpringerai, mäderai, hauerai, kʰächerai u. s. f.

werden wieder andere Möglichkeiten ausgebildet haben, die Schriftsprache braucht nur herabzugreifen in diesen Wortschatz.

Wie sonst so oft, geht auch im Artikel die Mundart ihre eigenen Wege: der Schoß də (die) schüss, ais dīnst (das Dienst, dienende Stellung, z. B. als Magd), wī anə bächn, an (eine) kʰīl der (Feder)kiel, der Dost (Heilpflanze) də tåstə, der Leuchter də lå'chtə, der Mittwoch də (die) mītwoch, eine Fahne a (ein) voan; Bildungen wie der Franz, Franzl, de Franze, 's Franzerle; der Håns, de Hånne, 's Hannerle usw. sind landläufig.

Im Schriftdeutschen sehen wir ab und zu ein Schwanken im Gebrauch des Schluß=n: Glaube—Glauben, Name—Namen, Wille—Willen, vgl. zu Nutze machen gegen der Nutzen, es ist schade gegen der Schaden, zurücke d. i. auf den Rücken, und auch die Mundart schwankt: kʰolbə (kʰloppə) gegen Kolben, ferner schtejnrēckə (=Steinrücke) gegen rēckn (=Rücken). Das erklärt sich nun so: früher (mhd.) gab es sehr viele männliche Hauptwörter auf e, welche abwandelten wie

der rücke
des rücken
dem rücken
den rücken
die rücken usw.

Nun trat ein Zerfall ein, eine Spaltung, die gleichlautenden 2., 3. und 4. Fälle rücken machten sich selbständig und bildeten aus sich heraus einen gleichlautenden 1. Fall (Rücken), der allein gebliebene 1. Fall rücke aber ergänzte sich — wie eine verstümmelte Eidechse sich einen neuen Schwanz wachsen lassen kann — den ihm verlorenen 2., 3., 4. Fall[1]) und zwar nach dem Abwandlungsmuster

1. Zunge
2. Zunge
3. Zunge
4. Zunge

während sich Rücken an die Abwandlung nach dem Muster Tag gewöhnte; die eine Wortgruppe, der sich diese Neubildungen anschlossen, war zwar männlich (Muster „Tag"), die andere Wortgruppe aber durchwegs weiblich (Muster „Zunge"), es blieb also unseren Neubildungen teils das männliche Geschlecht (die =en haben), teils wurden sie durch ihren Anschluß weiblich. Mundart sowohl wie die Schriftsprache machen diesen Prozeß mit (muß also wann eingesetzt haben?), gehen aber dabei oft verschiedene Wege; daher das Gegenüber von anə (eine) rāmə — der Rahmen, anə kʰolbə — der Kolben, anə zackə — der Zacken, hoppə — Hopfen, schtuffə — Stufen, wejssə — Weizen; aus diesem Grunde auch Zehe zīnə (aus Zehene), Kleie kʰlainə, Mohn mou (aus mâhe), in heller Feuerlohe hal(ler)lichter lūn, trachn Drache, Rappe råppm, März märzn, Mond mountn, Schrank schrankn, kʰloutz neben kʰlåtzn (Klotz festen [i. d. Regel Holz] bzw. unfesten [z. B. Fleisch] Materials), Ost — Osten, Genick — Nacken, a (der) bolln — eine Bohle (wozu Balken gebildet ist wie zu Tal unser tėlkə = Geländemulde und wie zu zagel (S. 33) vielleicht Zolkern „herabhängende Haare oder Kleiderfetzen").

Nicht mit dieser Änderung der Abwandlung zusammenhängend (es könnte jemand etwa an Zusammensetzung mit einem solchen alten 1. Fall denken), sondern anders zu beurteilen sind Fälle wie ūftoup — Of(en)topf, rockschpree — Rogg(en)spreu, rechschtiel — Rech(en)stiel, kʰuchdeckl — Kuch(en)deckel, houss-kʰaffr — Hos(en)k. u. dgl. In unserer Mundart und drüber hinaus fällt nämlich

1) Ähnlich bildet woass (was) einen 3. Fall was=em (woassn) und ålls (alles) schon oft allesem > mit ålsn.

n festen Zusammensetzungen die Endung -en des 2. Falles (vor Mitlaut) aus; weitere Beispiele: Ziegemilch, Kirschbaum, Hohenwald > Hūrvāl, Wünschendorf > Winschdorf, Frankenfurt > Frankfurt, Liebwerda, dessen ältere Form vorliegt n Liebenwerda (preuß. Kreisstadt), u. dgl. Ebenso fällt -er aus: Ebereſche > ipscha, Tellervoll > tallol usw.; ja nicht nur die Mittelsilben -en und -er fallen aus in Zusammensetzungen, sondern im Grunde ist unserer Sprache eine Dreisilbigkeit schon zu viel, sie stößt möglichst jede Mittelsilbe aus, vgl. nur Namen wie Bismarck, aus älterem Biskofesmark (= Bischofsmark) entstanden, oder Harzdorf aus Hart(mann)sdorf oder Lusdorf aus Lud(wig)sdorf u. v. a. m.

Nicht durch das Material der Sprache bedingt, sondern gedankliche Verkürzungen durch den Sprechenden sind Fälle von Auslassungen wie Ölzweig statt Ölbaumzweig, Kirschblüte statt Kirschbaumblüte, Freibank statt Freifleisch-bank, Bergrecht statt Bergbaurecht und Wetzkietze — mit dem Behälter wetzt man doch nicht — statt Wetzsteinkietze; der Gastwirt — der, wenn er ein Bewirter der Gäste wäre, doch Gästewirt heißen müßte — ist ein Gasthauswirt, wobei Wirt die bei uns noch lebendige Bedeutung von Besitzer hat, und ähnliche Beispiele mehr.

Obiges Nebeneinander verstanden, auf Seite 16 die Bildung des schwachen Zeitwortes vom Vergangenheitsstamm des starken durch -jan, das Umlaut bewirkte, nachgelesen, erklärt das Nebeneinander von Zeitwortformen wie mundartlich derschrecken (aus erschricken) gegen erschrecken, bēlln (aus billen) gegen bellen, brn (umgestellt aus brinnen) gegen brennen; ferner bringen gegen brengn. Das **starke** Zeitwort stirbt langsam in unserer Sprache ab, d. h. es ist kein Bedürfnis mehr vorhanden, den Unterschied zwischen ich erschricke (= ich erlebe selbst einen Schreck) und von ich erschrecke (= ich bringe jemand anderem einen Schreck bei) am einzelnen Worte erkennbar zu machen, es genügt, den Sinn aus dem ganzen Satzzusammenhange zu erfassen; die starken Vergangenheitsformen sind öfters schon tot, in den Gegenwartsformen stehen gelegentlich starke und schwache noch nebeneinander: erschricken, billen und brinnen (d. h. brn, es klingt schon altertümlich) ist noch stark in der Mundart, in der Schriftsprache ist (erschrecken) bellen und brennen bereits schwach gebildet; bei bringen — brengen[1]) ist es umgekehrt.

erschricken	erschrak	erschrocken	starkes	Zeitwort
schrecken	schreckte	geschreckt	schwaches	
billen	[ball	gebollen]	starkes	Zeitwort
bellen	bellte	gebellt	schwaches	
brinnen	[brann	gebronnen]	starkes	Zeitwort
brennen	brannte[2])	gebrannt	schwaches	
bringen	[brang	gebrungen]	starkes	Zeitwort
brengen	bra(n)chte	gebra(n)cht[3])	schwaches	

Man hat viel geschrieben über den Unterschied von fünf gegen fuchzehn, fuchzig und hat ihn u. a. ähnlich wie bei bringen, brachte erklären wollen; nachweislich hat 5 ganz früh einmal finh geheißen, das aber sehr zeitig durch Angleichung des Wortendes an den Wortanfang (wie etwa Zünd-hölzl zu Zünzenzl wird und wie umgekehrt das latein. Wort 5 quinque aus pinque entstanden ist) zu finf wurde — die heutige Schreibung mit ü ist geschichtlich nicht begründet. Die ablautenden Formen funh- dagegen hätten diese Angleichung nicht mitgemacht und infolgedessen nach obigem Lautgesetz das n vor h später verloren.

[1]) Wir sehen hier den tieferen Grund einer sogenannten „Ausnahme“: fingen, finden, stinken, Fink, Kind, Rinde, Schindel, Windel, Winter und alle anderen mit n+Mitlaut haben reines i, nur „bringen“ nicht.
[2]) Rückumlaut.
[3]) Rückumlaut, g vor t zu ch auf Seite 12, (germ.) n-Verlust vor ch anschließend erklärt.

Doch dem gegenüber ist eingewendet worden, daß die Formen fuchzehn, fuchzig, die nicht auf unser Gebiet beschränkt, sondern weit verbreitet sind, nicht so sehr alt sein können; die Ahnlichkeit mit obigen Fällen sei also rein zufällig. Was das ch in 15, 50 betrifft, scheine eine Reihenangleichung an sechzehn, achzehn vorzuliegen.

Zur Satzfügung.

Wenn wir unsere Mundart recht genau beobachten, so stößt uns immer wieder was Neues auf; wårm wåsser, a gutt bier, a rūt kʰlejt (wo wir schriftdeutsch warmes Wasser, ein gutes Bier, ein rotes Kleid sagen müssen) fällt als endungslos auf, es ist alter Sprachgebrauch — so eifrig unsere Mundart bei der Arbeit war, um den Bestand an Lauten zu ändern, so zäh hielt sie in grammatischen Sachen fest — da n im Auslaute bei uns abfällt[1]) (ich bin īch bī, nein nej, herein raj, mein maj usw.) gehören auch Fälle wie a kʰlej kʰint ein klein(es) Kind, a schī dingk ein schönes Ding hieher; ähnlich unsə für unsere. a sāk vūler āräppl ist anderseits kein 2. Fall, sondern auch ein alter Sprachgebrauch, Rest einer einst gang und gäben Umstellung für ein voller Sack Erdäpfel, vgl. eine Handvoll = eine volle Hand.

Rückbezügliches sich (3. Fall) hieß früher ihm bzw. ihr, auch das ist bei uns noch erhalten, z. B. a wejs 'n rout er weiß sich (früher ihm) Rat, sə wejs er rout sie weiß sich (ihr) Rat. Ein älterer 2. Fall von es (die Schriftsprache hat noch von ich so einen ähnlichen in Gedenke — mein, Vergiß — mein — nicht) hieß sein, er steckt in dem s'n darin, wenn wir sprechen ich hab s'n satt oder ich bī(n) s'n gewöhnt.

Unsere Mundart betont (was auch der Bühnensprache nicht unbekannt ist) stets das Vorwort, wobei das folgende Fürwort in sich zusammenschrumpft z. B. bei mir, zu mir hört sich an wie Baimer und Zummer.

Den 2. Fall bilden wir mit doppelten Endungen, z. B. der mutterns ihre haube; in die Mehrzahl wird die Einzahlendung übertragen, z. B. of dār loitns gəreedə gā'ch nischt. Ältere Formen für 2 (zweene, zwo, zwei > zwīnə, zwū, zwee) sind erhalten; eine eigenartige Zählung in Brüchen haben wir ferner: $\frac{1}{2}$ ist ein (erstes) Halb(es), $1\frac{1}{2}$ ist ein Ganzes, dazu das andere (d. h. zweite) Halbe, also anderthalb, $2\frac{1}{2}$ = 2 + das 3. Halbe, demnach dritthalb, sodaß $3\frac{1}{2}$ usw. als vierthalb usw. verständlich werden. Je drei muß die Mundart anders ausdrücken, durch Wiederholung 3 und 3; etliche 60 heißt 60 und etliche mehr.

An der mundartlichen Stellung für eine starke Verneinung, z. B. a ejntschəs moul nä d. h. ein einziges Mal ne, wofür wir schriftdeutsch sagen müssen „kein einziges Mal", können wir gut die Entstehung von kein verfolgen; dieses ne heißt gelegentlich wohl noch nich und die Zusammenstellung nich + ein ergab nikein, das später fälschlich als ni + kein gefühlt wurde (vgl. über entgegen — in die Keie[2]) und davon kein als selbständiges Wort losgelöst wurde.

Eine Altertümlichkeit in der Wortstellung ist es ferner, wenn wir Berufs- und Verwandtschaftsbezeichnungen hinten nach setzen, z. B. Schuhmacher Birke > der Birkschuster, der Bäckermeister Neumann > der Neumbecke; der eine von den 2 Großvätern heißt, um ihn etwa recht deutlich zu bezeichnen, der Hablgruffater usw.

Abweichende Bedeutung, Fortleben älterer Wörter.

Viele Wörter unserer Mundart decken sich nicht in ihrer Bedeutung mit der Schriftsprache: zaudern bedeutet nicht zögern, sondern streiten, brejtn nicht bereiten, sondern imstande sein, vürschirren nicht mehr vor(an)schirren zum Abfahren, sondern dieser

1) b ist abgefallen in īberlej (übrig), eigentl über(be)leib(end), dsf. wie „überlebend".
2) Entrinnen fühlt heute jeder als ent-rinnen, doch es steckt trennen (vgl. abtrünnig) darin! Hartriegel < hart + trügel Waldholz.

Fuhrmannsausdruck (vgl. andere wie „angeſtrengt“ ſein, „beſchlagen“ ſein) hat ſich bei uns zur allgemeinen Bedeutung von zubereiten[1]) verbreitert. Wer nietlich iſt, verlockt bei uns niemanden zum Ausruf: „Ei, ein wie niedlicher, netter Menſch!“, denn das iſt hier ein verdroſſener Menſch (nietln = ſtets nörgeln); zäh heißt bei uns feucht, linde tauwettrig; zerren iſt nicht etwa dehnen, ſondern ſtreiten; Angſt nicht Furcht, ſondern Schmerz; wir gebrauchen für abſichtlich zə flaissə, für vergebens ümsonst, für unverſehens bisslich (mhd. büezlich), für langſam schtātə, für verkehrt ärschlich und für ſchnell geschwində, geförrə oder geflink, während langſam die Bedeutung ſpät hat (S. 9) für damals saltə < ſelte(n); ejgn kuckn heißt genau ſchauen, a ės munter bedeutet wach, schlömp (ſchlimm) iſt ſchief, garſtig (und geizig) heißt ejsn oder gårschtsch; wenns raucht, ſagen wir auch s' meldert wie wir für anzünden auch (ältlich) anmeldern gebrauchen (Der Kohlenmeiler heißt Melderplan); gədrangə, gəhābə[2]) will heißen „ſtark reibend“. Wenn jemand nach Friedland „geht“, ſo macht enner of frīlant; das ſagen wir nicht „zur“, ſondern über die Mutter; „alle“ Jungen ſind bei uns die ganzen Jungen, der Sejger hat ſtatt Zeigern Waisler, werfen heißt schmaissn, drhejme iſt „daheim“, ze hause aber nicht dasſelbe, ſondern zur „Miete“. Zwar entſtand aus zewâre = in Wahrheit. Beinahe, faſt lautet zərächn, iſt alſo „zu(m)(er=)rech(n)en“; (vielleicht =) kʰosains entſtand aus „kann ſein es“ . . . , iſt alſo gebildet wie mr chaints (wahrſcheinlich) aus „mir ſcheint es“. Unſer Flickwort halt (z. B. es wird halt gleich regnen) iſt die Verkürzung von : [es wird] ſo halte ich dafür [gleich regnen]. (Manch)malleichte wird mollächtə und bedeutet manchmal, öfters; verwichen iſt unlängſt; wail hat den Sinn von während, ſolange als (z. B. gī åk wail sə schloufn də kʰinder — geh nur, ſo lange die Kinder ſchlafen, schraib åk wail 's noch licht ės — ſchreib nur, während es noch Tag iſt) wie nur noch ſelten in der Schriftſprache (vgl. den Liedanfang: Freut Euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht); das Wort iſt urſprünglich das Hauptwort die Weile, alſo „die Zeit, die“ . . . ; an Redefügungen īs åk weil s noch wårm ės — iß nur, weil (da) es noch warm iſt, kann man den Übergang von der mundartlichen Zeitdauer = Bedeutung zur ſchriftſprachlichen Urſache = Bedeutung hübſch klar ſehen.

Die Schriftſprache kann nur ſagen „ausgeriſſen ſein“, unſere Mundart aber noch das Gegenteil dazu „wieder angeriſſen kommen“ und auch wūhi rētzn (flink wohin gehen).

Ältere Wortbedeutungen ſchimmern noch durch in kriegen (=erhalten, bekommen), urſprünglich durch „Krieg“ erwerben, erbeuten; ferner heißt man 2 Kannen Waſſer ana voart wåsser, fahren hieß nämlich früher überhaupt reiſen,[3]) auch zu Fuß, alſo (weit)gehen; am Bach unten wurde das Waſſer geholt, mit einem Gange (= einer Fahrt) kann man zwei Kannen holen, dieſe heißen alſo kurz (ein Gang =) „eine Fahrt“. Wie das Fuhrweſen überhaupt, ſo hat auch das Reiten früher eine größere Rolle geſpielt als heute, die Ausdrücke für „auf einmal“ oder „auf ein paar Teilleiſtungen nacheinander“ oo enn rīt, oo a poar rītə, worin Ritt (von reiten) ſteckt, zeigen es noch. Oder aber: dreſchen hatte früher nur die Bedeutung von „gehen“, weil man nämlich früher das Vieh einfach über das Getreide (trieb) „gehen“ ließ, um die Körner heraustreten zu laſſen; Getreide dreſchen bekam ſo die heutige Bedeutung, aber in der Redensart „tüchtig irgendwo herumgedroſchen ſein“ (im Sinne von herumſpringen) ſchimmert noch die uralte Bedeutung durch.

---

1) Dieſes Wort hat ſelbſt die Bedeutung anſchirren einſt gehabt (ahd. reita hieß der Wagen), auch fertig (fährt = ig) iſt ab fahrtbereit; man erkennt daraus die wichtige Rolle des Fuhrwerkes im Leben unſeres Volkes.
2) Verwandt damit wohl „es happert“ (die Bewegung ſtockt immer wieder, es will nicht klappen).
3) Vgl. Wanderfahrt.

Altertümliche Wörter halten sich noch, bald werden manche absterben: hōrant ist Lärm, ai dr hell (an hellchl) = im Ofenwinkel, də būrkʰêrch (bor hieß Höhe — en + bor [= in die Höhe] ergab ja unser empor — also Hochkirche) sind die Emporen in der Kirche; (pūts, pūtslich klein und rund, pūtsmêller Kaulquappen) verbutten haben die Franzosen vor $1^1/_2$ Jahrtausenden von den alten Franken übernommen, heute heißt französisch noch der Klumpfuß pied bot. wout woutch ist fast schon unbekannt, es war dem Ausdruck geschtecke (Anzug) gewichen, heute ist auch dieser Ausdruck altväterisch geworden. Der Zuname Stopper geht mit dem Gewerbe (verstopfen der Spalten an Holzhäusern) dahin. Wir sagen schon selten mehr wie unsere Großmutter einst zun råckn oder zun lichtn gehen, weil die Einrichtung der Spinnstuben nicht mehr besteht, seitdem wir die Hauserzeugung aufgegeben haben und Fabriksware kaufen; aber ais dorf gīn („ins Dorf gehen")[1]) sagen wir heute noch, obwohl kaum bei uns außerhalb der geschlossenen Ortschaft noch viele Einzelhöfe sind, denn durch die dichtere Besiedlung sind zusammenhängende Ortschaften geworden. Jetzt, wo wir das elektrische Licht haben, wird keiner mehr zur früheren Kienspanbeleuchtung zurückkehren, mit den Sachen sind aber auch die Wörter abgestorben, in 20, 30 Jahren wird bei uns kein Mensch mehr genau wissen, was ein gānåffə eigentl. ist, weil er keinen solchen Kienspanhalter je zu Gesicht bekommen hat; fragt einen Mann mittleren Alters, was das heißt „s' trieml ès schun wait noa gəbrannt", er wirds nicht wissen, nur der Urgroßvater noch. Ferner: wo wir heute Knöpfe an die Hosen haben, brauchen wir keine Hosensejtl mehr, der Ausdruck ist somit dahin; ebenso kommen jetzt, wo wir die Bettüberzüge mit Knopfleisten schließen, die Gimpen (Schnürschlingen) ab, schürgen „schieben" ist schamlos geworden und droht zu fallen. Der Aberglaube vom Molkedieb ist verschwunden, sein Name auch schon fast, heute ist Schmetterling für ihn bereits eingeführt. Weiß noch jemand etwas übern Rübezahl vom Hörensagen, das nicht irgendwie aus Büchern stammt? Sein Name gilt als Schimpfwort für unartige Kinder und manchenorts zur Bezeichnung eines vierschrötigen Menschen.

Hin und wieder gibt es im Wörterwalde unserer Mundart Ausdrücke, die nicht mehr zu erklären sind, sie sind uralt wie manche Eiben und einsam, alle Verwandtschaft ist ihnen weggestorben; so ist vārtn (voriges Jahr) wohl nicht einfach mhd. verre verne (also fer(n) + ten), sondern etwas anderes, Uraltes wahrscheinlich. åk, unser Kennwort (es reicht bis Teplitz, weiterhin gilt ner [aus nur], während unser 2. Erkennenswort nauer [„nicht wahr?"] bis zur Elbe reicht, drüber fragt man hann?) heißt anderwärts noch ecker oder okord und bedeutete einst (althochdeutsch eckorôdi) dünn, schwach[2]); hat sonst keine Verwandtschaft mehr. Was mag sächə (= damals) sein?[3]) Was gerschn (rennen), was preschn (jagen, pürschen)? Wir gebrauchen ganz allgemein der Schriftsprache unbekannte Wörter z. B. 's Getreide maukt zusammen (für „dürr" oder „stockig" werden), mer muss bächtn oaner (man muß einreden auf sie), die hot woas zesåmm gebā'chert (die hat etwas zusammen geredet). Jeder weiß, was zängst[4]) ist, mit der Erklärung würde es happern; ze längs hat man gemeint, der Sinn paßt gut, doch fällt in solcher Stellung das l kaum je heraus; ze Ende (de)s erklären andere, die Lautentwicklung würde stimmen (vgl. er findet es > a fingts), aber der Sinn verlangte dann, daß stets ein zugehöriges Hauptwort im 2. Falle dahinter träte, wo aber nie eins dahinter steht. Vielleicht ist es so: früher konnte

1) Bedeutet jetzt „zur Unterhaltung ins Nachbarhaus gehen" = noppern.
2) Wie ein Hauptwort zum Bindewort herabsank, sahen wir bei „weil", hier sinkt ein Eigenschaftswort zum Flickwort herab: ähnlich weg (zum Hptwt. Weg), flugs (vom Hptw. der Flug), fort (von Fahrt), schon (umlautloses schön); ebenso etwas liegt brach < als Brache liegen bleiben (brouche liegen), wettlaufen kurz für „um die Wette" laufen u. dgl.
3) mhd. sihein > soch ein (mit Umlaut) = irgend—ein(st)?
4) Entlang bis hinaus, hinüber.

man auch gelegentlich die Hauptwörter einer Art Steigerung unterwerfen; vgl. Nibelungen: dô enkunde Giselhêre niemer zorner gesîn oder die alten suln sîn deste kinder, es wäre also ze endest (bis ans Ende hinaus).

Volksetymologie. Ist ein Wort im Laufe der Zeit unverständlich geworden, so sucht man irgendwie eine Sinnverwandtschaft herzustellen, z. B. wurde die Weiterbildung zum alten Worte wide (S. 27 Stange) wid(e)se zu wîse und dadurch recht unklar, weil es lautlich mit „Wiese" zusammenfiel; man setzte boum dazu, also wîsəboum' (= Wiesebaum) und machte sich dadurch den Heureitelbalken verständlich als Stange für die Wiese, obwohl doch wide darin steckt; ähnlich wurde unser bâlknträtn (Balkentreten) mit den Tretbalken in Verbindung gebracht, es ist aber das Treten der Orgel**bälge**; mêstgəbindl heißt es, als ob es von Mist käme, ist jedoch Mißgebund; so werden Rockschößel zu rockschtiessln (Rockstößeln) und Kollerrüben aus den Kohlrüben; Krons = beere (aus kran=es — beere d. h. Kran[sich][1])esbeere) war unverständlich geworden und wurde wegen seiner Stacheln zu kʰroatzbeerə (Kratzbeere) umgedeutet; der oben erwähnte Molkedieb war einst nach altem Aberglauben ein Seelenvogel, in dessen Gestalt sich die Geister Milch holten, das kam aber in Vergessenheit, heute weiß es das Volk nicht mehr, man denkt sich nichts mehr unter Molkedieb, und so heißt er schon mancherorts — wahrscheinlich weil die Schmetterlinge auf Blumen naschen — moudieb[2]) (Mohndieb). Ohrenschmalz heißt bei uns hürrwaks, was unmöglich „Haar=" und nicht gut „Ohr"=wachs sein kann (sicher aber nicht wie Sütterlin I 287 erzgeb. gürrwoks als Jahr = wachs erklärt), sondern ist das abgestorbene Wort für Schmutz „hor" + wachs. — noischîrch (neugierig) erklärt man (ebenda 292 niuwesgirec) recht ansprechend als neu — es — gierig, wobei s + g dann sch ergeben hätte. Mancher arme Schlucker hat sich im Kriege auf den Feldern eines reichen Bauern an sänglich läsn dêrfm d. h. einen Busch übriggebliebener Ahren, das Wort ist die Verkleinerung von (mhd.) sange Ahrenbüschel; mit einem solchen Strohbüschel[3]) befeuchtete man die Brote vor dem Einschieben in den Backofen, es war die sogenannte Streich=sange, das Wort war aber sonst nirgendsmehr so recht bekannt und so wurde es — besonders seit bei den Bäckern statt des Strohwisches der Gebrauch einer Bürste aufkam — unverstanden zur Streichzange. Allgemein sagt man bei uns „es ist gefroren wie ein Horn"; das nimmt jeder so selbstverständlich hin, ohne zu fragen, wieso kommen wir zu diesem weitabliegenden Vergleiche, näher läge doch zu sagen, wie ein Stein, wie Eisen, oder dgl. Sinnbilder der Härte; nun erinnern wir uns daran, daß die ganz alten Leute am letzten Jänner zu sagen pflegen: Hinte tun se Lainkouf trinkn, der gruße Horn übergibt's[4]) 'n klenn; der große Horn und der kleine Horn sind also alte[5]) Benennungen bei uns gewesen für Jänner und Feber und bekanntlich sind im Jänner (und Feber) die heftigsten Fröste, kein Wunder, wenn man für „sehr" gefroren sagte „gefroren wie **im** Horn", und jetzt versteht man das nicht mehr und macht daraus — Horn, Huf sind ja auch eine harte Masse — es ist gefroren wie **ein** Horn (s ês gəvrürn wî a hɔrn).

Man heißt solche Zurechtdeutungen unverständlich gewordener Ausdrücke Volksetymologie (volksmäßige Worterklärung); aber nicht nur das Volk versteht manchmal etwas nicht mehr, auch die Studierten geben manchmal einem

1) Vgl. wegen der Endung -ich (ob mit oder ohne) das Wort Bütt=ner d. h. Bottichmacher.
2) Allerdings geht die Silbe -olk wegen k in ouk über, was die Umdeutung erleichterte.
3) Ausgedroschene Ahren wurden büschelweise in eine Zackenhandhabe geflochten, heute behaupten noch Bäcker, daß das die besten Streichwische sind. — Die beim Brotbacken aus dem Teigreste gemachten Brötchen heißen auch sänglich.
4) Was sie da einander verkaufen und übergeben, ist nicht mehr auszumachen.
5) Hornung für Feber sucht man bei uns wieder einzuführen mit andern alten Monatsnamen; in der Schweiz sind solche bis heute durchaus lebendig geblieben.

für sie unverständlichen Mundartworte einen Sinn, der ihm fern liegt, so ist es unserem Worte neegl ergangen; die Restprobe, die Probe, ob etwa noch a neegl im Glase ist, schreibt sich (Nägel- oder) Nagelprobe, als ob im wüsten Kneipgelage bei einer Bierwette, wer schneller saufen kann, der nicht getrunkene Bierrest auf den Fingernägeln unsicherer Zecherhände ausprobiert würde!? so etwas heißt man Gelehrtenetymologie. Nein, hochgehalten wird der Bierkrug und umgedreht, daß jeder sehen kann, es ist bis ofs letzte neegl ausgetrunken worden, blieb in einem Glas noch anə neege (=größere Menge[1]), dann hatte er verloren.

Nicht überall in deutschen Gauen ist für eine Sache dasselbe Wort im Gebrauch; in Wien heißt es Obers, in Berlin Sahne, in Hamburg Schmant oder Flott, in Bern Nidel, bei uns bald Rahm, bald Schmetten; oder: Kamin, Rauchfang, Esse und Schlot für ein und dasselbe Ding. Wir sagen Hochzeitsbitter, Tareswart die Leitmeritzer, in Rumburg Kamschner, im Polzentale Plåmpätsch. Im Friedländer Bezirke herrscht Kretscham (khrätschn), im Reichenberger Scholzerei, wo ist die Grenzlinie? In einigen Dörfern bei uns heißen die Kartoffeln äräppl, also Erd-äpfel, in anderen heißen sie äpern, was Erd-birnen besagen will, und noch in anderen heißen sie gar äpunn, was aus Erd-bohnen entstand. Der Maulwurf, in der Schriftsprache auch aus moltworf schon auf Maulwerfer umgedeutet, weil das alte Wort molte (=Erde, vgl. Mulm, Müll, Mehl, zermalmen) nicht mehr verstanden wurde, heißt im Bezirke noch vielfach moltworf (oder, weil oł > ou wird, moutworf und mautworf), aber auch schon, verändert, malkworf; mit einem zweiten Namen heißt das Tier schlêfflich (schlêffu'ch) und daneben kommt (in Haindorf z. B.) auch noch ärtwolf vor. Diese Wortgeographie ist gar interessant. Was ist bīnə, was vūrbīn, wo überall sagt man dafür lē:b, ist etwa poublätsch (slav. pavlač) dafür bekannt? Jeder sammle! Die (Reichenberger) Mitteilungen des Vereines für Heimatkunde des Jeschken-Isergaues veröffentlichen derartige Zusammenstellungen gern, sie werden auch wichtig für das Mundartwörterbuch des Bezirkes, das unser Heimatdichter Herr Bennesch in Vorbereitung hält.

Redensarten. Redewendungen und sprichwörtliche Redensarten sind so recht eigentlich ein Lesebuch aus dem Volksleben, alle Beschäftigungen haben ihr Teil beigesteuert, z. B. „ʒə Randə kʰumm mit woassn" heißt jetzt „etwas bewältigen". Die Redensart stammt ursprünglich nur vom Mähen: Das Kornfeld war groß, zeitig begann die Arbeit, den Tag über haben Mäher und Abraffer tüchtig zugelangt, endlich sieht man den Rand des Feldes in greifbarer Nähe, „man ist zum Rande gekommen"; dieser der Erntezeit entnommene Ausdruck verallgemeinerte sich und erhielt den Sinn „etwas durchsetzen, wenn auch mit Mühe". „A ejntsch Gəmerkə", vertröstet man jemanden auf einen Augenblick, wenn man nicht gleich Zeit für ihn hat; so kann eigentlich nur der Weber sagen hinter seinem Webstuhle, wenn er nicht gleich Zeit hat und noch bis zum „Merkstrich" weiter wirken will, bevor er sich Zeit nimmt und aufhört, die gewünschte Auskunft zu erteilen. „Ärml machn drmitę" pflegt man bei den letzten Handgriffen einer Hantierung zu sagen wie der Schneider, der auch erst ganz zum Schlusse die Armel einnäht. „Jhm sai Handwerk leen" im Sinne von „ihm sein Unwesen abstellen" ist ein Ausdruck der alten Zunftordnung, wonach einem Handwerker mit schlechten Waren der Gewerbeschein abgenommen und ihm der Verkauf seiner minderwertigen Erzeugnisse verboten wurde. Wenn von einem „Ausbund" in irgend einer Tugend oder Untugend gesprochen wird, so stammt dieser Ausdruck auch aus dem Geschäftsleben; auf ein Paket Ware wird nämlich ein

1) Vergl. dazu Abschnitt über ee=ej und den Schriftausdruck zur Neige gehen

einzelnes Stück als Warenmuster außen aufgebunden (der Ausbund deshalb geheißen); daß das kein fehlerhaftes Stück war, sondern das beste von allen, versteht sich. Noch zur Zeit unserer Urgroßväter wurden die Goldstücke am Rande abgeschabt und mußten deshalb bei Zahlung ganz genau mit der Goldwage nachgewogen werden (of də Goldwougə leen = sehr genau beurteilen); auch der Ausdruck „doas gibt 'n Ausschläg" stammt vom Abwiegen her, ebenso die Redewendung „dou ös 'n a Schtejn lechter" (früher waren Steine als Gewichte in Gebrauch). „Über d' Schnürə" (= übers Maß sein) und „a hout über d' Schnürə g'haut" oder „a ės über d' Schnurə g'gangn (d. h. heute allgemein „ausarten") stammen aus der Sprache der Zimmerleute, die sich mit rotgefärbter Schnur genau die Balkenkanten vorzeichnen und mit ihrem schweren Beile nicht drüber hacken dürfen. Im Ausdruck „a macht schtaat" steckt nicht etwa das Wort schtaate = langsam, sondern stattlich, es heißt ja vornehm gekleidet. „Der Hiersche giehd'n" (= er hat Furcht) sagt die Mundart, gebraucht also einen Vergleich mit Hirsekörnchen auf der Haut, wo die Schriftsprache von der Gänsehaut spricht, die jemandem über den Rücken läuft. Wenn wir sagen wollen, daß wir jemandem recht Furcht eingejagt haben, so sagen wir „'n də Hellə hejss gəmacht hån", wie wenn der Pfarrer in der Predigt seinen Gläubigen die Höllenqualen recht grell vor Augen geführt hat. Den Begriff Zorn drückt aus „Büsst hån" (eigentlich Bosheit), „Rachə hån", „Pickə hån oo enn", „en Kʰrüʒ hån oo anander"; Rache üben „sich a Huhn rächn", was aber auch, ganz verblaßt, vom viel Essen gebraucht werden kann. Wenn sie stritten, so hört man „die håttn en Rant minander"; recht grob gewesen sein = „dän hån sə də Kʰreetə gərėssn" (Herkunft dunkel); jemandem zusetzen = „a nimmt 'n zun Schtiechbloatə", er hämmert förmlich so fest auf ihm herum wie der Fechter auf der Parierstange am Säbel des Gegners; „enn hejmloichtn" besagt „fortjagen", „enn en Märsch blousn" „ihm tüchtig seine Meinung sagen", das Gegenteil ist „de Pårt kʰriegn"; Anlaß geben zu Streit „oakʰrouʒ gän" hängt vielleicht mit (der Streckform) krakeeln irgendwie zusammen.

Betrügen heißt allgemein „bəschaissn", ähnliche Ausdrücke dafür sind „übers Uhr haun", „üms Bejn nahm"; „dän wäich en Quardr machn" bedeutet zum Trotze etwas tun, ganz dasselbe wie „dän wärchs zə schürə[1]) machn (also etwas ihm antun „woas 'n schürt" (weil „Schererei" verursacht). Wenn einer für seine Forderung nichts bekommen kann, so meint man „där kʰoan sichs ai də Feueressə schraibn", da wird bald unleserlich wer und wieviel; um nichts tröstlicher ist in einem solchen Falle die Versicherung eines Freundes „dou kʰånnstə hallə sahn". „Benn Beckn" meint: „da ist es nichts damit". „A denkt wie Goldschmieds Junge" ist die Umschreibung für das natürlich bei uns auch oft geradeheraus l. m. a. A. angewandte Zitat aus Götz von Berlichingen. „Enner mus a Aorschkleppl machn" ist der Selbsttrost dieses letzten Einen. „Sich anə Behalfschə machn" = unter einem Vorwande etwas tun. „a hots 'n gəschtackt" = er hat es ihm heimlich hinterbracht. „Langə schun noch woassn gəschtäigərt hån" bedeutet das beharrliche Streben, während Ungeduld im Ausdrucke „a kʰwickert gəheerch druf" liegt — das Wort ist übrigens dasselbe wie in kʰwickl-gälə sehr gelb, vergleiche dazu auch erquicken (= erfrischen, beleben) und Quecksilber (= das lebhafte S.), also lebhaft, unruhig trachten (und lebhaft gelb).

1) Nicht zu verwechseln damit ist ein anderes „zə schürə" in der Redewendung „dou gingk vill zə schürə" mit der Bedeutung „da ging viel vor" z. B. bei Volksfesten, im Wirtshause, bei Ehezwist u. dgl. Man hat an Herleitung von Schafschur gedacht, wobei stets viel Leben und Treiben herrschte, das ist jedoch nicht sicher; man könnte auch ans Schneeschaufeln (S. 9) früherer Zeit denken in schneereichen Wintern, wobei das ganze Dorf zusammenkam, um die Straße für die Fahrpost auszuschaufeln; dabei gab es sicher auch viel zu sehen und zu hören und viel zu reden und zu lachen

Was liegt eigentlich zu Grunde in der Redensart „om dåmmə sain“? Der Sinn ist derselbe wie „schun wieder om Zeugə sain“, was offensichtlich heißt „beim (Werk)zeuge sitzen“, also wieder arbeitsgesund sein. „A hot sich en rā'chtn Lenz gəmacht“ (= er hat sich eine Freude, auch einen Ulk gemacht), zeugt das von Sommerfreude? „En Schtichə lossn“ ist (wenn man Seite 17 den Wechsel von ch und ck: Dach decken, wach wecken und ferner die vielen Fuhrmannsausdrücke der Sprache bedenkt) m. M. n. wohl ursprünglich auch ein solcher Ausdruck der Fuhrleute aus Zeiten, wo bei den schlechten Wegen gegenseitiger Vorspann nötig war, und heißt dem andern nicht helfen, sondern ihn im Hohlwege „stecken“ lassen — schweizerisch heißt auch der Hohlweg Stich. „Schtangə hāln“ (in Wendungen wie „hald åk Schtangə, went ėr 's ne derzu håt“ im Sinne von Auslangen finden oder „wenn dār ne woar unt het schtangə gəhāln, dou weers ne langə g'gangn“ im Sinne von verdienen, herschaffen) halte ich auch für einen bildhaften Ausdruck aus der Sprache der Fuhrleute, die ein gutes Stangenpferd recht wohl zu schätzen wissen. In der Schriftsprache bedeutet „er hält ihm die Stange“, er beschützt ihn, was manche von einem Ausdrucke des spätmittelalterlichen Turnierwesens herleiten; denn damals schützte der Kampfwart (wie ein Sekundant heute beim Duell) den verwundeten Kämpfer vor weiteren Stichen des Gegners „durch Vorhalten einer Stange“, tat er es nicht, so „ließ er ihn im Stiche“. Vielleicht ist Doppelherkunft anzunehmen (vgl. das Beispiel Quark = Zwerg und Quårk = Milchkäse auf Seite 21). Turnierausdrücke kennt allerdings die Mundart auch; wenn zum Schluß der Erfolg auf der Schneide steht, heißt es „es kömmt zum Ringelreiten“, was wohl nur so zu erklären ist, und „jem. ausstechen“ ist mit Sicherheit nur so zu erklären.

„Dā hot woass om Kʰarbholzə“ erinnert an die Kreide-, Bleistift-, Feder- und Tinten-losen Zeiten, da noch im Wirtshause die schuldig gebliebenen Zechen mit Kerbstrichen auf ein Anmerkebrettchen eingeritzt wurden und zwar wurde damals (auch bei Lohnvermerken) dieses Kerbholz so gehandhabt, daß es in 2 Teile gebrochen war — für jede Partei 1 Teil — die Stücke wurden genau passend aneinander gehalten und über die Bruchstelle hinweg mußte dann der Strich gemacht werden; genau dabei aufpassen jedesmal, daß kein Schwindel vorkam, ergab wohl die andere noch heute gang und gäbe Kerbholz-Redensart „jemanden om Kʰarb giehn“ (= genau kontrollieren).

„Die ės endlich under də Haubə gəkʰumm“ wird von einem Mädchen gesagt, das geheiratet hat; jetzt immer noch! obwohl heutzutage schon längst nicht mehr

wie früher einst die verheirateten Weibspersonen eine Haube zu tragen brauchen. „Dou muss mer halt (a Pfleckl) zərêckə schteckn“ (= ein wenig nachgeben) ist ein Bild vom Ackern genommen: Der Pflug hat eine Deichsel mit Löchern; befestigt man mit einem Haken (s' Pfleckl genannt) die Zugstränge der Tiere ganz vorn, so ackert der Pflug sehr tief, was natürlich auch sehr schwer für das Zugvieh ist, manchmal zu schwer, so daß sie es garnicht erziehen können, dann heißt es eben die Zugstränge etwas weiter rückwärts befestigen, also das[1]) Pflöckl zurückstecken, damit der Pflug seichter greift und das Zugvieh es leisten kann.

„Dou bèstə om Holzwägə“ heißt „das ist aussichtslos, da gehst du irre, wie ein Wanderer auf einem Waldwege, der nur für Holzabfuhr bestimmt und deshalb ohne jede Fortsetzung in der Waldwildnis ist, irre gehen muß“.

Heruntergekommen = om Hunt sain, der Kåtzns sain = verloren sein.

Geflucht wird ja auch in unserer Gegend, aber gänzlich harmlos, verglichen mit den Unflätigkeiten anderer Völker, z. B. der Madjaren und Rumänen.

Gedroht wird leicht und viel. Die Drohung „ich wär der'n Ziep schun schlaissn“ ist ein Ausdruck der Hühnerzucht, die Operation des Zieps ist nämlich ziemlich schmerzhaft, mit einer Nadel wird die Zunge aufgeschlitzt und die Nase durchbohrt. Eine andere Drohung „ich wär dich schun kʰatölisch machen“ (= zur Vernunft bringen) und der Ausdruck (Sinn: sich in etwas Unabänderliches fügen müssen) „droa glejbn missn“ dran glauben müssen, stammen aus unserer Wiederkatholischwerdezeit (von 1624 ab). Eine weitere Drohung, die mit der Schträpkʰåtzə, die man wird mit einander ziehn müssen, ist heute nicht mehr recht verständlich, es muß eine Art Seilziehen gewesen sein. „Die mechtn amoul en Rêdzeug kʰriegn“ heißt soviel wie Ermahnung; was für ein Ding war aber so ein Rückzeug, oder heißt das nur einfach einen Ruck bekommen sollen? „Ich wär der's oaschtraichn“ droht man z. B. einem Übeltäter oder sagt's nach gelungener Züchtigung; was, womit? ist nicht gesagt. [Bei „här häln missn“ herhalten müssen, ist sehr einfach zu ergänzen das Hinterteil zur Züchtigung:] Die Drohung mit „də Kʰolbə lausn“ erinnert an lausereichere Zeiten — manches ist doch besser geworden, wenns auch alte Leute nie zugeben wollen — wo die Kinderköpfe unsanft mit dem Kamme zerzaust wurden.

Das Gerichtswesen hat der Mundart viele Redensarten zugeführt; das Gefühl der Richtigkeit bezeugt man durch „dou kʰännstə Gêft druf nahm“; die Redlichkeit des anderen verbürgt man durch „dêr dän lee ich də Hand ais Feuer“; „dou hån sə mich of də Folter gəschpännt“, erzählt jemand, dessen Neugier lange nicht befriedigt wurde; tut jemandem der Rücken weh, so ist er „wie gərädert“: lauter Ausdrücke aus der hochnotpeinlichen Hals- und Gerichtsprache früherer Zeiten, da noch mit Gottesgericht (Gift, Feuer) und Folter Beweise erbracht werden mußten. Wenn einem etwas Schlechtes ungerechtfertigter Weise angedichtet worden ist, so heißt das „en woas oagəhängt hån“, weil früher Vergehen durch Anhängen und Tragen eines Schandfleckes[2]) gebüßt werden mußten — wie leicht zahlt mancher heute dagegen die Geldstrafe für sein Vergehen! Von der „Henkermahlzeit (henkermoulst)“ spricht man heute ohne Grausen und meint damit einfach die letzte Mahlzeit vor irgendeiner Reise, früher dagegen nur vor der Abreise ins Jenseits. Man machte in früheren Zeiten wenig Federlesen mit den Strolchen und war recht freigiebig mit dem

1) Den Zwischenraum zwischen 2 solchen Löchern fürs Pflöckl heißt man auch Pflöckl, also ganz genau gesprochen: „Das Pflöckl ein (oder auch zwei oder drei) Pflöckl zurückstecken.“

2) Schandfleck hat heute ganz seine ehemalige Bedeutung bei uns eingebüßt und hat nurmehr den Sinn von Rüge, Zurechtweisung, Schimpfworte

Aufhängen, man hatte deshalb öfter einmal Gelegenheit davon zu reden, was dieser oder jener sich Gutes als letzte Mahlzeit vom Henker gewünscht hatte. Aufschieben, hinausschieben oder „auf də langə Bank schiebn“ erklärt sich dadurch, daß man früher bei Gericht keine Regale hatte, sondern einfach die Akten auf der Bank längs der Mauer neben einander legte, weniger wichtige schob man immer weiter hinauf. „A Scheeml vər də Tīrə setzn“ hat heute die Bedeutung von „barsch die Verhandlungen abzubrechen drohen“; entstanden ist diese Redewendung in Zeiten, da noch keine Grundbücher waren, beim Kauf eines Hauses setzte sich zum Zeichen der Besitzergreifung der neue Eigentümer in der Stube vor Zeugen auf einen Stuhl, der Verkäufer aber vor der Türe auf einen Sessel; solcher Besitzwechsel in alter Zeit — bei der großen Seßhaftigkeit unserer Voreltern — wird wohl oft etwas rücksichtslos durchgeführt worden sein, deshalb der Sinn.

Die Jagd, mit der sich von altersher gern die Deutschen beschäftigten, hat uns auch Sprachwendungen gebracht: „dār kʰèmmt mer ais Gəheegə“, „Wint kʰriegn“, „om Laim (ais Gårn) giehn“, „sich aus der Schlingə ziehn“, „om Schtrauch schloin“ (übertragen gebraucht beim Ausfragen, „Fangfragen stellen“), förmlich wie ein Treiber bei der Jagd, der schaut, ob er „was auftraibt“.

Die gewaltige Bedeutung der Schützenfeste früherer Zeiten spiegelt sich in manchen Redensarten: Spenden etwas an eine Mehrzahl von Leuten drückt man aus durch „zun bestn gān“; der gespendete Preis eines Schützenfestes hieß früher „der Beste“, heute kann es ein Faß Bier sein oder auch nur eine köstliche Geschichte. Etwas Unrechtes, eine Dummheit begangen haben, heißt „en Bouk gəschossn hån“, ein Fehlschuß hieß nämlich damals „Bock“, wie heute beim Kegeln der Fehlwurf auch nach einem Tier „Pudel“ heißt. Weil Gehässigkeit gegen einen andern mit Ausdrücken des Zielens bezeichnet wird, z. B. jemanden aufs Korn nehmen, es auf jemanden abgesehen haben, abzielen auf etwas, so kann man vermuten, daß Abneigung[1]) ebenfalls durch solche Ausdrücke bezeichnet ist, wie es „om Schtrèchə hån“, „om Zūgə hån“, „om tåmmə hån“ solche sind, obwohl das nicht sicher zu erweisen ist.

„Fårbəleckn“ wurde Seite 14 erklärt als Spielerausdruck, ein eben solcher ist, „en Schtejn bai en em Brātə hån“, was bei jemandem gut angeschrieben sein bedeutet. (Vgl. dazu das Puffspiel etwa, wo einer für einen andern mitspielt, was Vertrauenssache ist und Gegenvertrauen bringt).

Auf Seite 36 wurde bei pritschln auf das Badewesen früherer Zeiten angespielt; von daher kommt auch unser Mundartausdruck (für schlecht wegkommen) „s Boad austroin missn“, denn der Letzte beim Baden mußte wohl damals — abgesehen davon, daß sein Wasser schon recht kühl war — auch noch beim Wasserwegschaffen behilflich sein.

Alte Gebräuche sterben ab, die Worte dafür halten sich länger.

Wer sammelt weiter? auch Sprichwörter; in Wetterregeln wird sich manches finden, auch verknüpft mit noch lebendigen, aber althergebrachten Gebräuchen (Wålperoubt d. h. Walpurgisabend, Zwölfnächte, bei Taufe, Hochzeit und Begräbnis). An Heilmittel sind sonderbare Namen gebunden und besonders an das, was man gemeiniglich Aberglauben heißt, klammern sich sicherlich viele Redewendungen, nur aufsuchen müßte man sie.

Manche Redensart ist auch der Schriftsprache bekannt (viele sind erklärt in Borchhardt-Wustmanns „Sprichwörtl. Redensarten“), z. B. en Bār ufbrenn = einen Bären aufbinden, ufschnaiden = aufschneiden, beides bedeutet „lügen“,

1) Andere Ausdrücke für Abneigung sind noch „ne ausschtiehn, ne laidn, ne verputzen kʰönn“.

‚betteln" heißt „fechtn giehn" und „sterben" „ins Gras beißen müssen". Auch ür „verloren gehen" ist uns aus der Schule leidlich der Ausdruck „'s Kreuz rüber machen" bekannt oder für „nichts mehr besitzen" die Redeweise vom ‚am Trockenen sitzen" — ein Fischerausdruck? Der Begriff „Durchgängig" oder ‚alle" wird umschrieben mit „durch die Bank", was ein alter Schulausdruck st, da früher alle Kinder auf einer gemeinsamen langen Bank saßen; Mut= osigkeit zum Weiterführen einer Arbeit drückt die Schriftsprache aus durch ‚die Flinte ins Korn werfen", die Mundart etwas anders durch „də Hacke ais K^{h}raut schmaissn".

Auch schon eine kleine Auswahl aus der ungeheueren Zahl landläufiger Vergleiche läßt einen Einblick in die Vorstellungswelt unserer Mundart tun. Die meisten sind ohneweiters verständlich, wie strohdumm (tumm wie a Gəbunt Schtruh) oder himmelblau und kreideweiß, wie pā^{i}chfênster, schpīglhallə, sālz= roigə, pfīpjungk, k^{h}inderlaichtə, u. dgl. Aber was ist k^{h}lausətumm? Galten einst die Nikolause als besonders dumm, wie ja die Hänse und Michel auch nicht gerade für die Pfiffigsten gehalten werden? Ist schlüsswaiss (schriftdeutsch schloh= weiß) wirklich „weiß wie Schloßen" oder etwas anderes? Schtoukfênster bedeu= et mit Bestimmtheit so finster wie im „Stock" (Stock, Stockturm = Gefängnis). Schtoapfingernackt weist auf den alten Rechtsausdruck „staben" für schwören und schwören durfte man nie in Handschuhen, also „unbekleidet wie die Schwur= inger". Muttersielznallejnə, (schriftd. mutterseelenallein) hat man verschiedentlich zu deuten versucht, scheinbar ohne den Kern zu treffen; ich hatte meinerseits an den wortverdichteten Gedanken „die Mutter selig (= verstorben) und das Kind nun allein" gedacht, doch stimmt das lautlich nicht recht. Weitere Ver= gleiche unserer Mundart wären: pfatschəpfūdlnoass, dürr wie a Schindl, gefro= ren wie Schpindəbrātə, Augen groß wie Pflukradl, anə K^{h}äldə dåss də Schindl= nālə k^{h}rachn, schleimig wie Frouschkeekə, schwitzen wie a Broutn, das schmeckt wie Hummlhounch, vertraut mit einander wie Oarsch unt Hemdə; „arbeiten wie a Postpfārt", (obwohl wir längst im Zeitalter der Eisenbahn leben) und schreien wie a Pā^{i}chmoan (der früher mit Wagenschmiere und Wundpech hausieren ging); aufpassen wie a Haftlmacher, lange machen wie a Limburger Fuhrmoan und klein wie a Finkəhernl heißt es überall noch und doch hat keiner mehr einen Haftelmacher gekannt, noch weniger einen Limburger (belgischen) Fuhrmann ge= sehen oder ein Finkehörnl gegessen.

Witzig wird die Sprache, wenn sie etwas nicht ganz offen heraus sagen will und Umschreibungen wählt; gehts zurück mit einem, so „giehd 's 'n K^{h}rābsmā^{i}k"; ‚fortjagen" hört sich gewöhnlich an, „də Fortpost gān" gewählter. Geht man nicht an den Ball, sondern schlafen, so geht man „ai də Fādərschenkə" (Federball); übrig bleiben wäre zu einfach gesagt, „of Soum blaibm" (auf Samen bl.) witziger. Mit offenem Munde staunend zuschauen heißt bekanntlich „Maulåffn oejl hån". Vom Gegenteil großer Schönheit heißt's „a rā^{i}chts Ejchlass" — schau auf die Spielkarte und du verstehst, warum.

Zart andeuten „das eigene Haus angezündet haben" besagt „mit Florian eednˇ". „Eingesperrt sein" wäre zu wenig höhnisch, weil rein heraus gesagt, aber ‚ai də K^{h}ånnə schaissn missn" trifft wie ein Hieb. Erdäpfel sagt nicht, wer hoch= rabend sein einfach Mahl aufzählen will, sondern „Rebhühnl mit der Hacke geschossen". Wer nicht gern gibt und lieber annimmt, dā ės ne vo Gips, a ės vo Niems; wer nicht viel redet, ės ne vo Retz; einer mit luftigen Hosen ist situiert als Freiherr von Forzhausen; 's ės Lichtmasse bai uns, wenn es licht und leer im Vorratsschrank aussieht; ein mageres Frauenzimmer ist Maria Glattweg.

Bringt einer seine Töchter nicht an, so meint man spöttisch, „dou mu a 'n sainə Techter halt of backe schnaidn (of backe ist der Ausdruck für da Rösten der Pilze an der Sonne als Vorrat auf den Winter); oder wenn be jemandem kein Dienstbote lange aushält, meint man spottend dazu, „a musc er halt a beetl seen“ (= es muß sich ein Beet Dienstboten eben ansäen); hat sic jemand im Leben nichts erspart, weil er alles im Wirtshause vertrunken ha so heißt es allgemein „a hot ålls oa də Wand gəsejcht“, usw. derb und raut aber bieder.

Die Lebensweisheit des Volkes kommt aber nirgends reiner zum Aus drucke als in seinen Sprichwörtern; das 5 bändige deutsche Sprichwörterlexiko von K. F. W. Wander gibt den Schatz gesammelt aus dem ganzen deutsche Geistesleben, eine sehr gute Auswahl bietet der Reclamband von Tetzner; hie mag eine Zusammenstellung unseres heimischen mundartlichen Schatzes folger Mannigfache Weltbetrachtung zeigt sich darin, das Leben von der Sonnenseit gesehen, den Nebenmenschen von der guten Seite und von der schlechten, da Lebensgetriebe geschaut mit der rosigen Brille der Jugend und auch durch di schwärzere Brille des Alters.

Weise Lehren.

Lieber zweemoul froin åls ejmoul èrrə giehn.
Wemmer en Drecke ne riehrt, schtingd a ne.
Woass mich ne khrèmmt, khråtsch ne.
Weegn enn Hausə schmesst der Battlmoan a Sāk ne weg.

Trost.

Khömmt Zait, khömmt Rout.
Mit der Zait bliehn Hackschtecke.
För gəschāhn Ding ès khej Rout.
Gəhoppt wie gəschprung.
Hoppə hie, 's gibt er mieh (bei Untreue).
Woas a sich aibrådkt, mus a ich ausslefln.
Wie a sich bett, sū schleeft a.
Mer khoan ne ålln Gänsn Schūə machn.
Åk ne brumm, 's wèrt schun khumm.

Schicksal.

Wenn unser Herrgout bəscheert a Hāsl, bescheerd a ou a Grāsl.
Besser a khlenner Herr ås a grūsser Diener.
Də Potterschnittə fällt èmmer ofs Gəsèchtə.
's hèlft khej Bātn unt Singn, 's hèlft åk Sch . . . . unt Tingn.
Wenn a Dingk sain såll, of doass lejft mer zū.

Zahlen, Borgen, Sparen.

Glai Galt ès poarə Galt.
Khejne Hennə schårrt èmsunst.
Èmsunst ès nischt, ne amoul der Tūt, dār khosst's Lābm.
Wār də Ougn ne ufmacht, mus'n Båttl ufmachn.
Jeeder Born scheppt sich amoul auss.
Borgn macht Sorgn, Wiedergān Sauersahn.

Nåschn macht leerə Tåschn.
Der Flāik muss ömmer grisser sain ås's Louch.
Anə Frouə treet undrder Schèrzə miehr vort, åssich der Moan verdint.
Der Toivl schesst ömmer zun grüssə Haufm.
Noch en Heeger kʰömmt a Verzehrer.

Nebenmenschen.

Ejgn Loub schtinkt, fremder Loub kʰlingkt.
Ejnə Kʰrouə hackt der andern də Ougn ne auss.
Woas a Lüder ės, blaibt a Lüder.
Kʰlejne Kʰreetn hån vill Gèft.
Wär wischlt, där loicht.
Der Tummə, där kʰömmt mit der Ålberkʰejt dorch.
Wenn də Tunkə zə grüs ės, lejft sə iber (zu große Freundschaft).
Wär vroit, gibt ne garnə.
Enner draisch, der ander a hålb Schouk.
's eelendstə Road kʰnåstert ammejsstn.
Vürtejl treibt 's Hantwerk (ironisch „übervorteilen").
Vo en Oksn kʰönnt er ne miehr verlangn ås a Schtöckə Rintflejsch.

Ehe, Kinder.

Zun Hairoatn missner zwee sain.
Zwienə hårtə Schtejnə moaln ne gut.
A güder Hoahn wèrt ne vett.
Schraikʰinder unt Schpaikʰinder sain Gədaihkʰinder.
's Hichnl wöll g'schoiter sain åsswie də Hennə.
Wemmer 'n Kʰində 'n Wölln macht, vlennt 's ne.
Ehnder drhèlt a Voater zahn Kʰinder åss zahn Kʰinder enn Voater.

Eitelkeit.

Hoffoart wöll Zwangk.
Jungə Låffn, ālə Åffn.

Arbeit.

Vill Händə — risch Endə.
A Voadn wie an Schpånnə langk ės besser wie a Missiggangk.

Heimat.

Drhejmə ės drhejmə.
Jeeds Häusl hot sai Kʰreuzl, unt jeeds Dächə hot sai Ach.
Wū der Pfenng g'schloin ės, dort gèld a ammejsstn.

Tod.

Tūd brècht Ursache.

mde
tflecke.

Die Mode des Adels im XVII. und XVIII. Jahrhundert, französische Brocken zahlreich in die deutsche Rede einzustreuen, ist nicht nur von den Städtern damals mitgemacht worden, sondern auch auf die Dörfer herausgedrungen, z. B. eine Probe heute noch gebräuch-

licher Fremdwörter: kʰorāschə (Mut), kʰorjouss (eigenartig, eigensinnig), kʰuntree (verkehrt), rārə (selten), seprāt (getrennt), monīrlich (umgänglich), ornārə (ärm lich), maroudə (kränklich), tischkūrsch (Gespräch), a sött kʰūr (verächtlich: ein solches Corps), schon veraltet für Regenschirm paraplī, ai der moudə hån (zu Gewohnheit haben), maleer påssiern (Unglück geschehen), måtīrʒə (Eiter), lå båschkə (französisch la bouche) wird für Gesicht und Mund spaßhaft gesag warum aber gerade französisch? Deutsche Wortbildungen dafür wie Ohrfeigen scheibe, Freßtüre, Brotfünfer, Schmatzmaschinerie u. dgl. wären ja auch nicht un witzig. malträtiern, måttern, kʰujonniern heißt alles peinigen; bålbiern bart scheren, runiern zu Grunde richten, kʰorrentʒn (courant+ . . .) laufen, transchier (trancher) zerschneiden, schiniern (gêner) sich schämen, verästmiern in Ehren hal ten, merākln Schwierigkeiten oder Witze machen, verdäffntiern verteidigen un so noch viele andere. Deutsche Wörter müssen sich fremde Endungen gefalle lassen: dergållejn (sich erzürnen), vergåstriern (bewirten), schnåbliern (essen) hantiern (arbeiten), schpendiern (schenken), nausschuppiern (mit einem Schu hinausbefördern), ai de rappūsche kriegn (tüchtig zerruppen) uud ähnliche. Da unsere Großväter zu Radetzky's Zeiten viel in Italien gedient haben, erseh man an den italienischen Wörtern, die sie in Umlauf gebracht haben: passta [= (a)basta(nʒa)] genug! schuppito [= subito] geschwind, weg! allawanti [aus ita avanti] vorwärts! auch kʰāpo (Rädelsführer), pråtsə (ital. braccio = Pranke mlat. branca, wovon auch französ. branche) und kʰaprītzn (Mucken) sind Italiene Slawische Wörter sind: Quark (alttschech. tvarog), Powiedl, Schmeetn (smetana Kurke (okurka), Khriehn (kren), auch Gissl (kyselý, Sauerteig); ferner Peitsche (bič Khårbātsche (karbáč), Ruhchadl der Pflug, Kʰunt (Kummet) aus poln. chom und Zaisskl (Zeisig) aus čížek, schließlich noch Poupl (popel) das Kränzche oben am Apfel. táčka das Wickeltuch für Kinder ist unser tatschə, na táčky ji (zu einem Plauderstündchen gehen mit einem kleinen Kinde im Arm), tatsch gīn, ist ein Sprachgrenzausdruck des Reichenberger Bezirkes, von Raspena an heißt es „noppern giehn". — Man sieht: Trotz der weiten Entfernung ver hältnismäßig viel französische Wörter bei uns und trotz der Nähe verhältnis mäßig wenig slawische; umgekehrt: In der französischen Sprache wenig deutsch Wörter, dagegen in der tschechischen sehr viele deutsche. Der Kulturstrom gin eben von Westen nach Osten.

Nicht Wörter allein, ob mit diesem oder jenem Laut gesprochen, und au der Wortvorrat nicht und ähnliches vermögen das Wesen der Mundart ganz z erfassen, die Seele der Mundart ist ihre Klangfärbung, ihr Tonfall, ihr Sprech tempo. Die Norddeutschen etwa sprechen in einer Art Fistelstimme, wir dagege haben mittlere Stimmlage; Holländer und Engländer reden bedächtig langsar die Romanen schnell, wir Deutschen hier halten die Mitte; manche Sprache wollen überlaut gesprochen werden z. B. das Madjarische, unser Deutsch klin fast leise demgegenüber[1]); im Vergleich zu dem geradezu stoßweisen Hervorbri gen ganzer Silbengruppen der Berliner etwa ist unsere Mundart mehr fließen Alles das kann eine auch noch so genaueste lautliche Umschrift nicht erfasse es bleibt immer so, wie wenn man einem Schmetterlinge beim Einfangen de zarten Farbenstaub von seinen Flügeln gewischt hat; um die Mundarten ga naturgetreu aufzufangen, kommt nur die phonographische Platte in Betrac auch wir wollen ein solches Archiv aus mundartlichen Grammophonplatten a legen; solche Platten sind von unbegrenzter Lebensdauer — nach zwei- b dreihundert und mehr Jahren werden unsere Kindeskinder dann immer no hören können, wie wir, ihre Urgroßeltern, einmal gesprochen haben.

1) Den Unterschied kann man an Banater Schwaben beobachten, wenn sie von einer Sprache zur andern übergehen.

Und nun zum Schluß!

Man spielt manchmal mit allen möglichen Schlagwörtern die Mundart gegen die Schriftsprache aus, das ist ein Unsinn; so unsinnig wie die Frage: „Wen hast du lieber, die Eltern oder deine Kinder?“ Die Liebe umfaßt alle gleich. Beides ist naturnotwendig, das Woher und das Wohin. Man darf zwar nicht Mundart allein sprechen wollen und glauben, es genügt; kommst du weiter in die Welt, so kannst du dich nicht mehr mit Deutschen verständigen, wie die Südtiroler, denen man die Schulen jetzt nimmt, sich bald nicht mehr über Tirol hinaus werden verständigen können, oder du beginnst dich dann zu schämen, wie die Banater Schwaben, die unter staatlichem Zwange nur madjarische Schulbildung hatten, sich ihres mundartlichen Deutsch schämen. Die Schriftsprache muß jedenfalls gepflegt werden, sehr gepflegt werden, nicht nur die Rechtschreibung, sondern auch das rechte Sprechen; daß ich die richtige Einheitsaussprache — soweit sie andere Laute verlangt als die bei uns gesprochenen — mitangab, soll zu größerer Pflege auch ihrer Aussprache beitragen. Aber freilich darf die Schriftsprache anderseits keinesfalls die Mundart rücksichtslos etwa ausrotten wollen, sie braucht sie sogar; Wörter, eigenartige Wortbildungen, Satzfügungen, Redewendungen voller Greifbarkeit kann ihr die Mundart bieten und die Schriftsprache ist gezwungen, in steter Berührung mit der Mundart zu bleiben, es ist ihr Nährboden, ihr Jungbrunnen, sonst schwebt sie, losgelöst von der Scholle, in der Luft und vertrocknet, wird ein Papierdeutsch ohne Saft und Kraft.

Was der Volksgeist auszustrahlen vermag auf das höhere Geistesleben der Nation, soll der Hinweis auf das Volkslied zeigen, das der Kunstlyrik ganz neues Leben einhauchte; Volksmärchen, Volkssage, Volksschwank sind in die hohe Literatur aufgestiegen; ferner erlebt gerade heutzutage die Volkskunst eine Wiedergeburt (im DWB) in Gediegenheit, Formgebung und Farbenwahl wie noch nie; das Kunstgewerbe nahm zahlreichste Anregungen auf, so ist z. B. nach Art der bemalten Bauernteller heute das bunte Velten-Vordammer Steingut; der Bauerngarten gab das Vorbild für die Blütenstauden und -sträucher der Neuzeit; die Volkstracht schuf das schmucke Dirndlkleid unserer Tage; die Volksmedizin hat jetzt die Fachmedizin erinnert, von chemischen wieder zu pflanzlichen Medikamenten überzugehen; das Recht macht dieselbe Wandlung zurück zum Volksrecht und vieles mehr; begreiflich, daß auch in der Volksmundart ungeahnte Kräfte schlummern, die nicht verschüttet und vergessen werden dürfen.

Jeder von uns soll aus dem nie versiegenden Borne der Volkssprache weitergeben helfen an die Schriftsprache, damit ihr — dem Gefäß unserer höchsten Geistesschätze — die verjüngenden Quellen der Mundart zugeführt werden, indem jeder beide mit gleicher Liebe pflegt, wie z. B. jeder Italiener — auch der Geschulte! — nebst der Schriftsprache seine Gebietsmundart hochhält und sie stets im Verkehr mit engeren Landsleuten spricht.

Halten wir die Mundart so in Ehren und sprechen wir in aufrichtigem Heimatstolz unsere Mundart und pflegen wir daneben ein reines Hochdeutsch, dann ist auch die romantisch bange Frage müßig, ob die Mundart nicht doch dereinst verschwinden wird; denn wenn wir in gleicher Liebe beide pflegen, wird zwar die Lautform der Mundart, das äußere Kleid, allmählich ausgeglichen werden, die Lauttracht sozusagen zurückgehen, das Herz unserer Mundart aber — ihr Wortschatz, ihre Redewendungen, ihre Einfachheit im Satzbau, ihre Bildhaftigkeit und andere Vorzüge — sind dann in die neue Sprachform der Zukunft hinübergerettet.

Das Beste, was ich einem, der seine Muttersprache nach allen Richtungen verstehen lernen will, zum Selbststudium empfehlen kann, ist die „Deutsche Sprachlehre“ (große Ausgabe) von Johann Wiesner. Verlag Alfr. Hölder, Wien. Ein billiger Band, inhaltreich, dabei übersichtlich und zuverlässig; man erhält meist ebensoviel, manchmal sogar mehr Auskunft wie aus umfangreicheren Werken.

Eine umfassende Darstellung unserer Muttersprache von ihren Wurzeln, den deutschen Mundarten, aus gibt jetzt L. Sütterlin als „Neuhochdeutsche Grammatik“ in 2 Bänden heraus. I. Bd. soeben erschienen bei Beck, München, Preis 120 K; II. Bd. in Vorbereitung.

Nachwort. Oberster Grundsatz für diese Darstellung einer Mundart war „volkstümliche" Verständlichkeit.

Großes Interesse für sprachliche Fragen überhaupt und besonders für Fragen über die heimische Mundart ist ohne Zweifel vorhanden; sollte dem Nahrung gegeben werden, so mußte man versuchen, den Lesern weitgehendst die Wege zu ebnen. Die lautliche Umschrift der Wissenschaft aber mit ihren vielen fremdartigen Zeichen ist dem Laien eine gar zu unleserliche Schrift, als daß er durch sie hindurch mühelos die Wörter erkennen könnte. Und der Leser klebt bekanntermaßen förmlich am gewohnten Schriftbilde; und mag auch immerwieder betont werden müssen, daß sich der geschriebene Buchstabe mit dem gesprochenen Laut nicht ganz deckt, so durfte doch in einer solchen Arbeit, wie der vorliegenden, aus der Schrift, die ja nur eine Vorfrage ist, kein Prinzip gemacht werden; sonst wäre der Hauptzweck der Arbeit, die bekannten Wörter der Mundart noch vertrauter zu machen, in Frage gestellt; denn wenn sich einer erst die Zähne an einer fremden Schrift ausbeißen muß, erkaltet sein Interesse bald und erstickt. Die lieben Bekannten der Heimat müssen sich möglichst in gewohntem Gewande vorstellen, d. h. es mußte getrachtet werden, das Schriftbild weitgehendst beizubehalten, also sch statt š, s statt z und ss statt s, ng statt ŋ, o statt oǫ, au statt aǫ, ch statt x und ich statt χ, ä statt ę, ee statt ę̄ə, oa statt ǭ u. dgl. mehr zu schreiben; dabei waren immer noch genügend neue Schriftzeichen unumgänglich nötig wie z. B. i, ā, ū, ʒ, å, ɔ, ė, v. Alle dem Fachmann aufstoßenden Unebenheiten sind einzig und allein aus diesem Grunde in Kauf genommen worden, doch ist jedesmal im Abschnitte über die einzelnen Sprachlaute genau das lautlich Richtige erklärt worden.

Diese Regelung, kein Dogma aus der lautlichen Schreibung zu machen und die Art und Weise, wie ich zugleich volkstümliche Verständlichkeit und wissenschaftliche Genauigkeit vereine, hat mir viel Kopfzerbrechen verursacht, ich glaube jetzt, daß ich so ziemlich den richtigen Weg gegangen bin, Hirt und Sütterlin haben mich darin bestärkt.

Die Hauptsache sollte sein, einen Einblick in das Wesen der Mundart zu geben; daß das nicht rein beschreibend geschehen konnte, daß vielmehr geschichtlich vorgegangen werden mußte, schien mir klar, schon um neben dem Wie auch das Warum der Sprachabweichungen besser aufzeigen zu können.

Eine andere Frage, die mich ebenso die Jahre der Vorbereitung hindurch beschäftigt hat, war die Methodik. Es kam mir darauf an, an dieser Mundart, eingegliedert in das deutsche Sprachleben überhaupt, das gesetzmäßige Wirken der Lautregeln am Rohstoff der Sprache, den Lauten, zu zeigen und die gegenteilige Gegenwirkung der Analogie, Assimilation u. dgl. herauszuarbeiten; das Geistige in der Sprache, die Bedeutungslehre, trat dagegen etwas zurück; das Kulturgeschichtliche in Redensarten und Fremdwörtern sollte mehr zum Ausdruck kommen, die Syntax unterbleiben.

Es lag auf der Hand, daß es nicht anging, wie in dergleichen wissenschaftlichen Abhandlungen einfach zu registrieren: A) Vokalismus, I. Haupttonig, a) Kürze, mhd. a, e, ë, i, o, u, b) Länge, â, æ, ô, œ, û, iu usw. tabellenartig hintereinander die Beispiele anzuführen; selbstverständlich durften bei den Lesern des Bezirkes keine Kenntnisse des Mittelhochdeutschen vorausgesetzt werden, ja es sollte womöglich nicht einmal Kenntnis einer Fremdsprache (z. B. zur Erklärung der Lautverschiebungen) angenommen werden, sodaß schließlich einzig und allein nur der Weg gangbar erschien, alles aufzubauen auf den Unterschied zwischen Schriftsprache und Mundart und so in gegenseitiger Beleuchtung zu verdeutlichen.

Da noch jederzeit und überall aus dem vollen Borne der Mundart geschöpft werden kann, was voraussichtlich auch noch längerhin so bleiben wird, so trachtete ich hier mehr darauf, den Rahmen zu spannen, in den der Leser selbst das aus der Mundart gehobene Gut richtig einordnen kann — daß ein einmaliges Lesen nicht dazu genügt, daß grammatische Dinge verarbeitet sein wollen, gilt auch hier. Den Großteil der Leser der Heimatkundenhefte stellt wohl die Lehrerschaft, die jetzt gerade für ihren Nachwuchs eine höhere Vorbildung fordert und demnächst wohl erreichen wird; es galt also, da erfahrungsgemäß bei Heimatkunden kleinerer Bezirke an eine Neubearbeitung vor einem halben Menschenalter nicht zu denken ist, mit Rücksicht auf die Vorbildung der jetzigen Lehrerschaft (Fachmittelschule) und im Hinblick auf die nachkommende Lehrerschaft, die Vollmittelschule und Akademie haben wird, eine richtige Mittellage zu treffen, nicht zu hoch und nicht zu tief, um nicht zu rasch zu veralten.

Daß ich nicht aus dem Friedländischen gebürtig bin, sondern aus dem Nachbarbezirke (Reichenberg), ist vielleicht eine Schwäche der Arbeit; soviel aber an lautlichen Erscheinungen zu behandeln war, ist an Ort und Stelle aufgenommen worden, für das andere war ich meist — das ist eigentlich schon der Zeit wegen ja selbstverständlich — auf die vorhandene Dialektliteratur und auf Analogieschlüsse angewiesen, doch ist nichts Konstruiertes aufgenommen worden.

Zur Ergänzung meiner eigenen Aufzeichnungen stand mir für die Redensarten und Sprichwörter die langjährige Sammlung meines Großonkels, des Herrn B.-Sch.-Dir. Jos. Michler (dzt. St. Joachimsthal), zur Verfügung.

Daß im Laufe der Arbeit gelegentlich auch zwischen den Zeilen gelesen sein will, sei vermerkt. Der Grundsatz der Gemeinverständlichkeit gebot, die für die Allgemeinheit weniger interessanten Kapitel (z. B. S. 31 ff) möglichst zu kürzen und zu würzen u. dgl.

Einen Anhang von Erzählungen in der Mundart aller größeren Gemeinden des Bezirkes zu bieten, scheiterte, weil ich nicht überall dafür geeignete Mitarbeiter aufzufinden wußte, nur Haindorf und Heinersdorf wären durch die Herren Bennesch und Kramer vertreten gewesen.

Daß ich nicht nur anderen Grammatikern vieles verdanke, sondern selbst aus eigenem auch einiges beigesteuert habe, wird der zünftige Mundartforscher ermessen können. Reichhaltigeres Material wird eine größere wissenschaftliche Arbeit von mir über die Mundart des ganzen Jeschken-Iser-Gaues bringen, die in den nächsten Jahren herauskommen soll.

Zum Schlusse sei allen des Friedländer Bezirkes gedankt, die durch bereitwillige Auskünfte mitgearbeitet haben an diesem Hefte ihrer Heimatkunde, Dank namentlich dem unermüdlichen Herrn Schulleiter Jos. Schubert; aber auch Enttäuschungen gab's, die seien vergessen.

Herrn Univ.-Prof. Dr. Erich Gierach, der mich ausersah, mitzuarbeiten in der Reihe namhafter Fachgelehrter, die für diese Heimatkunde gewonnen wurden, danke ich für sein Vertrauen, das er in mich gesetzt hat, ich glaube, daß ich es gerechtfertigt habe; auf ihn geht eine Reihe wesentlicher Einzelverbesserungen zurück.

Der Drucklegung kam noch die mir vom Ministerium f. Sch. u. V. bewilligte Versetzung in die Nähe der Heimat zu gute.

Hermannsthal bei Reichenberg, im Herbst 1926.

Dr. Hans Dittrich, Professor.

Inhalt:

	Seite
Einleitung	7/8
Ablaut	8/9
n-Einschub, s-Vorschlag	9/10, 10
Germ. Lautverschiebung	10
Verners Gesetz	10/11
Germ. Betonung	11
Idg. Vokale > germ. Vokale	11
ft, cht	12
ë i	12
a-Umlaut	12/13
Lautgesetz: Analogie	13
Germ. Mitlautverdoppelungen	14
Hd. Lautverschiebung	15/16/17
i-Umlaut	17/18
Rückumlaut	18, (27[1])
Längung bei Einsilbigkeit u. in offener Silbe	19, 28
sl, sm, usw.	20
cht, chs	20
f und v	20/21
ch und ʒ	21, 23
tw > k^hw	21
ss und s	21[1]
sch (und š)	22
Palatisierung	22/23
Dissimilation von l, r, usw.	23[2]
t und d	23
-nd-, -rd-, -lt-	23/24, 33[7]
Haplologie	24[1]
p und b	24
k^h, k, g	24
Hochsprache	24[3], 23[3], 24[5], 25[2]; 21, 20, 26, 27[4], 28[2], 29[2], 30, 35[3], 40
Auslautverhärtung	24/25, 26, 26[1]
Auslauterweichung im Satzganzen	25
Halbvokale l ł m n ŋ r R	25/26
Konsonantendiphthonge	26
Vereinfachung schwerer Konsonanz	27, 23[2]
Assimilationen	27
Ausfall von ch	27[2]
Einfluß des Haupttones auf Nebentonsilben	26/27
Apokope des e	28, 37[2]
Vokaldehnung bei Einsilbigkeit und -kürzung vor t, s, f, ch, cht und vor (m) n + en und (d) t + et	19, 28; 29, 31, 32[1]
mhd. ü und i (üe und ie)	29
ö und e	29/30
ë	18, 30, 32[2]
a	31
u	31
o	31
â	31
uo	31
ô	31
ei und î	20[1], 32
ou und û	32/33
iu und öu	33
-age-, -ege-	33, 34/35
Systemzwang des starken Zeitwortes	34, 13
Notkers Gesetz	34/35
-ig, -ung, -rich, -in, -(t)ern, -eln, -sen	35
-zen, -kzen > -tschen u -tzen	36/37
Schüttelformen, Streckformen	36[1], (45)
Hauptwortbildung mit ge- — -e	37
Artikel	38
Wechsel des Biegungsmusters	38
-en der Kompositionsfuge fällt	38/39
Absterben des starken Zeitwortes	39
fünf — puchzn, puchtsch	39
Endungsloses Eigenschaftswort	40
2. Fall von es und rückbezüglich ihm, ihr	40
Betonung des Vorwortes	40
Zahlwort	40
Wortstellung	40
Wortbedeutungen	40/41
Veraltete Wörter	42
Volksetymologie	43
Wortgeographie	44, (52)
Redensartenerklärung	44 bis 50
Vergleiche	49
Sprichwörter	50 51
Fremdwörter gesunkenes Kulturgut)	51/52
Schluß	53

Druckfehler:

Seite 11, 3. Abs., 12. Zeile lies: slaw. noc gegen deutsch Nacht.

Friedländer Schuhfabriken

Josef Hampel, Friedland, Nordböhmen

empfehlen ihre Fabrikate in den verschiedensten Sorten Schuhwaren, genagelt, durchgenäht, rahmengenäht und gewendet.

Für die Sommer-Saison: Halbschuhe, Haferlschuhe, Sandalen und Haferlsandalen, ferner Lack- und Tanzschuhe.

Für Herbst und Winter: Schuhe mit Doppelsohlen, Gummisohlen, sowie als Spezialität: Sport- und Turistenschuhe, auch mit beschlagenen Sohlen, Skischuhe u. zwiegenähte Sportstiefel. Ferner: Filz- Schnür- und Schnallenstiefel, Kamelhaar-, Haus- und Umschlagschuhe, Filz- und Lederschuhe mit Pelzeinfassung, Hallina-Stiefel, Halbstiefel, Knaben- und Herren-Röhrenstiefel.

Solideste Ausführung. Vorzügliche Paßform.

Jeder Baum senkt seine Wurzeln tief in die Heimaterde und holt dort vor allem seine Kraft zum Wachsen.

Landsleute,

auch ihr dankt eure beste Kraft der Heimat, mit ihr seid ihr verwurzelt, in ihr seid ihr daheim. — Das Heimatgefühl zu vertiefen, dazu verhelfen euch die Zeitschriften: Deutsche Arbeit, Heimatbildung, Waldbrunnen, usw., lest und fördert sie! Auskunft über Bezugspreise und Probenummern bereitwilligst.

Heimatschrifttum und alle wichtigen Werke der heimischen Schriftsteller stets auf Lager

Rudolf Schneider,

Buch-, Kunst- u. Musikalienhandlung,

Friedland in Böhmen,

Görlitzergasse und Schloßgasse.

Leihbücherei mit über 2600 Bänden. Lesegebühr pro Band und Woche 40—60 h.

Zeitschriftenlesezirkel nach eigener Wahl

Kunstgewerbliche Arbeiten.

Rudolf Engel

Drogen, Chemikalien,
Farben, Parfümerien,
Verbandstoffe,
Mineralwässer,
Photogr. Manufaktur
En gros & En detail

Friedland i. B.

Telefon Nr. 50

Modewarenhaus und Damenkonfektion

E. Zimmermann, Friedland

Solide Preise! **Schloßgasse** Riesenauswahl!

Sämtliche Aufputzartikel und Zugehöre für Damenschneiderinnen

Für Schulen alle Handarbeitsartikel zu ermäßigten Preisen!

Größte Auswahl in Schafwoll- und Baumwoll-Stoffen für Kleider, Kostüme, Mäntel und Blusen

Fertige Kostüme, Mäntel, Kleider und Blusen in einfachster und feinster Ausführung

Eigene Wäsche- und Schürzenerzeugung, daher billigster Einkauf in sämtlichen Weißwaren und Blaudrucken — Sämtliche **Strick- und Wirkwaren, Herrenwäsche, Krägen, Krawatten,** sowie **Sportartikel** in riesengroßer, nur guter Auswahl.

KARL LÖSEL

Leder- und Riemenlager Oberteil-Erzeugung
En gros En detail

Friedland i. B.

Telephon Nr. 34

Ferdinand Pfeifer
Friedland i. B.

Kolonialwaren, Südfrüchte, Delikatessen
En gros En detail
Lager erstklassiger ungar. Mehle
Das Beste in Kaffee, stets frisch gebrannt. - Billigste Preise.
Gute Ware

J. F. Schicketanz
Ges. m. b. H.
FRIEDLAND i. B.

Abteilung I
Eisen, Eisenwaren, Haus- und Küchengeräte
Abteilung II
Engroshandel in Werkzeugen für alle Berufe

Landw. An- und Verkaufsverein

reg. G. m. b. H.

Gegründet 1887. **Friedland in Böhm.** Gegründet 1887.

Erste Kleesamen-Reinigungsstation.

Erste Getreide-Reinigungs- und Saatgut-Veredlungsanlage.

Liefert Sämereien aller Art nur unter Garantie von Reinheit, Keimkraft und Herkunft. Rotkleesamenexport. Grassamenmischungen für Kleegras, Dauerweiden, Dauerwiesen, Rieselwiesen, Waldweiden und Bodenbefestigungen werden nach Angabe der Bodenverhältnisse verläßlich zusammengestellt und prompt geliefert.

Kunstdünger und Futtermittel zu den jeweiligen Tagespreisen.

Der Vorstand.

Friedländer Sparkasse

Friedland in Böhmen

Älteste Geldanstalt am Platze

Unter Haftung der Stadtgemeinde Friedland

Verwaltungskapital über 40 Millionen Kč. Spareinlagen werden bestmöglichst verzinst. Überweisungen nach dem In- und Auslande, sowie alle einschlägigen Geldgeschäfte werden kulantest durchgeführt. Strengste Wahrung des Amtsgeheimnisses. Vermietbare Schrankfächer. Scheckverkehr.

Friedländer Bankgesellschaft

W. Neumann & Co., Friedland in Böhmen

Reichenbergergasse Nr. 12. Telephon Nr. 58.

Kassastunden: 8–12 und 2–4 Uhr, Samstag 8–1 Uhr.

Günstigste Durchführung aller Bank-, Börsen-, Wechsel- und Finanzgeschäfte.

Kreditgewährung

Auskünfte in allen finanziellen Fragen bereitwilligst.

Verzinsung der Einlagen:

im Kontokorrente auf Scheck- oder Girokonto mit	5%
auf Gegenbuch oder Einlagenkonto bei freier Verfügung ohne Sperre	5¼%
bei Kündigungsfrist je nach Dauer	5½–6%

Bezirkssparkasse in Raspenau

Gegründet 1873.

Hauptanstalt in Raspenau. Einhebekassen in Friedland, Neustadt a. T., Haindorf. Sammelstelle Ebersdorf.

Günstigste Verzinsung von

Einlagen auf Sparkassebüchel und in laufender Rechnung.

Durchführung sämtlicher in den Sparkassebetrieb fallenden Geschäfte.

Eigener und Sparkassenscheckverkehr.

Umwechslung fremder Geldsorten.

Postscheckkonto 48.739. Fernruf Nr. 16 Friedland.

Buch- u. Steindruckerei Franz Riemer, Friedland

Heimatkunde

des Bezirkes Friedland in Böhmen

Allgemeiner Teil II. 2. Heft

Preis 8.– K

W. F. JÄGER.

Inhalt.

Flur und Siedlung von Bruno Schier.

Seite

Einleitung 65

Die Flur.

Die Wälder 67
Die Gewässer 102
Die Wiesen 110
Die Felder 119
Die Gärten 136

Mitteilung.

Die vermehrte Seitenzahl bedingt eine mäßige Erhöhung des Heftpreises.

Das nächste Heft behandelt vom Hauptstück „Flur" den Abschnitt „Grenzen und Zäune" und als 2. Hauptstück „Die Siedlungen".

Um Angabe der Anschrift von Heimatgenossen, die außerhalb des Bezirkes wohnen, wird höflichst ersucht.

Friedländer Schuhfabriken

Josef Hampel, Friedland, Nordböhmen

empfehlen ihre Fabrikate in den verschiedensten Sorten Schuhwaren, genagelt, durchgenäht, rahmengenäht und gewendet.

Für die Sommer-Saison: Halbschuhe, Haferlschuhe, Sandalen und Haferlsandalen, ferner Lack- und Tanzschuhe.

Für Herbst und Winter: Schuhe mit Doppelsohlen, Gummisohlen, sowie als Spezialität: Sport- und Turistenschuhe, auch mit beschlagenen Sohlen, Skischuhe u. zwiegenähte Sportstiefel. Ferner: Filz- Schnür- und Schnallenstiefel, Kamelhaar-, Haus- und Umschlagschuhe, Filz- und Lederschuhe mit Pelzeinfassung, Hallina-Stiefel, Halbstiefel, Knaben- und Herren-Röhrenstiefel.

Solideste Ausführung. Vorzügliche Paßform.

Heimatkunde des Bezirkes Friedland in Böhmen

Im Auftrage
des Friedländer Lehrervereines und des
Vereines für Heimatkunde des Jeschken-
Isergaues herausgegeben von

Erich Gierach und **Josef Schubert**

O. ö. Professor der Deutschen Universität in Prag

Schulleiter in Tschernhausen

Allgemeiner Teil II
Die Friedländer Volkskunde

Verlag des Friedländer Lehrervereines

Druck der Buch- und Steindruckerei Franz Riemer, Friedland in Böhmen

Die Friedländer Volkskunde

2.

Flur und Siedlung

von Bruno Schier

Friedland 1927

Alle Rechte vorbehalten.

Bruno Schier

Flur und Siedlung

Dämmerung.
Radierung von Erich Fuchs.

Einleitung.

Die folgende Darstellung geht von der Erwägung aus, daß „eine zeitlose luffassung der Naturbedingtheit des Menschen eine Utopie“[1]) ist. Sie versucht aher, ein Bild von dem Siedlungswesen des Bezirkes in seiner geschichtlichen ntwicklung vom 13. bis in den Beginn des 19. Jahrhunderts zu bieten. Für die Bahl des Anfangspunktes war das Einsetzen der literarischen und sachlichen berlieferung und das Alter zahlreicher Flurnamen entscheidend. Der Aus= angspunkt wurde durch die Bedeutung des beginnenden 19. Jahrhunderts für ie Geschichte der materiellen Kultur des Bezirkes bestimmt. Um 1800 wird as Ackerbausystem der Dreifelderwirtschaft, welche seit den Tagen Karls des Broßen der deutschen Landwirtschaft das kennzeichnende Gepräge gab, durch orteilhaftere Betriebsarten ersetzt. Der allmähliche Rückgang des Flachsbaues nd die Einführung der Kartoffel brachten eine Veränderung in dem alten Stande der heimischen Feldfrüchte mit sich. Im Forstwesen des Bezirkes vollzog ch am Ausgang des 18. Jahrhunderts endgültig der Übergang von der Plänter= irtschaft zur Kahlschlagmethode, von der natürlichen Verjüngung zur künstli= hen Besamung. In steigendem Maße werden die Hochgebirgsforste der wirt= haftlichen Verwertung zugänglich gemacht. Mit der Aufhebung der Straßen= ölle und Privatmauten werden bedeutende Verkehrshindernisse beseitigt und in em Neubau der Reichenberg=Görlitzer Straße der erste moderne Verkehrsweg eschaffen, der den Bezirk bald zu einem beliebten Durchzugsgebiet zwischen Norden und Süden machte. In Friedland zog bald nach Beseitigung wichtiger Teile seines Mauerringes die Industrie ein.

So erlebte der Bezirk im Laufe weniger Jahrzehnte einen gewaltigeren Fortschritt als in dem langen Zeitraum des halben Jahrtausends vorher, in dem ie Eigenart des Besiedlungsvorganges, die Greuel der Hussitenkriege und die Verwüstungen des 30=jährigen Krieges die Landwirtschaft in eine mehr extensive ls intensive Richtung zwangen; sie war mehr auf die Gewinnung neuen Kulturlandes und die Wiederherstellung von Wüstungen gerichtet, als auf eine Steigerung der Tragfähigkeit des Bodens bedacht. Daher blieben ihre Arbeits= weisen während des ganzen Zeitraumes nahezu die gleichen; ihre Entwicklung estand in kaum merkbaren Veränderungen langandauernder Zustände. Die Beschichte dieser Entwicklung wird daher im wesentlichen Zustandsschilderung ein, für welche die Jahre der materiellen Blütezeiten oder des angestrengtesten Wiederaufbaues besonders günstige Beobachtungsgelegenheiten bieten. Bei der olgenden Darstellung wurden daher die Jahre vor Ausbruch des 30jährigen Krieges und ein Zeitraum von drei Menschenaltern nach Ausgang des Krieges vor allem herangezogen. Die Naturgebundenheit des Landbaues machte eine allweise Berücksichtigung von Aberglaube und Brauchtum notwendig, die mit llen wichtigen Handlungen des Landmannes unlöslich verknüpft sind.

[1]) Hettner Alfr., Geographie des Menschen (1907) S. 407.

Da die topographische Beschreibung der Siedlungsformen dem siedlungs-geographischen Abriß überlassen wurde, konnte auf die Geschichte des Ausbaue der einzelnen Ortsfluren besonderer Wert gelegt werden. Wenn sich dabei ergib daß der bei der Aussetzung des Dorfes geplante Umfang der Ackerflur na wechselvollen Schicksalen vielfach erst in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts e reicht wurde, so tritt die Großzügigkeit des Kolonisationszeitalters deutlich he vor, das auch im heimischen Waldbestande die größte Veränderung seit d Eiszeit hervorrief. Dorf- und Stadtsiedlung verlangen die Betrachtung gemein samer Einrichtungen, wie Fiebig, Aue, Viehtreiben, Verkehrswege und Hufer verfassung. Während die Geschicke von Neustadt auf das engste mit der Gun des Bergsegens verknüpft sind, stellt sich Friedland bis in den Beginn de 19. Jahrhunderts als ein friedlich ummauertes Ackerbaustädtchen dar.

Der Anlage der Heimatkunde entsprechend wurde die Erörterung übe Beginn und Verlauf der Besiedlung, über Umfang und Wachstum der Herrscha Friedland, über Größe und Verwaltung des untertänigen und herrschaftliche Besitzes, über die Art der Untertänigkeitsverhältnisse und Handelsbeziehunge den Geschichtsheften überlassen. Unserem Teile verblieb vor allem die Darstellun der Kleinformen des ländlichen und städtischen Lebens und die Betrachtung de Rahmens, in dem sich die tägliche Arbeit der Bauern und Bürger vollzieh Ist hier auch kein Ereignis von erschütternder Eindruckskraft und weittragende Bedeutung festzustellen, so sind doch diese Zustände der unerschöpfliche Kraft quell unseres Volkes. Ihre Ursprünglichkeit ist uns das beste Zeugnis für di gesunde Erdennähe eines ungebrochenen Geschlechts. Unsere Dörfer und Städt aber sind lebendige Schöpfungen, welche der Wechselwirkung zwischen Bode und Bewohnern ihr Dasein verdanken; sie erscheinen uns als schönster Ausdruc innigster Erdverbundenheit und dauernder Siedelkraft. So lange dieser schön Einklang zwischen den Menschen, ihren Schöpfungen und ihrem Lebensraum besteht, braucht uns um die Zukunft der Heimat nicht bange zu sein.

Die Flur.

Wälder.

Nach Alexander von Humboldt ist das „Hauptbestimmende des Eindruckes", den eine Landschaft auf uns macht, in der Pflanzendecke begründet[1]). Es ist daher berechtigt, daß eine Darstellung der Flurgeschichte des heimischen Gebietes mit der Behandlung jenes Landschaftskleides beginnt, in dessen Veränderungen sich der wichtigste Wandel des Heimatbildes vollzog. Gehört auch noch heute unser Bezirk mit 48·552 % Waldbedeckung zu den wälderreichsten Teilen Böhmens[2]), so hat doch der heimische Wald im Laufe des letzten Jahrtausends menschlicher Siedlung einen entscheidenden Teil seiner Größe und seines Aussehens eingebüßt.

Der Wald der Vorzeit.

Durch die jüngsten Erfolge der vorgeschichtlichen Forschung sind wir gezwungen, die ältere Auffassung von der lückenlosen Waldbedeckung des Bezirkes in der Urzeit zugunsten der Annahme weniger kleiner Siedlungsflächen in der Waldwildnis aufzugeben, da wir wissen, daß der Urwald „der Feind, nicht der Freund des primitiven Menschen" ist[3]). Auch die Meinung von der Undurchdringlichkeit des Waldes wird durch die Tatsache zu berichtigen sein, daß einzelne Saumpfade zu den innerhalb des Waldgebietes liegenden Fliehburgen führten. In dem Gebiete der vorgeschichtlichen Siedlungen aber wird von altersher nicht mit Urwald zu rechnen sein, sondern mit Strichen jener lichten, hainartigen Vegetation, die sich nach den Feststellungen Ratzels überall am frühesten und dichtesten besiedelt haben[4]).

Obgleich der Versuch gezeigt hat, daß mit Steinärten recht gut auch mächtigere Bäume gefällt werden können[5]), so dürften auf heimischem Boden in vorgeschichtlicher Zeit kaum größere Rodungen vorgenommen worden sein. Auch das einfachste Mittel der Waldentfernung, das Abbrennen weiter Waldstrecken, mag in unserm regenreichen Urwalde denselben geringen Erfolg gehabt haben, den ähnliche Versuche noch vor kurzem in den Urwäldern Sibiriens aufwiesen[6]). Später muß freilich das Niederbrennen von Waldungen ab und zu geübt worden sein, da die Maiestas Carolina die Todesstrafe demjenigen androht, der Feuer an den Wald legt[7]).

1) Alex. von Humboldt, Ansichten der Natur, 3. Aufl. (1849) S. 20. Dazu Robert Gradmann, Geographische Zeitschrift 7 (1901) S. 361.
2) Größe des Bezirkes bis zum Jahre 1920 40.106 ha; 1918 betrug das Ausmaß der bewaldeten Fläche 19.472 ha.
3) Hoops Joh., Waldbäume und Kulturpflanzen (1905) S. 91.
4) Ratzel Friedrich, Anthropogeographie I (1882) S. 238; Derf., Ursprung und Wanderungen der Völker (1898) S. 21.
5) Hoops Joh., RGA III 506.
6) Gradmann Robert, Geogr. Zeitschr. 7 (1901) 372.
7) Archiv Český VII c. 55, p. 136. De impositione ignis ad silvas.

Der Wald in slawischer Zeit.

Während der Anwesenheit der Slawen im Bezirke kamen bereits vereinzelt Rodungen vor; doch läßt sich ihr Umfang nicht genau feststellen. Flurnamen deuten zwar darauf hin, daß den Wenden der größte Teil des heimischen Gebietes bekannt war, von einer slawischen Rodetätigkeit kann aber nur in den Niederungen des Bezirkes gesprochen werden. Vielleicht bezeichnet der Flurname „Glassen", der sich in der Ortsflur von Arnsdorf (234)[8]), Berzdorf (156 und 5. Fl.), Bullendorf (649), Engelsdorf (657), Priedlanz (315, 317, 43. Fl.), Wustung (21. Fl.) erhalten hat, Gebiete ursprünglich wendischer Rodungen[9]). Doch die Rodetätigkeit mag schon deshalb von geringerem Umfang gewesen sein, weil es sich in den Slawen unseres Gebietes um die südlichsten Ausläufer des Sorbentums handelte, dessen Stoßkraft nach dem Westen gerichtet war[10]).

Der böhmische Grenzwald.

Es ist daher anzunehmen, daß der heimische Wald bis zum Beginne der Ostbesiedlung wenig an Aussehen und Umfang eingebüßt hatte. Dies sagen auch die spärlichen Nachrichten aus, welche im 11.—13. Jahrhundert über die Wildheit des nordböhmischen Waldgürtels erhalten sind[11]); dieselbe Feststellung spielt in der Gründungssage des Turmes Indica die wichtigste Rolle, der nach den Ausführungen Rohns zu dem Zwecke aufgeführt wurde, daß „die reisenden Leute in den damals dichten Wäldern ein deutliches Zeichen der Straßen hätten"[12]).

Das heimische Gebiet gehörte zwar als Teil des Gaues Zagost nicht mehr zu dem undurchdringlichen nordböhmischen Grenzwalde, der sich von der Elbepforte bis zur Iserquelle erstreckte[13]), doch stand sein bewaldeter Teil mit diesem in ununterbrochenem Zusammenhange. Die Grenze selbst verlief, der Eigenart natürlicher Grenzsäume entsprechend[14]), in der unbekannten Mitte des Waldes. Es fanden daher wohl alle Bestimmungen zur Erhaltung der silva liminaris[15]) auch auf heimischem Boden Berücksichtigung. Da der Grenzsaum gleichzeitig als „Wehrwald"[16]) zu dienen hatte, war es verboten, hier größere Rodungen vorzunehmen; dieses Verbot kehrt das ganze Mittelalter hindurch wieder[17]) und findet sich in moderner Form in einem im Schloßarchive aufbewahrten Circular des Kreisamtes über die „Defensionswaldungen" vom 16. Juli 1803. Die Verordnung geht von dem Grundsatze aus: „Die Grenzwaldungen sollen nach Möglichkeit undurchdringlich gehalten werden" und verlangt, daß an der Grenze „eine starke Strecke Waldung liegen bleibe"; Holzschläge sind nicht normal, sondern parallel zur Grenze anzulegen; das Ufergelände von Waldbächen soll nie gelichtet werden.

Am Beginne der deutschen Besiedlung.

Im Verlaufe des 13. Jahrhunderts vollzog sich der tiefgreifendste Wandel im heimischen Landschaftsbilde, indem durch das kühne und mühevolle Werk umfassender Rodungen deutscher Bauern der ursprüngliche Waldbestand fast um die Hälfte verringert wurde. Die Siedler legten fast ausschließlich in hochstämmigen Urwald Bresche, den sie im Gegensatz zu Mittel- und Niederwald (Rottbüschen) als

8) Die beigefügte Zahl ist die topographische Nummer dieses Flurteiles im Josefinischen Kataster von 1785 (L.A.). Fl.=Flur.
9) klesf Zweig, klestiti (cestu) bahnen, behauen, schneiden Kott I 695; kléšťec Baumbehauer frondator klešťiny abgehauene Zweige Jungmann II 67; sorb. kléścic behauen, stumpfen, Pfuhl 256.
10) Niederle L., Slovanské starožitnosti. I. Oddíl historický III (1919) 111.
11) Loserth J., Der Grenzwald Böhmens MVGDB 21 (1883) 177 f.; Friedrich W., Historische Geographie Böhmens bis zum Beginne der deutschen Kolonisation (1912) S. 148. Cosmas III c. 15, Thietmar I c. 14.
12) Rohn Joh. Carl, Chronik . . . . zweier Städte Friedland und Reichenberg (1763) S. 18.
13) Friedrich W., a. a. O. 18.
14) Ratzel Fr., Allgemeine Eigenschaften der geograph. und polit. Grenzen. Berichte der kgl. sächs. Ges. d. Wissenschaften 54 (1892) S. 53 ff.
15) Erben, Cod. dipl. Boh. I Nr. 470 ao. 1203.
16) Lippert Jul., Sozialgeschichte Böhmens I (1896) S. 25.
17) Z. B. Maiestas Carolina: Archiv český VII c. 50 p. 133 f. De incisione silvarum; c. 54 p. 135 f. Vgl. Friedrich W., a. a. O. 131.

„Hochwald“[18]) und „Schönwald“ bezeichneten, wie man aus den gleichlautenden Ortsnamen schließen darf. Daneben machte man wohl schon damals den Unterschied zwischen „lebenden“ und „schwarzen Waldungen“[19]), von denen die ersten vorwiegend Laub-, die zweiten Nadelhölzer enthielten. Reine Laub- und Nadelwälder waren noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts in unserem Bezirke nicht vorhanden, sondern stellen ein Züchtungsergebnis der modernen Forstwirtschaft dar.

Die Baumarten des Waldes.

Der Eingriff der Siedler in den Urwald brachte zunächst nur eine Verringerung seines Umfanges, aber keine Veränderung seiner Zusammensetzung mit sich, über die uns die Moorrelikte, Flurnamen und historische Nachrichten Aufschluß geben. Sie zeigen als wichtigste Hölzer des heimischen Waldes folgende Baumarten: Fichte oder Rottanne (Picea excelsa), Edel- oder Weißtanne (Abies pectinata), Kiefer oder Föhre (Pinus silvestris), Rotbuche (Fagus silvatica), Trauben- und Stieleiche (Quercus sessiliflora und pedunculata). In beschränkterer Verbreitung standen die Eibe (Taxus baccata) und das Knieholz (Pinus montana, pumilio); die Lärche (Larix decidua) beginnt erst im 18. Jahrhundert ein Anknüpfungspunkt für die Flurnamengebung zu werden. An feuchten Orten fand man die Silber- und Schwarzpappel (Populus alba und nigra), die Rot- und Weißerle (Alnus glutinosa und incana) und die Baumweide (Salix alba und fragilis). Als Begleiter der ersten Holzarten werden die Zitterpappel oder Aspe (Populus tremula), die Birke (Betula verrucosa und pubescens) und die Hain- oder Weißbuche (Carpinus betulus) genannt. Die folgenden Baumarten spielen zwar in den Holzrechnungen eine bedeutende Rolle, doch scheinen sie in den Waldungen kaum in größeren Mengen vorgekommen zu sein: Esche (Fraxinus excelsior), Ulme (Ulmus campestris, montana und effusa), Weiß- und Spitzahorn (Acer pseudoplatanus und platanoides), Linde (Tilia grandifolia, parvifolia) und Wildobstbäume (Pirus malus, Prunus avium).

Der Baumbestand unserer Waldungen ist im Verlaufe der Jahrhunderte nicht unverändert geblieben. Der Hauptzug in seiner Entwicklung ist der Übergang vom ungleichaltrigen, gemischten zum gleichaltrigen, einheitlichen Walde. Zwar ist die Fichte in den Sudeten von altersher heimisch[20]), doch nahm sie in unserem Bezirke zu Beginn des 18. Jahrhunderts noch kaum ein Drittel des Waldbestandes ein. Die Bezeichnung „Langer Fichtenwald“ vermochte daher noch 1785 das kennzeichnendste Merkmal eines Friedländer Stadtbusches hervorzuheben (25. Fl.). Erst im Laufe der letzten 150 Jahre gelangte sie zu ihrer beherrschenden Stellung im Baumbestande der heimischen Wälder. Dagegen war die Edeltanne, die heute nur mehr selten zu finden ist, noch 1732 in stärkerem Maße als die Fichte an der Zusammensetzung der Wälder beteiligt. Sie herrschte so weit vor, daß ihr Name in kollektiver Verwendung („im Tannicht“, 8. Fl. von Schönwald) zur mundartlichen Bezeichnung des Waldes überhaupt wurde[21]).

Auch der Kiefer kam früher eine bedeutend weitere Verbreitung zu; „Kieferberge“ sind in der Flur von Schönwald (5. Fl.), Ringenhain (2. Fl.), Tschernhausen (11. Fl.), Wiese (29. Fl.), Bunzendorf (65. Fl.), Wustung (30. Fl.) und Einsiedel (4. Fl.) vorhanden. Von den sicher viel zahlreicheren „Kiefer-

18) Dieser Schluß ist berechtigt, auch wenn „Hohenwald“ (3. Fall) eine Anlage des 17. Jahrhunderts ist; zur Geschichte des Begriffes „Hochwald“ vgl. Lamprecht Karl, Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter I, (1886) 473.
19) Kurzgefaßte Beschreibung des Bunzlauer Kreises. Prag 1794, S. 61. Vgl. „Schwarzwald“ zu Olbersdorf, „Schwarzberg“ zu Dittersbach. S. Anm. 205.
20) Dengler A., Die Horizontalverbreitung der Fichte (1912) S. 74 f.
21) Ähnlich bereits mhd. tan „Wald“.

büschen" wird nur der von Ringenhain (5. Fl.) genannt; noch die Waldbeschreibung von 1732 kennt mehrere Wälder mit vorwiegendem Kieferwuchs, die heute sehr spärlich geworden sind. Erst im Laufe des 17. Jahrhunderts fand die Lärche in das Bezirksgebiet Eingang; nach ihr wurden der „Lärchenberg" von Göhe (6. Fl.) und von Friedland (15. Fl.) benannt.

Bis auf wenige Zierbäume im Friedländer Schloßpark ist die Eibe aus unseren Wäldern geschwunden. Ihr Anteil an der heimischen Baumwelt mag nie ein bedeutender gewesen sein; an ihr Vorhandensein erinnern nur der mons Tyzow der Grenzurkunde von 1241[22]), in dem jetzt Seeliger gegen Meiche den Hofeberg am Südwestende der Gerlachsheimer Flur sieht[23]), und wahrscheinlich der „Zeisigberg" von Bunzendorf (72. Fl.), der „Zeisigbusch" von Lautsche (2. Fl.) und der „Zeisigsteg" von Priedlanz (50. Fl.), die an den sorbischen Namen der Eibe (cis) anknüpfen. Der Name des „Taschenberges" bei Friedland (41. Fl.), der auch in Nordwestböhmen, bei Breslau[24]) und Dresden[25]) belegt ist, könnte infolge seiner Lautgestalt nur auf Grund verwickelter und daher wenig wahrscheinlicher Übernahmsverhältnisse mit dem slawischen Eibennamen in Verbindung gebracht werden.

Als letztes der Nadelhölzer sei das Knieholz genannt, das Sitensky als Relikt der Hochmoore des Isergebirges sehr häufig vorfand[26]), das dem Korkonosch[27]) des Riesen- und der Knieholzwiese[28]) des Isergebirges den Namen gegeben hat. Diese Holzart erregte bereits das Interesse des Humanisten Friedrich Beckmann, der sie 1679 auf einer Reise durch das Riesengebirge eingehend beobachtete und später genau beschrieb[29]). Schon im 18. Jahrhundert knüpft Franz Fuß forstwissenschaftliche Erörterungen an den Bestand des Knieholzes an[30]), das besonders in der Umgebung des „Käulichten Buchberges" der Gebirgsbevölkerung zur Gewinnung eines vorzüglichen Kienrußes diente[31]).

Neben Tanne und Fichte waren Eiche und Buche im heimischen Walde am zahlreichsten vertreten. An sie dachte man vor allem bei der Verwendung des Ausdrucks „Hartholz"; sie wurden mit Obst- und Wildobstbäumen zur Gruppe der „Fruchtbäume" gezählt, weil sie dem Vieh die reichste Mast gaben[32]). Die Buche ist auf heimischem Boden seit der Urzeit vorhanden[33]) und gab früher so mancher Waldung das kennzeichnende Gepräge. So wird noch 1785 ein Wäldchen „In Buchen" (Weißbach 310) genannt; „Buchberge" sind in der Flur von Wustung (48. Fl.) und Tschernhausen (7. Fl.) vorhanden, ein „Buchwiesel" ist bei Wustung (67. Fl.) gelegen. Auch in Höhen von 1000 m war die Buche als Waldbaum zu finden; von dem „Buchberge" bei Klein-Iser, der dieser Siedlung vorübergehend den Namen gab, heißt es in einem Berichte an das Landesgubernium vom 7. 8. 1796 (SchA): „Hier haben vor Zeiten

22) Cod. dipl. Saxoniae regiae II_1 109 f.
23) Meiche Alfred, Die Oberlausitzer Grenzurkunde vom Jahre 1241. Neues Lausitzer Magazin 84 (1908) S. 157. Seeliger E. A., Heimatkunde III_1, S. 44.
24) Püschel Alfred, Das Anwachsen der deutschen Städte im Zeitalter der mittelalterlichen Kolonialbewegung. Abhandlungen zur Verkehrs- und Seegeschichte Nr. 4 S. 59.
25) Ermisch H., Anfänge des sächsischen Städtewesens. In Wuttke, Sächsische Volkskunde S. 124.
26) Sitensky Fr., Über die Torfmoore Böhmens (1891) S. 140.
27) Schier Br., Der tschechische Name des Riesengebirges. Jb. d. dt. Riesengeb.-Ver. 1925 S. 147. ZONF II (1926) 61 f.
28) Sitensky Fr., a. a. O. S. 140.
29) Becmanus J. C., Historia orbis terrarum. Frankfurt a. O. 1692 S. 289: . . , Arboresque in his silvis etsi varii sint generis abietibus tamen in media regione plurimum gaudet. Superius autem ubi planities quaedam est, vestitur Pino Humili Alpino ab accolis das Knieholz vocata, quod quasi in genua humi procumbat, quippe cum rami virgaeque adhuc recentes sunt, tum ventorum flatu et vi tempestatum, tum etiam nivium copia, cui tribus partibus anni subiacent, deprimuntur, ne altius magnitudine viri fere surgere queant. Hoc fruticetum (re vera enim nihil aliud est) labyrinthum quasi natura constituit ambulantemque facile a recta via deducit.
30) Fuß Franz, Versuch einer topographischen Beschreibung des Riesengebirges. Dresden 1788 S. 10 f.
31) Kurzgefaßte Beschreibung des Bunzlauer Kreises. Prag 1794 S. 38.
32) Vgl. Grimm Jak., Deutsche Rechtsaltertümer 4. Aufl. II 23. Kretschmar Konrad, Historische Geographie von Mitteleuropa. In Below-Meinecke, Handbuch der mittelalt. und neueren Geschichte IV 205.
33) Hoops Joh., Waldbäume und Kulturpflanzen S. 33.

einige Buchenbäumer gestanden, itzo entweder aber alle verfault oder aber abgeholzt sich befinden, von welchen aber der Buchberg den Namen führen tut".

Von der großen Beliebtheit der Eiche zeugt die Fülle der Flurbezeichnungen, die mit ihrem Namen gebildet sind. „Eichberge" sind in der Flur von Rückersdorf (9. Fl.), Liebwerda (93. Fl.), Karolintal (7. Fl.) und Priedlanz (8. Fl.) vorhanden; ein „Eichelberg" wird bei Engelsdorf (12. Fl.) genannt. Eine Ortsflur „Bei der Eiche" findet sich zu Lusdorf (17. Fl.) und Raspenau (16. Fl.) vor; „Schwinds Eichen" kennzeichnen die 19. Flur von Ebersdorf. Eine „Eichwiese" wird zu Raspenau (5. Fl.) erwähnt, ein „Eichenfeld" zu Friedland bebaut (784); selbst ein „Eichenstock" wird noch für wert gehalten, einem Felde den Namen zu geben (Rückersdorf 101). Ebersdorf besitzt einen „Eichgrund" (3. Fl.), zu Priedlanz (581) ist ein „Eichicht" vorhanden. Ein „Eichbüschel" wird in der Stadtflur von Friedland (512) genannt; ein „Eichwald" im Ausmaße von 1 Joch 1565 Klafter war 1785 in der Nähe von Ebersdorf vorhanden (197). Zu Beginn des 18. Jahrhunderts war die Eiche sehr zahlreich im Walde Tschau vertreten; aus der reichen Verwendung beim Hausbaue darf man schließen, daß ihre Verbreitung in den übrigen Waldungen ehedem eine bedeutend größere als heute gewesen sein muß[34]).

An Holzwert kommt der Eiche die Esche nahe, die zwar als Waldbaum nicht genannt wird, aber sicher vereinzelt als solcher zu finden war. Obgleich sie dem urwüchsigen Bestande der heimischen Baumwelt angehört, knüpft die Flurnamengebung nicht an sie an. Auch die Espe gehört zu den altheimischen Baumarten und nimmt im 18. Jahrhundert einen wichtigen Anteil an den niederen Forsten. An Vielseitigkeit der Holzverwertung kommt ihr die Linde gleich, die neben der Eiche der liebste Baum des deutschen Bauern war. Von den Flurnamen erinnern die „Lindeberge" zu Ringenhain (7. Fl.) und Wustung (28. Fl.) und die „Lindflur" von Dittersbach an sie (4. Fl.).

Von größerer Bedeutung für die heimischen Wälder waren Birke, Ahorn und Erle. Die Birke bildete nicht selten selbständige Wäldchen, die dem „Birkelberg" von Schönwald (2. Fl.) und Bullendorf (5. Fl.) und dem „Birkenhau" von Buschullersdorf (3. Fl.) den Namen gegeben haben. Weißbirke wurde von Sitensky in den Hochmooren des Isergebirges festgestellt[35]). Da „Orle" die mundartliche Bezeichnung für Ahorn ist[36]), sind Erle und Ahorn in urkundlichen Wiedergaben unserer Flurnamen nur schwer auseinander zu halten. Die „Orle" wird von der Waldbeschreibung von 1732 als wichtigster Waldbaum neben Buche und Eiche angeführt. Ein „Erlbach" durchströmt zu Dittersbach die „Erlflur" (9. Fl.) und bespült den „Orlberg" von Christiansau (4. Fl.); zu Lusdorf wird die 69. Flur „Bei der Orle" genannt. Daß die Erle auch in bedeutende Höhen stieg, geht aus dem Namen des „Wohlischen Kammes" (Liebwerda 378) hervor, der wohl an slawisch olše „Erle" anzuknüpfen ist, obgleich er heute in volkstümlicher Umdeutung als „Polscher" oder „Polnischer Kamm" bezeichnet wird. Auch der Ahorn scheute die Höhen nicht; die Beschreibung der Iserwiese vom Ausgang des 17. Jahrhunderts (s. u.) nennt als Anhaltspunkt für Goldfunde „eine große krumme Orla auf dem Buchberg". Auf javor, den slawischen Namen für Ahorn, gehen die Bezeichnungen „Jauer" (Wiese 16. Fl.) und „Jauergründel" (Engelsdorf 55) zurück.

34) Das Gleiche gilt für andere deutsche Landschaften. Ebda. S. 82, Derf., RGA I 520.
35) Sitensky Fr., a. a O. 140.
36) Menzel, Physiographie des Isergebirges (1868) S. 63. „Orle"=Acer pseudoplatanus. Den Nachweis dieses wichtigen Unterschiedes verdanke ich H. Dr. F. Firbas, Prag.

Die Waldränder, Haine und Heiden. Der Einfluß des rodenden und ackerbauenden Siedlers äußerte sich zunächst in einer wichtigen Veränderung der Waldränder. Infolge des Weideganges kam es hier nach Abtrieb des langstämmigen Holzes nicht mehr zur Bildung von Hochwald, sondern der junge Nachwuchs blieb ständig auf der Stufe des Niederwaldes stehen; an besonders stark beweideten Stellen ging er in Gestrüpp über und erhielt sich auf den zahlreichen „Stein-, Sand- und dürren Hübeln" in der Form einer hainartigen Vegetation. Daher macht schon das Urbar von 1381 einen deutlichen Unterschied zwischen Wald und Hain, der in der Flur von Bullendorf auch als „Kleinholz" (klehoultz Bl. 28a) bezeichnet wird. Haine, für die ein geringerer Zins entrichtet wurde, waren in der Ortsflur von Kunnersdorf (Bl. 14b, 15a), Hermsdorf (16b) und Bullendorf (27b) vorhanden. Neben jungem Anflug aller Waldbaumarten waren hier nach Aussage der Flurnamen vor allem folgende Sträucher vorhanden: Haselnuß (Corylus Avellana), Weißdorn (Crataegus monogyna), Wacholderstrauch (Juniperus communis), Ebereesche (Pirus aucuparia), Schlehdorn (Prunus spinosa) und Himbeerstrauch (Rubus idaeus).

Als Gesamtbezeichnung dieser Landschaftsform ist der Name „Hain" gebräuchlich, der an der Bildung zweier Ortsnamen, Haindorf und Ringenhain, beteiligt ist. Fluren mit hainartigem Pflanzenwuchs stellten ferner die „Haine" von Neustadt zwischen dem Heinersdorfer Wege und dem Kohlsloß (15. Fl.), die „Haine" von Olbersdorf (1. Fl.) und Göhe (14. Fl.) dar; ein „Hochhain" wird bei Arnsdorf (1. Fl.), ein „Hainberg" bei Buschullersdorf (1. Fl.), ein „Hainhübel" bei Haindorf (8. Fl.) genannt. Auf Zusammenhang mit dem Walde deuten der „Buschhain" von Weißbach (246) und der „Hainwald" von Tschernhausen (12. Fl.) hin. Haine geringeren Umfangs stellen das „Hainel" von Weißbach (365), das „Hanchen" von Lusdorf (57. Fl.), das „Steinhanl" von Raspenau (38. Fl.) und der „Hanelberg" von Mildenau (2. Fl.) dar. Die volle Wortform ist im Namen des „Haagberges" zu Friedland (60. Fl.) und „Im Hagen" zu Priedlanz (44. Fl.) enthalten.

Zum Unterschiede von Hain bezeichnet „Heide" jene Flurteile, bei denen Gräserarten, Moose und Flechten mit Zwergsträuchern (besonders Heidekraut) vorwiegen. Sie wurde durch die „Heideberge" von Kunnersdorf (1. Fl.) und Wustung (35. Fl.), den „Heidehübel" von Priedlanz (39. Fl.), den „Heideplan" von Lusdorf (89. Fl.), die „Heidlade" von Haindorf (9. Fl.) und das „Alte Geheide" von Weißbach (49. Fl.) vertreten. Kleinere Stellen mit Strauchwerk kommen am Wald- oder Feldrande häufig vor und werden als „Feld-" (Friedland 1414) oder „Waldgestrüpp" (Neustadt 1197) bezeichnet. Auch unter „Büschel" und „Busch", die in jeder Ortsflur häufig vertreten sind (z. B. „Schäferbüschel" 51. Fl. Liebwerda), versteht man kleine Waldstrecken, die aus wenigen hohen Stämmen mit stark verbissenem Unterholz bestehen. Ein hainartiges Aussehen kam auch dem „Astberg" der Priedlanzer Ortsflur (26. Fl.) zu.

Über die vorhandenen Baum- und Straucharten gibt eine weitere Gruppe von Flurnamen Aufschluß. Nach der Häufigkeit der Namen zu schließen, waren die Haselsträucher am zahlreichsten vertreten; ein „Haselhain" bildet die 60. Flur von Liebwerda, „Haselberge" werden in der Ortsflur von Kunnersdorf (10. Fl.), Wustung (12. Fl.), Rückersdorf (7. Fl.) und Mildenau (2. Fl.) genannt. „Wacholderberge" waren in der Umgebung von Wiese (18. Fl.) und Engelsdorf (17. Fl.) vorhanden. Auf Weidengestrüpp deutet die Wustunger Flur „Weidichtberg" (3. Fl.) hin. Ein „Gestrüpp mit Eichen" im Umfange von 2 Joch 841 Klafter war der Schindelgrund von Ebersdorf (4. Fl.). Heidelbeersträucher verschafften dem „Heidelberg" von Tschernhausen (12. Fl.) und von Mildenau (7. Fl.)

den Namen. Weitere Straucharten finden bei der Schilderung der Bach- und Flußgelände, der Wiesen- und Feldberainungen Erwähnung.

Die Hauptursache des hainartigen Charakters der äußeren Waldzone war der alljährlich mehrere Monate hindurch stattfindende Weidetrieb. Bis in den Ausgang des 18. Jahrhunderts blieb vielen Forstleuten die schädigende Wirkung des Weideviehes, das vor allem Stellen mit „jungem Waldanflug" (Schönwald 632) und frischen Trieben aufsuchte, unbekannt. Wem die Obrigkeit eine besondere Gunst erweisen wollte, dem verlieh sie das Recht des Weidetriebes in den eigenen Waldungen. So erhielt Heinrich von Schwanitz 1521 bei der Begründung des Eisenhammers von Raspenau die Berechtigung, „an den Enden, so er Kohlen machen läßt, sein Vieh frei hüten zu lassen"[37]). Das Beispiel der Obrigkeit fand bei den Untertanen reiche Nachahmung; eine Fülle von Flurnamen zeugt von der Verbreitung dieses Brauches. Ein „Kühbusch" bildet die 7. Flur von Göhe, „Kühberge" sind bei Berzdorf (498), Tschernhausen (9. Fl.) und Einsiedel (9. Fl.) gelegen, ein „Ziegenberg" wird bei Friedland (1120), ein „Schafberg" bei Bunzendorf (63. Fl.) und ein „Hammelberg" bei Priedlanz (16. Fl.) genannt. Das erste Verbot, das Vieh „in die jungen hew und heltzer zu treiben", bringt die im Schloßarchive aufbewahrte „Vernewerte Wirtschaftsordnung für Böhmen" vom Jahre 1682. Aber noch 1732 hebt der Forstmeister Turschky von Turst († 1766, 24. 11.)[38]) hervor, daß dem jungen Anfluge vor allem der unausrottbare Brauch schade, „die Wälder mit Vieh sowohl mit dem Hornvieh alß Schaff und Ziegen auszuhüten"[39]). In dem heimischen Waldmaße „Stallung" lebt noch lange die Erinnerung an die Zeit, wo man den Umfang des Waldes nach der Anzahl der Tiere berechnete, die in ihm Nahrung finden konnten[40]).

Im Anschlusse an die Flurnamen und historischen Nachrichten und unter Berücksichtigung der Waldverhältnisse in den Nachbargebieten[41]) läßt sich folgendes Gesamtbild der heimischen Forste entwerfen, dem diese bis in die 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts treu blieben: Die der Feldgemarkung am nächsten gelegenen Teile des Waldes wurden von dem weidenden Vieh am stärksten heimgesucht; da Laubholz dem Verbiß durch Tiere am längsten Widerstand zu leisten vermag, dürfte diese Randzone meist nur von „weitständigen, breitkronigen alten Buchen, Espen und Eichen gebildet worden sein, unter denen sich spärlicher, stark verbissener Unterwuchs und Dorngestrüppe befand"[42]). Das junge Holz nahm gegen das Innere des Waldes zu, wo die Zone der häufigsten Holzhiebe war. Der junge Nachwuchs bestand aus Kernwüchsen beim Nadelholz, aus Stockausschlägen beim Laubbaume, die ihre Kronen zwischen den Baumlücken emporschoben. In den Gebirgswaldungen schloß sich an diese ausgebeutete Randzone ein selten betretener Kern von Urwald, der bei den heimischen Waldungen bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts zu verzeichnen ist. Überall war ungleichaltriger, stark gemischter Baumbestand vorhanden, welcher der Selbstverjüngung überlassen blieb.

37) Helbig Jul., Der Eisenhammer in Raspenau. Reichenberger Zeitung 6. und 7. Jänner 1898.
38) Kirchenmatrik V Friedland.
39) SchA. fasc. Forstwesen. 1732. 2. 10.
40) Eine Stallung hatte 26 Hasengarn = 670 Klafter = 2010 Ellen. Als Unterteilung wurde „Seil" verwendet. Bei einer Revision der Friedländer Stadtwaldungen im Jahre 1715 wird festgestellt, daß eine Stallung, d. i. Jagd- oder Hasenstallung, 192 Seil enthalte (LA. Theres. Kat., Nachträge).
41) Hausrath H., Der deutsche Wald. (1914) S. 11 ff.
42) Ebda. S. 39.

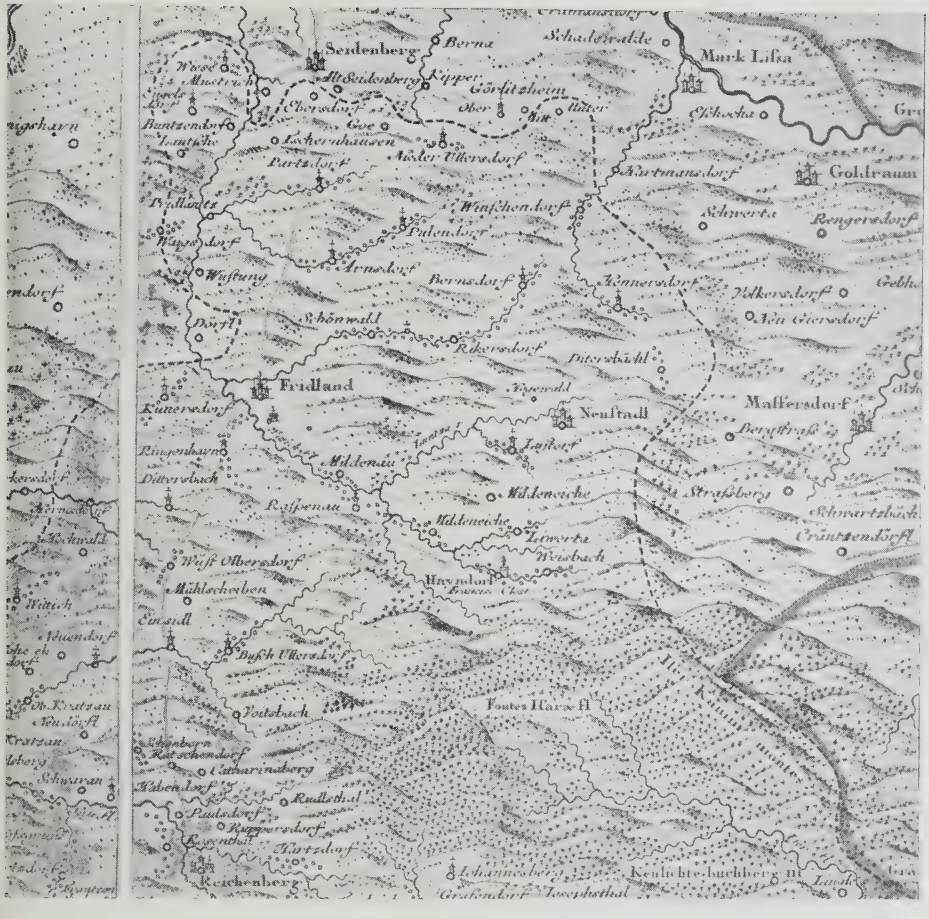
Geschichte der heimischen Waldbewirtschaftung.

Der Holzartenwechsel des heimischen Waldes ist nicht wie der vorgeschichtliche durch starke Klimaschwankungen bedingt, sondern hat seine Hauptursache in der Entwicklung, die die Waldbewirtschaftung in unserem Gebiete genommen hat. Beginnt man auf innerdeutschem Boden um 1300 mit den ersten Versuchen einer geregelten Waldwirtschaft[43]), so wurde für das heimische Gebiet vor 1400 an eine bewußte Pflege des Waldes nicht gedacht, obwohl bereits das Urbar von 1381 zwei Träger des Namens voerster kennt, die Bewohner von Rückersdorf waren (Bl. 31a)[44]). Die Verwüstungen, welche die Hussitenzüge an Häusern und Gebäuden des Bezirkes angerichtet hatten, zwangen zu einer gesteigerten Bautätigkeit, zu der man das Holz der nächsten Umgebung entnahm und Raubbau am überlieferten Bestande trieb. Die erste sicher datierbare Urkunde für die erwachende Sorge um die Zukunft des Waldes ist ein Erlaß Ulrichs von Biberstein aus dem Jahre 1506, der unbefugtes Fällen von Stammholz im gräflichen und städtischen Hartewald verbietet (s. u.). Für die Beurteilung der heimischen Waldverhältnisse vom 15.—18. Jahrhundert ist die Tatsache von Bedeutung, daß bis um 1750 nur die später sog. „niederen Reviere" mit Ausschluß der „hohen Gebirgswaldungen" als Lieferanten für Nutzholz in Betracht kamen. Der Befund der Herrschaft Friedland vom 4. März 1552[45]) kennt nur den „klainwald" und den „Tschawwald", wovon der erste mit dem späteren „Waldichen" bei Hermsdorf gleichzusetzen ist.

Noch lange betrachtete man den Wald als eine unerschöpfliche Einnahmsquelle, die Werte lieferte, ohne eine entsprechende Gegenleistung zu empfangen. Es ist kein Wunder, wenn gerade in der Blütezeit des heimischen Gewerbelebens zum erstenmale eine Verfügung auftaucht, die der planlosen Ausbeutung des Waldes steuert. In dem Bestallungsbriefe für den Hauptmann Ernst von Boraw Keßell vom 19. Feber 1615 heißt es (§ 9)[46]): „Er solle das gehöltze und grenzen nach gelegenheit der Zeit bereiten, wie mit solchen in Verkaufung umbgangen und mit den grenzen an einem und anderem beschaffen sich fleißig erkundigen, damit das Gehöltze zum Uberfluß weder in Kohlhaw noch Resten vertrieben oder sonsten übel darmit gehaußet werde".

Auch die Schäden, welche der 30-jährige Krieg am Eigentum der Obrigkeit und der Untertanen verursacht hatte, suchte man durch eine gesteigerte Ausbeutung des Waldes wettzumachen. In den Amtsvorschriften der Nachkriegszeit finden wir stets ausführliche Bestimmungen über den Abtrieb der Wälder, doch kaum eine über die Aufforstung und Pflege des jungen Nachwuchses. Die Amtsordnung von 1674 geht von dem Grundsatze aus (§ 97)[47]): „In deme sich bei dieser Herrschaft eine große Menge von Wäldern und Holzwerk befindet, auch selbige uns in der Taxa zu hoch angeschlagen worden[48]), als ist auch billich, daß wir dieselben soviel als möglich und tunlich genießen". Es folgen eingehende Bestimmungen über die Art des Holzverkaufes und eine Auswahl von Mitteln, Unterschlagungen der Forstbediensteten zu verhindern. Seit den schweren Anschuldigungen, die man im Jahre 1603 gegen den Redernschen Burggrafen (wahrscheinlich Kaspar Lippach 1600—1606)[49]) wegen unredlicher Ausbeutung der Wälder gerichtet hatte, kamen ähnliche Anklagen gegen

43) Hausrath, a. a. O. 40ff. Lamprecht K., a. a. O. I, 517. v. Berg, Geschichte der deutschen Wälder, führt als älteste waldkulturelle Unternehmung eine Pflanzung in der Görlitzer Heide vor 1329 an.
44) forestarii treten in böhm. Urkunden zuerst 1240 auf: Erben I Nr. 1002 p. 464.
45) Hallwich H., „Reichenberg und Umgebung" (1874) Beilagen S. 94f.
46) SchA. Redernakten.
47) SchA. Wirtschaftsinstruktionen.
48) In der „Taxa" von 1634 (abgedr. Helbig Jul., Beitr. 2, 279ff) wurden die Waldungen, aus denen man jährlich 1500—1800 Schock löste, auf 30000 Schock geschätzt.
49) Helbig Jul., Coll. III 507.



Die älteste Karte der Herrschaft Friedland.

Nach der Mappa geographica regni Bohemiae des Johann Christoph Müller (1720).

hohe und niedere Forstbeamte häufig vor. In den meisten Fällen führte die kärgliche Entlohnung zu diesen Unterschleifen und ein Schriftsteller des 18. Jahrhunderts mag mit seiner Behauptung recht haben: „Ihre besten Künste aber sind die, wie sie von ihren Forsten bei ihrer geringen Besoldung gut leben können“[50]).

Die führenden Stellen für Waldbewirtschaftung hatten noch im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts hohe Jagdbeamte inne, die forstwirtschaftlich ungenügend geschult waren und im Walde meist nur einen Tummelplatz des Wildes sahen. Die Instruktion für den neu bestellten Hof- oder Oberjäger Wenzel Leopold Kopp aus Pilsen (1699)[51]), dem alle Schützen, Jäger und Förster untergeordnet waren (§ 5), enthält nur Bestimmungen, die Jagd und den Holzverkauf betreffend; sie verlangt außerdem, daß sich der Oberjäger in der Landwirtschaft dienstbar erweise, „weil er durch den Walddienst nicht alleweil in Anspruch genommen werden würde“ (§ 44). Noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts wurde die Aufsicht über die Waldungen, für die heute ein kleines Heer von Beamten nötig ist, von dem Forstmeister (dem früheren Oberjäger), dem Oberförster und einer kleinen Zahl (4—5) Förstern geführt, die meist für mehrere Reviere beeidet waren und eine Reihe von Nebenverpflichtungen bei Fischerei und Teichwesen besaßen[52]). Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts erfolgt eine Vermehrung des Forstpersonals, dessen Pflichtenkreis immer mehr verengert und vertieft wurde.

In betriebswirtschaftlicher Hinsicht war es von Bedeutung, daß man sich 1662 zum ersten Male entschloß, das windbrüchige Holz des Glitzbusches „planweise“ zu verkaufen[53]). War diese Maßnahme unter dem Drucke der Notwendigkeit erfolgt, so wurde 70 Jahre später in der Herrschaft grundsätzlich die wichtige Frage erörtert, die durch den neuerungsfreundlichen Forstmeister Turschky von Turst angeschnitten worden war: „ob es denen herrschaftlichen Wäldern besser zusage, wenn das Holz fleck- oder stammweise verkaufet werde“[54]). Ein Rückblick auf die bisherige Gepflogenheit ergab, daß nur zu Zeiten des Oberhauptmannes Christian Platz von Ehrenthal (1691—1722)[55]) vereinzelt „Gestrüpp von Birken und dergleichem Holze“ schlagweise veräußert worden war. Es herrschte also noch gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts auf heimischem Boden die mittelalterliche Form der sog. Plänter- oder Femelwirtschaft,[56]) die darin bestand, daß man alljährlich aus jedem Walde die schlagbaren Holzstämme, für die man Verwendung hatte, fällte und so dem jungen Holze, das durch Selbstverjüngung entstanden war, Gelegenheit zum Emporwachsen gab. Wie der Forstmeister häufig treffend hervorhob, behinderte bei dieser Betriebsform der Mangel an Licht und Luft den jungen Nachwuchs in seiner Entfaltung; seinen Anklagen gegen die verderbliche Sitte des Weidetriebes, „der in auswärtigen Ländern höchst verboten“ war, ließe sich noch die Tatsache hinzufügen, daß beim Fällen der Bäume im ungleichaltrigen Walde der junge Nachwuchs oft unheilbare Verletzungen an Ästen, Stämmen und Kronen empfing.

Nach dem Vorschlage des Forstmeisters sollte der stammweise Holzverkauf nur in den Gebirgsrevieren beibehalten werden, da hier die wirtschaftliche Ausbeute durch Verkehrsschwierigkeiten allzu stark beeinträchtigt war; bei den niederen

50) Hausrath, a. a. O. S. 46.
51) SchA. Forstwesen.
52) SchA. Jahrdingsartikel 1656 Anhang: Eide.
53) SchA. Forstwesen. 1662, 14. 3.
54) SchA. Forstwesen. 1732, 2. 10.
55) Helbig Jul., Beitr. 3, 166 ff.
56) Die Bezeichnung ist dem Flachsbau entlehnt; vgl. Transaktionsurkunde vom 12. August 1671 (abgedr. Rohn, a. a. O. S. 269 f.): „ . . . den Hanf zu fimmeln . . .“

Forsten setzte er sich auf das entschiedenste für die Durchführung der Kahlschlagform ein, da die Erfahrung lehre, daß die holzschlagmäßige Behandlung windbrüchiger Waldstrecken die schönsten Ergebnisse zeitige. Weil noch gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts jede Form der Waldbewirtschaftung zunächst vor dem Standpunkte ihrer Zuträglichkeit für das Wild bewertet wurde, wies der Forstmeister zur Empfehlung seines Vorschlages auf die Vorliebe des Rot- und Schwarzwildes hin, sich in einheitlichem Jungwalde aufzuhalten. Zu den Besserungsvorschlage fühlte er sich vor allem durch den drohenden Holzmange veranlaßt; die Planlosigkeit der bisherigen Waldbewirtschaftung hatte zu einer vollkommenen Ausplünderung der leicht zugänglichen Reviere geführt; andere Waldstrecken dagegen, die durchaus nicht so schwer erreichbar wie die hohen Gebirgswaldungen waren, wurden vollkommen ungenützt der Fäulnis überlassen[57]).

Der Hauptmann, Rent- und Kornschreiber verblieben jedoch bei ihrer Meinung, daß der stammweise Abbau des Holzes jeder anderen Betriebsart vorzuziehen sei, ja die Dorfschulzen glaubten sogar, daß der fleckweise Verkauf in längstens 20 Jahren alle Wälder ruinieren würde[58]). Das Wirtschaftsamt lehnte den so bedeutsamen Neuerungsvorschlag ab, weil die Herrschaft auf die jährliche Rente aus dem Holzverkaufe angewiesen war und sich nicht in ein Unternehmen einlassen wollte, das erst nach Jahren Ertrag versprach. Andere Beamte sahen in der vorgeschlagenen Art der Waldbewirtschaftung eine erhebliche Vergrößerung der Windschadengefahr; die dritten erhoben Bedenken gegen die Raschheit und Üppigkeit des Nachwuchses auf den abgetriebenen Waldflächen. So hatten Furcht vor der wirtschaftlichen Umstellung und Mißtrauen gegen die neue Betriebsform zur Ablehnung eines Vorschlages geführt, der geeignet war die Forste des Bezirkes an die Spitze der waldkulturellen Unternehmungen der nächsten Umgebung zu stellen.

Ein nicht zu unterschätzendes Ergebnis der Auseinandersetzungen war es jedoch, daß man an Stelle der planlosen Femelwirtschaft den geregelten Plänter oder Femelbetrieb einführte, dessen Auswirkungen sich zum ersten Male in den Amtsgutachten der Waldbeschreibung von 1732 zeigten. Man bestimmte hier jene Forste, für die eine längere Schonzeit notwendig war; in dem Ortsnamen „Hegewald" hat sich die Erinnerung an jenen Zustand erhalten. Das mit Ausschaltung eines großen Teiles der niederen Forste ausfallende Holz sollte durch eine stärkere Heranziehung der Gebirgswaldungen ersetzt werden, an deren Aufschließung durch Fahrwege in den 30er Jahren zuerst gedacht wurde. Bereits im Jahre 1717 wurden einige Untertanen, „die mit Brennholz den Wande trieben", damit betraut, das Holz der Gebirgswälder, welches von der Herrschaft nicht hereingeführt werden konnte, an Ort und Stelle zu verkaufen; als anerkennende Gegenleistung waren der Obrigkeit von jedem Stamme 6 Kreuzer zu entrichten[59]). Doch war noch nicht der Zeitpunkt gekommen, dieses Verfahren auf den ganzen Gebirgskamm auszudehnen; noch im Jahre 1732 halten es die Schulzen für unmöglich, das reife Holz der hinteren Gebirgswälder in planvoller Weise dem Handel und Gewerbe zugänglich zu machen[60]).

Da im 18. Jahrhundert für die heimischen Wälder fast ausschließlich Selbstverjüngung und nicht künstliche Saat in Betracht kam, hatte der Forstmeister zur Besamung der abgetriebenen Flächen ein Verfahren gewählt, das von de

57) Im Abbau des „Waldichens" und der „Harte" war man stets zu eifrig, in der Ausforstung des Ringenhainer Forstes und des Glitzbusches zu sparsam gewesen.
58) SchA. Forstwesen. 1732. 2., 4., 6/10.
59) SchA. Ebda. 1732, 29/8.
60) SchA. Ebda. 1732, 6./10.

modernen Forstwissenschaft „Saumschlagverjüngung“ genannt wird[61]). Ausgehend von der Erfahrung, daß einzelstehende Samenbäume leicht von dem Winde geworfen werden, ließ er schmale Schläge hauen, deren Besamung er dem Nachbarstande überließ. Wenn dieses Verfahren, das in wenigen Revieren versuchsweise Anwendung fand, 1732 abgelehnt wurde, so war es damit nicht für die Geschichte des heimischen Waldbaues erledigt. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts kehrte man zu dem Vorschlage des Forstmeisters zurück, der mit weitblickendem Auge die Bedürfnisse des heimischen Waldes erkannt hatte. Im Jahre 1794 wird festgestellt, daß die „Reviere an der sächsischen Grenze seit mehreren Jahren holzschlagmäßig behandelt und die abgetriebenen und geräumten Schläge mit der Holzsaat kultiviert und im Verhegungsstande unterhalten werden“. Nur die hohen Gebirgswaldungen wurden noch „auszugsweise behandelt“[62]); die Unzugänglichkeit des Geländes trug hier zur Erhaltung der Femelwirtschaft bis zum Beginne des 19. Jahrhunderts bei. Die Entwicklung der heimischen Forstwirtschaft hatte also dem Vorschlage des Forstmeisters recht gegeben; mit der Aufnahme der holzschlagmäßigen Behandlung der Reviere wurde um 1800 die Grundlage für das hochentwickelte Forstwesen gelegt, das heute einen Großteil des Bezirkes verwaltet.

Mit der Einführung des Kahlschlages in die heimische Waldbewirtschaftung ist die Frage des Holzartenwechsels auf das engste verknüpft. Wie bereits erwähnt, bestanden unsere Waldungen bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts zu ungefähr gleichen Teilen aus Tannen, Fichten, Buchen, zu denen sich in abnehmender Zahl Eichen, Ahorn, Espen, Eschen usw. gesellten. Mußte schon die reiche Verwendung des Hartholzes beim Hausbaue und der Geräteerzeugung zu einer rascheren Abnahme der Laubbäume führen, so wurde diese Entwicklung durch die Einführung von Holzschlägen mit gleichaltrigem Baumbestande noch wesentlich gefördert. Wenn die unzufriedenen Beamten berichten[63]), daß sich in den ersten Schlägen dieser Art, neben den Nadelhölzern Hainbuchen, -eichen, -espen, -birken, Erlen und Weiden ansiedelten, so deutet dies auf ein Anfangsstadium mit gemischtem Baumbestande hin, wie es die alten Waldungen kennzeichnete. Doch ist es klar, daß der Boden und das Klima eines Schlages nicht allen Baumarten gleichmäßig zuträglich sein konnte. Die eine überflügelte bald die anderen; bestimmte Pflänzchen begannen an Lichtmangel zu leiden, verkümmerten und starben ab, bevor ihnen der Mensch mit Durchforstungen helfen konnte. Das Schwinden von Lärche, Birke, Kiefer, Pappel, Weide, Eiche, Esche, Ulme und Erle mag darauf zurückgehen, daß diese anspruchsvollen Lichthölzer der dauernden Überschattung durch die Fichten nicht gewachsen waren[64]). Die Weißtanne aber vermochte bei ihrer langsamen Entwicklung im gleichaltrigen Forste mit der Fichte nicht Schritt zu halten. Zu untersuchen, in welchem Umfange Bodenbeschaffenheit und Klima den Holzartenwechsel förderten, kann nicht unsere Aufgabe sein.

Die herrschaftlichen Forste.

Bevor auf die Darstellung der Waldverwertung eingegangen wird, soll versucht werden, ein Bild der Forste des Bezirkes in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts zu geben. Es ist dies die Zeit, in welcher die Schäden, die der 30jährige Krieg geschlagen hatte, allmählich zu heilen begannen und die ersten zaghaften Versuche zur Einführung einer modernen Waldwirtschaft unternommen wurden. Daß die Schilderung jener

61) Hausrath, a. a. O. S. 44.
62) SchA. Forstwesen. 1794, 9/7.
63) SchA. Forstwesen 1732, 2. 10.
64) Vgl. Hausrath, a. a. O. S. 25 f.

Jahre nicht blühende Reviere zeichnen kann, ist bereits aus der Darstellung der Beamtenverhältnisse und Wirtschaftsmethoden hervorgegangen; war doch der Zustand der Wälder um 1730 vielerorts sehr unerfreulich[65]). Doch gerade diese Zeit, in welcher der Übergang vom mittelalterlichen zum modernen Forstwesen beginnt, verdient eingehendere Beachtung.

Zugrunde gelegt wird der Darstellung die „Außführliche Beschreibung über die geßambten Niederen und Gebürgswaldungen, Wie die Reviere mit Nahmen Benahmßet, Was in solchen Vor Gehöltze sich Befündet undt wie undt auf was Weiße die Forste einer von dem andern entschieden seindt . . .“ Sie wurde im Dezember 1732 von dem Oberförster Gottfried Tschiedel angelegt und mit Anmerkungen über die fernere Behandlung der Forste versehen. Die eingehendere Darstellung der Gebirgsforste, bei denen die natürlichen Grenzen und kennzeichnende Punkte als „Merkmale“ des Waldes angegeben werden, mag mit der zunehmenden Bedeutung im Zusammenhange stehen, die diese Reviere im Wirtschaftsleben des Bezirkes gewannen.

Die Beschreibung beginnt mit den ältesten Revieren unseres Gebietes, dem „Wäldichen“, dem „Tschauwald“ und der „Harte“. Das Wäldichen liegt zwischen Hohenwald und Hermsdorf und grenzt mit Sachsen. An Holz sind hier Tannen, Buchen und Erlen vorhanden; zu Zeiten des Oberhauptmanns Platz befand sich dieser Wald im Verhegungsstande, nur Windbruch und wandelbares Holz wurden daraus verkauft. Gegenwärtig (1732) aber ist er „völlig ausgehauen“, so daß ihm eine längere Schonzeit not tut. An der sächsischen Grenze zwischen Kunnersdorf und Reichenau liegt der Wald „Tschau“. Er besitzt Tannen- und Fichtenholz, etliche alte Eichen und wenige junge Buchen. Trotzdem aus diesem Revier alljährlich um mehrere tausend Gulden Holz verkauft wurde, so ist es „gleichwohl allezeit Wald geblieben“. Unter dem Forstmeister Turschky von Turzi wurde mit der holzschlagmäßigen Behandlung dieses Forstes begonnen; in den 17 Schlägen des Revieres ist alles Holz bis auf etliche junge Buchen und Eichen entfernt, für die Windschaden zu befürchten ist. Künftig sei hier nur stammweise zu verkaufen. Die „Harte“ zwischen Friedland und Dörfel und das „Überschar“ zwischen der Wittig und Kunnersdorf enthalten schönes Tannen-, Fichten- und Kiefernholz und alte Eichen.

Im „Wustunger Wald“, „Kapitain-Wald“ und „Kleßl-Busch“ wächst Tannen-, Fichten- und Kiefernholz. Auch diese Reviere, aus denen vereinzelt fleckweise verkauft wurde, müssen geschont werden. Der „Ziegenrücken“ und „Leubmersch Busch“ stoßen an den Priedlanzer Meierhof. Sie enthalten neben Fichten und Buchen vor allem Tannen. Beide Reviere sind nahezu ausgeforstet und daher längerer Schonzeit bedürftig. Der „Lautscher Forst“ verläuft an der Zahne bis zu den Engelsdorfer Bauerngütern. Er besteht zum Großteil aus Kiefern- und Espenholz. Auch er ist zu schonen, da er vor Jahren zum Holzverkauf nach Zittau herangezogen wurde. Der Wald „An der Zahne“, welcher von Philippstal bis Bunzendorf reicht, enthält Tannen-, Fichten- und Kiefernholz. Er ist bei der Anlage des Dorfes Philippsthal stark ausgebeutet worden und „siehet aus wie der armen Leute Getreide“. Die „Forschte“, zwischen Engelsdorf und Wiese gelegen, enthalten Kiefern-, Tannen- und Fichtenholz. Von hier bezogen die Gärtner von Wiese „ihre nötige Holznotdurft“; auch hier sind Sparmaßnahmen am Platze.

Die vier Reviere von Tschernhausen, „Schindelgrund“, „Steinberg“, „Johannes-Busch“ und „Mühlbusch“ genannt, enthalten schönes Tannen-, Fichten- und Kiefernholz; aber der alte Bestand ist durch große Inanspruchnahme stark geschmälert worden. Nur der „Johannes- und Mühlbusch“ sind unberührt geblieben. Im „Khüe-Busch“ bei Ebersdorf wächst meist Kiefern- und Fichtenholz; doch sind viele Stämme daraus nach Sachsen verkauft worden. Der „Herrn-Busch“, „Hain Busch“ und der „Fuchsberg“ bei Bullendorf enthalten meist Kiefern und Fichten. „In diesen drei Büschen hat die Herrlichkeit ein Ende, maßen selbe durch fleckweis Verkauf und Windbruch ziemlich ruiniert worden sind“. Die „Alte Grube“ enthält schönes, junges Kiefern- und Fichtenholz. Das Revier „Die Erbe“ wurde fleckweise ausgeholzt, sodaß nur junger Nachwuchs vorhanden ist. Der „Schwarze Busch“ führt Zimmerholz, meist Tannen und Kiefern, doch in sehr schütterem Bestande. Das „Geräume“ zwischen „Schwarzbusch“ und „Erbe“ ist völlig abgetrieben. Im Jahre 1730 wurde hier ein „Heustadel“ für das Wild gebaut. Es kann hier kein junger Anflug aufkommen, weil das Geräume alljährlich mit Arnsdorfer Vieh ausgeweidet wird. Der „Glitzbusch“ bei Lusdorf enthält Tannen-, Buchen- und Ahornholz. Daraus bezog die Obrigkeit die Stämme zur Klötzer-, Schindel- und Wellenerzeugung. Durch die Anlage von Holzschlägen in Kreuzform wurde die Windbruchgefahr stark vermehrt. Die „Toten Haine“ bei Rückersdorf enthalten junge Fichten- und Kiefernholz. Der junge Nachwuchs muß hier wohl gehütet und gehegt werden.

65) Ebda. S. 46.

Alle anderen Reviere der Herrschaft werden als „hohe Gebirgswälder" bezeichnet. Der „Ringenhainer Forst" grenzt mit den Ringenhainer Bauerngründen und mit dem Nieder-Raspenauer, Ullersdorfer, Einsiedler und Dittersbacher Forst. Hier entspringt das Brettmühlwasser, das nach Dittersbach läuft. Als „Merkmale" des Forstes werden der „Schwarze Berg" und die „Fünf Tannen", „welche aber schon weggehauet sein", bezeichnet. Von Holzarten sind hier Tannen, Fichten, Buchen und Ahorn vertreten. Dieser Forst, der stets gehegt wurde, ist auch weiterhin zu schonen. Der „Dittersbacher Forst" beginnt am Ringenhainer Revier, grenzt an die Dittersbacher Bauernfelder und reicht bis an das „Rote Floß". Da hier der Windbruch im Jahre 1717 viel Schaden angerichtet hat, ist nur mehr wenig „taxmäßiges" Buchen-, Tannen- und Fichtenholz vorhanden. Der „Olbersdorfer Forst" beginnt an dem „Roten Floß", grenzt mit den Olbersdorfer Bauernfeldern und reicht bis zum Einsiedler Forste. Merkmale des Forstes sind die „Blumel-Kohlstatt" und der „Kieselsteinberg". Von den Holzarten sind vor allem Buchen, Tannen und Fichten vertreten; hier pflegten die Ortschaften Hermsdorf, Olbersdorf, Hohenwald und Oberwittig ihren Bedarf zu decken. Der „Einsiedler Forst" beginnt beim „Trackweg", grenzt an die Einsiedler und Ullersdorfer Bauerngründe und reicht bis an den „Scheubweg", den „Wurzel-" und „Hengerberg", die gleichzeitig Merkmale des Forstes sind. Beim Aufbau der „Philippsberger Chaluppen" ist mit den wenigen Tannen, Buchen und Fichten arg gewirtschaftet worden; daher kann nach Einsiedel, Philippsberg, Mühlscheib und Neundorf nur mehr wenig verkauft werden.

Der „Ullersdorfer Forst" grenzt mit den Ullersdorfer Bauernfeldern, reicht bis an den „Friedrichswalder Steig" und den „Scheubweg". Merkmale des Forstes sind der „Kamp-Steig", der „Alte Gruben-Berg", der „Hemrich-Berg", der „Morsch-" und der „Tschirgraben". Das „Wolfsbächel" verläßt beim „Bärhäutelberg" das Revier. Die Tannen, Fichten und Buchen dieses Forstes sind bei der Errichtung der Ullersdorfer Chaluppen am Hemrichweg stark abgetrieben worden. Es ist zu verbieten, daß noch mehr Hütten am Hemrich gebaut werden, da sich hier nur „Waldverderber" ansiedeln. Nur ein Kretscham und wenige Häuschen sind „wegen der Reisenden Leuth" zu dulden.

Der „Nieder-Raspenauer Forst" beginnt an dem sog. „Kampsteige" und grenzt mit dem Ringenhainer, Ullersdorfer und Ober-Raspenauer Forste; er reicht bis an den „Neuen Weg". Als Merkmale des Revieres werden der „Kahlstein", der „Ochsentot" und der „Bergstein" genannt. Hier entspringt das „Hemrichslössel", das beim Eisenhammer in die Wittig mündet. Der Wald ist vor allem durch den Holzbedarf des herrschaftlichen Kalkofens stark abgetrieben worden. Der „Ober-Raspenauer Forst" grenzt mit den Raspenauer Bauernfeldern, mit dem Nieder-Raspenauer, Ullersdorfer und Haindorfer Forste und reicht bis zur Weißen Stolpich. Merkmale des Forstes sind der „Scharfstein", der „Nieder-" und „Ober-Scharfgraben", das „Wasserloch", der „Welschenhau", die „Schwarze Pfütze", die „Sau-Stirne" und das „Mittagsloch". Auch dieser Forst ist durch den Kalkofen und den Bau der Haindorfer Kirche stark ausgeforstet worden. Der „Haindorfer Forst" beginnt bei der Weißen Stolpich, erstreckt sich an der Reichenberger Grenze entlang bis zu den „Drei Flössern", wo eine Grenz-Buche mit 9 Nägeln steht, die die Herrschaften Friedland, Reichenberg und Rohosetz scheidet. Seine Grenze verläuft weiter zum „Schwarzen Berg", zu der „Tschiehodel-Wiese", an den „Schwarzbach" und endet beim Weißbacher Forst. Als Merkmale des Revieres werden der „Nußstein", die „Schwarze Stolpich", der „Vogel-" und „Schwarzberg", der Fußsteig „Auf der Scheibe", die „Weißbicht" und die „Schöne Marie" genannt, „allwo vorzeiten ein Silber-Bergwerkh gewesen sein soll". Dieser Forst ist in seinem niederen Teile stark abgeholzt; am „Vogelberg", „Schwarzberg" und im „Weißbicht" ist jedoch schönes Buchen-, Tannen- und Fichtenholz zu finden. Um die niederen Forste zu schonen, ist den Bewohnern von Haindorf Gebirgsholz anzuweisen.

Der „Weißbacher Forst" grenzt mit den Weißbacher Gärtnerfeldern, an die Herrschaften Rohosetz und Semil und den Liebwerdaer Forst. Merkmale des Revieres sind der „Lange Berg", der „Siebengiebelgrund", der „Siebengiebelstein", der „Schwarze Desseffluß", der „Steinfluß", „Siebengiebel" genannt. Das Fichten-, Tannen- und Buchenholz im „vorderen Gebirge" ist durch die Brettmühlen von Weißbach stark abgetrieben worden. In den „hinteren Gebirgen", bei den „Drei Schlägen" und vom „Siebengiebelgrund" bis an die Iser ist noch „ein Vorrat von Tannen und Fichten" zu finden. Um den Wald zu schonen, ist der Betrieb der Brettmühlen einzuschränken oder es sind bei 3 Stämmen Schlagholz stets 2 im hinteren Gebirge auszuweisen. Der „Liewerder Forst" grenzt mit den Liebwerder Bauernfeldern, dem Weißbacher Forste, mit der gräfl. Schaffgotsch'schen Herrschaft und am „Langen Berg" mit dem Lusdorfer Forste. Merkmale des Revieres sind der „Ziegenrücken", der „Käulige Berg", der „Käsemarkt" (Kaße Markh), der „Hinterberg", „Gießenberg", der „Hegbach" (He-Bycht) und der „Fischbach", die nach Weißbach fließen. Während der niedere Teil des Forstes durch Windbruch stark geschädigt ist, enthält das „mittlere Gebirge" schönes Tannen-, Fichten- und Buchenholz; das Holz des „hinteren Gebirges ist wegen der Weite des Weges nicht zu genießen".

Der „Lusdorfer Forst" grenzt mit den Lusdorfer Bauerngründen, dem Liebwerder Forst, dem „Luntze-Bach" und den Neustädter Feldern. An Merkmalen befinden sich hier der „Lange

Berg", der „Kupferberg", der „Höllenstein" und das „Lusdorfer Wasserflössel", welches in die Lusdorfer Mahl- und Brettmühle läuft. Trotz des großen Windschadens vom Jahre 1717 sind hier noch genügend Tannen und Fichten und wenige Buchen vertreten. Der „Neustädter Forst" grenzt mit dem Dittersbächler Revier, mit Meffersdorf und reicht bis zur Tafelfichte. An Merkmalen sind der „Rappelt-Berg", das „Wetzsteinloch" und zahlreiche „Bergwerklöcher" vorhanden. Von den Holzarten sind Tannen, Buchen und Fichten vertreten. Der „Dittersbächler Forst" grenzt mit Meffersdorf und dem Heinersdorfer Revier bis an die „Schickstraße". Als Merkmale werden „Plüschkes Geraym", der „Neugörsdorfer" und der „Scheibeweg" genannt. Der Forst war früher auf das beste gehegt; doch ist in letzter Zeit sehr viel Schindel- und Klötzerholz daraus verkauft worden, so daß nur mehr wenig Tannen-, Fichten- und Buchenholz darin zu finden ist.

Der „Heinersdorfer Forst" grenzt mit der Heinersdorfer, Hegewalder und Neustädter Ortsflur, mit dem Neugörsdorfer Weg und dem Dittersbächler Forste. An Merkmalen sind hier der „Gult-Brunn", die „Bornwiese", der „Wiesebusch", „Lipachs Geräume" und der „Neustädter Kirchweg" vorhanden. Nach dem Windschaden vom Jahre 1712 enthält der Wald nur mehr wenig Tannen-, Fichten- und Buchenholz. Der „Bärnsdorfer Forst" grenzt mit der Bärnsdorfer, der Hegewalder Ortsflur und enthält an Merkmalen den „Haselberg" und „Tiergarten". Von Baumarten sind nur Tannen und Fichten in geringer Menge vertreten. Der „Wünschendorfer Forst" grenzt mit Bärnsdorf, Gerlachsheim und dem „Humrich". Die wenigen Tannen und Fichten sollen als Samenbäume geschont werden. Das gleiche gilt für den „Bullendorfer Forst", der im Jahre 1712 schweren Windschaden erlitten hat. Der „Nieder-Ullersdorfer Forst", der stets ein gehegter Wald war, ist seit zwei Jahren für den herrschaftlichen Bedarf stark in Anspruch genommen worden, sodaß nur mehr wenig Tannen und Fichten vorhanden sind.

Aus der Waldbeschreibung von 1732 geht hervor, daß mit Ausnahme der innersten Gebirgswälder alle heimischen Forste einer längeren Schonzeit bedurften. Dies war nicht nur die Meinung der Forstleute, sondern auch die der versammelten Scholzen von Friedland und Reichenberg, die in dem starken Holzbedarf der herrschaftlichen Kalköfen die Ursache des Übels sahen[66]).

Die Bauern- und Gemeindewälder.

Doch über die Bauernwaldungen wurde von seiten der Herrschaft ein noch ärgeres, sicher berechtigtes Urteil gefällt. Der schlimmere Zustand der Privatwaldungen war in der Unmöglichkeit begründet, eine kleine Waldstrecke rationell zu bewirtschaften. Die starke Inanspruchnahme für eigene Zwecke und die gesteigerte Ausfuhr nach Sachsen hatte die meisten Wälder „im höchsten Grade ruiniert"[67]). Noch 1805 wird kein erfreulicheres Bild von dem Zustande der untertänigen Wälder entworfen[68]). Mehrere Bauern von Raspenau trieben ihre Wälder ohne forstamtliche Anweisung ab; einzelne ließen in ihren Schlägen das Vieh weiden. Zu Mildenau schlug man in 30—40jährigen Beständen Brennholz und verwandelte die Geräume in Felder, Wiesen oder gar Hutweiden. Die Bauern von Ringenhain hatten zwar die moderne Betriebsform des Kahlschlages übernommen, doch waren sie von der Schädlichkeit des Weidetriebes immer noch nicht überzeugt.

Um die Gemeindewaldungen war es nicht besser bestellt. Nach dem Kataster von 1713 war bei den meisten Dorfgemeinden nur wenig Wald vorhanden, der meist in „Reisig- und Strüppichholz" bestand. Der Neustädter Wald diente zur Erhaltung von Kirche, Pfarrei und Schule und wurde bei Neubauten und Unglücksfällen mit Vorwissen des Amtes herangezogen. Bis zum Jahre 1734 wurden bei einstöckigen Wohnbauten 10 Stamm Holz aus dem Gemeindebusche gewährt; in der Folgezeit konnten zur Erbauung von einstöckigen Häusern nur mehr 5 Stamm, für Erdgeschoßbauten nur 3 Stamm zur Verfügung gestellt werden[69]). Im Jahre 1785 war die „Alte Freiheit" ein wüster Grund mit Steinrücken, Sümpfen und Hecken im Ausmaße von 10 Joch (32. Fl.); der „Freiheitswald" an der Lomnitz und am Kupferberg umfaßte 52 Joch 1575 Klafter (21. Fl.). Auch dem Friedländer Stadtwald wird ein sehr schlechtes Zeugnis

66) SchA. Forstwesen 1732, 6/10.
67) SchA. Forstwesen 1735, 31/5.
68) Ebda. 1805, 6/9.
69) LA. Grundbuch C Fol. 193.

ausgestellt. Sein Zustand wurde durch den Windbruch vom 13. Feber 1715, dessen Schaden auf 1500 Fl. geschätzt wurde, bedeutend verschlechtert. Bei dem Durchschnittswerte von 25 Kreuzern für den Stamm bedeutete dies einen so großen Verlust, daß ein Walderträgnis auf mehrere Jahrzehnte hinaus nicht in Aussicht genommen werden konnte[70]). Bei der Revision von 1715 wurden an Stelle der 576 Seil Waldumfang von 1713 nur 73 Seil gerechnet, der Stadtwald überhaupt „ad Rubricum der wüsten Gründe zu setzen erachtet“[71]). Noch 1749 lieferte er nur weiches Stangenholz, das zur Verbesserung städtischer Gebäude verwendet wurde[72]). Nach der Waldbeschreibung von 1827 hatte der Gemeindewald einen Flächeninhalt von 67 Joch 552 Klafter und lieferte einen Jahresertrag von 57 n. ö. Klaftern weichen Holzes[73]).

Geschichte des Waldeigentums.

Die Geschichte des Waldeigentums verläuft auf heimischem Boden einfacher als im alten Volkslande. Seitdem die Biberstein das castrum Fridelant cum omnibus attinenciis et iuribus käuflich erworben hatten, befanden sich alle Wälder des Bezirkes mit den Rechten der Holznutzung und des Wildbannes in ihrem erbeigentümlichen Besitz. Doch wirkte bei der Bewohnerschaft des Bezirkes noch lange die Vorstellung von der Allgemeinheit des Waldes nach, die in der unbekümmerten Ausforstung der herrschaftlichen Reviere zum Ausdrucke kam[74]). Mag dieses Vorgehen ursprünglich oft straflos dahingenommen worden sein, so tauchen seit dem Beginne des 16. Jahrhunderts wiederholt Verbote dieses Unterfangens auf. Bereits im Jahre 1506 erläßt Ulrich von Biberstein ein Verbot des Waldfrevels, das im Friedländer Stadtbuch verzeichnet wird (A 92b): „Das ist gescheen den letzten Freitag vor pfingisten, das unser gnädiger Herr H. Ulrich von Bebirstein, Herr vff Friedlandt etc., ernstlich vnde vestelich gebotin hat, daß nymandt vff seyner Gnaden arthe zu schaffen hawe oder doreyn faren sal, iß sey denne mit seyner gnaden vube oder des burgemeisters; wer da darvbir doreyn fert, dem sal versallen seyn payn vnde pfert, wer aber darvffe geth, der sal gebin dem gnädigen herrn 1 Schock weiße groschen vnde sal 14 tage in dem torme sytzen“. Dem Hehler wird dieselbe Strafe zugedacht. Für unbefugtes Schlagen von Holz in der „Stat arte oder im Stat erbe“ sind an Geldbuße 15 weiße Groschen und 4 Tage Gefängnisstrafe ausgesetzt.

Später kehrt dieses Verbot bei allen Ratsrenovationen[75]) und in allen Jahrdingsartikeln mit geringen Änderungen des Strafausmaßes wieder. Auf dem Jahrdinge vom 6.—8. März 1692 wird als Buße für jeden unbefugt geschlagenen Stamm 1 Reichstaler festgesetzt[76]). Schützen und Förster mußten in ihrem Bestellungseide schwören, stets „zuzusehen, daß Ihrer hochgräfl. Gnaden kein Schaden und Nachteil durch andere Leute nichts entwendet noch veruntreut werde“[77]). Dem neubestellten Hofjäger Wenzel Leopold Kopp aus Pilsen wird 1699 zur Pflicht gemacht, „wachtsame Aufsicht zu haben, daß der Obrigkeit mit unbefugten Jagden, Holzhauen, falschem Reisung, Fischen oder Grenzstörungen kein Schade geschehe“[78]). Nicht selten standen ganze Ortschaften in dem Rufe, Hochburgen für Waldfrevler zu sein. Das Amtsgutachten der Waldbeschreibung von 1732 bezeichnet die Bewohner des späteren Philippsgrund als „Waldver-

[70]) Ratsprotokolle 1715 13/2. Dazu Helbig, Coll. I 174.
[71]) LA. Kataster 1713, Nachträge.
[72]) StA. Bekenntnistabelle 16. Dez. 1749. Dazu Helbig, Coll. I 675.
[73]) Helbig, Coll. I 148.
[74]) Vgl. Riehl W. H., Naturgeschichte des deutschen Volkes I (1855) S. 43.
[75]) Z. B. StA. Puncta vom 31. Juli 1748, § 8. RP. usw.
[76]) § 25. Abgedr. Helbig, Beitr. 4, 22.
[77]) SchA. Jahrdingsartikel 1656 § 8.
[78]) SchA. Instruktionen. Ähnlich bereits 1615, 19 2. im Bestallungsbriefe für den Hauptmann Ernst von Boraw Keßel. § 8.

derber". Aus dem Jahre 1734 sind zwei umfangreiche „Register aller Personen" erhalten, „die beim Holzdiebstahle ertappt wurden"[79]). Dabei steht Weißbach, was die Anzahl der Betretenen und die Menge des entwendeten Holzes anbelangt, an der Spitze der übrigen Ortschaften. Die Diebe mußten das Holz bezahlen und dazu 30—50% seines Wertes als Strafe erlegen.

Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts nahm der Waldfrevel in der Umgebung von Jäckelstal derart überhand, daß man am 17. Sept. 1817 alle Insassen dieses Friedländer Ortsteiles auf die Ratskanzlei rufen ließ und ihnen nach Verlesung des Jagd- und Forstpatentes Strafbestimmungen von grausamer Härte bekannt gab. Jede Anzeige gegen einen Jäckelstaler Insassen sollte als erwiesen betrachtet werden, auch wenn er nicht überführt werden konnte. Hatte ein tauglicher junger Mann den Frevel begangen, so sollte er zur Militärdienstleistung abkommandiert werden, um einen dienenden Bürgersohn davon zu befreien. Die Kinder von Vätern, die des Waldfrevels verdächtig waren, konnten „der Vergehen ihrer Eltern wegen" nie zu Friedland das Bürgerrecht erlangen und die väterliche Wirtschaft erben. Weiber, auf die sich ein Verdacht lenkte, sollten öffentlich ausgestellt und mit Rutenstreichen abgestraft werden.

Galten diese Bestimmungen in erster Linie für die herrschaftlichen Forste, so war es auch um die Nutzungsfreiheit der Bauernwaldungen nicht besser bestellt. Ein rechtlich freier Wald, wie er zur germanischen Markgenossenschaft gehörte, hat in unserem Gebiete in historischer Zeit nie bestanden. Die Privatwaldungen unterlagen dem herrschaftlichen Wildbann; die Obrigkeit beanspruchte hier nicht allein das Recht zur Ausübung der hohen Jagd, sondern auch die Befugnis, Rodungen und alle der Jagd und Wildhegung nachteiligen Handlungen zu untersagen. Als Christoph von Redern im Mai des Jahres 1610 die Grenzen seiner Herrschaft in Augenschein nahm, stellte er fest, daß „das gehölze auf der Untertanen Gütern sehr verwüstet, vertrieben und abgehauen" sei, sodaß ihm auf seiner „Wildbahn und Jagde merklich Schaden zugefüget werde". Gegen die Bauern, welche fernerhin ohne Erlaubnis des Amtes in ihren Waldungen Veränderungen vornahmen, sollte mit den schwersten Geld- und Gefängnisstrafen vorgegangen werden. Die Schützen, welche einen Bauern auf frischer Tat ertappten, konnten zur Entlohnung ihrer Achtsamkeit sein Gespann behalten[80]). War diese Verfügung Christophs von Redern von der „Kanzel jedes Kirchspiels abzulesen und öffentlich anzuschlagen", so wurde in späterer Zeit auf jedem Jahrdinge den Bauern die Schonung ihrer Waldungen unter Androhung von Strafe nahegelegt[81]). Der neubestellte Hofjäger Wenzel Leopold Kopp sollte „dahin empfige Achtung geben, daß die Untertaner aufm Lande ihr eigen Gehölze zum Schaden der Wildbahn und ihr selbsteigen Notdurft nicht gar verröden und vertreiben . . ." Im 18. Jahrhundert fallen diese Bestimmungen mit den bereits erwähnten Verfügungen zur Erhöhung der Walderträgnisse zusammen.

Die Waldverwertung.

Bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts werden die heimischen Waldungen ein „unversiegbar ergiebiger Quell" genannt, in welchem „für die hiesige Gegend die Natur ihren wohltätigen Einfluß auf die Erhaltung des Menschengeschlechtes" zeige; durch sie werde „vielen tausend Händen ein gedeihlicher Erwerb verschafft und ein blühender Wohlstand für die ärmeren Volksklassen begründet", „von ihm können sich viel tausend Taglöhner, Holzfäller, Holzspalter und derlei angestrengte Schwerarbeiter

79) SchA. Forstwesen 1734, 22. 5. und 27. 7.
80) SchA. Missiven 1609 30/10—1611 6/6. Mai 1610.
81) SchA. Jahrdingsartikel, z. B. 1692 § 29.

ernähren“[82]). Die Zahl der von Waldarbeit lebenden Berufe war früher größer als heute. Schon in der Amtsinstruktion für den Hofjäger vom Jahre 1699 werden neben Förstern und Jägern, Holzfäller, Holzspalter, Schindel- und Löffelmacher, Kohl- und Aschenbrenner, Holzklauber, Laubstreifer und Pechhauer genannt. Dazu kam noch die große Zahl der Tischler, Wagner, Binder, Drechsler, Zimmerleute, Siebmacher, Felgenhauer, Spillenmacher, Pfeifner, Kammbeschläger und Holzbahrner und die zahlreichen Heimarbeiter der Gebirgssiedlungen. Obgleich die letzten „ihr Holz, vor allem das buchene, von den hohen Gebürgen unter großer Lebensgefahr“ zu Tal beförderten, so stellt doch der Burggraf schon 1735 den Antrag, „künftighin nicht mehr zu erlauben, neue Häuseln in den Gebirgsdörfern aufzubauen, damit solche Holzarbeiter obschon nicht abnehmen, doch nicht mehr zunehmen möchten“[83]).

Die Holzmärkte. Der Verkauf des Holzes erfolgte auf den sog. „Holzmärkten“, die um St. Georgi (24. April) und St. Galli (16. Oktober) abgehalten und seit der Wallensteinschen Wirtschaftsordnung „Frühlings-“ oder „Herbstholzmarkt“ genannt wurden[84]). Die Holzmärkte waren die alleinige Zeit des Holzverkaufes und nur in ganz außerordentlichen Notfällen wurden Ausnahmen gemacht[85]). Der genaue Zeitpunkt des Holzmarktes war in der Herrschaft rechtzeitig bekannt zu geben; der Oberamtmann, der Forstmeister, der Oberjäger, die Förster und sämtliche Schützen hatten gleichzeitig mit den kauflustigen Bewohnern der Gemeinden am Orte des Holzmarktes zu erscheinen[86]), nachdem sich vorher der Amtmann mit dem Oberjäger und den Förstern über die Zahl und den Standort der zu schlagenden Stämme geeinigt hatten. Aufgabe des Oberjägers war es, diese Bäume mit den „Wald-“ oder „Holzzeichen“ zu versehen[87]), die in der „grünen Kanzlei“ neben der Amtsstube aufbewahrt wurden[88]). Nach der Amtsordnung von 1674 sollte jeder Stamm nach altem Brauche beim Wurzelstock und Kronenansatz gezeichnet werden[89]). Der Baum war so zu fällen, daß ein Zeichen auf dem Stocke stehen blieb, das andere aber an dem Stamme zu sehen war; wer ungezeichnete Bäume schlug, mußte für jeden Stamm einen Reichstaler Strafe erlegen. Bei der Verwendung des Holzzeichens hatten sich die herrschaftlichen Beamten gegenseitig zu beaufsichtigen, um das Zeichnen falscher Bäume und jeden anderen Betrug zu vermeiden[90]).

Das Fällen des Holzes hatte sich die Partei im Laufe des folgenden Halbjahres selbst zu besorgen; geschah dies nicht oder wurde das gefällte Holz bis zum nächsten Markttage im Walde liegen gelassen, so verfiel es nach einer bereits den Weistümern des alten Volkslandes bekannten Bestimmung[91]) wiederum der Obrigkeit. Der Oberjäger, die Förster und die Schützen hatten dann die Pflicht, die eingeschlagenen Zeichen auszuhauen und das Holz anderweitig zu verwenden[92]). Diese Verfügung ist seit der Wallensteinschen Wirtschaftsordnung in allen Jahrdingsartikeln zu finden[93]) und wird noch im Jahre 1793 wiederholt[94]). Der Brauch, das Fällen des Holzes den Käufern zu überlassen, gereichte nicht immer dem Walde zum Vorteil; da nicht selten ungeschulte Kräfte

82) SchA. Forstwesen o. D.
83) SchA. Forstwesen 1735 (Anfang Juni).
84) SchA. Wirtschaftsordnungen 1628, 14. 6. Von Forst und Holzmarkt § 3. Die tsch. Ausgabe der Wallensteinschen Wirtschaftsordnung gedruckt in Archiv český Bd. 23, S. 23—98.
85) SchA. Instruktion von 1699 § 27.
86) SchA. Ebda. § 21, 22.
87) SchA. Ebda. § 21.
88) SchA. Schloßinventar von 1667.
89) SchA. Instruktionen 1674 § 98.
90) SchA. Instruktionen 1699 § 25.
91) Grimm J., Deutsche Rechtsaltertümer 4. Aufl. II. 27.
92) SchA. Instruktionen 1699 § 28.
93) SchA. Ebda. Wallensteinsche Wirtschaftsordnung. Von Forst und Holzmarkt § 3. Jahrdingsartikel 1656 § 54, 1692 § 54.
94) SchA. Forstwesen 1793 3/1.

dabei Verwendung fanden, wurde dem jungen Nachwuchse oft unheilbarer Schade zugefügt. Bei der Wahl des Tages, an dem das Holz geschlagen wurde, ließ sich der Bauer stark durch den Einfluß bestimmen, den nach seiner Meinung das Mondalter auf Zweck und Erhaltung des Holzes ausübte. Im allgemeinen galt der Satz, daß Nadelholz im zunehmenden und Laubholz im abnehmenden Mond zu hauen sei[95]). Der Wirtschaftskalender empfiehlt, „Bauholtz zu schlagen, wenn der Mond alt ist und im guten Zeichen steht“[96]), da man wußte, daß die Stämme, welche „von dem Vollmonde bis auf das letzte Viertel“ gefällt werden, nicht faulen[97]). Holz, das der gewerblichen Verarbeitung diente und daher nicht schwinden sollte, mußte in „des Mondes Fülle“ gefällt werden. Derselbe Zeitpunkt wurde für Holz zu Leuchtzwecken empfohlen, während Brennholz mit Vorteil „zwischen zweien Frauentagen“ zu schlagen sei[98]).

Die Berechnung des verkauften Holzes erfolgte nicht nach dem Rauminhalt, sondern „stammweise nach der Taxa“. Gegen Ausgang des 16. Jahrhunderts kostete ein Stamm Bauholz in den niederen Revieren 20—24 Groschen, in Gebirgsforsten ungefähr die Hälfte[99]). Während des 30jährigen Krieges wurde der Wert und Absatz des Holzes verringert. Gibt noch die Taxa von 1634 als Jahresumsatz aus den herrschaftlichen Waldungen 1500—1800 Schock an[100]), so werden von Michaelis 1645 bis Georgi 1646 nur um 130 fl. 36 kr. 3 ₰, zu dem Frühlingstermin 1648 nur um 206 fl. 13 kr. 9 ₰ Holz verkauft[101]). Am 29. Mai dieses Jahres wurden folgende Stammpreise berechnet:

ein Büchel	12 Groschen	eine Fichte	13 Groschen
ein Tannel	10—20 „	ein Schindelholz	15 „
ein Ahorn	14 „	ein Schirbüchel[102])	12 „

Im Frühling 1649 wurden insgesamt 3777 Stämme um 437 fl. 45 kr. 1 ₰ verkauft[103]).

Nach dem 30-jährigen Kriege führte die gesteigerte Bautätigkeit und das Bestreben, die schlechte wirtschaftliche Lage durch erhöhte Holzausfuhr zu bessern, zu Raubbau am heimischen Walde. Man versuchte daher zu Beginn des 18. Jahrhunderts, den Holzverkauf auf das Mindestmaß einzuschränken. Zur Verschärfung des Aufsichtsrechtes über den Abtrieb sollte seit 1732 vor jedem Holzmarkte dem Oberamte eine Konsignation der zu verkaufenden Stämme vorgelegt werden[104]). Vor der Eröffnung des Holzmarktes hatten Burggraf und Kornschreiber das Holz für den herrschaftlichen Bedarf auszusuchen. Als Preise für Bäume mittlerer Güte wurden angesehen:

	für Untertanen Fl. Kr.	für Fremde Fl. Kr.		für Untertanen Fl. Kr.	für Fremde Fl. Kr.
Eine Buche	1.10—1.15	2	Ein Zimmerholz	0.54	1
Eine Tanne	1 —1.10	2	Ein Riegel- und Sparrenholz	0.45	1
Eine Espe	0.54—1.—	1.30			
Ein Ahorn	1.10—1.15	2	Eine Birke	0.30—0.35	0.40

„Strümpel, Windbrüche, Würbse, dürre und wandelbare Stämme“ wurden entsprechend niedriger bewertet. Von schwächerem Holz sollten 3 oder 4 Bäum-

95) Johannes Colerus, Oeconomia oder Haußbuch 1604. I S. 216.
96) SchA. Instruktionen o. Datum. Ende des 17. Jahrhunderts.
97) Colerus, a. a. O. I 216.
98) Ebda. I 216.
99) SchA. Missiven III (1591—1597) 15. 1. 1592.
100) Helbig, Beitr. 2, 284.
101) SchA. Forstwesen. 1645—1649.
102) Der Müller der Friedländer Brettmühle empfing von der Obrigkeit jährlich „4 Schierbüchel und 8 Buchsbirkel“ (Jäger, MVGDB 8, 148 f.) „Schierle“ sind nach David Zeller (Hirschbergische Merkwürdigkeiten II [1726] S. 46) „glänzende, schwarze Steinlein, die auf der Iserwiese und in der Gargenbach bei Hirschberg gefunden werden.“ „Schier“ ist eine mundartliche Bezeichnung für „feine Leinwand“. Sprachlich mit „scheinen“ verwandt. Got. skeirs „glänzend, klar, deutlich“. Der Familienname „Schier“ hat damit nichts zu tun.
103) SchA. Forstwesen. 1649.
104) SchA. Ebda. 1732, 1/10.

chen zu einem „tarmäßigen Stamme“ vereinigt werden. Die Holzpreise galten für die niederen Forste; im „hinteren Isergebirge“ blieb nach der Taxa vom 3. April 1734 wie bisher der Stammpreis 18—21 Kreuzer; nur beim „Hüner-Burne“, beim „Keiligen Berg“ und beim „Hinterberg“ sollte ein Stamm zu 45 Kreuzer verkauft werden[105]). Für sämtliche Reviere galt in der Folgezeit der Grundsatz: „Die Holzpreise sind hochzuhalten, um der Verschwendung zu steuern“[106]).

Die Reisigmärkte. Neben dem Holzmarkte fand alljährlich ein Reisigmarkt statt. Schon nach der Wallensteinschen Wirtschaftsordnung sollten die Wälder häufig von dem verdorrten Holze gesäubert werden (§ 5). Noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurde der Reisigmarkt der Aufsicht des Hauptmanns unterstellt[107]); die Instruktion von 1699 verlangt, daß der „Reisig- und Gestrüppholzverkauf“ jährlich „alter Ordnung nach“ in den Monaten April oder Mai unter Leitung des Oberjägers abgehalten werde. Neben Reisig kamen hier vor allem „die Wüppel, Strümpf und Würbel“ zum Verkaufe[108]), meistens also Holz, das zu Brennzwecken oder „zur Dämmung der Acker und Wiesen“ gebraucht wurde[109]). Die Einrichtung mag jedoch nicht den erhofften Nutzen abgeworfen haben, denn am 6. Oktober 1732 wurde beschlossen, den „Reisigmarkt als unwirtschaftlich zu sistieren“[110]).

Es trat nunmehr wieder das freie Sammeln von Reisig- und Klaubholz an seine Stelle, das früher in den niederen Forsten streng verboten und in den Gebirgswäldern nur mit obrigkeitlicher Erlaubnis gestattet war[111]). In der Folgezeit wurde es häufig durch oberamtliche Bestimmungen geregelt; nach der Waldordnung vom 1. Oktober 1841[112]) war den Untertanen das Sammeln von Klaubholz in den Monaten März bis November jeden Dienstag und Freitag gestattet. Die Waldstrecken, wo Klaubholz gelesen werden durfte, wurden den einzelnen Gemeinden durch das Forstamt zugewiesen. Der Gebrauch eiserner Beile blieb dabei auf das strengste untersagt; nur in Einzelfällen durften mit Erlaubnis des Försters hölzerne Geräte verwendet werden.

Die verderbliche Sitte des Streurechens und Grasens im Walde blieb noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts mit geringen Einschränkungen gestattet[113]). In den älteren Laubholzwaldungen konnte Streu zu jeder Jahreszeit mit Ausnahme der Monate Juni und Juli geholt werden. Laub, Heide, Heidekraut und Moos durften auch an anderen Orten gesammelt werden, die vom Forstamte angewiesen wurden. Das Rechen von Streu in den jüngeren Laubholzwaldungen war bei schwerer Strafe untersagt; in allen anderen Waldungen mußte das Sammeln stets mit hölzernen Rechen geschehen. Die Waldordnung von 1841 gestattete auch fernerhin das Grasen in Holzschlägen und auf leeren Plätzen der älteren Gehege, wo es dem Waldanbau nicht nachteilig war, gegen den Erlag von 45 Kreuzer für eine Kuh und 24 Kreuzer für eine Ziege. Die Ausstellung der Graszettel oblag den Revierjägern.

Holzbeförderung. Im Dienste der Herrschaft stand eine größere Zahl entlohnter Waldarbeiter, denen vor allem das Fällen und die Beförderung des Holzes oblag. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurde den Holzfällern gezahlt:

---

[105]) SchA. Ebda. 1734, 6/4.
[106]) SchA. Ebda. 6. 10. 1732.
[107]) SchA. Ebda. 26. 3. 1686.
[108]) SchA. Ebda. 3. 1. 1728.
[109]) SchA. Ebda. 2. 10. 1732.
[110]) SchA. Ebda. 6. 10. 1732.
[111]) SchA. Jahrdingsartikel 1692 § 24, 27.
[112]) Sammlung oberamtlicher Verfügungen beim Gemeindeamte Friedlanz.
[113]) Ebda. Waldordnung 1841 1/10.

Von einem klaftrigen Stamme	2 kr. 2 ₰		Von einem Schock Latten	3 kr. 3 ₰	
„ „ harten Stamme	1 „ 3 „		„ „ „ Hopfenstangen	2 „ 2 „	
„ „ weichen Stamme	1 „		„ „ Kasten Brennholz	4 „ 4 „	
„ „ Scherbaum	1 „		„ „ Klafter Darrholz	7 „	
„ „ Sparrenholz	1 „				

Während die Untertanen ihr Holz meist mühsam „auf den Buckeln“[114]) herbeischleppten, standen der Obrigkeit mehrere Arten der Holzbeförderung zu Gebote. Langes Stammholz wurde fast ausschließlich mit einem Pferde- oder Ochsengespann zum Verbrauchsorte geführt; so hatten nach dem Urbar von 1631[115]) die Bauern von Schönwald, Rückersdorf, Dittersbach, Hermsdorf und Ringenhain den Klötzerbedarf der Schloßmühle zu decken. Bei dem schlechten Zustand der Wege bedeutete diese Robotpflicht eine starke Inanspruchnahme der Zugtiere. Nicht selten mußte daher der Tag der Beförderung bis zum Eintritte günstigeren Wetters und besserer Wegverhältnisse verschoben werden[116]); die Holzausfuhr nach Sachsen ging fast nie ohne Überanstrengung der Zugtiere vor sich[117]).

Für die Holzbeförderung aus den Gebirgsforsten kam vor allem das „Rücken“ und „Flößen“ in Betracht. Bereits im 18. Jahrhundert erkannte man in dem Holzrücken eine „bemerkenswerte Eigenart“ des Riesen- und Isergebirges. Franz Fuß gibt im Jahre 1788 folgende Beschreibung dieses Vorgehens[118]): „Wenn der Schnee ohngefähr eine Elle hoch im Gebirge gefallen ist, versammeln sich die dazu gedungenen Gebirgsbewohner mit ihren Hörner-Schlitten. Der herzhafteste und stärkste unter ihnen macht den ersten Versuch und ladet ohngefähr ein Drittel einer niederösterreichischen Klafter Holz auf diesen Schlitten auf, setzt sich vorne zwischen die Hörner und fährt über die steilste Abdachung des Berges hinunter; die Richtung gibt er mit den Füßen und weicht dabei jeder Gefahr, wo der Schlitten anstoßen könnte, sehr geschickt aus; ihm folgen die übrigen mit der nämlichen Vorsicht. Ist die Bahn endlich ganz glatt geworden, so verdoppeln sie die Ladung und das folgender Gestalt: sie hängen hinten an den Schlitten eine starke Kette an, legen Holz darauf und machen einen festen Bund damit, welchen sie Schweif nennen und fahren abermals so den Berg hinab. Sie haben einen Vorteil erfunden, welchen sie die Sperre nennen und zwar folgender Maßen: wenn sie über eine gar zu jähe Abdachung abwärts fahren sollen, so bedienen sie sich zweier kleiner Ketten, welche an den Kufen befestigt sind; sobald als ihnen eine solche gefährliche Fahrt vorkömmt, so lassen sie die Ketten in der größten Geschwindigkeit unter die Kufen fallen, wodurch eine Reibung entsteht und der Schlitten nicht so geschwind hinabfahren kann“.

Größere Bedeutung als dem „Holzrücken“ kam dem „Flößen“ zu, das besonders in Wallensteinscher Zeit mit Vorliebe geübt wurde[119]). Auch das „gerückte“ Holz wurde nicht selten auf der Wittig oder Rasnitz weiter geschwemmt; in diesen Fällen wurden die Scheite meist mit Hilfe einer besonderen Vorrichtung zum Verladeplatz befördert, die ein Prager Reisender im Jahre 1796 hinter Haindorf beobachtet hat[120]): „ . . . gegenüber erhebt sich ein Bergrücken, über welchen eine Holzrolle bis an den Bach herabläuft. Es ist dies eine Rinne, die sehr abschüssig auf untergestemmten Balken liegt, in welcher man das oben gefällte Holz, das man auf keine andere Art von diesen unwegbaren Örtern

114) AP. Wirtschaftsberichte 1735, 24. 4.
115) SchA. fasc. Wallenstein. Abgedr. von Helbig Jul., Mitt. 4 (1910), 130.
116) AP. Wirtschaftsberichte 1734, 20. 2.
117) SchA. Forstwesen 1735, 31/5.
118) Fuß Franz, Versuch einer topographischen Beschreibung des Riesengebirges. Dresden 1788. S. 53.
119) SchA. fasc. Waldstein. Wirtschaftsmemorial. 1628.
120) [Anonymus Pragensis], Reise in das Riesengebirge und die umliegenden Gegenden Böhmens und Schlesiens im Jahre 1796. Gotha 1799. S. 48.

bringen konnte, in Scheiten bis in den Bach herabrollen läßt, der es dann weiter an seinen Bestimmungsort schwemmt".

Der Brauch des Holzflößens blickt im heimischen Gebiete auf ein bedeutendes Alter zurück; bereits im Jahre 1521 erhält Heinrich von Schwanitz die Erlaubnis, „das Holz auf der Wittig und Stolpach zu flößen"[121]). Nach der Amtsinstruktion von 1615[122]) haben Hauptmann und Burggraf beim Flößen persönlich anwesend zu sein. Obwohl das „Lochter- und Flößholz" nach den Wallensteinschen und allen folgenden Jahrdingsartikeln nur $^6/_4$ Ellen lang zu machen war[123]), mag für ein hindernisfreies Flößen die häufige Räumung des Flußbettes vonnöten gewesen sein. Diese Arbeit kam wohl den „Ständigen Holzflößern" zu, von denen im Jahre 1662[124]) für Schönwald 1, Rückersdorf 7, Lusdorf 2, Haindorf 1, Mildenau 4, Mildeneichen 1 und Raspenau 11 verzeichnet werden. Doch hatten die Gemeinden, durch deren Gebiet die Flößfuhr erfolgte, stets noch einige „taugliche" Arbeitskräfte zur vorübergehenden Dienstleistung zur Verfügung zu stellen[125]). Das Flößholz wurde auf der Wittig bis zu dem sog. „Flößsteg" bei Friedland befördert, der 240 bzw. 70 Schritte oberhalb des heutigen Klotildensteges über den Fluß führte[126]). Er ruhte auf starken Quadermauern, von denen aus die angeschwemmten Scheite mittels eines Rechens aufgefangen wurden, der aus „Flößstecken" gebildet war. Die Ablagerung des Holzes erfolgte auf der „Lände" oder dem „Flößplane", die im Josefinischen Kataster (1785) als „Holzplan am Hoppengarten" (1473) und als „Holzplan unter dem Schloß" (1452) verzeichnet werden. Der Landungsplatz des Holzes befand sich seit alters an dieser Stelle. Als im Jahre 1650 das Wasser den Floßsteg gefährdete, nahm der Rat Soldaten in Anspruch, um „das Fortreißen der Flöße zu verhindern"[127]). Im Jahre 1735 machte der Hauptmann den Vorschlag, einen Stapelplatz beim Friedländer Vorwerk und eine Holzniederlage unweit der Schloßschenke zu errichten, die von dem Holze der hohen Gebirgswaldungen beliefert werden und ihrerseits die Meierhöfe der Herrschaft versorgen sollten. An die alte Art der Holzbeförderung erinnern noch Flurnamen wie der „Flößplan" (28. Fl.) und „Klötzerplan" (294, 828) von Weißbach, der „Klötzerplan" (18. Fl.) und das „Holzplanel" (109) von Neustadt, der „Holzplan" von Rückersdorf (217) und der „Klötzerweg" zu Nieder-Ullersdorf (211).

Der Stammholzverbrauch.

Gegenüber dem geringen Holzabsatz um die Mitte des 17. Jahrhunderts (s. o.) war die jährliche Ausforstung der Wälder in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts bedeutend gestiegen. Als Beispiel für das Ausmaß des Stammholzverbrauches sei hier der „Summarische Extrakt" über das am Frühlingsholzmarkt 1728 verkaufte Stammholz angeführt[128]):

	Stamm	Geld fl.	kr.		Stamm	Geld fl.	kr.
Bullendorf	333	301	41	Haindorf	166	176	56
Nieder-Ullersdorf	122	101	11	Mildeneichen	23	30	55
Bärnsdorf	191	266	44	Mildenau	113	108	21
Wünschendorf	69	129	40	Raspenau	188	184	52
Rückersdorf	48	73	35	Ullersdorf	235	233	37
Heinersdorf	226	300	32	Einsiedel	53	44	51
Dittersbächel	158	183	48	Philippsberg	55	37	54
Neustadt	580	586	51	Olbersdorf	271	233	45

21) SchA. Lehenbuch I Bl. 5.
22) SchA. Instruktionen, 1615, 19/2. § 10.
23) SchA. Jahrdingsartikel, z. B. 1692 § 47.
24) SchA. Forstwesen. 1662, 13/3.
25) SchA. Jahrdingsartikel 1692. § 47. Forstwesen 1662, 13/3.
26) Helbig Jul., Beitr. 3, 279 Anm.
27) Helbig Jul., Coll. I 258.
28) SchA. Forstwesen 1728, 8/5.

	Stamm	Geld fl. kr.		Stamm	Geld fl. kr.
Lusdorf	266	294 49	Höhenwald	67	59 30
Liebwerda	103	105 12	Hermsdorf	88	88 37
Weißbach	308	321 10	Dittersbach	249	261 51
			Summe	3960	4341 31

Die Schwankungen beim Holzverkaufe waren nicht allzu groß; beim Frühjahrsmarkte 1727 wurden 4039 Stamm zu 4314 fl. 15 kr. und zum gleichen Termine im Jahre 1729 4801 Stamm zu 5029 fl. 47 kr. verkauft. Der Brennholzbedarf betrug vom 1. Juni 1734 bis 31. Dezember 1736 nicht weniger als 2974 Stoß 2 Klafter bei den Untertanen und 1189 Stoß 3 Klafter bei der Herrschaft[129]). Trotzdem wiederholt Befehle nach Einschränkung des Holzverkaufes erlassen wurden, betrug noch am Ende des 18. Jahrhunderts die jährliche Ausfuhr nach Sachsen nach einem mehrjährigen Durchschnitte 8383 fl. 49 1/4 kr.; von diesem Betrage entfiel ungefähr ein Drittel auf Brennholz und Leuchtspäne, zwei Drittel auf Bretter, Latten, Schindeln und Zimmerholz[130]). Der Holzhandel lag bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts in den Händen der Untertanen.

Schindel-, Kohlen- und Aschenerzeugung.

Bei einer Darstellung der heimischen Waldverwertung verdient die Schindel-, Kohlen- und Aschenerzeugung eine besondere Erwähnung. Die Bezeichnung schindeler taucht als Familienname bereits in dem Urbar von 1381 auf (Bl. 13a, 21a); die Schindeln gaben im 16. und 17. Jahrhundert so häufig die Dachbedeckung ab, daß die Wallensteinsche Wirtschaftsordnung um den Fortbestand der Wälder fürchtete und Strohschauben als gleichwertigen Ersatz empfahl[131]). Nach dem Urbar von 1631 waren die Bauern von Bärnsdorf, Heinersdorf, Dittersbächel, Lusdorf, Liebwerda, Haindorf, Ullersdorf, Einsiedel, Olbersdorf und Dittersbach und die Gärtner von Weißbach zur Verfertigung von Schindeln verpflichtet; sie durften als Entlohnung den sechzigsten Teil der abgelieferten Menge behalten[132]). Bis in das 18. Jahrhundert hinein stand Buschullersdorf in der Zahl und Güte der hergestellten Schindeln an der Spitze der übrigen Ortschaften. Über das Ausmaß der Schindelerzeugung möge ein Verzeichnis vom Jahre 1735 Aufschluß geben[133]); danach hatten zu liefern:

Die Gemeinde	Bärnsdorf	275	Schock	Die Gemeinde	Haindorf	200	Schock
„ „	Heinersdorf	275	„	„ „	Weißbach	350	„
„ „	Dittersbächel	200	„	„ „	Ullersdorf	1500	„
„ „	Lusdorf	400	„	„ „	Einsiedel	450	„
„ „	Liebwerda	350	„		Insgesamt	3000	Schock

Außerdem wurden als Privatzinsungen aus einzelnen Dörfern insgesamt 2300 Schock abgeliefert. Die Entschädigung für 1 Schock Schindeln, das im Hande mit 3 Kreuzern bezahlt wurde, betrug 1 Kreuzer. Die jährliche Schindelausbeute von 5300 Schock führte zu einer raschen Abnahme des geeigneten Holzes und ließ es ratsam erscheinen, die Herrschaftsgrenzen für diesen beliebten Handelsgegenstand zu sperren[134]). An ehemalige Erzeugungsstätten von Schindeln erinnern Flurnamen wie der „Schindelberg“ von Engelsdorf (303), der „Schindelteich“ von Tschernhausen (339) und der „Schindelgrund“ von Ebersdorf (4. Fl.), der 1785 ein nur mehr mit Eichen bewachsenes Gestrüppe war.

129) SchA. Forstwesen. 1734, 1/6.—1736, 31/12.
130) SchA. Ebda. Ende 18. Jhdt.
131) SchA. fasc. Wallenstein 1628, 14. 6. Von den Gebäuden § 2.
132) Mitt. 4 (1910), 144.
133) SchA. Forstwesen 1735 o. Datum.
134) SchA. Forstwesen, 1734, 6/4.

In dem Urbar von 1381 kommt die Bezeichnung koeler einmal als Familienname (Bl. 25a) und dreimal als Standesbezeichnung vor; in Friedland ist der koeler Bewohner der Vorstadt (Bl. 4b), in Kunnersdorf (15a) ist er bezeichnender Weise Besitzer eines Haines; die waldreiche Umgebung von Heinersdorf wird einem Köhler gute Arbeitsmöglichkeiten geboten haben (Bl. 33a). Das Kohlebrennen mag bald einen den Bestand des Waldes gefährdenden Umfang angenommen haben; denn bereits unter den ältesten forstwirtschaftlichen Bestimmungen des Bezirkes taucht das Verbot auf, „das Gehölze zum Überfluß in Kohlhaw zu vertreiben“[135]). Die Jahrdingsartikel stellen den Köhlern schwere Geld- und Körperstrafen in Aussicht, wenn sie „nicht Achtung aufs Feuer geben, sondern mutwillig Schaden geschehen lassen“[136]). Im 17. und 18. Jahrhundert hatte fast jede Ortschaft ihren Köhler; unter den „Waldverderbern“ der Waldbeschreibung von 1732 sind neben Aschenbrennern, Pechhauern, Schindel- und Löffelmachern vor allem Köhler zu verstehen. Heinrich von Schwanitz erhält zwar 1521 das Recht im herrschaftlichen Walde Kohlholz zu hauen, doch soll er „von jeglicher Grube oder Meilerstatt“ 13 Groschen Zins entrichten[137]). Im 17. Jahrhundert wird vor allem der Friedrichswalder Glashüttenmeister, der sich obrigkeitliche Wälder in der Herrschaft Friedland „anmaßte“, der Beaufsichtigung durch die Forstbediensteten empfohlen[138]). An den Brauch des Kohlebrennens erinnern zahlreiche Flurnamen in den meisten Ortschaften des Bezirkes. Wenn man einen Flurteil „vorbrand“ von Olbersdorf (1381: Bl. 13a), „Im langen Brande“[139]) von Ullersdorf und einen „Brandfleck“ von Karolintal (200) als Stellen ehemaliger Waldbrände deutet, so weisen die „Kohlstätten“ von Weißbach (103), Liebwerda (74. Fl.), Berzdorf (7. Fl.), Lusdorf (65. Fl.), Buschullersdorf (4. Fl.) und Olbersdorf[140]), die „Kohlhauberge“ von Priedlanz (14. Fl.) und Wustung (47. Fl.), der „Kohlhüttberg“ von Priedlanz (15. Fl.), der „Kohlbrunn“ von Berzdorf (8. Fl.), das „Kohlsloß“ von Neustadt (1050) und die „Kohlwiese“ von Lusdorf (779) auf eine frühere Wirksamkeit des Köhlers hin. In dem alten Waldorte Buschullersdorf ist der Familienname Köhler noch heute sehr häufig.

Von der Tätigkeit der Pechhauer hat sich neben gelegentlichen Erwähnungen unter den „Waldverderbern“ nur das dem 17. Jahrhundert angehörige Verbot erhalten, „im Gebirge bei Strafe von zwei weißen Schock zu harzen“[141]). Hans Pöcher, der 1381 Schönwald bewohnte, mag den Namen von diesem Gewerbe empfangen haben. Der Name „Harzkratzer“ wird noch gegenwärtig als volkstümliche Bezeichnung für einen schmutzigen Menschen verwendet. Die Arbeit des Pechschabens lebte während des Weltkrieges wieder auf. – Eine bedeutendere Rolle spielte die Aschenbrennerei, welche sich im heimischen Bezirke vor allem mit der Herstellung von Kienruß, Pottasche und Zunderasche befaßte. Noch am Ausgang des 18. Jahrhunderts wurde der Kienruß vor allem aus dem Knieholz des „Käulichten Buchberges“ gebrannt[142]). Die Pottasche wurde aus Buchen, Birken, Eichen usw., d. h. in den sog. „lebendigen Waldungen“, oder aus Tannen, Fichten, Kiefern, d. h. in den sog. „schwarzen Waldungen“, hergestellt. Die Asche aus Laubhölzern genoß ein höheres Ansehen, da sie sich leichter verkanten ließ und auch einen besseren innerlichen Wert hatte“[143]).

35) SchA. fasc. Nedern. Bestellungsbrief für Ernst von Boraw Keßell 1615, 19/2. § 9.
36) SchA. Jahrdingsartikel 1692 § 63.
37) Helbig Jul., Der Eisenhammer in Raspenau. Reichenberger Zeitung 1898, Nr. 4, 5.
38) SchA. Amtsinstruktion von 1674, 2/4. § 100.
39) SchA. fasc. Nedern. Vogelsteller-Register ad 1618.
40) „Blumels Kohlstatt“ im Olbersdorfer Forst: Waldbeschreibung 1732. SchA. Forstwesen.
41) SchA. Jahrdingsartikel 1692 § 36.
42) Kurzgefaßte Beschreibung des Bunzlauer Kreises. Prag 1794. S. 38.
43) Ebda. S. 61.

Über die Erzeugung von Zunderasche in den Herrschaften Friedland, Reichenberg, Grafenstein wird aus dem Jahre 1794 berichtet: „Die Zunderasche ist eigentlich ein Gelegenheitsprodukt oder eine Nebenindustrie der ärmsten Klasse des Gebirgsmannes, bei welchem es eine wohlhergebrachte Nahrungssitte ist, daß er, sobald die Jahreszeit in den großen Waldungen Holzschläge vorzunehmen erlaubet, gewöhnlich mit der ganzen Familie in den Wald ziehet, viele Wochen lang allda bei Tags mit dem Holzschlagen, bei Nachts aber mit der Anlegung der Brandstätte sich beschäftigt, wozu ihm Weib und Kind den Zunder von alten Stöcken und überständigem Gehölze zusammenträgt und zur Abwechslung während des Brandes auch mitunter spinnt. Das beim Holzmachen abfallende Gipfel-, Zweig- und Laubgehölze wird teils zu gemeiner Asche verbrannt, teils aber damit der Zunderbrand, um ihn im Glimmen zu erhalten oder wider Nebel und Regen vor der Zeit zu schützen, bedecket; ein gelinder Tauregen ist dem Zunderbrenner alsdann erst willkommen, wenn er den Brand löschen und der Asche die Kruste (welche hier die Stelle der Verkantung vertritt) geben will“[144]). Das Gewerbe des Zunderbrennens vermochte seinen Mann nur kärglich zu nähren; der Berichterstatter hat recht, wenn er klagt: „Wieviele tausend Stückchen Zunder, wie große Mühe und Geduld gehört nicht dazu, um einen Zentner Zunderasche und dafür 6 bis 7 fl. zu gewinnen?“ Außer beim Haushalte wurde der Zunder in den Bleichen verwertet; der größte Teil wurde nach Sachsen ausgeführt, „wo man den guten böhmischen Zunder auch mit 10 fl. für den Zentner bezahlte“[145]). Unter den heimischen Flurnamen erinnern der „Ascherberg“ (9. Fl.), das „Ascherfloß“ (624) und die „Ascherwiese“ (33) von Einsiedel an die Wirksamkeit des Aschenbrenners. Der in den Quellen häufig genannte Familienname „Eschner“ geht auf Vertreter dieses Gewerbes zurück, die den sog. „Ascherzins“ zu entrichten hatten.

Die Jagdmittel.

Je weiter wir in die Vergangenheit zurückblicken, um so geringer wird die Bedeutung des Waldes als Spender des Holzes und um so höher sein Wert als Tummelplatz des Wildes, dessen Fleisch neben den Feldfrüchten das wichtigste Nahrungsmittel des Menschen war. Außer der Nahrungssorge zwang den heimischen Siedler vor allem die Notwehr zum Kampfe gegen das gefährliche Wild, das seine dem Walde abgerungenen Fluren verwüstete, seinen Viehstand bedrohte und ihn selbst auf dem Wege zum Nachbardorf gefährdete. Noch damals trat der Mensch dem Wilde am häufigsten mit Mitteln entgegen, die er bereits in der Urzeit verwendet hatte[146]). Es sind dies die Fallgruben, welche ungefähr 2 m tiefe und 2—3 m im Geviert umfassende Vertiefungen im Erdboden darstellen, die mit Reisig leicht überdeckt und mit einem Köder ausgestattet waren. Sie wurden ursprünglich gegen alle größeren Tierarten angewandt; ihr Gebrauch wird uns ausdrücklich bei Bären und Wölfen überliefert. Georg Augsten, der Förster zu Haindorf, erhielt 1611 für die Bären, welche sich in des alten Wiesners Grube gefangen hatten, 1 Schock[147]). Der Schütze Mathes Passig fand in seiner Grube einen Wolf, der einen gleichfalls eingebrochenen Rehbock zerfleischt hatte, bevor er getötet werden konnte[148]). Nach dem Urbar von 1631 befanden sich „hinter Raspenau am Gebirge“ zwei „Wolfsgärten“, von denen der eine mit 4, der andere mit 3 Gruben ausgestattet war. „Zur Zustellung“ bedurfte man eines Netzes von 40 Klafter

144) Ebda S. 62.
145) Ebda. S. 62
146) Fritz Behn, Die Jagd der Vorzeit (1922) S. 5 f.
147) Benneschʼ J., Reichenberger Zeitung 1922, 28. Okt.
148) Ressel Ant., Die Gemeinden Raspenau, Mildenau und Mildeneichen. (1914) I 236.

Eine Fallgrube.
Nach Johann von Clamorgan, Wolfsjagd (1590).

Ausmaß[149]). Die Wirtschaftsordnung von 1674 (§ 108) fordert zur Anlage und Bestellung von Wolfsgruben an geeigneten Plätzen dringend auf[150]). Nicht selten wurden jedoch die Fallgruben auch dem Menschen gefährlich. Im Jahre 1685 erhielt Michel Paul aus Lusdorf, der innerhalb des Stadtbereiches in eine Grube gefallen war und sich beschädigt hatte, vom Rate ein Almosen[151]). Obwohl nach einer Anordnung des böhmischen Landtages von 1681 alle Wolfsgruben zu verschütten waren, trägt noch im Jahre 1699 der Bestallungsbrief dem Hofjäger auf, „die Wolfsgruben in gutem Bestand und Ehre" zu halten und Wolfskürren aufrichten zu lassen[152]). Im Jahre 1785 wird in der Friedländer Flur ein Trieschfeld „Bei der Wolfsgrube" genannt (501). Noch heute sieht man zwei Gruben beim Eichelhau westlich vom Kreuzberge und ein Loch am Abhange des Höllberges nach der Karolintaler Seite als teilweise verschüttete und verwachsene Reste alter Wolfsgruben an[153]).

Andere Jagdmittel, die dem unvorsichtigen Menschen gefährlich werden konnten, waren Fuchsfallen und Hirscheisen. Im Jahre 1737 wird um Schmerzensgeld für eine Frau angesucht, die, als sie wilden Salat sammelte, unvermutet in ein „Hirsch-Eyßen" trat und Verletzungen am Fuße davontrug[154]). Das Fußeisen war nach einer alten Beschreibung[155]) halbmondförmig und sah aus wie „ein Buch, das zusammen und wieder auseinander gehet".

Am häufigsten bediente man sich beim Fangen von Tieren im Wasser, auf der Erde und in der Luft des Netzes. „Wildnetze, als Reh- und Hasennetze', werden bereits 1463 unter dem Inventar des Friedländer Vorwerkes genannt[156]). In Größe und Ausführung unterschieden sich die Netze stark von einander; als im Jahre 1719 6 neue Hasennetze hergestellt werden, wird für jedes 20 Pfund gesponnener Spagat verwendet und jedes Stück mit 2 Leinen von je 10 Pfund Spagat versehen[157]). Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurden für die Verfertigung eines großen Netzes 2 Zentner Hanf gegeben und dem Seiler 35 Kreuzer Arbeitslohn gezahlt[158]). Ein fein ausgeführtes „Habichtsnetzlein" kostete zur selben Zeit 14 Kreuzer. Pflicht des neubestellten Hofjägers war es, „darob zu sein, daß kontinuierlich die großen Netze und Hasengarne ohne Schaden erhalten, die wandelbaren fleißig ausgebessert" würden[159]). Die Amtsinstruktion von 1674 (§ 107) verlangt, daß die Netze „fein sauber und trocken gehalten werden, damit von Regenwetter und Feuchtigkeit daran kein Schade geschehe". Um Fäulnis fern zu halten, wurden sie des öfteren in gemahlener Eichenrinde gekocht[160]). Bei der Jagd wurden die Netze zwischen leicht beweglichen Stäbchen oder Ruten ausgespannt, so daß sie nach der geringsten Berührung auf das darunter getriebene Wild fielen, es an der Fortbewegung hinderten und der Waffe des Jägers preisgaben. Als eine einfache Abart der Netze sind die Schlingen oder Schleifen anzusehen, die zum Fangen von Klein- und Jungwild dienten. Ihre Handhabung erforderte weniger Geschicklichkeit als Geduld und wurde daher meist den Kindern und halbwüchsigen Burschen überlassen. Der Wirtschaftskalender verlangt für den Monat Dezember, daß man „auf die Jungen,

149) Helbig Jul., Mitt. 4 (1910) 132.
150) SchA. Instruktionen 1674, 2/4. § 108.
151) Helbig Jul., Coll. I 320.
152) SchA. Forstwesen. 1699.
153) Nessel Ant., Raspenau, . . . I 236.
154) SchA. Forstwesen. 1737, 23/4.
155) Colerus, a. a. O. V 33. (1604).
156) SchA. Lehenbuch I Fol. 125 f.
157) SchA. Forstwesen 1719, 5. 11.
158) SchA. Instruktionen. Unterschiedliche Wohlfundierte Wirtschafts-Instruktion o. Datum. Ende des 17. Jahrhunderts.
159) SchA. Forstwesen. 1699 § 33.
160) Colerus, a. a. O. V 11.

so Rebhühner und Hasen fangen, gute Aufsicht trage“[161]). Noch 1748 wird betont, daß „das Legen von Schlingen zum Fangen von Rebhühnern und Hasen“ verboten sei[162]). Die Schlingen wurden in der Kopfhöhe des erwarteten Wildes zwischen Pflöcken ausgespannt, die man an einem beliebten Durchschlupf der Tiere, bei einem Zaune, im Dickicht, in einem Graben usw. aufgestellt hatte[163]).

Neben diesen einfachen Jagdmitteln, bei denen eine Eichenkeule genügte, um das gefangene Tier zu töten, waren den ersten deutschen Siedlern des heimischen Gebietes außer verwendbaren Werkzeugen (Hacke, Flegel) sicher bereits eine Anzahl besonderer Waffen bekannt. Zum Jahre 1667 werden „6 alte Sensen an Stangen“ und 22 Morgensterne mit „eisernen Spitzen“ unter den Inventarstücken des oberen Turmgewölbes genannt[164]). Außer diesen Bauernwaffen bediente man sich in den meisten Fällen eines spießartigen Gerätes, in das sich der Bratspieß, die Ofen- und Mistgabeln leicht umwandeln ließen. Am häufigsten fand der Schweinespieß Anwendung, der in einer starken Eichen- oder Eschenstange bestand, die unter der Eisenspitze einen starken Bein- oder Holzknebel zur Abhaltung des gestochenen Wildes aufwies. Dazu gesellten sich Stichwaffen, von denen der „Dolch, Pogken und Prackefelder“ in dem Polizeistatut von 1597 genannt und verboten werden[165]). Im Jahre 1612 verbietet Christoph von Redern den Bürgern und Bürgersöhnen von Friedland, „Tolch, Stieleth und Rappiere und andere Gewehr zu tragen, item mit langen Röhren auf den Feldern herumb zu gehen“[166]). Zum Jahre 1667 werden „2 alte zerbrochene Toppelhaken Lauff“ genannt. Das Meisterstück der heimischen Büchsenmacher bestand in einer schön gezogenen Büchse und einem Paar guter Pistolen[167]). Doch waren bei den Untertanen die Feuerwaffen nicht allzu verbreitet, da den schlichten Landmann weniger das häufige Verbot, als vielmehr der hohe Preis und die schwierige Bedienung vom Ankaufe abschreckte. Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts konnte man bei so manchem Bürger und reichen Bauern Kugelstutzen und Flinten von Georg Tillinger, Friedrich Burghart und Johann Wiedemann aus Prag und von Wenzel Bittner aus Königgrätz treffen[168]).

Der Wildschutz.

Früher und nachdrücklicher als der Erhaltung des Holzreichtums wandte sich die Sorge der Obrigkeit dem Schutze des Wildes zu. Wenn die Oberaufsicht über die heimischen Waldungen bis in das erste Drittel des 18. Jahrhunderts den höheren Jagdbeamten anvertraut war, so geht daraus der Vorzug hervor, den die Wildausbeute der Holzfechsung gegenüber genoß. Es wurden zeitig sog. „Wild-“ oder „Tiergärten“ angelegt, die der Aufzucht bestimmter Tierarten dienten. Nach dem Urbar von 1631 bestand „hinter Mildenau im Glitzbusch“ ein Tiergarten mit einer Wohnung des Tiergärtners und einer „Scheune zum Hüten“. Hinter dem Vorwerk Hegewald war ein Garten für Wildschweine[169]), der nach Ressel noch 1704 bestand[170]) und Gegenstücke in den Wildgärten von Wustung und Ringenhain besaß. Der Hofjäger war verpflichtet, günstige Stellen zur Anlegung von Tiergärten auszuspähen, an Lieblingsplätzen des Wildes „läcken“ (Salzlecken) anlegen zu lassen und „die Schüttung aufs schwarze Wild bei Winters Zeiten wohl zu observieren“[171]). Aus den Futterhütten wurde dem Wild Heu und Grummet verabreicht; blieb

161) SchA. Instruktionen. Wirtschaftskalender. o. Datum. Ende des 17. Jahrhunderts.
162) StA. Rechtspflege: Puncta vom 31. Juli 1748.
163) Colerus, a. a. O. V 24.
164) SchA. Schloßinventar 1667.
165) Helbig Jul., Beiträge. 3, 162. § 12.
166) SchA. Missiven (1612 25/6.—1615 7/1.) 1612, 14/11.
167) SchA. Zunftsartikel. 1592, 1663, 1700.
168) SchA. Inventare 1847—49.
169) Mitt. 4 (1910) 132.
170) Ressel Anl., Raspenau S. 238.
171) SchA. Instruktionen 1699. § 31, 43.

on dem Vorrate übrig, so sollte der Rest aus Sparsamkeitsrücksichten in den Meierhöfen verwendet werden[172]), was strenge Beachtung fand[173]).

In die Gruppe der Tiergärten sind auch die Fasangärten zu zählen, in eren Anlage zur Zeit des Absolutismus große und kleine Landesherren mit inander wetteiferten[174]). Der Friedländer Fasangarten wurde im Jahre 1741 uf dem Grunde des Schönwälder Scholzen Gottfried Streit und des Bauern Hans Kühlmann errichtet[175]). Nach einem Berichte vom Jahre 1755 war er ein it Weiden und anderem Gestrüpp bewachsenes Stück Wiesenland. Er umschloß inen kleinen Teich mit 2 Schock Einsatzkarpfen; doch der Ertrag an Fasanen ar so gering, daß er kaum für den herrschaftlichen Bedarf genügte. Nach ngaben aus dem Jahre 1777 betrug die Größe des Gartens 40804 Geviert= hritte; seine Pflege ließ bereits zu jener Zeit viel zu wünschen übrig. m Jahre 1785 wird der Fasangarten als obrigkeitliches Gestrüpp von nahezu 0 Klafter Ausmaß bezeichnet und die 45. Flur von Friedland nach ihm „Fasan= ammer" benannt. Erst die erhöhte Landschaftspflege des 19. und 20. Jahr= underts hat ihn zu einem Zierstück der Umgebung Friedlands gemacht.

In den Jahren 1848—1852 wurde ein großer Tiergarten errichtet, der ch über weite bewaldete Gebiete des Friedländer und Reichenberger Bezirkes rstreckt. Sein Flächeninhalt beträgt 5560 ha, sein Umfang 42·097 km. Die Um= äunung, welche von 11000 Granitsäulen getragen wird, beginnt an der Hem= chstraße, läuft an dieser entlang bis nach Philippsgrund, wendet sich dann egen Görsbach, umzieht den Scharfberg und den Drachenberg bei Voigtsbach, erläuft entlang der Katharinaberg=Rudolfstaler Straße bis Friedrichswald, er= eicht über den Blattneiteich und den Blattberg der Kemnitz entlang den Abhang es Taubenhauses und der Vogelkuppen, überschreitet die Schlucht der kleinen tolpich und gelangt über Ferdinandstal zum Ausgangspunkte auf der Hem= chstraße zurück[176]).

Von Jagdschutz, Schonzeit und jeder anderen Regelung des Jagdbetriebes ann in der ältesten Zeit auch für unser Gebiet nicht die Rede sein. Man er= gte das Wild, wann es der Abwehr, der Lebensnotdurft, dem Wunsche gemäß ar. Doch bald bildete sich der Brauch heraus, „Jagden, Vogelfang und ischereien zu rechten, anbefohlenen Zeiten anzustellen"[177]). Am Ausgang es 17. Jahrhunderts verbot man sogar den Weidetrieb in jenen Wäldern, o sich das Wild mit Vorliebe aufhielt[178]). Doch waren häufige Wiederholungen er Verbote nötig, vor allem was die Jagd auf Kleinwild betraf. Der Wirt= haftskalender untersagte jeden Vogelfang zur Nistzeit[179]), die man in den Wochen von Faßnacht bis Johanni" sah[180]). Über die ursprünglichen Bestimmungen, ie Schonung des Wildes betreffend, unterrichten uns Aufzeichnungen, die um 700 entstanden sind[181]). Danach ist „das Wildbret zu fällen erlaubt: Die irschen und zwar keinen geringeren als einen Zehner=Ender und länger nicht s vom 24. Juni bis 29. September, das ist vom Fest St. Johannis bis auf Michaeli. Die Wildstücke aber durch den halben Monat Oktober, November, ezember. Das Schwarz=Wild vom 15. Oktober bis zum Feste der Heiligen

2) SchA. Ebda. 1628. Von Forst und Holzmarkt § 6.
3) AP. Wirtschaftsberichte 1732, 24. 2.
4) Nach Balbinus, Miscellanea regni Bohemiae (1679) I. p. 160 sind unter den Phasanotrophiae Nordböhmens die von Smir= schitz, Chlumetz, Jitschin, Jaromersch und Königgrätz zu nennen.
5) SchA. Forstwesen. 1741, 1/7.—1777, 19/2.
6) Ressel Ant., Raspenau S. 238.
7) SchA. Instruktionen 1699 § 17.
8) SchA. Ebda. Wirtschaftskalender Juni.
9) SchA. Ebda. Mai.
0) SchA. Jahrdingsartikel 1692 § 27.
1) SchA. Forstwesen, um 1700.

drei Könige, dann von dem Fest Maria Lichtmeß die Fasching hindurch. Die Rehgeziegen aber sind gar niemals zu jagen und zu fällen. Die Rehböcke zu jagen und zu fällen wird durchs ganze Jahr hindurch gestattet".

Raubtiere. Von der Schonzeit war das „schädliche Raubzeug" ausgenommen; Bären, Wölfe, Füchse, Marder, Luchse, Fischottern und Wildkatzen waren in so großer Zahl vorhanden, daß die Obrigkeit jedem Forstbediensteten die jährliche Erlegung einer bestimmten Anzahl dieser Tiere zur Pflicht machte; für die Untertanen war die Jagd darauf nicht nur frei gegeben, sondern es wurden sogar Belohnungen für die Einbringung getöteter Raubtiere ausgesetzt. Schon die Wallensteinschen Jahrdingsartikel von 1625 versprechen demjenigen, der „einen Wolf oder Luchs fähet und die Häuter ins Amt bringt", als Entlohnung ein Schock von einem alten und 30 Groschen von einem jungen Tier[182]). Um die obrigkeitlichen Jäger zur fleißigen Erlegung der Wildstücke anzueifern, setzte die Wallensteinsche Wirtschaftsordnung folgende „Wildschützen-Bezahlung" fest[183]):

Von einem	Hirsch u. Wildstück	1	Schock	10	Grosch.	Von einem	alten Fuchs	23	Grosch.	2	Pf.
„ „	Schwarzwild	1	„	10	„	„ „	jungen „	11	„	4	„
„ „	Wolf	2	„	30	„	„ „	Rehe	23	„	2	„
„ „	Bär	3	„	30	„	„ „	Hasen	4	„	4	„
„ „	Biber	1	„	10	„	„ „	Marder	35	„		
„ „	Luchs	3	„	30	„	„ „	Wiesel	11	„	4	„
						„	einer Wildkatze	35	„		

Des öfteren wird uns tatsächlich von der Auszahlung solcher Beträge berichtet. Am 14. Mai 1580 wurden dem Liebwerdaer Förster Hans Wolkstein für 5 junge Wölfe 30 Groschen 6 Pfennige gegeben[184]). Der Schütze Christoph Neumann wurde am 2. Oktober 1600 eines Wolfes, am 2. Dezember 1600 eines Luchses habhaft und erhielt jedesmal 1 Schock Groschen Schußlohn. Die Förster Nickel Streit und Jörge Buchwald in Dittersbächel fingen im Laufe von 11 Tagen 2 Wildschweine in einer Grube. Am 25. Mai 1607 empfing Georg Augsten, der Förster zu Haindorf, für einen Bären 1 Schock, für einen Marder 18 Groschen, für einen Habicht 10 Groschen, für einen Blaufuchs 2 Groschen. Im Jahre 1611 erhielt derselbe Förster für den in Haindorfs Umgebung hausenden alten und jungen Bären 1 Schock. Wölfe und Bären haben sich im heimischen Gebiete bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts gehalten. Im Voigtsbacher Reviere wurde am 6. Juli 1766 die letzte Wölfin erlegt[185]); der letzte Bär wurde im April 1741 in demselben Forste von dem Reichenberger Oberförster geschossen[186]), der ein Jahr vorher mit gleichem Glücke ein ebenso großes Tier erlegt hatte. Die Haut wurde von dem Reichenberger Kürschner ausgearbeitet und staffiert, die Pratzen, welche mit „süßem oder saurem Sode" ein vorzügliches Gericht abgaben[187]), dem Grafen nach Prag eingesandt. Die Bedeutung, welche Bär und Wolf im Leben des Bauern einnahmen, drückt sich in zahlreichen Flurbezeichnungen aus, die mit dem Namen dieser Tiere gebildet sind. Bereits das Urbar von 1381 führt eine bretmoele im berenwalde bei Dittersbächel an (Bl. 24a); in der Priedlanzer Ortsflur liegt 1785 der „Bärwinkel" (580); „Bärenlöcher" kommen im Weißbacher Revier und im Glitzbusch vor[188]). An das Vorkommen des Wolfes erinnern der „Wolfsberg" von Ringenhain (15. Fl.)

182) SchA. Jahrdingsartikel 1625 § 26.
183) SchA. Instruktionen. 1628, 14/6.
184) Vgl. Helbig Jul., Raubzeug und Edelwild. Reichenberger Zeitung. 1910, 12. Aug. Ressel Ant., Raspenau . . . . S. 236 f. Bennesch Jos., Reichenberger Zeitung 28. 10. 1922.
185) Ressel Ant., Raspenau 237.
186) AP. Kopialbuch der Wirtschaftsberichte 30. 8. 1740—9. 1. 1746. 1741, 23. 4. 1741 30. 4. Jetzt Mitt. 21 (1927), 47.
187) Colerus a. a. O. V 73.
188) Ressel Ant., Raspenau S. 236.

die „Wolfswiese“ von Dittersbach (Kat. 1713 Nr. 1); dagegen kann die „Wolfswiese“ am Haindorfer Kamme hinter dem Wittigberge nach der volkstümlichen Bezeichnung „Wolf“ des dürftigen Gebirgsgrases Nardus stricta benannt sein. Doch tragen der „Wolfsstein“ unweit der Bruchhütte, das „Wolfsnest“ beim Roten Randhübel vor Groß Iser, die „Wolfslecken“ auf dem Wege vom Wohlischen Kamm zur Tafelfichte mit Sicherheit ihren Namen nach dem ehemaligen Vorkommen dieses Raubtieres. In Bauernregeln spielen Wolf und Bär bis zum heutigen Tag eine wichtige Rolle.

Die Füchse, Dachse, Marder, Wildkatzen wurden wie Wölfe und Bären in Gruben gefangen. Man pflegte als Köder eine Ente zu verwenden, die an die leichte Reisig- und Strohdecke der Grube gebunden wurde[189]). Beliebter war es jedoch, diese Tiere während der Nistzeit zu töten. Der Wirtschaftskalender empfiehlt, „die Füchse, Dachse und wilden Katzen zu erkundigen und 3 Wochen vor Pfingsten auszugraben“[190]). Die Jahrdingsartikel versprechen für jeden jungen Wolf, der um Pfingsten aus dem „Geniste“ eingebracht werde, 30 Groschen[191]); ereignete sich beim Ausnehmen der „Bucht“ ein Unfall, so war dies meist auf die Unachtsamkeit der Dorfbewohner zurückzuführen. Bei einem solchen Anlasse gibt Christoph Neumann im Jahre 1600 das Gutachten ab, daß der „gehämschte Bauerkerl“ die Abwesenheit der säugenden Wölfin versäumt habe[192]). Die Wildkatzen wurden häufig in einer dem Meisenkasten ähnlichen Falle gefangen, in der eine tote Henne als Köder lag[193]). Das kleinere Raubwild war vor allem seines Felles wegen gesucht. So läßt sich auch die Tatsache erklären, daß bereits 1381 Nyckel Voegeler von Einsiedel jährlich 30 Eichhörner (Bl. 13b) und die Ortschaft Haindorf 66 Eichhörner zu zinsen hatte (Bl. 21b). An die Namen des Schwarz- und Raubwildes knüpfen eine Reihe von Flurbezeichnungen an, die sich in dem „Sauberg“ (21. Fl.) und „Saubusch“ (23. Fl.) von Weigsdorf, dem „Saugrund“ von Bunzendorf (62. Fl.), dem „Sauberg“ von Zunnersdorf (6. Fl.), dem „Fuchshübel“ von Berzdorf (4. Fl.), den „Fuchslöchern“ von Bunzendorf (56. Fl.), dem „Fuchsberg“ von Einsiedel (1. Fl.) und dem „Katzberg“ von Weigsdorf (7. Fl.) erhalten haben.

Raubvögel und Vogelfang.

Von der Schonzeit waren auch die Raubvögel ausgenommen, die von Schützen und Jägern „umb die Teiche und Wässer, wie auch in denen Wäldern fleißig abzuschießen und auszurotten“ waren[194]). Noch 1674 wird bestimmt, daß der „Schußlohn vorigem Brauch und ihrer Taxa nach aus den Renten bezahlt werde“[195]). Maßgebend für die Schußlöhne der Raubvögel blieb die Wallensteinsche „Wildschützen Bezahlung“[196]):

Adler	23	Grosch.	2	Pf.	Eule	3	Grosch.
Habicht	11	„	4	„	Reiher	3	„
Sperber	4	„	4	„	Blaufuß	7	„
Stockaar	4	„	4	„	Wasserrabe	7	„
Fischaar	23	„	2	„	Schwarzrabe	6	„
Nimmersatt	35	„			Aglaster (Elster)	3	„
Uhu	35	„					

Über die Auszahlung solcher Beträge wird uns vereinzelt berichtet: Am 14. Mai 1580 erhält Hans Wolkstein, der Förster von Liebwerda, für 7 große Vögel 7 Groschen. In den Jahren 1598 und 1601 empfängt Fabian Lindner, der

189) Colerus, a. a. O. V 32.
190) SchA. Instruktionen. Wirtschaftskalender. Mai.
191) SchA. Jahrdingsartikel 1692 § 35.
192) Helbig Jul., Reichenberger Zeitung 1910, 12. August.
193) Colerus, a. a. O. V 47.
194) SchA. Instruktionen 1699 § 36.
195) SchA. Ebda 1674 § 106.
196) SchA. Ebda. 1628, 14/6.

Förster zu Haindorf, 1 Schock, 1 Groschen, 2 Pfennige[197]). Am 25. Mai 160
werden Georg Augsten von Haindorf 10 Groschen für einen Habicht überreicht
Den Elstern, Raben, Krähen, Sperlingen und Dohlen durften auch zur Nistzei
die Eier ausgenommen werden[198]).

Wie die Raubvögel, wurden alle größeren Wald- und Wasservögel nu
mit der Schußwaffe erlegt. Das ausführlichste Verzeichnis der Schußlöhne grö
ßerer Waldvögel bringt die Wirtschaftsordnung von 1682[199]), die im allgemei
nen geringere Belohnungen als die Wallensteinsche Wildschützen-Bezahlun
aussetzt:

Vom Fasanhahn	24 kr.	Von der Henne	8 kr.
Von der Henne	18 „	Vom Haselhuhn	7 „
Vom Auerhahn	24 „	Vom Rebhuhn	6 „
Von der Henne	18 „	Von der Schnepfe	6 „
Vom Birkhahn	12 „		

Die „Wasservögel und Gänß" waren nach dem Wirtschaftskalender Ende Ju
auf den Teichen zu fangen[200]). Im Jahre 1628 wurden für eine Wildente
Groschen, eine Wildgans 4 Groschen 4 Pfennige und für eine Rohrdomme
6 Groschen Schußgeld gezahlt[201]).

Alle kleineren Vögel verschaffte man sich durch die „fein liebliche und nütz
liche Kunst" des Vogelfangens. Dies war in frühester Zeit die einzige Jagdar
welcher der Bewohner des Bezirkes ohne Wissen und Erlaubnis der Obrigke
ungestraft obliegen konnte. Erst die Jahrdingsartikel des 17. Jahrhunderts ver
langen, daß jeder, der „auf Vögel, Tauben oder anderes Geflügel" stellen woll
sich zuvor bei Strafe von 2 weißen Schock im Amte „zeichnen" lasse[202]). Da
Ausnehmen der Nester war bei der Strafe von einem weißen Schock verboter
Die Vögel wurden in den „Vogelherden" mit Hilfe von Leimruten, Klobe
Netzen und Meisenkästen gefangen. Die Wahl des Vogelherdes hing von de
Jahreszeit und der gejagten Vogelart ab; am häufigsten lag er am Waldes
rand oder dessen nächster Umgebung. Im August und den folgenden Herbs
monaten pflegte man mitten im Walde bei einer beliebten Vogeltränke a
Waldbächlein zu fangen. Man teilte die Vogelherde vor allem in „Finken-
und „Taubenherde" ein; die Flurnamen „Taubenherd" von Friedland (34. Fl
und Raspenau (37. Fl.), der „Taubenberg" von Engelsdorf (15. Fl.) un
Wustung (6. Fl.), der „Finkhübel" von Raspenau (57. Fl.) und die Flur „Fink
flug" von Priedlanz (50. Fl.) erinnern an diese alte Zweiteilung. Als alt
slawischer Vogelherd ist die Tschihanelwiese zu bezeichnen, die noch 1732 „Tschi
hodel Wiese" (zu tsch. čihadlo „Vogelherd") genannt wird; bereits 1539 werde
Vogelsteller der Herrschaft Nawarow auf der kleinen Iserwiese erwähnt[203]). D
Vogelherde wurden in der Nähe von Vogelbeer-, Haselnuß-, Wacholder-, Hin
beer- und Brombeersträuchern angelegt; nicht selten waren sie mit einer leichte
Hütte von Reisig, Laub und Schilf ausgestattet, in welcher der Vogelstell
Deckung suchte. Die Hütten der herrschaftlichen Vogelherde waren verläßlich
gebaut; Melchior Hausmann von Schönwald erhielt 1732 zur Verbesserung d
Standhütte des Herdes vier Stamm Bauholz ohne Entgelt zugewiesen[204]).

Am häufigsten erfolgte der Vogelfang mit Hilfe der Leimstange. De
Vogelleim, welcher wie in ältester Zeit aus den Beeren der Mistel bereit

197) SchA. Ausgaben 1601/1602.
198) SchA. Jahrdingsartikel 1692 § 28.
199) SchA. Instruktionen 1682.
200) SchA. Wirtschaftskalender.
201) SchA Instruktionen 1628, 14/6.
202) SchA. Jahrdingsartikel 1692 § 27.
203) Vgl. jetzt Schwarz E., Mitt. 21 (1927) S. 1 f.
204) AP. Wirtschaftsberichte 1732. 10/7.

wurde[205]), bezog man um 2 Groschen für das Töpfchen aus der Lausitz oder dem Meißnischen[206]). Seine Verwendung war so allgemein, daß er nicht selten von Kindern und Erwachsenen zu mutwilligen Streichen oder Diebstählen mißbraucht wurde[207]). Durch Zusatz von Nußöl und Honig erzielte man, daß der Vogelleim auch bei feuchter und kalter Witterung verläßlich war, durch Vermengung mit Baumöl konnte seine Klebefähigkeit erhöht werden[208]). Die Leimstange bestand in einem langen Eichen- oder Buchenstab, der in den oberen 3 Vierteln seiner Länge mit einer größeren Anzahl kreuzweiser Bohrungen und am unteren Ende mit einer Eisenspitze versehen war, die es ermöglichte, den Stab in die Erde zu stecken. Die Löcher dienten zur Aufnahme der Leimruten, die bei geschickter Anordnung den Eindruck eines dürren Nadelholzbäumchens hervorriefen, das in der Nähe grüner Sträucher aufgepflanzt war. Zwölf bis zwanzig Schritte davon entfernt, wurde der Lockvogel, meist ein Käuzlein[209]), auf eine Stange gebunden, die von dem in der Hütte versteckten Vogelsteller gerüttelt werden konnte. Das scheue Geflatter dieses Tieres lockte zahlreiche Vögel in die gefährliche Nähe der Leimruten, die vielen eine willkommene, aber auch verderbliche Sitzgelegenheit boten. Der Vogelsteller begab sich bereits vor Sonnenaufgang zum Vogelherd und konnte nach glücklichem Fange gegen die Mittagsstunde mit einer mehr als ein Schock betragenden Beute an Meisen, Zeisigen, Stieglitzen, Finken, Drosseln und Amseln den Heimweg antreten.

Größere Vögel, wie Amseln, Drosseln, Schnarrer, Ziemer, Wildtauben, Hänflinge, wurden mit Hilfe der Feldnetze gefangen, die meist 2 Flügel und 2 Wände besaßen und 30—40 Schuh lang waren. Sie wurden in der Nähe von Weidensträuchern aufgestellt und mit Hilfe von Zugschnüren aus der Standhütte bedient. Zur Anlockung der Vögel wurden Disteln, Beifuß, Klettenkraut u. ä. von dem Vogelsteller gestreut, der den Ruf der gejagten Vögel in täuschender Weise nachahmte. Größere Wald- und Wasservögel, vor allem Wachteln, Rebhühner, Wildgänse und -enten, wurden nicht selten mit den Händen gefangen. Als Betäubungsmittel pflegte man vorher Kornmehl zu streuen, das längere Zeit in Schellkraut und Weinhefen gebeizt wurde[210]).

Für den herrschaftlichen Bedarf an Vogelfleisch hatten seit der ältesten Zeit bestimmte Untertanen zu sorgen, denen das Vogelstellen als Robotleistung zugeteilt war. Schon das Urbar von 1381 kennt den Familiennamen voegeler als Bezeichnung eines Jagdmannes (Bl. 13b); zur Zeit Wallensteins mußten die Friedländer Vogelsteller zum Teil die fürstliche Küche in Jitschin versorgen. Es werden wöchentlich größere Mengen, z. B. am 17. Oktober 1628 11 Tauben, 1 Schock 53 Stück Großvögel, 2 Schock 44 Stück Kleinvögel, dahin abgeschickt[211]). Über die Vogelsteller und Vogelherde zu Beginn des 17. Jahrhunderts sind wir genau durch ein „Vogelsteller-Register" vom Jahre 1618 unterrichtet[212]). In den meisten Ortschaften des Bezirkes waren 2—13 Vogelsteller — Raspenau steht mit 13 an der Spitze —, die jährlich 15—90 Vögel zu zinsen hatten. Die gräflichen Waldbediensteten mußten neben anderen Tieren jährlich 1—$1^1/_2$ Schock Groß- und Kleinvögel dem Kuchelschreiber übergeben, die während der Monate September bis November mit dem Netz oder der Leimstange zu fangen waren.

205) Heyne Moritz, Fünf Bücher deutscher Hausalterтümer (1898—1901), II S. 247.
206) Colerus, a. a. O. V 205.
207) Gelddiebstahl aus der Kirchenkasse von Haindorf mit Hilfe von Leimruten. AP. Wirtschaftsberichte 1736, 11/9.
208) Colerus, a. a O. V 141.
209) Nach Colerus, a. a. O. V 141 „spricht das Käutzlein:
Ein armes Käutzlein bin ich, Ganz neidisch sie mich fassen an, Noch müssen sie mich auch neben sich
Viel kleiner Vöglein hassen mich, Denen ich doch nie kein Leid getan; ein Käutzlein bleiben lassen."
Ob sie mich nun gleich alle hassen,
210) Colerus, a, a. O. V 132.
211) SchA. Copeybuch 1628, 17. 10.
212) SchA. fasc. Redernakten.

Über die Taubensteller, die jährlich 6—25 Tauben zu zinsen haben, wird ein besonderes Register geführt; von den Ortschaften Friedland, Schönwald, Rückersdorf, Heinersdorf, Mildenau, Raspenau, Dittersbach, Kunnersdorf steht Rückersdorf mit 8 Taubenstellern an der Spitze. Die Vogel- und Taubenherde blieben meist Jahrzehnte lang unverändert; es seien daher hier die wichtigsten Herde der einzelnen Ortschaften, die zum Teil noch am Ausgang des 18. Jahrhunderts Verwendung fanden, genannt, wobei viele Herde, die auf Privatgrund lagen und ohne Flurnamen angeführt sind, unerwähnt bleiben müssen. Die wichtigsten Herde der Stadt Friedland waren „Im Hage", „Am Burgstein", „In der Harte", „Am Stechens- und Geiersberge" und am „Spitzen Berge". Am ergiebigsten war der Herd „Im Hage", wo sich gleichzeitig ein „Taubenherd" befand, der vielleicht mit dem 1785 und 1790 überlieferten Flurteile „Taubenherd"[213]) gleichzusetzen ist. In Bullendorf fingen drei Bauern auf ihren eigenen Gütern für die Herrschaft Vögel. Der wichtigste Vogelherd von Schönwald lag „Im Glitzbusche" und wurde vom Förster betreut. Die übrigen befanden sich ebenso wie diejenigen von Rückersdorf und Bärnsdorf auf Privatbesitz. Zu Heinersdorf waren Herde „Im Brande", „Am Kieferberg", „Bei der faulen Birke", „Auf der Bärnsdorfer Grenze" und „Auf der Kirche". In Dittersbächel stellte man „Im Walde". Zu Neustadt fing man „Auf dem Hegewalder Vorwerke" und „Am Heidelberge". Die Lusdorfer hatten ergiebige Stellen „Im Glitzbusche", „Am Sauberge", „Am Eisenberge" und „Am Langen Berge". Für Liebwerda werden die Herde „Am Iserbrunn", „Hinter dem Verlorenen Wasser" und „Im Hohlen Stein" erwähnt. Zu Weißbach liegen sie „Am Gesemige" und „Am Keulichten Berg". Die Haindorfer fingen „Am Krummen Hübel", „Am Neuberge", „Am Frischen Berge" und „Vorm Hainknochen". In Mildenau und Mildeneichen lagen die Herde auf den Huben einzelner Bauern. Zu Raspenau fing man „Am Heidelberge", „Beim Kalten Steine" und auf zahlreichen Privatherden. Die Ullersdorfer stellten „Im Langen Brande" und „Am Spitzigen Berg", die Olbersdorfer „Im Schwarzwalde" und die Kunnersdorfer „Im oberen und niederen Tschau". Zu Dittersbach waren beliebte Fangstätten „Am Schwarzberge", zu Hohenwald „Im Wäldichen". Für die Ortschaften Hermsdorf, Einsiedel, Ringenhain, Priedlanz sind nur Vogelherde auf Bauerngütern genannt. Die Wirtschaftsordnung von 1682[214]) führt folgende Beträge als Entschädigung für die Einbringung kleiner Vögel an:

Von der Wildtaube	3 Kreuzer		Von der Lerche	5	Pf.
Vom Kranaweth-Vogel	1 „	1 Pf.	Von der Drossel	4	„
Vom Schnarrer	1 „		Vom Gimpel oder Kronast	3	„
Von der Wachtel		5 „	Von allerhand kleinen Vögeln	3	„

Die Veranstaltung der Jagd.

Die Pflege des Waldes und der Jagd oblag den Jägern, Förstern und Schützen, die unter der Aufsicht des Hauptmannes standen. Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurde eine besondere Stelle für Waldwirtschaft begründet, indem das Forstpersonal einem Hof- oder Oberjäger unterstellt wurde, dessen Würde Wenzel Leopold Kopp aus Pilsen als erster bekleidete. Auch er unterstand zwar dem Hauptmann der Herrschaft, doch hatte er bei seinen Anordnungen weitgehende Bewegungsfreiheit. In den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts ging das Amt des Hofjägers in das des Forstmeisters über; als jedoch der erste Vertreter dieses Postens, Turschky von Turzi († 1766, 24./11.)[215]), beim Grafen wegen seiner Neuerungsvorschläge

213) LA. Kat. 1785. Friedland 34. Fl., Helbig Jul., Coll. V 749 ad 1790.
214) SchA. Instruktionen 1682.
215) Friedländer Matrik V.

Ein Vogelherd.

Nach Conradt Aitinger, Vollständiges Jagd- und Weydbüchlein von dem Vogelstellen (1681).

in Ungnade gefallen war, wurde wieder der Burggraf zur Entscheidung wichtiger forstwirtschaftlicher Fragen herangezogen[216]). Doch scheint nach dem Tode des ersten Forstmeisters keine Störung dieses wichtigen Wirtschaftsamtes mehr vorgekommen zu sein.

Wie schon der Titel des höchsten Forstbeamten im ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhundert sagt, war seine Hauptaufgabe die Veranstaltung der Jagd. Er selbst sollte „im Schießen, Jagen, Hetzen, Beizen allerhand großen und kleinen Wildbrets und Geflügels wohl abgerichtet sein, damit er für die herrschaftliche Küche sorgen könne und imstande sei, Schützen und Bedienstete abzurichten"[217]). Nach den Entlohnungslisten[218]) war er verpflichtet, zwei „Lehrbuben" auf eigne Kosten zu halten, die nach 3-jähriger erfolgreicher Lehrzeit freigesprochen und für „pirschgerechte Jäger erkennet und wehrhaft gemacht" wurden. Lehrbriefe aus dem ausgehenden 18. Jahrhundert bezeugen, daß dieser Brauch noch 100 Jahre später üblich war[219]).

Die Aufgabe des Forstmeisters war es, alle jene Anstalten zu treffen, welche die Abhaltung von Jagden erleichtern und ihren Erfolg erhöhen konnten. Wie bereits erwähnt, hatte er die Gelegenheit zur Anlage neuer Tiergärten auszuspähen, die Herstellung neuer Wolfsgruben und Wolfskürren zu veranlassen, für die Errichtung von Futterhütten und „Lacken" zu sorgen. Er hatte sich ferner über den Lieblingsaufenthalt der einzelnen Wildgattungen zu unterrichten und hier feste Schießstände anzulegen. „Schießhütten" waren bereits zu Beginn des 17. Jahrhunderts bekannt. Im Jahre 1611 erhielten die Raspenauer Zimmerleute von Christoph von Redern den Befehl, unter dem „Siebenten Giebel" eine neue Schießhütte zu bauen, wofür sie mit 54 Groschen entlohnt wurden[220]). Der Hofjäger hatte außerdem dafür zu sorgen, daß „die Hunde bei gutem Leibe und Verpflegung erhalten" werden; auch hatte er auf die Reinrassigkeit des Nachwuchses Wert zu legen (§ 18). Die Jagdhunde wurden in „Spür-", „Wind-", „Bluthunde" oder „Rüden" und „Wasserhunde" eingeteilt[221]). Nach den Jahrdingsartikeln waren bestimmte Untertanen verpflichtet, für die Herrschaft Jagdköter heranzuziehen[222]). Dagegen sah es die Obrigkeit nicht gern, daß sich die Untertanen Hunde zum eignen Bedarfe hielten; denn zu häufig waren die Klagen über den Schaden, den jagende fremde Hunde in den Herrschaftswaldungen an Rot- und Schwarzwild anrichteten[223]). Die Hunde der Untertanen durften nie mit ins Feld genommen werden, sondern mußten stets an der Kette liegen[224]). Schäferhunden sollte nach einem Landtagsbeschluß vom 6. März 1610 „am vorderen Fuß ein Glied der Klauen abgehauet" werden[225]); die Wallensteinschen Jahrdingsartikel verlangen, daß ihnen „die Pfuten verhaut" werden[226]) und nach Bestimmungen späterer Zeit war ihnen ein „halber Fuß" abzunehmen[227]).

Der Oberjäger hatte stets die gelegenste Zeit zur Jagd zu bestimmen (§ 13); vor allem sollte die Friedländer Jagd stets vor jener der grundherrlichen Nachbarn abgehalten werden (§ 9). Den Zeitpunkt der Jagd hatte er dem Amte bekannt zu geben, damit von hier aus rechtzeitig das „Volk" aufgeboten werde. Zur Hilfeleistung bei Jagden auf hohes und niederes Wild war bereits nach

216) SchA. Forstwesen. 1732, 6/10. 1735 usw.
217) SchA. Forstwesen. 1699 § 2.
218) SchA. Forstwesen. 1693, 1. 8.
219) Benneſch Joſ., Reichenberger Zeitung 28. 10. 1922.
220) Ebda.
221) Colerus, a. a. O. V 12.
222) SchA. Jahrdingsartikel 1692 § 32.
223) SchA. Forstwesen, z. B. 1711, 23/1.
224) SchA. Jahrdingsartikel 1692 § 33.
225) SchA. Missiven 1610, 6/3. Vgl. Archiv český 22, 245. Verordnung Maximilians zum Jahre 1568, § 19.
226) SchA. Jahrdingsartikel 1625 § 32.
227) SchA. Ebda. 1692 § 33.

dem Urbar von 1631 die „ganze Landschaft“ verpflichtet, mit Ausnahme der Dörfer Bullendorf, Priedlanz, Ullersdorf, Olbersdorf, Einsiedel und Weigsdorf, die ein Jagdgeld zu zahlen hatten[228]). Von den Friedländer Bürgern mußten die Besitzer der sog. „Jagdgärten“ als Treiber, Wildwächter, Hundehälter und Boten zur Verfügung stehen. Sie hatten die schwierige Arbeit persönlich und gewissenhaft zu verrichten und es war ihnen bei Strafe verboten, schwächliche Personen und kleine Jungen als Vertreter zu senden[229]). Wer aus Unachtsamkeit ein Tier laufen ließ, mußte für einen Wolf eine Kufe Salz, für einen Fuchs einen Strich Hafer, für einen Hasen 2 Viertel Hafer im Amte erlegen[230]). Auch bei der nächtlichen Wildwacht hatten sich die Untertanen stets ordnungsgemäß zu verhalten. Als am 3. Oktober 1752 Graf Philipp Gallas erfuhr, daß die Friedländer Jagddienstpflichtigen bei dieser Gelegenheit „nicht nur Hunde mitnehmen und aufs Wild jagen, sondern vermessentlich auch blinde Schüsse auf dasselbe tun“, forderte er den Magistrat auf, „derlei unerlaubte und höchst strafbare Unternehmungen aufs strengste zu verbieten“[231]).

Besonders drückend wurde die Jagdrobot in den Jahren nach dem 30jährigen Kriege empfunden. Die Untertanen und Jagddienstpflichtigen waren auf die Hälfte des Vorkriegsstandes zusammengeschmolzen, doch die Forderungen der Obrigkeit dieselben geblieben. Eine Eingabe des Rates an den Grafen Anton Pankratius Gallas vom Jahre 1670 gibt Aufschluß über frühere und damalige Verhältnisse in der Jagdrobot: „Die Jagd von den Häusern (Jagdgärten) ist vor alter Zeit gnädiger Obrigkeit zu Ehren aus Lieb und freiem Willen geschehen, wie dann bei Zeiten der Herren von Redern nach verrichteter Jagd die Leute mit aufs Schloß genommen wurden und jedem 2 Porer, also genannte 2 Brotel, und ein Trunk Bier gegeben worden; jetzt aber müssen die Leute gehen sooft solches geboten wird, wie dann nicht weniger wir anstatt der Jagd mit Botenlaufen in und außer der Herrschaft, item mit Hin- und Widerführung der Jagdhunde sehr beschwert werden“[232]). Durch diese Klagen ließ sich die Obrigkeit zu einer Herabminderung der Jagdrobot bewegen, die darin bestand, daß die Untertanen für das folgende Jahr von der Jagddienstleistung befreit wurden[233]). Die Wolfsjagden sollten jedoch wegen der Schädlichkeit dieses Wildes wie bisher gehalten werden. Für die vorübergehende Befreiung von der Jagdrobot mußten die Untertanen der Herrschaft eine geldliche Entschädigung bieten, deren Ausmaß von dem Hauptmanne zu bestimmen war.

Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß die Jagdrobot frühzeitig als Last empfunden wurde, von der man sich frei zu halten oder zu befreien suchte. Da sie nicht an der Person, sondern an dem Grundbesitze haftete, war eine käufliche Übertragung der Jagddienstverpflichtung von einem Grundbesitzer auf den andern leicht möglich und wurde zeitig in der Form des „Jagdhandels“ geübt[234]). Von Christoph Grosche, der für einen Garten am Schloßberge Robot bei der Hasenjagd zu verrichten hatte, ging diese Verpflichtung am 10. September 1616 auf des Christoph Hegendorns Haus „im Teiche“ gegen eine bare Entschädigung von 14 Schock 30 Groschen über. Am 13. Juli 1617 übernahm der Schuster Hans Pietsch gegen eine Abfindung von 6 Schock die Jagddienstverpflichtung des Stadtrichters Georg Leubner auf sein Haus in der

228) Mitt. 4 (1910), 132.
229) SchA. Jahrdingsartikel 1692 § 30.
230) SchA. Ebda. § 31. Instruktion 1699 § 13.
231) Helbig Jul., Coll. III 539.
232) Die Handwerksleute wurden dieses Hundeführens wegen Gegenstand bitteren Spottes im benachbarten Auslande. Helbig Jul., Coll. III 151.
233) SchA. Instruktionen 1674, 2. 4. § 131.
234) Zum Folgenden Helbig Jul., Coll. III 479.

Hohlen Gasse. Als Ambrosius Wacker, Schuster vor dem Niedertor, dem Jagddienste nicht mehr nachkommen konnte, weil er die Schenkel erfroren hatte, ging seine Verpflichtung am 24. Jänner 1620 gegen eine Zahlung von 9 Schock auf das Haus des Leinewebers Martin Schumann in der Hohlen Gasse über.

Das Jagdrecht. Die heimischen Waldungen unterliegen seit der ältesten Zeit dem obrigkeitlichen Wildbanne. Den Untertanen wird die Jagd mit Ausnahme der Tötung schädlicher Raubtiere in allen Jahrdingsartikeln und bei allen Ratserneuerungen auf das strengste untersagt[235]). Ein geringer Verdacht konnte die Bestrafung als Wilddieb nach sich ziehen; der Untertan hatte zwar seine Waldungen in einem Zustande zu erhalten, der der herrschaftlichen Wildbahn zuträglich war, doch blieb es ihm untersagt, den eigenen Busch mit einem Gewehre oder einer anderen verdächtigen Waffe zu betreten. Zu den Grenzstreitigkeiten wegen der Fällung von strittigem Gehölze kamen solche über den Wildstand der Waldgrenzen. Der Oberjäger hatte des öfteren die Herrschaftsgrenzen abzujagen, um den Übertritt des Wildes auf fremden Boden zu verhindern[236]). Anläßlich eines Jagdstreites zwischen der Herrschaft Friedland und dem Herrn Wigand von Gersdorf wird der für alle Grenzjagden wichtige Satz ausgesprochen: „Darbei ist klaren Rechtens, daß man alles Wild, was man auf dem Seinigen anschießt, bis auf anderen Grund und Boden verfolgen mag“[237]), eine Bestimmung, die in verwandter Form bereits der altgermanischen Gesetzgebung bekannt war[238]).

Das Jahr 1848 brachte auch im Jagdrechte eine grundstürzende Neuerung[239]); der Wildbann wurde aufgehoben und in Friedland oblag so mancher Bürgersmann dem edlen Waidwerk. Die moderne Gesetzgebung hat jedoch diese Freiheit zum Segen des Wildstandes wieder aufgehoben und aus der Jagd ein Pachtobjekt gemacht.

235) SchA. Jahrdingsartikel 1692 § 37. StA. Puncta 1748, 31/7. § 13 — § 15.
236) SchA. Instruktionen. Ende des 17. Jahrhunderts.
237) SchA. Forstwesen. 1658, 16/12. — 1659, 19/2. Zum 16. 12. 1658.
238) Älteres altnordisches Gulathingsgesetz, vgl. RGA. II 610 § 7.
239) Riehl W. H., Naturgeschichte des deutschen Volkes I (1855), S. 44 f.

Gewässer.

Das Aussehen der Gewässer.

Dem fortschreitenden Ausbaue der Urlandschaft zum Kulturgebiete konnten sich auch die Gewässer des Bezirkes nicht entziehen. Vor dem Eindringen des Menschen in die Gebirgswälder bildeten die Täler der Bäche die einzigen lichten Stellen in der Waldwildnis, die jedoch wegen ihres Gewirres von Felsblöcken, halbvermoderten Baumstämmen und wegen dichten Unterholzes häufig unzugänglicher als die Wälder selbst waren. Im unteren Teile des Bezirkes konnte sich der von der Eindämmung durch Berghänge befreite Fluß ungehemmt austoben. Er war hier bestrebt, sein Flußbett ständig zu verlegen, das mit Gabelungen, versandeten Ästen, abgeschnittenen Schlingen reich ausgestattet war. Der frühere Verlauf des Flusses war an Altwasserstellen und Tümpeln zu erkennen, die zu Moor, Röhricht und Bruch verwuchsen. Auf ein solches Aussehen deuten die Namen der „Lomnitz" (<lomnica) = „Bruchwasser", die Flur „Beim Bruche" von Lusdorf (96. Fl.), das „Röhricht" von Dittersbach (2. Fl.), der „Nasse Hain" und die „Nasse Aue" von Christiansau (3. Fl.) und die „Zahnbruchwiese" von Lautsche (266) hin. Auf das Strauchwerk, welches am Ufer solcher Bäche stand, kann man aus Namen wie „Im Jauer" (Wiese 16. Fl. zu fl. javor < ahd. ahorn), „Im Jauergründel" von Engelsdorf (55), „Im Weidicht" von Wustung (33), „Im Eichicht" von Priedlanz (581) schließen. Auch das „Erlwasser" oder der „Erlbach" und die „Rasnitz" (zu sorb. rása „Wasserbinse" gehörig?) haben wohl von der charakteristischen Umsäumung ihrer Ufer den Namen erhalten.

Der Talgrund war in zahlreiche Inselchen und Schollen zerschnitten, die häufig mit Geröll überschüttet wurden. Zwischen den Flußästen lagen die sog. „Werder", die in steter Wanderung begriffen waren und nur dann fest wurden, wenn sich Bäume und Sträucher auf ihnen ansiedelten und heranwuchsen. Angeschwemmte Erd-, Sand- und Steinrücken bildeten oft den Gegenstand von Besitzstreitigkeiten. Im Jahre 1661 wurde ein Grenzstreit zwischen Wiese und Ostrichen wegen eines neu entstandenen Werders und der Verbauung des rechten Wittigufers geschlichtet[1]). Den Bibersteinakten des Schloßarchives ist ferner die Entscheidung über einen Grenzstreit, den „Wildwerder" betreffend, zwischen Hans von Biberstein und Hans von Palensk aus dem Jahre 1423 zugefügt[2]). Am eingehendsten werden wir über den Wittigwerder bei Friedland unterrichtet, der bereits 1381 einen Garten trug und sich unterhalb der Mühle befand (Bl. 5b). Er tritt wiederum in den Gesichtskreis unserer Quellen, als durch das Hochwasser vom 21.—24. Juni 1688 die Stadtmauer beim Marterturm und die Acker und Wiesen längs der Aue stark beschädigt worden waren[3]). Aus den Aussagen der 8 Gewährsleute, welche dem Ausschusse zur Regelung der Besitzverhältnisse in der Aue beigezogen wurden, geht hervor, daß auf dem Werder, den die Gemeinde stets als ihr Eigentum betrachtete, seit Menschengedenken gebleicht und gehütet wurde. Zwischen ihm und der Aue verlief ein schmaler Ast der Wittig, in dem die Schuljugend zu fischen pflegte. Er war jedoch nur in

1) SchA. Grenzen 1661, 24/6.
2) SchA. Bibersteinakten 1423, 17/10. Vgl. Rößler E. F., Deutsche Rechtsdenkmäler 1 (1845) 150 (Nr. 165).
3) StA. Ratsprotokolle 1687—1693. Fol. 186 f.

der feuchten Jahreszeit mit Wasser gefüllt. Bei dem Hochwasser vom 21.—24. Juni 1688 hatte sich an dem Werder das bei der Bleiche abgetragene Erdreich festgesetzt, so daß er bedeutend gewachsen war. Die Tatsache, daß die Grundbesitzer in der Aue den Werder als Teil ihres Bodens ausgaben, zeigt, mit welchen Veränderungen des Flußlaufes bei Hochfluten zu rechnen war.

Überschwemmungen. Eine alte volksetymologische Deutung sieht in der „Wittig" die „Wütige", „Wütende" nach den zahlreichen Überschwemmungen, die sie im Laufe eines Jahres verursacht[4]). Bereits im Jahre 1715 werden die zahlreichen Hochfluten der Gebirgswässer als eine ständige Gefährdung des heimischen Feld- und Wiesenbaues, des Teichwesens und der Fischzucht und eine dauernde Beunruhigung für das Verkehrs- und Wohnwesen des Bezirkes bezeichnet[5]). Aus einer Zusammenstellung der größeren Hochfluten, die der Bezirk in der Zeit von 1432 bis 1888 erlebte, geht hervor, daß die Gewässer besonders während der Monate Juni, Juli, August zu Überschwemmungen neigen. Von den 35 Hochfluten, unter denen 28 dem genauen Datum nach bekannt sind, ereigneten sich 8 im Juni, 12 im Juli, 8 im August, während von den übrigen je eine in den Monaten Feber, April, Mai und November und 3 in dem Monat September erfolgten[6]).

Über die Hochfluten der Jahre 1432 (21. 7.), 1442 und 1447, von denen wir aus benachbarten Geschichtsquellen erfahren, ist auf heimischem Boden nichts Näheres bekannt. Die Wirkung der späteren Überschwemmungen äußert sich vor allem an den Brücken- und Uferbauten in der Umgebung Friedlands. Durch ein größeres Hochwasser mögen die Ausbesserungen verursacht sein, die 1562 an den Jochen der Ringenhainer Brücke vorgenommen werden; im Juli 1570 wurde dieselbe Brücke durch das „große Wasser zerrissen und weggeführt". Im Jahre 1651 wurden 2 Kommissäre des Kreisamtes, die im Begriffe waren, nach Weigsdorf zu reisen, vom 28.—30. November in Friedland „durch großes Wasser aufgehalten". Die Hochfluten der Jahre 1673 und 1675 zerstörten die Ringenhainer Brücke bis zur Unbrauchbarkeit. Das Hochwasser vom 4. September 1685 entführte den Steg bei der Lohmühle. Die Hochfluten vom 21.—24. Juni 1688 beschädigten vor allem die Stadtmauer beim Marterturm und nahmen die erwähnten Veränderungen an dem seit alters bestehenden Werder vor; wenige Wochen später, am 19.—20. August 1688 wurde der Marterturm wiederum unterwaschen, alle Brücken und Stege zerstört. Der Schaden der beiden Hochfluten wird von dem Ratsprotokoll auf 844 fl. 42 kr. geschätzt. Bei dem Hochwasser vom 3. August 1689 wurde die Lohmühle der Schusterzunft entführt. Die Überschwemmung vom 17. August 1692 zerstörte die Ufermauer bei der Bleiche und brachte den Marterturm zum Einsturze. Am 4. Juli 1694 zerstörte eine Hochflut der Rasnitz, die sich „ohne Menschengedenken ergoß", die hölzerne Fiebig- und Spitalbrücke. Die Verheerungen, welche das Hochwasser vom 14. Juli 1702 anrichtete, wurden mit 4910 fl. 30 kr. Sachschaden an privatem und mit 12000 fl. an herrschaftlichem Besitz geschätzt. Minder gefährliche Hochfluten suchten das Gebiet in den Jahren 1728, 1751—1756, 1767 und 1776 heim. Das Hochwasser vom 19.—20. Juli 1780 brachte zu Friedland Menschen und Tiere in Lebensgefahr. Von ähnlicher verderblicher Wirkung waren die Überschwemmungen von 1786 (13. Juni) und 1789 (22. Juli); am Ausgange des Jahrhunderts richtete vor allem der Heinersdorfer Dorfbach, von dem 1828 erwähnt wird, daß er im Sommer „keine drei Finger hoch läuft"[7]), in Heiners-

[4]) Rohn C. F., Chronik S. 10 (1763).
[5]) LA. Kataster 1713, Nachträge 1715, 22/3.
[6]) Vgl. Helbig Jul., Beitr. 3, 279 ff.
[7]) SchA. Straßen 1828, 25/7.

und Wünschendorf große Verwüstungen an (27. Mai 1798). Auf die Hochfluten im 19. Jahrhundert kann hier nicht näher eingegangen werden[8]).

Uferbauten. Die großen Verheerungen, welche die Hochwässer fast alljährlich anrichteten, legten frühzeitig den Plan einer Flußregulierung nahe. Die beste Befestigung des Ufergeländes besorgte in vielen Fällen die Natur selbst. Sie bestand in einer dichten Reihe von Weiden, Erlen und Espen, die mit ihrem reich verzweigten Wurzelwerk den Boden vor den Angriffen des Wassers zusammenhielten. Anläßlich der Gedenkmänneraussage über den Zustand des Werders vom 12. August 1688 wurde wiederholt hervorgehoben, daß das Ufer der Aue mit zahlreichen Salweiden bestanden war, zu denen sich einige „Ohlkirschbäume" gesellten, deren Äste weit über das Wasser hinausragten[9]). Die Wallensteinsche Wirtschaftsordnung empfiehlt, jedes Ufergelände reichlich mit Weiden zu besetzen[10]). Die Sorge um die Herstellung einer künstlichen Ufermauer war den Anrainern des Baches überlassen. Handelte es sich um Gemeinde- oder herrschaftlichen Grund, so mußte die Befestigung durch Robot bzw. gemeinsame Arbeit erfolgen. Der Graben der Friedländer Schloß- und Bretmühle war durch die Ringenhainer und Kunnersdorfer Mahlgäste alljährlich zu räumen; die Ausbesserung der Ufermauer erfolgte mit Rasen und Holz, die von der Herrschaft zur Verfügung gestellt und von den Stadthübnern unentgeltlich zugeführt wurden[11]). Andere Räumungsarbeiten und Uferbauten wurden von der Bürgerschaft gemeinsam ausgeführt. Nach dem Hochwasser vom 21.—24. Juni 1688 mußte sich jeder Wirt an der Herstellung von Flußbett und Ufermauer beteiligen. Wer nicht persönlich helfen konnte, war verpflichtet, einen tauglichen Vertreter zu senden; Kinder durften jedoch nicht verwendet werden[12]). Die Befestigung des Ufergeländes erfolgte mit Hilfe der sog. „Abschläge", die später oft Teilen der Aue den Namen gaben (Olbersdorf 5. Fl.). Sie bestanden aus „Weidenpfählen", die im Bachbette versetzt wurden und Wände hielten, die aus Weidenruten geflochten und mit Reisig und Rasen verdichtet waren. Auch im Stadtgebiete war diese einfache Sicherung der Ufermauer in ältester Zeit beliebt. Bei der Kommission vom 9. Juli 1688 wurde unter dem Lohberge ein Stück ausgesetzte Mauer bloßgelegt, vor welcher Weidenpfähle gefunden wurden. Das Geflecht von Weidenruten war beweglich und konnte stets an die gefährdetste Stelle befördert werden. Für die Wiesen des unteren Wittigtales war der Gebrauch von Abschlägen nur während der Erntemonate gestattet[13]), um während der übrigen Zeit die Bewässerung des Wiesenlandes durch den Fluß zu ermöglichen.

Namen und Edelsteingehalt der Gewässer. Aus dem Namen der kleineren Gewässer des Bezirkes kann man vielfach auf ihr Aussehen schließen. Eine schmale Wasserader, die sich auf steilem, waldigem Hange ein tiefes Bett eingeschnitten hat, wird als „Wasserrieß" (Weigsdorf 921, Weißbach 685) bezeichnet. Die Iser entspringt nach einer Beschreibung des 18. Jahrhunderts „aus vielen hervorbrechenden Quellen, Sümpfen und Gemüssen[14]) zwischen dichten und schwarzen Waldungen"[15]). Die Quelle eines Baches wird als „Brunn" oder „Born" bezeichnet[16]); daher spricht man von einem „Bornfloß" (Lusdorf

8) Vgl. Helbig Jul., Beitr. 3, 279 ff.
9) StA. Ratsprotokolle 1687—1693, Fol. 186 ff.
10) SchA. Instruktionen 1625, 14/6.
11) Jäger, Mühlen Nordböhmens MVGDB 8 (1871), 148 f.
12) StA. Ratsprotokolle 1687—1693, Fol. 182 Nr 3.
13) SchA. Instruktionen 1674, 2. 4. § 85.
14) mhd. gemiez „Moor".
15) Kurzgefaßte Beschreibung des Bunzlauer Kreises (1794) S. 47.
16) ahd. brunno „Quelle". Mundartlich nur born; brunn unter Einfluß der Schriftsprache. Vgl. jetzt Schwarz E., MVGDB 64 (1926), S. 108.

101. Fl.). An einen Ursprung im Walde erinnert das „Waldwasser“ (Christiansau 10) und das „Ascherfloß“ (Einsiedel 624); im Gegensatze dazu steht das „Feldwasserfloß“ (Heinersdorf 399), das „Feldwasser“ (Olbersdorf 153), der „Güterraben“ (Göhe 185) und das „Dorfwasser“, das fast jeder Ortschaft des Bezirkes bekannt ist. Auf die Zusammensetzung des Flußbettes deuten die Namen des „Tonbaches“ bei Friedland (1567), des „Roten Flosses“ von Haindorf (19), des „Roten Wassers“ von Lusdorf (18) und der „Raudige“ von Priedlanz 12. Fl.; zu sl. rudý—„rot“) hin. Der Sand- und Kiesgehalt des Baches geht aus dem Namen „Sandaue“ (Weigsdorf 2. Fl.) hervor; nach der Färbung dieser Bestandteile spricht man bald von einem „Schwarzbach-“, bald von einem „Weißbachfloß“ (Weißbach 50, 92). „Seltenreine“ ist der bezeichnende Name eines Wassers der Friedländer Ortsflur (1151). Der „Krebsbach“ und „Katzbach“ von Göhe (61, 104), der „Fischbach“ von Friedland (534), der „Sperlichgraben“ von Lautsche (14. Fl.) und das „Bienenfloß“ von Einsiedel (287) deuten auf Tiere hin, die sich im Bache oder in seiner Umgebung aufhielten.

Einer alten Art der Wasserverwertung verdankt das „Goldbichfloß“ von Raspenau seinen Namen. Nachdem bereits im 15. Jahrhundert auf der Iserwiese nach edlen Metallen gesucht wurde und die Herren von Biberstein in den 30er Jahren des 16. Jahrhunderts hier waschen ließen[17]), berichten die Schriften einzelner Humanisten von dem Reichtum an Edelmetallen und Edelsteinen der heimischen Gewässer. Nach Schwenckfeldt, Henelius und Balbin wurden auf der kleinen Iserwiese Jaspites, Adamates, Achates, Aëtices, Amethysti, Carbunculi, Carnioli, Crystallei, Hyacinthi, Magnes, Onychites, Rubini, Saphiri, Sardonices, Tapazii, Turchesia gefunden[18]). Schwenckfeldt hebt vor allem die „Schierle“, glänzende schwarze Steinchen, hervor, die ob ihres vermeintlichen Goldreichtums von den „Walen“ gesucht wurden. Diese „Terminierer, vagierenden Wünschelrutengänger, Zirkelsteller und Walen“ trugen die Kunde von dem Reichtum der Iser hinaus in alle Welt. Kaiser Rudolf II., der maximus admirator et amator gemmarum, sandte Hans Heinrich Kobrscheit und seinen Gemmarius, den Leibarzt Anselmus Boetius de Boot, in dieses Gebiet, der die Ergebnisse seiner Reise in der Historia gemmarum et lapidum, Hannoviae 1609, verwertete. Auch Wallenstein ließ durch bergverständige Italiener das Gebirge durchsuchen. Nach einer „Beschreibung der Iser“ im Friedländer Schloßarchiv[19]) wurden im „Saffierflößl“ Saphyre, unter dem Buchberg Smaragden, Rubine, Türkisen, Amatisten, Granaten, Goldkörner, bei einer Quelle in der Nähe des Tafelsteins Gold und andere Edelsteine gesucht. Das Schloßarchiv bewahrt ferner ein Walenbuch vom Ausgang des 17. Jahrhunderts[20]), nach dem man in dem Flüßlein, das 14000 Schritte hinter der Neustadt

Wünschelrutengänger.
Aus „Wanderer im Riesengebirge“ 47 (1927) S. 108.

Mitt. 5 (1911) S. 2.

Schwenckfeldius Casparus, Stirpium et fossilium Silesiae catalogus (Leipzig 1601) cap. 2. Nic. Henelius, Silesiographia c. 2. Balbin Boh., Miscellanea historica regni Bohemiae (1679) I 73. Vgl. jetzt auch: Fischer K. R., Jb. d. Gebirgsvereins 37 (1927), S. 16; Gruhn H., Wanderer im Riesengebirge 47 (1927), S. 108. Schier B., Mitt. 21 (1927) S. 160.

Benneſch Joſ., Friedländer Zeitung 1911 Nr. 120.

SchA. fasc. Neustadt. Für die angrenzenden Gebiete vgl. Cogho, Die Walen oder Venediger im Riesengebirge. Mitt. d. Schl. Ges. f. Volkskunde 5 (1898) S. 1 ff. Schneider K., Die Walen im Riesengebirge MVGDB 60 (1922) S. 276 ff.

herfürkömmt, Gold, Lasur, Granaten und Schwefel" findet. Westlich von Neustadt fließe ein Brunnen, der Quecksilber enthalte. Bei Arnsdorf am Fuße des Hainberges, 4 Schritte neben dem Roten Floß, sind in einer Grube Goldkörner in Erbsen- und Bohnengröße zu finden; als Merkmal der Stelle werden 4 Bäume bei einem Hause genannt, von denen einer ein Bergeisen, der andere ein Kreuz, der dritte eine Fischgräte trage. In der Rosenaue zu Neustadt finde man „hohle Pfeifen", die sich bei entsprechender Behandlung in Gold verwandeln. Der Sand und Schlich der Iser auf der Iserwiese führe 23-karätiges Gold. Noch Schaller weist der Iser außer Gold und metallischem Geschiebe Karniolen, Onychiten, Sardonichen, Saphyre, Chalcedonier, Topase, Kristalle, Chrisolithe, Hyazinthe, verschiedene Achatarten und sogar Diamanten zu[21]).

Mühlen. Auf die gewerbliche Ausnützung der Gebirgswässer deuten die zahlreichen „Mühlgräben" (Heinersdorf 1, Mildenau 169, Göhe 51 usw.), die „Grabenwasser" (Friedland 141), die „Brettmühlgräben" (Buschullersdorf 56), der „Walkgraben" und das „Mahlmühlenwasser" (Friedland 240, 328) hin. Bereits das Urbar von 1381 nennt bei Friedland eine walkmoel, die moeln vorm huze (Schloß) mit 6 Raden (Bl. 6a) und die lohemoel (Bl. 6b). Zu Einsiedel befanden sich je 1 Loh- und Mahlmühle und 2 Brettmühlen (Bl. 13b); Mildenau (21a), Dittersbächel (24a), Rückersdorf (30a), Heinersdorf (32b) besaßen je eine, Lusdorf 2 Brettmühlen (23a), zu Bärnsdorf war eine (31b), zu Schönwald und Rückersdorf waren je 2 Mahlmühlen vorhanden (24b, 30a). Nach dem Befund vom 4. März 1552 waren in der Friedländer Herrschaft 9 Brettmühlen, die jährlich 40 Schock Bretter zinsten[22]). Das Urbar von 1631 zählt 5 herrschaftliche und 15 private Mahlmühlen, 1 herrschaftliche und 16 untertänige Brettmühlen, und je eine Pulver-, Walk- und Papiermühle bei Friedland auf[23]). Nach dem Kataster von 1713 waren im Bezirke 26 Mahl-, 21 Brett- und je eine Walk-, Lohe- und Papiermühle vorhanden, von denen bereits um 1700 ausgesagt wird, daß sie an „unsteten Gewässern" liegen und nur bei „großem Regen" verwendet werden können[24]). Jedes Dorf des Bezirkes strebte danach, eine leistungsfähige Mühle innerhalb des Gemeindegebietes zu besitzen. Als der Müller Christoph Menzel von Reichenberg im Jahre 1678 in Dittersbach eine neue Mahlmühle erbaute, machte sich die Gemeinde erbötig, den jährlichen Zins von 45 fl. zu zahlen, wenn der Müller wegen Wassermangel oder aus anderen Ursachen nicht „vollkommentlich" mahlen könnte[25]).

Die Zuleitung des Wassers zum Mühlrade erfolgte mit Hilfe des Mühlgrabens, der die erwähnten Bezeichnungen trug und für Friedland zuerst zum Jahre 1507 genannt wird[26]). Er bestand in einem gewöhnlichen Graben oder wie bei der Friedländer Schloßmühle in einem Gerinne, zu dessen Instandhaltung die Obrigkeit auf Eingabe des Pächters das Holz zur Verfügung stellte[27]). Die Ableitung des Wassers aus dem Flusse erfolgte mit Hilfe eines Wehres, das in alter Zeit sehr einfach gestaltet war. Als seine Hauptbestandteile werden schon 1613 „Wehrbaum" und „Wehrdamm" bezeichnet, deren mutwillige Beschädigung strenge bestraft wurde[28]). Wie die Erdwälle bei Teichanlagen bestand auch der Wehrdamm in den meisten Fällen in einem Erdaufwurfe, dessen Mitte durch eichene Pfähle gesichert war. Bei den meisten Mühlen floß der Mühlgraben

21) Schaller J., Topographie IV, S. 3. Über „Edelsteinfunde im Isergebirge" berichtet jetzt zusammenfassend A. Nessel in „Unser Isergebirge" (Gablonz) Nr. 43, 44.
22) Helbig Jul., Beitr. 2, 277.
23) Mitt. 4 (1910) 132f.
24) SchA. Forstwesen um 1700.
25) SchA. Forstwesen 1678, 23/4.
26) Helbig Jul., Coll. V 286.
27) Jäger, MVGDB 8, 142f.
28) SchA. Missiven 1612, 25/6.—1615, 7/1. Zum 30/12. 1613.

durch den Mühlteich, der den Wasserzufluß zu regeln hatte. Unter den zahlreichen Mühlteichen des Bezirkes ist der „obrigkeitliche Mühlteich" von Friedland am bekanntesten, der 1785 1 Joch 141 Klafter umfaßte (1445) und in den heutigen Schloßteich überging[29]).

Fischzucht. Nicht zuletzt waren die fließenden Gewässer des Bezirkes als Stätten der Fischzucht von Bedeutung. Unter den „Vischpächen" der Herrschaft Friedland werden bereits 1552 die Wittig, Rasnitz, Lomnitz und die Fischbach angegeben[30]). In dem Urbar von 1631 wird die Eigenart und der Fischreichtum der heimischen Gewässer eingehend geschildert[31]): Das „Hauptwasser", die Wittig, führt in ihrem Oberlaufe Forellen, hinter Friedland aber „Alten und Weißfische". Die Stolpich, Lomnitz, der Einsiedler Bach enthalten Forellen, das Liebwerdaer Wasser und die Goldbach kleine Samenforellen; das Erlwasser führt „Eltreßen und Krebse" und die Rasnitz nur kleine Fischchen. Die Aufsicht über die fließenden Gewässer hatte der herrschaftliche Fischer zu führen, der für die ganze Herrschaft beeidet war[32]). Er bewohnte das sog. „Fischereihaus" zu Friedland (1443), das beim obrigkeitlichen „Mühlteich" (1445) und „Fischhalter" (1442) lag; erst in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts wurde das alte Holzgebäude entfernt[33]).

Wie Wiese und Wald wurde auch der Fischreichtum der Gewässer ursprünglich als Allgemeinbesitz betrachtet. Bis in das 19. Jahrhundert hinein waren für die fließenden Gewässer Verbote unbefugten Fischens und Krebsens notwendig, die alljährlich bei Jahrdingen und Ratserneuerungen verlesen wurden. Im 16. Jahrhundert wurde gegen jeden Fischdieb mit den strengsten Strafen vorgegangen. Ein Tscheche, der in den Gewässern Ulrichs von Biberstein gefischt hatte, wurde 1515 zu Friedland gehenkt. Im Jahre 1585 wird Markus Riemer, der Scholze von Dittersbach, zum Tode durch das Schwert verurteilt, weil er das obrigkeitliche Fischrecht nicht achtete[34]). Im 17. Jahrhundert wurden die Bestimmungen wesentlich gemildert. Am 8. August 1688 wird das Baden, Fischen und Krebsen in Flüssen und Teichen bei einer Strafe von 10 Schock Groschen und 14tägigem Arrest verboten[35]). Daneben tauchen Bestimmungen zum Schutze der Fischzucht auf. Seit der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts wurden mit Rücksicht auf die Samenfische keine Enten geduldet[36]); den Mühlenbesitzern war es bei einer Strafe von 6 Gulden untersagt, Sägespäne und anderen Abfall dem Wasser der Mühlbäche anzuvertrauen[37]).

Teichwesen. Zeitiger als bei den fließenden Gewässern bildete sich die Vorstellung des Sondereigentums an den Fischen der künstlich auf Privatbesitz angelegten Teiche aus. Sie lieferten auch den Hauptteil zum Erträgnis der heimischen Fischzucht, die bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts eine bedeutende Stellung im Wirtschaftsleben des Bezirkes einnahm. Das Teichwesen befindet sich seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts in ständigem Anwachsen. Noch in dem Vertrage zwischen Ulrich und Matthias von Biberstein aus dem Jahre 1463 wird nur von „wilden Fischereien" und „fließenden Gewässern" gesprochen[38]); doch bereits 1552 werden 26 Teiche mit 231 Schock Karpfen er-

29) Helbig Jul., Coll. II 116.
30) Helbig Jul., Beitr. 2, 278.
31) Mitt. 4 (1910) 131.
32) SchA. Jahrdingsartikel 1656. Eide.
33) Helbig Jul., Coll.
34) StA. Punkta 1748 § 9; Mitt. 5 (1911), 86; Herrmann, Gesch. v. Reichenberg (1863) S. 424.
35) StA. Ratsprotokolle 8. August 1688.
36) SchA. Jahrdingsartikel 1692 § 107.
37) SchA. Ebda. § 108.
38) SchA. Lehenbuch 1, Fol. 125 f.

wähnt, aus denen man jährlich 159½ Schock 10 Groschen löste[39]). Unter der Verwaltung Wallensteins erlebte das heimische Teichwesen seine Blütezeit. Nach dem Urbar von 1631 und der Taxa von 1634 war in diesen Jahren die Zahl der Teiche auf 39 gestiegen; in planmäßiger Verwendung wurden sie in den Dienst einer hochentwickelten Fischzucht gestellt. Es waren 14 Karpfenteiche vorhanden, die mit insgesamt 161 Schock 3-jährigem Samen 3 Sommer hindurch besetzt wurden, und zwar der „Aynche-Teuch, Habe-Teuch, Graß-Teuchl, Hammer-Teuch, Graits-Teuchl, Lange Teuch, Traibe-Teuch, Raspenawer Teuch, Alter Teuch, Ober-Teuch zu Raspenaw, Unter-Teuch, Schönwalder Teuch, Mühl-Teuch". In diesen Teichen wurden jährlich insgesamt 1288 Schock Karpfen herangezogen. Streckteiche waren 13 vorhanden, in die 280 Schock 2-jährigen Samens eingelegt wurden. Ihre Namen waren: „Großes Teuchl, Braites Teuchl, Frawen-Teuchel, Spiller-Teuch, Straßen-Teuch, Lange Teuch, Rohr-Teuch, Ober-Teuchl zu Rückersdorf, Schrötters Teuchl, Weide-Teuchl, Straß-Teuchl, Mildenawer Teuchl, Raspenawer Teuchl". Das jährliche Erträgnis belief sich auf 1120 Schock. Streichteiche waren 4 vorhanden, in die 32 Streichkarpfen eingesetzt wurden: „Das Ober-Teuchel auf Leubners, Mittel-Teuchel, Hermeß-Teuchel und Unter-Teuchel". Forellenteiche gab es 8, in die 30 Schock Forellensamen eingesetzt wurden: Das „Rosenetz-Teuchl, Wenzels Teuchl, Loßdörffer, Weißpächer, Raspenawer, Khelmanns, Dietterspächler und das Newerbaut Teuchl"; sie warfen insgesamt 300 Schock ab.

Sämtliche Teiche der Herrschaft bildeten ein großzügiges Wirtschaftssystem, dessen Ertrag mit Einschluß der „Fischbäche" auf 1300 Schock Groschen jährlich geschätzt wurde. Ihre Bedeutung für das heimische Wirtschaftsleben geht aus der Tatsache hervor, daß der gleichzeitige Jahreserlös aus den „Wäldern und Gebürgen" 1500—1800 Schock Groschen betrug[40]). Für die Anlage neuer Teiche wurden keine Kosten gescheut; wie der sog. „Molckenteich" an der Ebersdorfer, Tschernhauser und Ostricher Grenze bereits im 16. Jahrhundert bald als Teich, bald als Wiese auftaucht[41]), so stellen auch die Teiche Wallensteins künstliche Anlagen dar, die unter geschickter Ausnützung einer Geländemulde durch die Aufführung eines Dammes zustande kamen.

Die gute Instandhaltung des Teichdammes war auch eine der Hauptsorgen des Teichwärters. Nach der Wallensteinschen Wirtschaftsordnung (§ 21) hatte er vor allem die Dämme jener Teiche, die im Sommer an Wassermangel litten, mit Rasen und Steinen zu dichten. Die Einmündungsstellen der Bäche sollten zum Schutze gegen Hechte dicht verflochten werden; die Austrittsstelle des Wassers war mit einem dichten Rutengeflechte zu versehen, um den Abfluß der Samen zu verhindern (§ 10). Die Teichdämme wurden durch Bepflanzung mit Strauchwerk gefestigt (§ 12). Nur Dämme, über die ein Weg führte, wurden von Sträuchern gesäubert, damit Fußgänger und Wagen rascher darüber kämen (§ 30). Die Viehtrift war in der Nähe der Teichränder verboten (§ 13). Für jeden Teich wurden aus der Umgebung zwei verläßliche Personen ernannt, denen vor allem bei der Gefahr eines Hochwassers die Aufsicht über den Teichdamm oblag (§ 15). „Vom Wachen bei den Teichen" wurde gegen Ende des 17. Jahrhunderts täglich 3 Kreuzer gezahlt; die Fischer erhielten außer Brot, Salz und Fischen 3 Kreuzer 3 Pfennige für die Tagesarbeit[42]).

Auch auf die Säuberung der Teiche wurde Wert gelegt: Der Wirtschaftskalender gibt als günstigen Zeitpunkt für diese Arbeit den Monat November und

39) Helbig Jul., Beitr. 2, 277.
40) Ebda. 2, 284.
41) SchA. Allerley Rezeß, Abschiede usw. 1598, 13. 10., Fol. 101a. „Molkeleich" zu Ebersdorf. Kat. 1785 (219).
42) SchA. Instruktionen o. Datum. Ende des 17. Jahrhunderts.

zember an; zu St. Abdonis (30. Juli) wurde das Röhricht getilgt[43]). Dem
u bestellten Hofjäger Wenzel Leopold Kopp wurde zur Pflicht gemacht, sich bei
roßen Wasserfluten und Ergießungen" gleichzeitig mit dem Verwalter, dem
cher, dem Teichwächter, den Schützen und anderen Landarbeitern zu den Pried=
izer Teichen zu begeben, um den Bruch der Dämme und den Abtrieb der
che zu verhindern[44]). Die Wasserdämme bestanden, wie man einer Schilderung
s dem Jahre 1723 entnehmen kann, in einem doppelten Aufwurf von Erde,
hm und Steinen, dem ein Gerüst von starken Eichenpfählen und Staketen
Stütze diente[45]). Neben diesen Erddämmen gab es auch solche, bei denen
s Bohlenwerk vorherrschte. So mag die Bestimmung des Wirtschaftskalen=
s zu verstehen sein, daß im Monat März die Teiche, welche mit der „Win=
flut erhalten werden, aufs höchste als die Tramer leiden mögen, mit Wasser
fzufangen" seien[46]).

Während des 30=jährigen Krieges geriet das Teichwesen in Verfall; die
ntsordnung von 1674 klagt darüber, daß aus „denen Teichen ein schlechter
tz einkommen, weillen viel Teich verwachsen, wüst und öde liegen und schlecht
etzt seind"[47]). Hatte die Wallensteinsche Wirtschaftsordnung Wert darauf gelegt,
ß kein Gewässer verpachtet sei, sondern durch die planmäßige Bewirtschaftung
er der Ertrag gesteigert werde, so war inzwischen durch die Ausschaltung
lreicher Teiche und Bäche die Einheitlichkeit des früheren Wirtschaftssystems
tört worden. Wohl wurde neben dem Fischmeister, dem die Aufsicht über die
hbaren Gewässer des Bezirkes oblag, ein Teichwächter bestellt, der vor allem
die Teiche zu Priedlanz zu sorgen hatte[48]); doch war man an Erfahrungen
der Aufzucht der Fische seit der Wallensteinschen Zeit nicht reicher geworden.
taucht jetzt vor allem die Sorge um die Fische während der Winterzeit auf.
ch der Amtsordnung von 1674 sollten die seichten Teiche zur Herbstzeit
gefischt und der Einsatz in tiefere Teiche übertragen werden. Diese jedoch
ren von eigens hiezu bestellten Personen täglich zu eisen, „damit die Fische
e Luft bekämen"[49]). Die „Luftlöcher" wurden gegen Ende des 17. Jahrhun=
ts als „Wihmen" bezeichnet[50]).

Zwar war bis zum Jahre 1713 die Zahl der Teiche auf 55 gestiegen,
h der Fischstand auf 1 Schock 14 Stück Strichkarpfen, 185 Schock Streck=
pfen, 144 Schock Einsatzkarpfen und 7 Schock Forellen gesunken. Dies hing
nit zusammen, daß man die alte Sitte des Dammbaues aufgegeben hatte
„keine rechten Teiche, sondern nur Pfützen" kannte, welche im Sommer
trockneten. Nach dreijährigem Wachstum bekam man kaum die Hälfte des
satzes und erst 100—140 Stück dieser Karpfen wogen einen leichten Zent=
[51]). Die Übergänge zwischen Teich, Wiese und Sumpfgebiet waren wieder
sig geworden und darauf ist es zurückzuführen, daß von den 60 Teichnamen
Katasters von 1785 zahlreiche mit den aus Wallensteinscher Zeit überliefer=
nicht übereinstimmen.

Nach dem Katastral=Zergliederungssummarium von 1832[52]) waren 45 Joch
Klafter obrigkeitlicher und 4 Joch 351 Klafter untertäniger Teiche in
terland und 147 Joch 1114 Klafter obrigkeitlicher und 13 Joch 1069 Klafter

---

chA. Instruktionen. Wirtschaftskalender.
chA. Forstwesen 1699.
chA. Grenzen 1723, 12/4.
chA. Instruktionen. Wirtschaftskalender.
chA. Instruktionen 1674, 2/4. § 85.
chA. Jahrdingsartikel 1656, S. 6 ff. Eide.
chA. Instruktionen 1674, 2/4. § 89.
chA. Instruktionen. Wirtschaftskalender.
A. Kataster 1713. Nachträge 1715, 22/3. Punkt 2.
Sommer Joh. Gottfr., Das Königreich Böhmen, statistisch-topographisch dargestellt. 2. Bd. (Prag 1834) S. 304.

untertäniger Teiche in Wiesenland verwandelt worden. Von den 72 Teichen de ausgehenden 18. Jahrhunderts sind im selben Jahre nur mehr 9 vorhanden als Hauptteiche dienten der Pfaffenteich bei Oberberzdorf, der Buschteich und de Mühlteich bei Schönwald, als Streckteiche waren der Mühlteich bei Zahn der Flarrteich bei Oberberzdorf, der Rasnitzteich bei Schönwald in Verwendung drei kleine Teiche bei Schönwald galten als Kammerteiche.

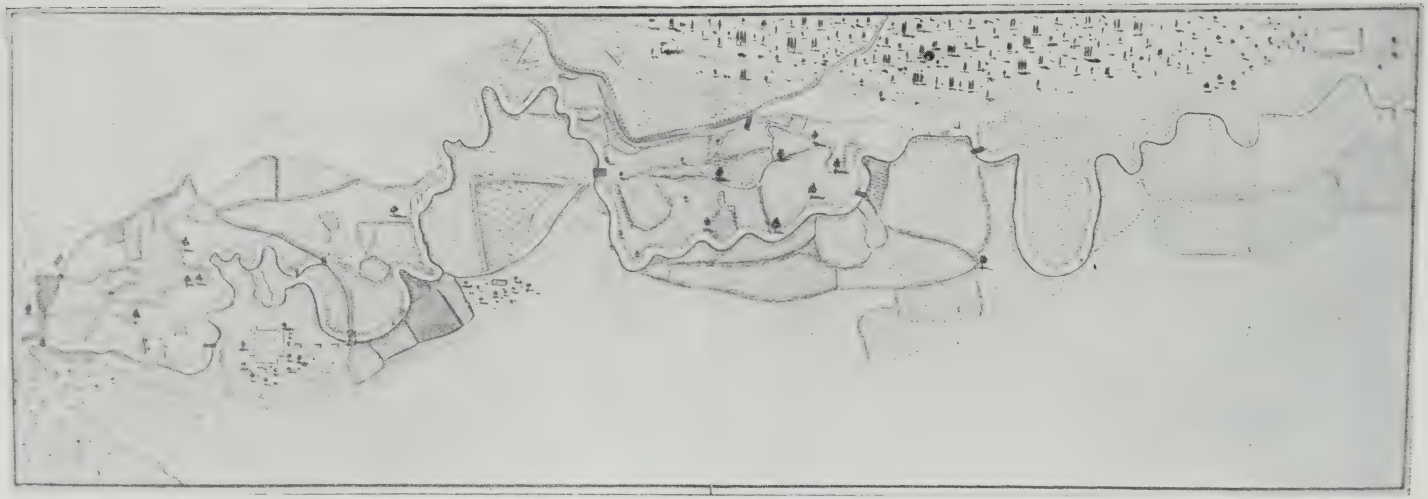
Auch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war das Teichwesen i stetem Rückgange begriffen, so daß es heute bis auf wenige Reste aus der Bilde der Heimat geschwunden ist; nur die zahlreichen „Teichfluren", „Teich wiesen" und „Teichzinsfleckel" erinnern an seine frühere Ausdehnung[53]).

Wiesen.

Lage, Gestalt und Aussehen.

Die Wiesen unseres Gebietes sind ausschließlich künstlichen U sprungs und auf früherem Wald- oder Auenwaldboden angeleg Auch die schönsten Talwiesen stellten in der Urzeit nicht einen weiche Wiesenteppich dar, sondern waren, wie aus der Schilderung des ursprüngliche Flußlaufes hervorging, mit einem Gestrüpp von Weiden, Erlen, Eichen, Esche usw. überzogen. Nur wenn der Boden durch Waldbrand, Überschwemmun oder durch menschliche Tätigkeit entblößt wurde, bildete sich ein unseren Begriffe genähertes Wiesenland, das nur bei andauernder Bewirtschaftung durch de Menschen in diesem Zustande erhalten blieb, sonst wieder in die frühere Auen formation überging[1]). An das Aussehen solcher Talwiesen erinnert das „Auen gestrüpp" (Friedland 1498), das in „Weidicht" (Wustung 33), „Eichicht" (Prie lanz 581), „Erlicht" (1713 Rückersdorf 3) und „Jauer" (Wiese 16. Fl.) bestan und nur Raum für „Strauch-" (Priedlanz 580), „Rohr-" (Dittersbach 2. Fl. „Stachel-" (1713 Raspenau 14) und „Schilfwiesen" (Rückersdorf 745) lie Von den Wiesen des Hegewalder Vorwerkes wird 1631 erwähnt, daß sie m Gesträuch, wildem „Häckicht" und Stöcken bestanden waren[2]). Noch heute ve mag die Aue zwischen Engelsdorf und Wiese und zwischen Ebersdorf und Göl eine gute Vorstellung vom ursprünglichen Aussehen unserer Talwiesen zu gebe Man war jedoch zeitig bestrebt, das üppige Sträucher- und Baumgewirr des Ufe geländes der Flüsse zu entfernen, um auch die Aue in gepflegtes Wiesenlan zu verwandeln. Daher empfiehlt der Wirtschaftskalender, die Ufergelände in d Monaten Juli, August von Morast, Holz- und Strauchwerk zu reinigen[3]). Daß aufopfernder Arbeit gelang, in vielen Fällen aus der Auenwildnis wertvo Wiesen und prächtige Baumbestände zu schaffen, geht aus der Darstellung hervo die uns ein Prager Reisender im Jahre 1796 von dem Ufergelände zwisch Haindorf und Weißbach entwirft: „Überall trafen wir auf wohl gepflegt Wiesen die schönsten Baumpartien von fettglänzenden Erlen und dunklen Tanne die, von Künstlerhand dargestellt, in jeder Galerie das Auge des Kenners a sich locken würden"[4]).

53) Vgl. Helbig J., Coll II 228; Kat. 1785, Dittersbach 3. Fl., Ebersdorf 5.
1) Vgl. Gradmann Robert, Das mitteleuropäische Landschaftsbild in seiner geschichtlichen Entwicklung. Geogr. Zeitschri (1901) 364. — Hausrath Hans, Pflanzengeographische Wandlungen der deutschen Landschaft (1912) S. 88 f.
2) Mitt. 4 (1910) 130.
3) SchA. Instruktionen. Wirtschaftskalender.
4) (Anonymus Pragensis), a. a. O. S. 48.



Die Wittigwiesen.

Nach einer Karte des Schloßarchives aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts.

Strauchwerk, Gestrüpp und Versumpfungsgefahr blieben zwar immer
n Merkmal der „Auenwiese“ (Friedland 1498); trotzdem bildete das Ufer-
elände unserer Bäche das günstigste Gebiet zur Anlage von Wiesen. Daher
eten Wiesennamen, die mit den Bezeichnungen der heimischen Gewässer
ebildet sind, am häufigsten auf. Der Kataster von 1713 kennt Wiesen
An der Rasnitz“ (Schönwald 13), „Bei der Schwarzbich“ (Bullendorf 18),
Weißbich“ (Heinersdorf 12), „Beim Liebwerder Wässerle“ (Mildeneichen 2),
An der Goldbich“ (Raspenau 26) und allen anderen Gewässern des Bezirkes.
Bezeichnungen wie „Floßwiese“ (Rückersdorf 11), „Am Flösse!“ (Bärnsdorf 12),
Am Graben“ (Rückersdorf 51), „Am Wasser“ (Lusdorf 2) kommen fast in allen
Ortschaften des Bezirkes vor. Auf die Nähe des Dorfbaches deuten die Be-
eichnungen „Beim Abschlage“ (Dittersbach 2), „Brückwiese“ (Bärnsdorf 2),
Wehr-“ und „Steigwiese“ hin (Rückersdorf 14). Dem Wasserreichtume ver-
anken die „Nasse Wiese“ (1713 Mildenau 15), das „Nasse Fleckel“ (Ebda. 19),
er „Nasse Hain“ (Christiansau 3. Fl.) ihren Namen. Auf Wasserüberfluß darf
an aus den Bezeichnungen „In der Pfütze“ (Olbersdorf 9. Fl.), „Bei der Erl-
fütze“ (Rückersdorf 742), „In der Pantsch“ (Lusdorf 31. Fl.), „In der Wasser-
ach“ (Engelsdorf 675), „Am Wasserplan“ (Priedlanz 28. Fl.), „Im Wassersack“
Priedlanz 41. Fl.) schließen. Mit Sitensky[5]) kann man bereits als Wiesen-
noore alle jene Flurteile bezeichnen, die vom Volke als „saure“ oder „faule
Wiese“ (1713 Mildenau 15, 28) und „sumpfachter Ort“[6]) benannt werden;
nen ist auch der größte Teil unserer zahlreichen „Teichwiesen“ und „Alten Teiche“
Wiese 23. Fl.) zuzuzählen. Die wichtigsten Wiesenmoore des Bezirkes wurden
on Sitensky bei Haindorf, Liebwerda, Raspenau, Friedland, Bullendorf und
Neustadt festgestellt[7]). Häufig entsprangen auf den nassen Wiesen die Quellen, welche
as Dorf versorgten. Dann wurde von „Quell-“ (Schönwald 318), „Brunn-“
Liebwerda 49. Fl.) oder „Bornwiesen“ (1713 Rückersdorf 13) gesprochen; nicht
elten wurden genauere Bestimmungen wie „Ringelbornwiese“ (Friedland 408),
Eichbrunn-“ (Rückersdorf 278), „Fichtenbrunn-“ (Priedlanz 93) und „Röhr-
runnwiese“ (Wiese 19 Fl.) gebraucht. Die Wiesennamen „Viehtränke“ (Rückers-
orf 225) und „Tränklage“ (Liebwerda 46. Fl.) deuten auf die weitere Benutzung
es überflüssigen Wassers hin.

Auch über die Geländegestaltung der Wiesen geben die Namen Aufschluß.
Im häufigsten kehrt wohl die Bezeichnung „Im Grunde“, „Im Gründel“
1713 Schönwald 44), vereinzelt in Zusammensetzungen wie „Schwarzer Grund“
Wiese 21. Fl.), „Metzegründel“ (Ebersdorf 33), „Schoßgründel“ (Ebda. 9. Fl.)
nd „Goldgründel“ (Heinersdorf 174) wieder. Häufig wird sie durch Ausdrücke
ie „Im Telliche“ (Liebwerda 87. Fl.), „Ey der Tillike“ (1713 Mildenau 2)
rsetzt; die Flur „Im Kessel“ (1713 Liebwerda 1) ist eine entsprechend gestaltete
Talwiese, die vereinzelt auch als „Im Schlauche“ (Priedlanz 141) und „In der
Klinke“[8]) (1713 Weigsdorf 14) gelegen bezeichnet wird. An die Bodenbeschaffen-
heit knüpfen die Ausdrücke „Schwarze Wiese“ (1713 Bullendorf 1), „Grüne“
Friedland 1104), „Rote“ (Ebda. 1355, Lusdorf 7. Fl.) und „Lichte Wiese“
Friedland 1599) an. Die „Stein-“ (Friedland 1561) und „Stockwiesen“ (Fried-
and 1326) deuten auf die noch nicht beendete Reinigung der Wiesenflur hin.
Der Grad der Ergiebigkeit gibt zu den Bezeichnungen „Kahl-“ (Friedland 1543),
„Gold-“ (Ebda. 1521) und „Süße Wiese“ (Ebda. 1515) Anlaß. Die Nachbar-
chaft, Lage und Bodengestaltung wird der Ausgangspunkt für den Namen

[5]) Sitensky Fr., Über die Torfmoore Böhmens (1891) S. 12.
[6]) SchA Instruktionen. Wirtschaftskalender.
[7]) Sitensky Fr., a. a. O. S. 141.
[8]) Mhd. klinge „Tal“.

der „Berg=“ (1713 Olbersdorf), „Hübel=“ (1713 Dittersbach 6), „Feld=“ (171 Wustung 3), „Graben=“ (1713 Raspenau 35) und „Leimgrubenwiese“ (171 Schönwald 195).

Auch von Gräsern und Gewächsen erzählen die Namen der heimische Wiesen. Neben einer „Pilzwiese“ von Friedland (415) werden Wiesen auf de „Pilzberg“ und „Morchelberg“ von Einsiedel (8. Fl. 84) genannt. Magere Gras war auf den „Läuserich=Flecken“ (z. B. 1713 Bärnsdorf 17) und de zahlreichen „Heiden“ des Bezirkes vorhanden; bei der „Wolfswiese“ (171 Dittersbach 1) bleibt es zweifelhaft, ob sie von dem Tiere oder der dürftige Grasart (Nardus stricta) den Namen empfing. Die „Teichwiesen“ (1713 Raspena 1) werden nicht selten von „Rohr=“ (1713 Rückersdorf 44), „Strüppich=“ (171 Bärnsdorf 17), „Schlingel=“ (1713 Raspenau 15) und „Stachelwiesen“ (171 Ebda. 35) begleitet. „Moos=“ (1713 Olbersdorf 5), „Nessel=“ (1713 Raspena 28) und „Rutenwiesen“ (1713 Dittersbach 4) kommen häufig in den „Geräu men“[9]) oder den „Räumerichen“ (1713 Raspenau 2) der heimischen Wälder vo die als Ruemungen bereits 1381 genannt werden (Bl. 24b). Der „Tschauwald hat wohl von einem Gewächse seiner Lichtungen, dem „Sauerampfer“ (sl. ščáv Rumex acetosa), den Namen empfangen. Von den „Waldwiesen“ (1713 Berg dorf 4, 18) oder „Streuflecken“ (Bärnsdorf 780), an deren Entstehung noc vereinzelt der Name „Stockwiese“ (Friedland 1326) erinnert, ergriff der Wal wieder am frühesten Besitz; nur bei jährlicher Mahd oder regelmäßigem Weide trieb wurde das Aufkommen des jungen Nachwuchses verhindert.

Die Wiesen waren meist von einer dichten oder schütteren Reihe vo Sträuchern und Bäumen umsäumt. In Bullendorf (1713, 16) lag eine Wies „Im Grunde bei der Abischen“; zu Schönwald wird als Kennzeichen einer Wies ein „Kirschbaum“ (280), zu Rückersdorf ein „Gründelbirnbaum“ (267) und ei „Apfelbaum“ (297) genannt. Bei Friedland wird eine „Birken=“ (494), i Rückersdorf eine „Erlen=“ (273) und „Eich=“ (277), in Wustung eine „Buch=“ (67), in Ringenhain eine „Lindl=“ (1713, 15) und zu Kunnersdorf eine „Kiefer wiese“ (1713, 10) verzeichnet. Auf häufigen Tierbesuch gehen die Namen „Fuchs=“ (Schönwald 220), „Bocks=“ (Rückersdorf 1015), „Ziegen=“ (Einsiedel 514) „Bienen=“ (Buschullersdorf 445), „Füllen=“ (Bunzendorf 538) und „Stuten wiese“ (Priedlanz 573) zurück. Für die Umrißform der Wiesen sind die Name wenig aufschlußreich; es werden neben „langen“ und „breiten“, „großen“ un „kleinen“ Wiesen (1713 Ringenhain 1 usw.) nur die sog. „Gänsehälse“ zu Fried land (1409), Göhe (15. Fl.) und Bärnsdorf (774) genannt, unter welchen schmal Wiesenstreifen im Gebiete der Flußschlingen zu verstehen sind. Auch über di Größe der Wiese sagen die Namen nichts Bestimmtes aus; die Sonderstellun des Graslandes gegenüber der Ackerflur kommt vor allem in der Tatsache zun Ausdruck, daß der Kataster von 1713 das Ausmaß der Wiesen nie in de Umfang der Höfe mit einrechnet. Zur Beurteilung ihres Ertrages wird stet nur die Anzahl der zweispännigen Heu= und Grummetfuder in ganzen un halben Wagen genannt[10]).

Die Lage der Wiesen war in den meisten Fällen durch Gelände un Wasserverhältnisse bestimmt; außerdem wurde bei jedem Bauernhofe das Lan in der unmittelbaren Umgebung des Hauses als Wiese verwendet. Die verschie denen „Haus=“, „Zier=“, „Obst=“, „Gemüse=“, „Kräuter=“ und „Bienengärten“ (s. u.) waren Teile dieses Graslandes, das nach seiner ursprünglichen Umfriedun in seiner Gesamtheit als „Garten“ bezeichnet wurde[11]). Von der Anlage dieses

9) SchA. Forstwesen. Waldbeschreibung 1732.
10) 1 Fuhre = 1 Metzen = $^2/_3$ Strich = $^1/_3$ Joch.
11) Vgl. Schier Br., Jb. d. dt. Riesengebirgsver. 1924, S. 91.

älteſten, ſtets mit beſonderer Sorgfalt bebauten Teiles des Hausumlandes konnte den Siedler auch nicht der Raummangel der geſchloſſenen Stadt abhalten. Innerhalb der Mauern Friedlands waren neben zahlreichen „Gemüſe-", „Zier-" (36) und „Obſtgärten" (45) eine größere Anzahl von „Graſegarteln" (38) vorhanden, die ein Ausmaß von 19 (98) bis 78 Geviertklafter (61) beſaßen. Im Jahre 1785 befanden ſich im Bereiche der inneren Stadt, der Nieder- und Obervorſtadt nicht weniger als 16 Joch 1166 Klafter Wieſenland, das eine Jahresfechſung von 132·0525 Zentner Heu und 62·9725 Zentner Grummet lieferte. Ein zweites Stück Wieſenland, deſſen Bezeichnung ſich mit der von Garten ſeiner Bedeutung nach vollkommen deckt, iſt die „Beunde"[12]), die in der heimiſchen Mundart als „Bante" erſcheint. Es handelt ſich hier um ein urſprünglich auf obrigkeitlichem Grunde liegendes, umhegtes Rodeland, das wohl wie anderwärts auf herrſchaftliches Betreiben hin geſchaffen wurde. Seine Sonderſtellung beruhte urſprünglich darauf, daß es ſich nicht innerhalb der Rechte und Pflichten der Dorfſchaft befand[13]).

Da die meiſten Wieſen beim Waſſer lagen, „Berg-", „Feld-" und „Ackerwieſen" aber zu den Ausnahmen gehörten, beſtand in der leichten Bewäſſerungsmöglichkeit der größte Vorteil, aber auch die ſchwerſte Gefahr für das Grasland. Faſt alljährlich wurde bei Überſchwemmungen des Ufergeländes der Bäche und Flüſſe das Gras „verſchlemmet" oder das gemähte Futter von den Waſſerfluten davon getragen. Obgleich gerade bei den herrſchaftlichen Wieſen frühzeitig das Ufergelände geſichert wurde[14]) und das Vorhandenſein von „Abſchlägen" die Durchführung dieſer Vorſchrift beſagt, ſo wird noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts darüber geklagt, daß die Wieſen des Friedländer Vorwerkes meiſt nur „verſchlemmtes" Futter liefern. Auch die Wieſen von Tſchernhauſen, Ebersdorf, Bunzendorf, Engelsdorf, Priedlanz und Wuſtung lagen in „höchſter Waſſergefahr" und warfen nur ein geringes Erträgnis[15]) ab. Das Friedländer Schloßvorwerk, das einen Muſterhof des Bezirkes darſtellte, brachte im Jahre 1713 von 16 Wieſen 56 Fuder Heu und 27 Fuder Grummet ein[16]). Der Meierhof Tſchernhauſen lieferte von 13 Wieſen, die noch 1801 als „Naß-, Teil-, Ebersdorfer-, Fuhr-, Zippel-, Damm-, Kälber-, Hölle-, Auen-, Kühnteich-, Honiggrund- (Hamsgrund?), Schindelteich- und Schmiedeteichwieſe"[17]) genannt werden, nur 11 Fuder Heu und 5 Fuder Grummet. Im Jahre 1713 war das Geſamterträgnis aller untertänigen Wieſen des Bezirkes 1508 1/2 Fuder Heu und 356 Fuder Grummet. Nach dem Kataſter von 1785 ſchwankte das Durchſchnittserträgnis von einem Joch Wieſenland in den einzelnen Ortſchaften des Bezirkes zwiſchen 1·41 Zentner Heu + 0·15 Zentner Grummet (Liebwerda) und 6·12 Zentner Heu + 2·12 Zentner Grummet (Wieſe). Das Kataſtral-Zergliederungsſummarium von 1832 kennt 1946 Joch 943 Klafter obrigkeitliche und 6597 Joch 99 Klafter untertänige Wieſen, zu denen 147 Joch 1114 Klafter Land von herrſchaftlichen und 13 Joch 1069 Klafter Land von bäuerlichen aufgelaſſenen Teichen kam.

Pflege der Wieſen.

Die zunehmende Aufwärtsentwicklung des heimiſchen Wieſenbaues iſt der Pflege zu danken, der ſich der „Wieſewachs" zeitig erfreut. Bereits nach der Wallenſteinſchen Wirtſchaftsordnung ſollen die Wieſen geſäubert und geräumt, die Maulwurfshaufen eingeebnet und die Sträucher gerodet werden[18]). Die Amtsordnung von 1674, welcher eine be-

12) ahd. biunt, mnd. birwende aus *birwunta „Das Herumgewundene".
13) v. Schwerin, RGA I 269.
14) SchA. Inſtruktionen. Wallenſteinſche Wirtſchaftsordnung 1628.
15) SchA. Forſtweſen v. Datum. Beginn des 18. Jahrhunderts.
16) LA. Kataſter 1713.
17) SchA. Grenzen 1801, 25/9.
18) SchA. Inſtruktionen. 1628, 14/6. Von Hauptleuten, Burggrafen uſw. § 9.

deutende Vermehrung der Schafzucht als nächstes Ziel der Meierhöfe vorschwebt, wünscht, daß zur Erhöhung der Futterernte „die verwachsenen Wiesen fleißig ausgerodet und gereinigt werden“[19]). Die Schaffner hatten Wert darauf zu legen, daß die „Mähder das Gras fein sauber und rein abmähen, damit das Grummet desto besser wachse“[20]). Wenn in dürren Jahren Mangel an Futter eintrat, dann sollte man den „feisten Boden“ bei den Teichen und in den Auen zur Heuernte heranziehen. Der Wirtschaftskalender[21]) empfiehlt, Ende Feber und Anfang März mit Asche zu düngen oder „Tauben- und Hühner-Kot auf die unfruchtbaren Flecke der Wiesen zu tragen“. Ende März sollen die „Schörhaufen“ zerworfen werden; Ende April sind die Gräben um die Wiesen wieder herzustellen. Anfang Juni möge man das „grobe Gras auf den Weiden abhauen, ehe es hart wird“. Im zweiten Viertel dieses Monats ist das gemähte Heu zum Schutz gegen Überschwemmungen auf Anhöhen zu schöbern. Mitte Oktober sind die „alten Wiesen vom Gemies (Moos) zu säubern“, mit Asche zu düngen und bei verfilztem Grunde mit „einem geschwereten Eisen“ zu übereggen. Im selben Monat sind neue Wiesen herzurichten, die Dornsträucher und das Unkraut samt den Wurzeln auszurotten. Gegen Ende des Jahrhunderts wird nochmals ausdrücklich befohlen, die Wiesen stets „wohl gehegt, geräumet und geputzet“ zu halten, damit das Heu jederzeit dürr und sauber auf die Böden gebracht werde[22]).

Das Bewußtsein, daß das Wiesenland ursprünglich Allgemeinbesitz war, lebte noch lange im Volke fort; es drückte sich vor allem in dem unbekümmerten Einheimsen des Grases der herrschaftlichen und der Gemeindewiesen aus. Daher wird bereits in den Wallensteinschen Dreidingsartikeln das Grasstehlen auf Loswiesen und Hutungen unter Androhung schwerer Strafen untersagt[23]). Nach der Amtsordnung von 1674 war jeder, der herrschaftliche Wiesen „ausmadete“, exemplarisch zu strafen[24]). Noch gegen Ende des Jahrhunderts tritt das Verbot unbefugten „Ausgrasens und Aushütens“ obrigkeitlichen Graslandes auf[25]).

Die Weiden. Im Anschlusse an die Wiesen sei der Weiden gedacht. Im alten Volkslande stand die Viehweide in der Allmende ursprünglich jedem Markgenossen frei. Mag auch auf heimischem Boden eine Einrichtung dieser Art nie bestanden haben, so brachte doch der zunehmende Ausbau des Landes eine Verringerung der Weidemöglichkeiten mit sich, deren man sich ungern entwöhnte. Schon Ulrich von Biberstein sah sich im Jahre 1506 genötigt, ein Verbot unbefugten Schadenlaufens fremden Viehes auf seinen Wiesen zu erlassen, von dem wir durch eine Notiz des Stadtbuches A Kenntnis erhalten[26]). Die Wallensteinschen Dreidingsartikel setzen 1 Schock Strafe auf das Aushüten „gehegter und verbotener Orte“ (§ 17). Seither tritt das Verbot in allen Jahrdingsartikeln und bei jeder Ratserneuerung auf; noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts wird das Stehlen von Gras und Laub als schwer strafbare Handlung bezeichnet[27]). Den Bürgern war die Aufzucht größerer Schaf- und Ziegenherden mit Rücksicht auf die Beschränktheit des Weidelandes verboten[28]); hatten Gänse, Enten, Hühner und Schafe den Fluren der Obrigkeit geschadet,

19) SchA. Ebda. 1674, 2. 4. § 78.
20) SchA. Ebda. Wohlfundierte Wirtschafts-Instruktion. Ende 17. Jahrhundert. Vom Schaffer § 18.
21) SchA. Ebda. Wirtschaftskalender.
22) SchA. Ebda. Vgl. Anm. 20. § 19.
23) SchA. Jahrdingsartikel 1625, § 30.
24) SchA. Ebda. 1674, 2. 4. § 79.
25) SchA. Ebda. Ende 17. Jahrhundert. Vom Burggrafen § 19.
26) LA Stadtbuch A Fol. 94 b. Abgedr. Heimatkunde III S. 80.
27) StA. Rechtspflege. Puncta 1748, 31/7. § 12.
28) StA. Ebda. § 11.

) mußte nach Abbüßung einer Gefängnisstrafe ein Schadenersatz von 15 Kreuzer ir das Stück geleistet werden[29]).

Als Viehweiden kamen Wiesen, Brachen, Trieschfelder und der Wald in Betracht. Die Gemeinde hatte ihr Weideland am „Viehweg", „Fiebich" und uf den „Treiben", die Herrschaft in den „Hutgärten" der Meierhöfe und den ginswiesen der Untertanen. Die dem Weidetrieb vorbehaltenen Flurteile werden urch die Namen „Treibe" (1713 Ebersdorf 3), „Treibewiese" (1713 Göhe), „Viehtreibe" (1713 Haindorf 4), „Hutwiesen" (1713 Ringenhain 7), „Hut= ecke" (1713 Dittersbach 14) gekennzeichnet. Es waren meist Landstücke, die um Acker= und Wiesenbau keine Eignung besaßen. Die „Steintreibe" (1051) er Flur „Reisewinkel" (35.) von Friedland war 1785 „völlig mit Steinern ewachsen". In der Friedländer Flur „Geiersberg" war die obrigkeitliche Hutung Sandgrube" (1411) vorhanden; die herrschaftliche Hutweide „Gesundheitsküppe" 1335) wies Stein= und Sandgruben auf. In der Schönwälder Ortsflur war ie Hutung „Sandknorren" (76), in Bullendorf die Weide „Sandknochen" (43) orhanden. Dichtes Gestrüpp war ein weiteres Merkmal der Weideplätze; eine Hutung von Rückersdorf zeigte „Wald und Gestrüpp mit Sandhügeln" (112), ei Neustadt werden mehrere Hutweiden mit Hecken genannt (1048, 1069 usw.). in Schönwald waren Hutungen mit „Wacholder=" (239), „Eichen=" (238) und Haselgestrüpp" (241) vorhanden; Rückersdorf kennt solche mit „Nadelgestrüpp" 24), „Kiefern" (233) und „Stöcken" (649). Mit Bezug auf die Weidetiere prach man von „Kälbergärten" (Friedland 1437, Haindorf 189 usw.), „Schaf= eiden" (Schönwald 208, Bullendorf 340 usw.), „Schafladen" (Ebersdorf 16. fl.), oder „Schafgärten" (Wustung 10., 11. Fl.) und „Gänseweiden" (Bärns= orf 79).

Die 26. Flur von Neustadt stellte die „Hutung" dar, die in Wegen, Steinen, chlechtem Grund und dem „Viehweg", „worüber das Vieh auf die Hutung etrieben wurde", bestand. Auch der „Gemein=Viehweg" von Friedland, wo sich 713 „nichts als Weg und Steg" befand, diente dem gleichen Zwecke[30]); bereits n Jahre 1500 befinden sich Teile des „Fiebichs" in Privatbesitz[31]); im Jahre 589 wurde hier eine Gemeindescheuer erbaut, die den Friedländer Bürgern, elche eines Vorratsraumes entbehrten, zur Verfügung stand. Die Verringerung es Gemeindefiebichs machte die Schaffung neuer Weidemöglichkeiten notwendig, ie man nach ländlichem Vorbilde in den „Viehtreiben" fand. Nach einer Notiz es „Hübnerbuches" zum 1. Juni 1640 sind unter den „Treiben" Hufenstreifen on 104 Ellen Länge zu verstehen, die für die Dauer des Weideganges brach egen blieben und zum Schutze der angrenzenden Felder mit einem Zaune um= eben wurden[32]). Da aus jedem der 7 Hubengüter eine Treibe zur Verfügung estellt werden mußte, war das erzielte Weideland nicht zusammenhängend; durch ine Vereinbarung zwischen den Hubengutsbesitzern kam es jedoch stets zu der bgrenzung von nur 3 Weideplätzen, die als „vordere, mittlere und hintere reibe" bezeichnet wurden. Die Treiben wurden ursprünglich alljährlich gewechselt; och 1712 beschloß man, jede Treibe drei Jahre hindurch zu benützen. Am age Philippi und Jakobi (1. Mai) besichtigte der Rat im Beisein der Hübner ie Treiben und bestimmte die Weideplätze für das nächste bzw. die drei nächsten ahre. Diejenigen Hubengutsbesitzer, welche ihre Treibe nicht vorschriftsmäßig ergerichtet hatten, wurden bestraft: Für die nachträgliche Rodung von Sträu= ern mußte die Hüblin im Jahre 1703 6 Kreuzer 4 1/2 Pfennige erlegen; weil

[29]) StA. Ratsprotokolle 1708—1714 S. 117.
[30]) LA. Kataster 1713.
[31]) LA. Stadtbuch A Fol. 54.
[32]) StA. Hubenbuch 1621—1741. Vgl. Helbig Jul., Coll. I 513.

Jonas Leubner im selben Jahre die Treibe auf seinem Acker zu schmal belasse hatte, wurde ihm die gleiche Strafe auferlegt. Bisweilen werden Strafgebühre bis 27 Kreuzer verzeichnet; es kamen häufig höhere Strafbeträge zusamme (z. B. 1736 2 Gulden 30 Kreuzer, 1724 3 Gulden 54 Kreuzer), die gemeinsa „vertrunken" wurden.

Der Gemeindehirte.

Die weitere Sorge um die Treiben oblag dem „Gemeindehirten" der alljährlich bestellt wurde; er führte auch die Aufsicht über di sog. „Beihirten", die selbständig entlohnt wurden und ihn be seiner Arbeit zu unterstützen hatten. Da der „Viehweg" oder „Fiebich" un serer Gemeinden, der den gemeinsamen Weidetrieb der Dorfgenossen zur Vor aussetzung hat[33]), ein ursprünglicher Bestandteil der heimischen Siedlungen i (s. u.), muß auch die Einrichtung des Gemeindehirten seit der ältesten Zeit be stehen. Das Urbar von 1381 nennt einen hyrten bei Heinersdorf (33a) un vyweger[34]) bei Mildenau (20b), Schönwald (25b) und Rückersdorf (30b); da Amt der Beihirten scheint erst nach dem 30-jährigen Kriege entstanden zu sein als der Viehstand nicht mehr von einer Person allein beaufsichtigt werde konnte und die Heranziehung von Kindern zu Hilfsdiensten wiederholt (z. B 1728) strenge untersagt worden war. Als der Stand der Beihirten sich allmählic zu verselbständigen und dem Gemeindehirten Konkurrenz zu machen begann erwirkte dieser im Jahre 1722 die Bestimmung, daß die Beihirten „allezeit nac ihm und nicht zuvor austreiben" sollten; 1724 wurde es denjenigen, welche ih Vieh den Beihirten zutrieben, zur Pflicht gemacht, sich mit dem Hirten vorhe zu vergleichen. Diese Bestimmung war nötig geworden, weil um 1700 an Stell der früher üblichen festen Besoldung, die Entlohnung nach der Stückzahl de Weidetiere in Übung kam.

Als wichtige „Gemeindeperson"[35]) stand der Hirte im Genusse bedeutende Vorrechte: Solange er austrieb, war ihm die Kontribution erlassen (1738) wer sich an ihm vergriff, mußte 5 Schock Strafe erlegen (1733). Sein Einkom men war ihm vor Störern zunftmäßig gesichert. Im Jahre 1697 werden di Hübner daran erinnert, daß es ihnen nicht gestattet sei, fremdes Vieh auf ihr Privatweiden anzunehmen, außer sie hätten sich vorher mit dem Hirten ver glichen. Als sich dieser im Jahre 1721 beklagt, daß man ihm „das Vieh seh vorenthalte und jeder für sich hüten lasse", wird bestimmt: „Wer nicht approbieren kann, daß er genug Hutung für sein Vieh hat, und nur anderen Leuten zun Schaden hüten läßt, soll sein Vieh zum Hirten treiben; die aber anderswohin ihr Vieh mittreiben, sollen schuldig sein, dem Hirten jährlich von jeder Kuh 7 Kreu zer zu geben". Seit dem Jahre 1729 hatten diejenigen, welche ihr Vieh vo Michaeli vom Hirten wegnahmen, diesem wöchentlich das halbe Hüterlohn zu zahlen. Im Jahre 1732 werden die bisherigen Bestimmungen in ver schärfter Form wiederholt: Jeder Bürger ohne eigene Hutung, der sein Viel einem anderen als dem rechtmäßigen Gemeindehirten zutrieb, sollte der Ge meinde einen Reichstaler Strafe erlegen. Dagegen war der Hirte verpflichtet täglich früh um 4 Uhr und nachmittag um 2 Uhr auszutreiben und das Viel „wohl in Acht zu nehmen, damit es auf Brücken, Wegen, Stegen und Felsen keine Schaden" erleide. Er hatte für jedes Übel aufzukommen, das sich das anvertraute Vieh in seiner Obhut zuzog. Am 7. Dezember 1610 verweigert der Verwalter des Schloßvorwerkes die Zurücknahme des sog. „Hofochsen", d h. des herrschaftlichen Stieres, weil dieser lahm ging. Der Hirte mußte ihn noch

33) Meitzen, Cod. dipl. Silesiae IV 113.
34) Ableitung von Viehweg.
35) Über die Stellung des Hirten in Westböhmen: John Alois, Aberglauben, Sitte und Brauch im deutschen Westböhmen (1924) S. 332.

10 Tage in Pflege behalten, bis er vollkommen wiederhergestellt war[36]). Außer der Unwegbarkeit der Feldfluren schadete dem Vieh vor allem das Raubwild des nahen Waldes. Zum Schutze gegen die Wölfe wurden dem Hirten alljährlich die nötigen Wolfsgarne durch die Hübner zur Verfügung gestellt. Unter den Notizen, mit denen Hauptmann von Grießel das Wallensteinsche Wirtschaftsmemorial von 1628 versieht[37]), findet sich die Bemerkung, daß es hier nicht üblich sei, den Schäfern Rosse, sondern Schafrüden contra lupos — gegen die Wölfe — zu geben.

Im Laufe des 30-jährigen Krieges war mit dem starken Rückgange des Viehstandes auch die Einrichtung des Gemeindehirten geschwunden. Als aber im Jahre 1661 nach des Stadtschreibers Tobias Hübels eigenen Worten „alle alte löbliche Ordnung wiederumb aufgerichtet" ward, wurde auch dieses Amt wieder hergestellt. Der Hirte erhielt jährlich „ein gewisses Geld und Getreide" und wurde bei seinem Antritte von den Hübnern außerdem mit einer „Pfrümbde" (Pfründe) „geehrt". Einige Gärten auf dem Viehweg hatten den „Pfrümbde-Zins" zu zahlen und das Höllengut stattete seine Schuldigkeit in der Form von Kuchen ab. Genauere Angaben über die Höhe der Besoldung und die Art der „Pfrümbde" werden nicht gegeben. Wie bereits erwähnt, ging diese Gepflogenheit um 1700 in eine Entlohnung nach der Stückzahl der Weidetiere über, die nach den Bestimmungen von 1732 für eine Kuh in der ersten Woche 3 Pfennige, für jede weitere 1 Kreuzer, von einer Ziege, einem Kalbe oder einem Schafe $4\,^1/_2$ Pfennige betrug. Das Vieh des Bürgermeisters, Stadtrichters und Stadtschreibers hatte der Hirte unentgeltlich zu hüten[38]).

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts geriet die Einrichtung des Gemeindehirten in Verfall; im neuen Hübnerbuche, das 1743 beginnt, wird nichts mehr von ihm vermerkt[39]). Im Jahre 1785 erinnerte nur noch das „Hirtenwiesel" an ihn (625). In den Dorfgemeinden ist die gleiche Entwicklung zu beobachten; als sich hier im Jahre 1782 der Übelstand bemerkbar machte, daß Kinder des Viehhütens wegen von der Schule fernblieben, wurde zum letztenmale auf die Zweckmäßigkeit des gemeinsamen Weidetriebes hingewiesen[40]).

Die herrschaftlichen Hirten.

Die herrschaftlichen Meierhöfe hatten Rinder-, Schaf- und Gänsehirten zu vorübergehender Dienstleistung bestellt. Den Bibersteinakten des Schloßarchives[41]) ist eine um 1450 entstandene „Gerechtigkeit der Schäfer" beigefügt, nach welcher jeder Hirte von 100 Lämmern jährlich vier Eimer Butter und 50 Malter Käse zu geben hatte; als Entlohnung seiner Mühe erhielt er für denselben Zeitraum drei Malter Korn und zwanzig Groschen; außerdem war ihm das Recht eingeräumt, auf herrschaftlichem Boden zwanzig Ziegen zum eigenen Bedarf zu halten. Da nach der Amtsordnung von 1674 beim Friedländer Schloßvorwerk und beim Hammelhof Berzdorf mindestens 600, beim Priedlanzer Meierhof mindestens 500 Stück Schafe zu halten waren[42]) und schon nach der Wallensteinschen Wirtschaftsordnung auf 200 Schafe ein „Schäferknecht" gerechnet wurde[43]), so war die Zahl der nötigen Hirten eine bedeutende. Doch auch die vorhandenen Weideplätze genügten für die wiederholten Erhöhungen der Stückzahl nicht. Bereits der Hauptmann Heinrich von Grießel hatte die Forderung des Wirtschaftsmemorials, „gute Durch-

36) Helbig Jul., Coll. I 255.
37) SchA. Wallenstein 1628.
38) Helbig Jul., Coll. I 513.
39) StA. Rechtspflege. 2. Hübnerbuch 1743—1831, 3. Hübnerbuch 1831—1848.
40) Helbig Jul., Coll. I 695.
41) SchA. Bibersteinakten Heft II pag. 45. Um 1450.
42) SchA. Instruktionen 1674, 2/4. § 75.
43) SchA. Ebda. 1628, 14/6. Von den Schäfereien § 2.

gänge und neue Weiden für die Schafe auszuspähen", mit der Bemerkung beantwortet, daß sich hier keine Gelegenheit zu einer neuen Schafweide finde[44]). Daher war die Obrigkeit gezwungen, sich frühzeitig das Recht der Schafviehweide auf den Gründen der Untertanen zu sichern[45]); obwohl sie davon nur im Notfalle Gebrauch machte, stieß sie dabei, besonders gegen Ende des 18. Jahrhunderts, stets auf den Widerstand der Bauern. Als im April 1791 der Hübner Franz Walter und 3 andere Friedländer Bürger dem Arnsdorfer Hammelknechte das Zutreiben von Schafvieh auf ihre Gründe verwehrt und ihn mit Schlägen bedroht hatten, gab der Amtsverwalter Karl Paul dem Friedländer Magistrate bekannt, daß „der gräflichen Grund- und Schutzobrigkeit das jus pascendi auf den bürgerlichen Gründen zustehe" und auch den Meierhofspächtern nicht verwehrt werden dürfe[46]). Diese Schmälerung der eigenen Weidemöglichkeit mußte um so früher den Unwillen der Untertanen erregen, als auch sie durch Steigerung der Schafzucht einen erhöhten Gewinn anstrebten. Der Hübner Michael Blumrich besaß 1713 nicht weniger als 35 Schock Schafe[47]) und Adam Siebeneicher, der Scholze von Rückersdorf, verkaufte im August 1715 200 Stein Schafwolle um 1538 Gulden an die Friedländer Tuchmacherzunft[48]).

Weiden kleineren Umfangs waren für das Geflügel notwendig, obwohl dessen Stand nach der Amtsordnung von 1674 bis zu einem monatlichen Futterbedarf von 3 Viertel Hafer zu vermehren war. Gänse sollten nur mehr im Schloßvorwerk gehalten werden, damit die Ausgaben für die „Gänsemädel" in den Meierhöfen erspart würden[49]); im Jahre 1785 wird nur eine einzige Hutung als „Gänseweide" bezeichnet[50]). Gänsemädchen und Hirtenknaben leben noch heute im Volksbewußtsein als beliebte Sagen- und Märchengestalten fort.

44) SchA. Wallenstein. Wirtschaftsmemorial.
45) Meitzen, Cod. dipl. Silesiae IV (1863) S. 114.
46) Helbig Jul., Coll. III 530.
47) LA. Kataster 1713, Friedland 153.
48) Helbig Jul., Coll. I 175.
49) SchA. Instruktionen 1674, 2/4. § 123.
50) LA. Kataster 1785, Bärnsdorf 79.

Felder.

Die Rodungen. Die Darstellung der Waldverhältnisse hat gezeigt, daß in der Urzeit auf heimischem Gebiete kein ackerbarer Boden vorhanden war; gleichzeitig wurden die Striche der hainartigen Vegetation mit Ratzel als günstigstes Gebiet der ersten Urbarmachung bezeichnet. Ein größerer Umfang der in vorgeschichtlicher, aber auch in slawischer Zeit vorgenommenen Rodungen wurde jedoch in Frage gestellt. Wie in den meisten anderen Bezirken des ost-

Deutsche Siedler roden den Urwald und bauen ein Haus.
Nach einer Heidelberger Miniatur des 13. Jahrhunderts bei Walter Frenzel, Urgeschichtsfunde des Kreises Rothenburg nebst einer Einführung in die Urgeschichte der Oberlausitz (1926).

deutschen Siedellandes vollzieht sich das großartige Werk der Urbarmachung unserer Wälder, ohne daß ein schwacher Nachklang dieses bedeutsamsten Ereignisses der Geschichte des heimischen Landschaftsbildes in den Quellen zu spüren wäre. Auch die Flurnamen lassen uns für die Zeit der ersten Rodung im Stich. Diese wurde nicht in der einfachen Weise der Schwendmethode vorgenommen, für welche sich auf mitteleuropäischem Boden kein Beleg findet[1]), sondern erfolgte mit Axt und Hacke; die Aufteilung des Waldgebietes in Huben, welche Sondereigentum darstellten und in Privatwirtschaft bearbeitet wurden, ließ die Anwendung eines Rodemittels nicht zu, dessen Wirksamkeit an den Hubengrenzen kaum zum Stillstande gebracht werden konnte. Dagegen ist anzunehmen, daß ein Teil des plötzlich in großen Mengen freiwerdenden Ast- und Wipfelholzes, der Stöcke und des Wurzelwerkes verbrannt, die Asche als Dünger verwertet und so in den ersten Siedeljahren die einfache Methode der Brennkultur geübt wurde, welche noch vor kurzem in waldreichen Gegenden Verwendung fand[2]). Mit dem Fällen und der Entfernung des geschlagenen Holzes war jedoch erst der leichtere Teil der Arbeit vollführt; das Roden im ursprünglichen Verstande

1) Gradmann Robert, Siedlungsgeographie des Kgr. Württemberg (1914) S. 82. Derf., Geogr. Zeitschrift VII 372.
2) Meitzen August, Siedlung- und Agrarwesen der West- und Ostgermanen I (1895) 69.

des Wortes besteht im Aufwühlen des Bodens zur Entfernung der Stöcke[3]). Wenn man bedenkt, daß diese mühevolle Arbeit für jede Hufe von 2—3 Menschen besorgt wurde, so muß uns tiefe Achtung vor der Leistung der ersten Siedler erfüllen. Man darf zwar annehmen, daß die Rodung der Wälder bis zu einem dem heutigen Verhältnis von Acker und Wald genäherten Stand oft Jahrzehnte in Anspruch nahm; da jedoch bei der Schwierigkeit der Verkehrsverhältnisse an eine Nahrungszufuhr kaum zu denken war, mußte der Siedler bestrebt sein, bereits im ersten Rodejahre soviel Boden urbar zu machen, als er zur Ernährung einer Familie bedurfte. Die Annahme liegt nahe, daß gerade das unmittelbare Hausumland am frühesten dem Feldbau zugeführt wurde, da es am leichtesten zugänglich war und wegen seiner Lage den größten Ertrag versprach[4]). Nach dem Ausgraben der Stöcke und Wurzeln wurde der Boden der intensiven Bearbeitung durch den Pflug unterzogen (s. u.).

Die Rodetätigkeit stand mit dem ersten Anbruche der Waldwildnis nicht still; sie wurde in geringem Umfange bis zur Gegenwart fortgesetzt. In Zeiten des Tiefstandes der materiellen Kultur ergriff der Wald von dem vernachlässigten Ackerboden Besitz und verwandelte ihn in unfruchtbares Hain- oder Heideland, sodaß eine neuerliche, wenn auch leichtere Rodung nötig wurde. Da im Laufe des 30-jährigen Krieges das „Hofegut beim Schloßvorwerk wiederumb verwachsen" war, wurde es im Jahre 1662 den Gemeinden der Herrschaft zur Neurodung zugeteilt, die „richtig und tauglich" zu erfolgen hatte[5]). Noch heute erzählt so mancher Bauer mit besonderem Stolz, daß er diesen oder jenen Teil seines Besitzes selbst gerodet habe. An die Rodungen aus den Jahrhunderten nach der Besiedlung erinnern eine Reihe von Feldnamen: Das „Neue Feld" von Friedland (871), das „Neuland" von Ringenhain (1713, 1), die „Neudecke" von Friedland (1487), die bereits 1381 als nydecke (Bl. 8b) genannt wird, und die „Neuwelt" von Christiansau (2. Fl.) bezeichnen diese Flurteile als Zuwachs zu dem alten Besitz. Die Benennungen „Rodeland" und „Rodefeld", welche unter den Feldnamen von Rückersdorf (585, 884), Neustadt (1004), Priedlanz (173) und Lusdorf (21. Fl.) auftreten, deuten auf den Ursprung dieser Landstücke hin. Halbe Rodearbeit mag bei den Fluren geleistet worden sein, denen die Bezeichnung „Stockfeld", „Stockwiese" oder „In den Stöcken" (Tschernhausen 12. Fl., Wustung 442, Friedland 1326) zukam.

Doch auch ohne die Absicht des Menschen, Rodungen durchzuführen, wurden einzelne Waldstrecken für die künftige Bestellung vorbereitet. Dies gilt vor allem für jene Waldteile, die der erwerbsmäßigen Erzeugung von Holzkohlen und Pottasche gedient hatten und später den Namen „Kohlstatt", „Kohlberg", „Kohlhau", „Ascherberg" u. a. (s. o.) trugen. Zu Ackerland konnten auch die durch Waldbrände vernichteten Randzonen des Waldes umgewandelt werden, wie es bereits 1381 mit der Hube vorbrand von Olbersdorf (Bl. 13a) und später mit dem „Langen Brande" von Buschullersdorf[6]) und dem „Brandfleck" von Karolintal (200) erfolgt ist. Nicht selten wurde dem Menschen durch Windbrüche ein Teil der Rodearbeit abgenommen; die von dem brüchigen Gehölze gesäuberten Stellen wurden als „Ruemungen" (1381 Schönwald Bl. 24b) oder „Geraime"[7]) bezeichnet.

Mag auch ab und zu durch diese späteren Rodungen das Ackerland vergrößert worden sein, die Hauptarbeit war im Jahrhundert der Besiedlung ge-

3) Vgl. mhd. rüeren „den Boden aufwühlen"; Ruhrhaken der heim. Quellen, s. u.; lat. ruo „aus der Tiefe aufreißen, aufwühlen", aßl. ryjo „grabe". Vgl. Hoops, RGA III 506.
4) Vgl. von der Goltz, Geschichte der deutschen Landwirtschaft I (1902) S. 51.
5) SchA. Forstwesen 1662, 13/3.
6) SchA. Redernakten. Vogelstellerregister 1618.
7) SchA. Forstwesen. Waldbeschreibung 1732.

ifiet worden. Damals lag es im Interesse der Bodenbebauer und der Volks-
irtschaft überhaupt, die Erwerbung von Neuland so lange fortzuführen, als
ulturfähiger Boden vorhanden war[8]). Diese Einstellung nahm die geistigen
nd physischen Kräfte der heimischen Siedler derart in Anspruch, daß vor Ablauf
er ersten fünf Jahrzehnte angestrengtester Rodearbeit an eine Besserung der
Bodenverhältnisse auf den gewonnenen Ackerfluren kaum gedacht werden konnte.
er vorwiegend extensive Charakter der Landwirtschaft blieb auf heimischem
Boden das ganze Mittelalter hindurch erhalten; daher ging oft in wenigen
ahren verloren, was man in jahrzehntelanger Arbeit errungen hatte. Weite
trecken früheren Kulturlandes eroberte sich der Wald wieder zurück; zahlreiche
elder an der Waldgrenze bestockten sich von selbst und gingen in Jungwald
ber, sobald der Weidetrieb nachließ[9]). Bereits das Urbar von 1381 erwähnt
ne Anzahl „wüster" Feldstücke: der Pfarrer von Friedland besaß in Schön-
ald 2 Huben, von denen die eine wüst lag (Bl. 25a); zu Einsiedel war 1
üstes Gut vorhanden und von den 27 Huben Bullendorfs lagen 15 Ruten
ıbebaut. Wie bereits erwähnt, sind die zahlreichen Haine und Heiden des
ezirkes aus halb geleisteter Kulturarbeit hervorgegangen oder auf Vernach-
ssigung der Feldflur zurückzuführen. Ein großer Teil dieser „Wüstungen" ist
ıtgegen der landläufigen Meinung nicht in der Zeit des 30-jährigen Krieges,
ndern im 14. und 15. Jahrhundert entstanden[10]). Bereits im 15. Jahrhundert
ımen auf heimischem Boden ganze Ortsfluren in den Ruf, wüst zu liegen; so
die Ortschaft „Wustung" zu ihrem Namen gekommen, die bereits gegen
nde dieses Jahrhunderts als „Wusteney nicht ferne von Weygißdorff" be-
ichnet wird[11]).

**ıltur-
ö Ödland.**

Genauere Angaben über die Beziehungen zwischen Kulturland und wüstem Boden sind erst in der Zeit nach dem 30-jährigen Kriege möglich. Über den Fortschritt im inneren Ausbau der iedlungen vom Ausgange des 14. bis zum Beginne des 17. Jahrhunderts ll unten gesprochen werden; hier sei auf den Umfang des Ödlandes in einzel-n Ortschaften auf Grund der Rolle von 1654 und der Rekalkulation von 683 hingewiesen[12]). Die Ortschaften Engelsdorf mit 612 Strich und Nieder-lersdorf mit 101 Strich lagen völlig wüst; dagegen wurden bei „Wustung" ın 253 Strich Ackerlandes 138 Strich bewirtschaftet. Die größte Ausdehnung hmen die wüstliegenden Felder bei Bullendorf ein, wo 1112 Strich der Orts-ır Ödland waren und nur 25 Strich bebaut wurden. In Bärnsdorf betrug s Verhältnis der bestellten zur unbestellten Bodenfläche 80 : 811 Strich, in erzdorf $89\frac{1}{4} : 543\frac{3}{4}$ Strich. Die Bodenverhältnisse der übrigen Gemeinden ıd aus der Tabelle I ersichtlich.

Diese außerordentlichen Zustände gehen bis zum Beginn des 18. Jahrhun-rts einer allmählichen Besserung entgegen. Doch noch nach dem Kataster von 13 steht Bullendorf mit 680 Strich wüsten Gründen neben $193\frac{1}{4}$ Strich Driesch-d 266 Strich Ackerfeldern im Ausmaße des unbestellten Landes an der Spitze der rigen Ortschaften des Bezirkes. Ihm folgt Engelsdorf, das neben 129 Strich kerfeld und 64 Strich Drieschfeld $391\frac{1}{2}$ Strich wüste Acker besitzt. In Berz-rf liegen neben $162\frac{1}{4}$ Strich Äckern und $73\frac{1}{4}$ Strich Drieschfeldern $390\frac{1}{2}$ rich der Feldflur wüst. Aus den Angaben bei den übrigen Ortschaften geht

---

). d. Goltz, a. a. O. I 120.
Vgl. Schwappach A., Handbuch der Forst- und Jagdgeschichte Deutschlands (1885) S. 37, 152, 182.
Hans Beschorner, Über den Wiederaufbau der meisten im 30-jährigen Kriege zerstörten Dörfer (1909). passim.
Nessel Ant., Mitt. 4 (1910) 111.
LA. Rolla 1654 Krag Boleslavský. Recalculation der Herrschaft Friedland vom 1. Oktober 1683 in Nachträgen zum Kataster von 1713.

hervor (s. Tabelle II), daß unter den untertänigen Gründen der Herrschaft ins gesamt 6395 1/2 Strich ackerbare Felder, 2589 1/4 Strich Drieſch- und 6070 1/ Strich Wüſtland vorhanden waren. Bis zum Ausgang des 18. Jahrhundert war der größte Teil der wüſten Fluren als Acker- oder Drieſchland der Bewirtſchaftung zugeführt; nur vereinzelte „Sand-", „Stein-" und „Dürre Berge" „Steinknorren", „-knöchel" und „-rücken" erinnern an die frühere Verbreitung des Ödlandes[13]). Dem Kataſtral-Zergliederungsſummarium ſind wüſte Gründe von nennenswerter Ausdehnung unbekannt[14]); neben den 14286 Joch 131 Klafter Ackerfeldern ſind nur mehr 1433 Joch 1463 Klafter Drieſchfelder vorhanden (Tabelle VI).

Bodengüte. Auch über die Bodengüte geben uns die Quellen des öfteren Aufſchluß. Nach dem Kataſter von 1713 waren neben 5898 1/2 Strich Feldern 3. Klaſſe nur 497 Strich Felder 2. Klaſſe in den Ortſchaften Dittersbach, Hermsdorf und Kunnersdorf vertreten. Von den allgemeinen Charakteriſtiken über die Bodenverhältniſſe einzelner Ortſchaften ſeien hier einige angeführt. Bullendorf „beſtehet in ſehr ſchlechtem, kaltem, leimigem, ſandigem und ſaurem Grund und Boden, allwo ſchlechte Früchte, ja bei manchem nicht der Same wiederumben eingeerntet wird". Nicht günſtiger lautet das Urteil bei Weißbach und Liebwerda, wo nur „ſchlechte, auswinternde Nahrung" vorhanden war. Ullersdorf und Lusdorf „liegen am Gebirge und haben ſchlechte, naſſe, leimſtein- und bergigte Felder". Mildenau leide „an den ſchädlichſten Waſſergüſſen, wodurch die Inwohner in großes Unglück verſetzt werden". Zu Mildeneiche wurde die Humusſchicht zweier Bauerngüter „völlig weggeſchwemmt"; „in vielen anderen Dörfern haben die grauſamen Wolkenbrüche mit Wegreißung Grund und Bodens" viel Schaden getan[15]). Kunnersdorf „liegt in ſchlechten Feldern, teils roten und ſandigen Bergen und kalten, naſſen, leimigten Ackern". Tſchernhauſen „liegt teils in ſandigem, teils in naſſem Boden und hat ſehr geringen Ackerbau". Bunzendorf beſitzt nur kleine, kalte, unfruchtbare Ackerfelder; Ebersdorf beſteht „in lauter naſſem und ſaurem Boden". Zuſammenfaſſend wird im Jahre 1715 feſtgeſtellt[16]): . . „daß bei dieſer Herrſchaft Friedland das mehrſte ſand- und ſteinigter und kein rechter ackerbarer Grund und Boden iſt, als wie in anderen Herrſchaften, die weiter hinauf ins Land liegen".

In Bullendorf war noch im Jahre 1715[17]) eine große Anzahl von Gütern „völlig mit Heidekraut und dergleichen Unfruchtbarkeiten verwachſen", ſodaß dieſer „gleichſam tote, weder Holz noch Gras tragende Boden" nicht einmal als Weideland genutzt werden konnte. Auch in 10 weiteren Gemeinden des Bezirkes waren die meiſten Felder mit Heidekraut, Ginſterarten, Weidenröschen bewachſen[18]). Man darf annehmen, daß die zahlreichen Flurnamen, welche mit „Heide" zuſammengeſetzt ſind, ähnlichen Wüſtungen ihren Urſprung verdanken; ſo mögen die „Heideberge" von Kunnersdorf (1. Fl.) und Wuſtung (35. Fl.), der „Heidehübel" von Priedlanz (39. Fl.), der „Heideplan" von Lusdorf (89. Fl.) und das „Alte Geheide" von Weißbach (49. Fl.) zu erklären ſein. — Die wenigen Getreidefelder trugen nach dem Berichte von 1715 in den meiſten Jahren nur Treſpen und Unkraut[19]); ein Teil des Landvolkes mußte ſich daher ſein Brot mit ſchwerer Handarbeit verdienen und aus Mangel a

13) LA. Kataſter 1785.
14) Sommer a. a. O. S. 304.
15) LA. Kataſter 1713. Nachträge 1715, 22. 3.
16) LA. Kataſter 1713. Nachträge 1715, 22/3. § 14.
17) LA. Ebda. § 5.
18) LA. Ebda. § 6. Die Ausſage gilt für die Ortſchaften Bärnsdorf, Heinersdorf, Dittersbach, Lusdorf, Lautſche, Engelsdorf, Wieſe, Tſchernhauſen, Berzdorf und Arnsdorf.
19) LA. Ebda. § 2.

Samen den größten Teil des Bodens unbebaut lassen. Der Ertrag war so gering, daß auf einem Strich Felder 3. Klasse kaum 3—4 Mandeln gesechst wurden und „die Mandel nur 2 bis $2^1/_2$ Viertel erschüttete“[20]).

Der Stand der herrschaftlichen Felder, welche in Bewirtschaftungsart und Erträgnis das Vorbild für den untertänigen Besitz abgaben, war kein bedeutend besserer. Nach einem Bericht an das Kreisamt von 1715 waren „die sog. Höfe von der geringsten Güte“. Ihr Betrieb lohnte sich wenig, da man den Samen kaufen mußte und dafür Unkraut und schlechtes Getreide einernte[21]). Die Tabelle (III) der herrschaftlichen Güter und Meierhöfe zeigt, daß auch auf obrigkeitlichem Grunde das Verhältnis der Ackerflur zu den Driesch- und wüstliegenden Feldern nicht günstiger als auf bäuerlichem Besitze war. Am schlechtesten war es mit dem Meierhofe Berzdorf bestellt, wo 190 Strich an Ackerfeldern 263 Strich Ödland und 86 Strich Drieschfeld gegenüberstanden; der Meierhof Bullendorf befand sich mit 99 Strich Ackerland gegenüber 120 Strich wüsten und 52 Strich Drieschfeldern in keiner besseren Lage. Die günstigsten Verhältnisse herrschten in den Meierhöfen Bunzendorf, Engelsdorf und Priedlanz (vgl. Tabelle III).

Bereits der Visitationskommission von 1713 fiel der große Umfang der driesch- und wüstliegenden Felder gegenüber der bestellten Ackerflur auf; in einer Zuschrift an das Oberamt drückte sie ihre Verwunderung darüber aus, daß das Ausmaß der Felder 2. Klasse so gering sei[22]). Daher wurden bei der im Jahre 1722 erfolgten Ocularvisitation Korrekturen in dieser Hinsicht vorgenommen. Waren im Jahre 1713 nur bei Dittersbach, Hermsdorf und Kunnersdorf Felder 2. Klasse im Gesamtausmaße von 497 Strich vorhanden, so werden 1722 nur mehr 15 Ortschaften ohne Felder dieser Klasse verzeichnet (s. Tabelle IV). Die auffallende Verschiedenheit der Ergebnisse erklärt sich weniger durch die fortschreitende Besserung der Bodenverhältnisse als vielmehr durch die Tatsache, daß die Aufnahme von 1713 zum Vorteile der Steuerzahler, die von 1722 im Interesse der Steuernehmer erfolgte.

Mußte man sich bei den früheren Aufnahmen mit ganz allgemeinen Angaben über die Größe des Ertrages, zumeist mit der Feststellung begnügen, daß die Ernte in keinem günstigen Verhältnis zur Aussaat stehe, so werden im Josefinischen Kataster von 1785 zum erstenmale ausführliche Angaben über die Größe der Heu- und Getreideernte gemacht, die Gesamterträgnisse der Ortschaft für 3 Jahre, $1^1/_2$ Jahre und 1 Jahr angegeben und die Durchschnittserträgnisse für Jahr und Joch berechnet. Durch diese Daten wird ein statistischer Vergleich zwischen der Bodengüte der einzelnen Ortsfluren möglich. Das Durchschnittserträgnis der Ackerfluren bewegt sich zwischen $4^{12}/_{16}$ (Karolintal, Mildeneichen) und $7^4/_{16}$ niederösterreichischen Metzen (Tschernhausen); der Hauptdurchschnitt aller Ortschaften des Bezirkes beträgt $5^{15}/_{16}$ Metzen (s. Tabelle V).

Dreifelder- und Feldgraswirtschaft.

Bereits die ersten deutschen Siedler, welche das heimische Gebiet betraten, waren mit der Kenntnis eines geregelten Ackerbausystems ausgestattet. Sie waren von Jugend auf mit der Betriebsform der Dreifelderwirtschaft, welche sich auf deutschem Boden seit 765 bzw. 771[23]) nachweisen läßt, innig vertraut. Für uns erhebt sich jedoch die Frage, ob dieses bewährte Wirtschaftssystem im heimischen Gebiete ohne wesentliche An-

20) LA Kataster 1713. Nachträge: Dubia und Ausstellungen an den Bekenntnistabellen. Gut Wünschendorf.
21) LA. Kataster 1713. Nachträge 1715, 22/3. § 3.
22) LA. Kataster 1713. Nachträge: Dubia . . . . § 2.
23) Hoops, RGA I 24 § 30 (ad 765), Hanssen G., Agrarhistorische Abhandlungen I 154.

derungen anwendbar war. Teilt man mit v. d. Goltz[24]) alle möglichen Betriebsformen des Ackerbaues in Felderwirtschaft, Feldgraswirtschaft und Weidewirtschaft ein, so stellt die Dreifelderwirtschaft eine durch Dreiteilung der Ackerflur gekennzeichnete Unterart der Felderwirtschaft dar. In den ersten Jahren der Rodetätigkeit unserer Waldbauern reichte der gesäuberte Teil der Hube kaum für eine mit Vorteil zu verwendende Dreiteilung der Ackerflur hin. Man darf mit Sicherheit annehmen, daß kaum vor dem ersten Jahrzehnt angestrengtester Rodearbeit die Möglichkeit zu einem geregelten Fruchtwechsel gegeben war. Das Bedürfnis danach machte sich auch kaum bemerkbar, da das in größeren Mengen verbrannte Ast- und Wurzelwerk eine ausgiebige Düngung der Acker ermöglichte. Doch mit dem allmählichen Nachlassen dieser Düngerzufuhr mußte sich auch eine Verschlechterung der Felderträgnisse einstellen. Bei den geringen Mengen von Düngstoffen, die der eigene Haushalt lieferte, genügte die einjährige Pause im dreijährigen Turnus der Dreifelderwirtschaft nicht mehr, um dem Boden die erforderliche Erholung zu gewähren. Man sah sich daher gezwungen, ein größeres Gebiet zu roden, als ursprünglich für die Zelgen der den Bedürfnissen einer Siedlerfamilie genügenden Dreifelderwirtschaft benötigt wurde. Dieser überschießende Ackerteil wurde in langjährigem Turnus abwechselnd als Gras- und Weideland bzw. als Ackerfeld verwendet. Dadurch war den Zelgen außer der regelmäßigen Brachzeit stets nach Ablauf mehrerer Jahre eine längere Ruhepause gesichert. So wurde innerhalb des der Dreifelderwirtschaft vorbehaltenen Flurgebietes noch die Betriebsform der Feldgraswirtschaft geübt, jenes alten Ackersystems, das eine Vorstufe zur Dreifelderwirtschaft darstellt[25]). Das Vorhandensein dieser Wirtschaftsform in unserem Gebiete ist weniger auf die kulturelle Stufe der einwandernden Siedler, als vielmehr auf die ungünstigen Bedingungen des heimischen Gebirgsbodens zurückzuführen. Das feuchte Klima des waldreichen Gebietes war dem Graswuchse wesentlich günstiger als dem Getreidebau gestimmt; bei jährlicher Bearbeitung konnte die stark aufgelockerte Ackerkrume der Feldstücke, die sich meist an den Hängen der Talsiedlung befanden, von den häufigen Regengüssen und Wolkenbrüchen allzu leicht fortgespült werden. So bedeuteten der wiederholte mehrjährige Weidetrieb und die Grasfechsung eine notwendige Festigung und Erholung des Ackerbodens. Es fand sich daher im heimischen Gebiete dieselbe Betriebsform, welche für die Gebirgssiedlungen des sächsischen Erzgebirges, Harzes, Odenwaldes und Schwarzwaldes nachgewiesen wurde, die sich in Kärnten, Tirol, Krain, Oberschwaben usw. findet[26]). In unserem Gebiete ist sie als „wilde oder ungeregelte Feldgraswirtschaft" vertreten, weil man sich bezüglich der Zahl der Frucht- und Grasjahre an keine feste Regel band, sondern nach der Beschaffenheit der Grundstücke richtete. Jene Teile der Ackerflur, die gerade als Gras- oder Weideland Verwendung fanden, werden als „Drieſch-" („Trieſch-")felder bezeichnet, mit einem Namen, dessen erster Bestandteil nach einer neueren Etymologie auf germ. *threusk — < *threutsk — zurückgeht, für das eine Grundbedeutung „ermüdet, erschöpft" zu erschließen ist[27]). Der Kataster von 1713 führt die Drieschfelder als eigene Gruppe zwischen den Ackern 3. Klasse und den wüsten Feldern an. Dem Umfange nach ist das Verhältnis der Drieschfelder zu den Ackerstücken recht verschieden; während in Friedland 612 1/2 Strich Felder 3. Klasse 412 1/4 Strich Drieschfeldern gegenüberstehen, betrugen diese Flurteile in Neustadt 59 1/2 Strich und 4 Strich. Für

24) v. d. Goltz, a. a. O. I 68.
25) v. d. Goltz, a. a. O. I 71.
26) Hanssen Georg, Die Feldgraswirtschaft deutscher Gebirgsgegenden. Agrarhist. Abh. I 132 f.
27) got. usthriutan „beschwerlich fallen", agf. threotan „ermüden, überdrüssig werden", an. thrjota „zu Ende gehen, ermangeln", ahd. ardriozan, nhd. verdrießen. Vgl. Sperber H., Wörter und Sachen VI (1914) S. 24.

aindorf und Weißbach werden im Jahre 1713 überhaupt keine Drieschfelder rzeichnet (Vgl. Tabelle II).

Auch die Dauer des Weidetriebes war auf diesen Feldern recht verschieden. uf die Anfrage des Kreisamtes, ob unter den zahlreichen Drieschfeldern brach= gende Felder gemeint seien und wie oft auf diesen der Anbau erfolge[28]), wird züglich Wünschendorf die Antwort erteilt: „ . . . in diesem kalten Orte lieget nches Feld wohl 30, 40, 50 Jahr, auch wohl gar immer wüste, weilen es : Kosten nicht ertraget". Daraus geht hervor, daß die Grenzen zwischen Driesch= d und wüstem Acker fließend und von der Dauer des Umtriebes abhängig iren. Dies zeigt sich vor allem bei der neuerlichen Aufnahme der Acker im hre 1722; hatte Friedland 9 Jahre vorher 412 1/4 Strich Drieschfelder auf= weisen, so gab es deren bei der Ocularvisitation nur mehr 289 Strich; hatte ustadt 1713 nur 4 Strich Drieschfelder, so werden 1722 25 1/2 Strich verzeichnet. i diesen und allen anderen Ortschaften (s. Tabellen II, IV) erfolgt die Zunahme s Drieschlandes stets auf Kosten des wüsten Ackers, die Abnahme geschieht Gunsten der Felder 3. Klasse. Es war natürlich, daß die Verbesserung der sten Acker über das Zwischenglied des Drieschfeldes vorgenommen wurde; der zunehmenden Kultivierung der Ackerflur verkleinerte sich der Abstand ischen den einzelnen Ackernutzungen des Drieschfeldes immer mehr. Der iefinische Kataster von 1785 verwendet die Bezeichnung Drieschfeld nicht mehr ihrer ursprünglichen Bedeutung, sondern als Gattungsname für das Acker= überhaupt; doch ist mit Sicherheit anzunehmen, daß unter den in allen schaften zahlreich vertretenen Ackern, die „in 5 Jahren 4 Jahre gebrachet 1 Jahr bebaut" werden, Drieschfelder mit kurzer Umtriebszeit zu verstehen . Der größte Teil der Drieschfelder mag in die zahlreichen „Hutungen, Hut= den, Hirtenpläne, Viehtreiben, Schafgärten, Gänseweiden" übergegangen sein.

Wie bereits erwähnt, kann von einem geregelten Betriebe der Dreifelder= tschaft in den ersten Jahrzehnten der Rodetätigkeit nicht die Rede sein. prünglich mag auch die Güte des Bodens nicht allerorts zum Anbaue von ntergetreide ausgereicht haben; dieser Zustand trat erst ein, nachdem man ande war, größere Düngermengen zu erzeugen. Die Siedler waren jedoch rebt, möglichst bald zu der zweckmäßigen Folge: Wintergetreide, Sommer= eide, Brache, die ihnen von der Heimat her bekannt war, überzugehen. erste unter den heimischen Quellen gibt die Rolle von 1654 neben dem heninhalt der Felder das Ausmaß der zum Anbaue von Winter= und nmergetreide verwendeten Acker an[29]). Doch da es sich zu jenem Zeitpunkte tief zerrüttete wirtschaftliche Zustände handelt, läßt sich aus diesen Angaben Schluß auf Gesetzmäßigkeiten in der Verteilung und dem Wechsel der chtfolgen ziehen. Nur die Tatsache tritt deutlich hervor, daß in den Gebirgs= nden der Anbau von Sommergetreide, in den tiefer gelegenen Ortschaften Anbau von Wintergetreide vorherrschte. Bei Friedland kommen auf 563 3/4 ch Acker 172 1/2 Strich Felder mit Winter= und 158 1/2 Strich Felder mit mersaat; Neustadt dagegen hat unter 101 Strich Feldern 29 Strich mit ter= und 33 Strich mit Sommersaat. In Priedlanz findet man unter 433 ch Ackern 170 Strich Felder mit Winter= und 123 Strich mit Sommersaat; ersdorf aber hat bei einem Gesamtausmaß von 890 Strich 126 Strich ter= und 190 Strich Sommersaat (vgl. Tabelle I).

Über die Verteilung der Winter= und Sommerfelder in den Huben mögen Verhältnisse einzelner Güter unterrichten, die unter dem Kriege nicht allzu

[28]) Kataster 1713, Nachträge. Dubia . . . § 5.
[29]) Rolle 1654.

stark gelitten hatten. Die meisten Bauerngüter von Rückersdorf mit einem Aus
maß von 24 Strich bebauen 6 Strich mit Winter- und 8 Strich mit Sommersaa
Wirtschaften im Umfange von 21 Strich haben 5 Strich für Sommer- und
Strich für Wintersaat. Ein Gut mit 50 Strich Ackergrund hat 15 Strich Winter
und 16 Strich Sommersaat. Heinrich Sommer von Heinersdorf besitzt unte
100 Strich Ackergrund 20 Strich für Winter- und 25 Strich für Sommersaa
Zu dem Freihof des Balzer Ziegler von Raspenau mit 50 Strich Ackerlan
gehörten 10 Strich für Winter- und 20 Strich für Sommersaat. In dem son
völlig wüsten Bullendorf ist ein Hof von 50 Strich, der 10 Strich Winter- un
15 Strich Sommersaat aufweist, noch leidlich erhalten. Aus diesen Beispiele
geht hervor, daß je $^1/_5 — ^1/_3$ des Gesamtbesitzes zu Winter- bzw. Sommersa
benützt wurde; die übrig bleibenden $^3/_5 — ^1/_3$ des Gutes fanden als Brach- un
Dreischfeld Verwendung. Nach den Ausführungen der Taxa von 1634[30]) wurde
bei den Meierhöfen Priedlanz, Friedland und Hegewald „über Winter" 47
Scheffel Weizen und Korn gesät, an „Sommergetreide" doppelt soviel; nach de
Korn wurde Hafer angebaut, der dritte Teil des Ackers aber als Brache un
Hutung verwendet.

Lage, Formen und Aussehen der Felder.

Die Zelgen eines der Dreifelderwirtschaft unterworfenen Flu
teiles konnten von verschiedener Größe und Form sein. D
innere Aufbau des Waldhufendorfes und die Beweglichkeit d
heimischen Geländes widersprachen der Anlage gleichartiger Felde
Als das Wallensteinsche Wirtschaftsmemorial die für Gewannfluren notwendi
Gleichheit der Felder auch für das heimische Gebiet verlangt, versieht Heinri
von Grießel diesen Punkt mit der Bemerkung: „Nach Beeten zu zählen, w
sich allhier in den Gebirgen gar nicht schicken, weil man die Beete wegen d
Gründe nnd Berge nicht gleicher Länge machen kann und ist manches Be
wohl 10 auch 20 mal länger als das andere"[31]). Die häufigen Flurbezeichnung
das „große, kleine, lange, breite, schmale Feld" sind im Hinblick auf die übrig
Teile eines Hofes geschaffen und lassen daher nur relative Schlüsse zu.

Aufschlußreicher sind die Flurnamen über die Lage der Felder. Das „Ho
Feld" (Friedland 872) oder „Hohe Gewende" (1713 Ringenhain 22) steht i
Gegensatz zu einem „Tiefen" (Priedlanz 193) oder einem „Höllengewend
(Engelsdorf 16. Fl.). Ein Feld „Auf der Markhöhe" (Wustung 234) stimmt
den Hauptmerkmalen mit den Äckern überein, die „Überschar" (Lusdorf 7
liegen, worunter bereits das Urbar 1381 (oeberschar Ringenhain 8a) einen
der Dorfaussetzung nicht aufgeteilten Flurrest längs der Wasserscheide verstand[3
Mit besonderer Auszeichnung wird in der Gebirgsgegend stets ein „Eben
Feld" (Friedland 875) genannt, für dessen Aussehen man den anschaulichen Au
druck „Scheibe" (Friedland 1130, Raspenau 76 usw.) fand, die nach örtlich
Merkmalen näher bestimmt, bald als „Große Scheibe" (Arnsdorf 4. Fl.), bo
als „Mühlscheibe" (Ebersdorf 199) wiederkehrt und bei ihrer Höhenlage
Gegenstück in den „Platschen" (Berzdorf 632) der Mulden und Kessel sind.

Die „Scheiben", denen stets eine dem Quadrate oder Kreise genähe
Gestalt zukommt, leiten uns in das Gebiet der Feldformen über, die be
Waldhufendorfe weniger mannigfaltig als beim Gewanndorfe[33]) sind; doch
möglichen Arten hat der Volksmund mit kennzeichnenden Namen ausgestat

30) Helbig Jul., Beitr. 2, 281.
31) SchA. Wallenstein. Wirtschaftsmemorial. 1628.
32) Überschar in der Bergmannssprache gleichbedeutend, s. Sanders, Di. Wörterbuch II 890. Überschar im schlesischen De
vgl. Klapper Joseph, Schlesische Volkskunde auf kulturgeschichtlicher Grundlage (1925) S. 65.
33) Vollmann R., Flurnamensammlung in Bayern. S. 79. In Heimatstudien. Sonderbeigaben zu den bayr. Heften
Volkskunde I.

ie ihr Aussehen treffend veranschaulichen. Durch die natürliche Bodengestaltung edingt, doch für die Bearbeitung mit dem Pfluge weniger beliebt, sind die reieckigen Feldformen, die meist die Bezeichnung „Keil“ (Friedland 1291, Lieb- erda 312 usw.) tragen; ganze Fluren dieser Umrißgestaltung werden als Große Keile“ (Karolintal 6. Fl., Tschernhausen 2. Fl. usw.) bezeichnet. Eine nregelmäßige Dreiecksform kommt den „Lätzen“ (Friedland 547, 1601) zu, ie in einem oft schwer zu bearbeitenden „Zippel“ (Friedlanz 33. Fl.) und einer reit ausladenden „Stirne“ (Karolintal 185) enden. Unregelmäßige Flurstücke, eren Bezeichnungen aus dem Kreise des bäuerlichen Arbeitsgebietes genommen nd, stellen die Felder „Hacke“ (Friedland 740), „Hackel“ (Friedland 659), Gänsehals“ (Rückersdorf 546) und „Schwalbenzahl“ (Engelsdorf 4. Fl.) dar, obei der letzte Ausdruck aus einem älteren swalbenzagel „Schwalbenschwanz“ ervorgegangen ist[34]).

Dagegen kommt den Feldern, welche „Auf den Streifen“ (Wiese 31. Fl., usdorf 4., 34. Fl.), genauer „Auf den langen Streifen“ (Raspenau 14. Fl., Hildeneichen 13. Fl.) liegen, höchste Regelmäßigkeit des Umrisses zu. Zumeist ndet dieser Name für das Teilstück einer parzellierten Hufe Anwendung; aus r gleichbedeutenden Bezeichnung „Auf der Rut“ (Liebwerda 55. Fl.) kann an vereinzelt auf die Größe des Feldstückes schließen (s. u.). Eine regelmäßige nrißform war auch allen „Lade“ genannten Feldern eigentümlich; das formelle erkmal wird dann meist noch durch eines der Lage z. B. „Hochlade“ (Bun- ndorf 74. Fl., Wustung 57. Fl.), „Tollade“ (Lautsche 24 beim Tollbusche) oder s Bodens z. B. „Pilzlade“ (Dittersbach 239) näher bestimmt. Eine regel- äßige rechteckige Form weisen auch die „Quieren“ auf, welche in jeder Orts- r in größerer Menge vorhanden und mit den bayrischen „Zwieren“ gleichbe- utend sind[35]). Man versteht darunter einen Acker inmitten der Hufe, bei dem e Richtung der Furchen senkrecht zu der der übrigen Acker oder zur Längs- se des Flurteiles steht.

Auch über den Wert und die Bepflanzung der Felder geben uns die men mannigfachen Aufschluß. Da das „Ausstеinen“ von Wiesen und Feldern den Quellen des öfteren genannt wird und nach dem Urbar von 1631 die uern von Hermsdorf zur ständigen „Steinabfuhr“ von den herrschaftlichen ldern verpflichtet waren[36]), nimmt es uns nicht wunder, wenn vor allem im irgigen Teile des Bezirkes die Namen zahlreich vertreten sind, welche die nige Ackergrundlage hervorheben. Ein „Steinberg“ drückt nicht selten einer nzen Flur sein Gepräge auf (Einsiedel 1. Fl., Bärnsdorf 5. Fl.); bei gerin- er Ausdehnung kehrt er als „Steinhübel“ (Einsiedel 7), „Steinrich“ (Lieb- rda 6. Fl.), „Steinpuckel“ (Ringenhain 14. Fl.), „Steinrücken“ (1713 Weiß- h 30), „Steinknochen“ (1713 Haindorf 5) und „Steinhaufen“ (1713 Ditters- hel 5) wieder. Den Feldern dieser Fluren wird die Bezeichnung „Steinfeld“, teinfleckel“ (Friedland 779, 1560) oder „Steinlade“ (1713 Dittersbach 48) elegt. Es bedeutet keine Empfehlung, wenn ein gereinigtes Steinfeld in stark eligem Gelände als „Löcherfeld“ (Friedland 658) bezeichnet oder wenn von behauptet wird, es liege auf einem der zahlreichen „Knorrn“ des Bezirkes B. Wustung Fl. 19). Eine günstigere Wertung erfahren bereits die häufigen der auf „Sandbergen“ (Bärnsdorf 2. Fl.), „Sandhöhen“ (Einsiedel 3. Fl.) bei „Sandgruben“ (Friedland 1414), die mit der Bezeichnung „Sandige“ iedland 1337) versehen werden. Als Gegensatz dazu werden „Nasse Felder“,

[34]) Vgl. Rübezahl < Ruebzagel (ad 1619 bei Matthias Burklechner).
[35]) Bollmann R., a. a. O. S. 79.
[36]) Mitt. 4 (1910) 143.

(Priedlanz 22. Fl.), solche „Im nassen Gewende“ (Ebersdorf 24) oder „B
Leimgruben“ (Friedland 1290) genannt; ein lehmiges Feld mit schwerem Bod
wird gern als das „Dicke“ (Friedland 1262) bezeichnet. Nach dem Aussehe
des Bodens spricht man von einem „Roten Feld“ (Friedland 1351) oder eine
„Raudige“ (<sl. rudý Priedlanz 100); vereinzelt gibt die Bezeichnung „Eise
feld“ (Friedland 1523) die Ursache dieser Färbung an. Als zusammenfassen
Bezeichnungen aller günstigen Merkmale eines Feldes sind im heimischen Flu
namenschatze die Fügungen das „Rechte“ (Friedland 1233), das „Schöne“ (Ebd
1234) und das „Goldfeld“ (Ebda. 1522) vorhanden.

Aus zahlreichen Feldnamen kann man lesen, daß die Ackerflur noch geg
Ende des 18. Jahrhunderts bunter und reicher mit Bäumen und Strauchwe
bewachsen war als heute. Unter den Merkzeichen für Felder kommen fast a
Bäume der Flur vor. Besonders beliebt unter ihnen war die Eiche (z.
„Eichenfeld“: Friedland 784), von der sogar junges Gesträuch („Bein Eiche
sträuchern“: Rückersdorf 505) oder der Stock („Beim Eichenstock“ ebda. 10
zur Kennzeichnung der Lage genügte. In Ansehen und Häufigkeit der Ve
wendung folgt ihr unmittelbar die Linde; „Lindenfelder“ sind fast jeder Ort
flur in größerer Zahl bekannt (Friedland 677, 848, 1487); eine ähnliche Eh
wird der „Lärche“ zu mindestens in der Friedländer Stadtflur (558, 1285)
teil. Hinter diesen Bäumen treten in der Namengebung der Felder die „Birke
(z. B. Friedland 412), die „Abschen“ (Rückersdorf 196), „Fichten“ (Wustu
305) und Obstbäume (Wustung 119, Rückersdorf 266) zurück. Bei der Wa
der bestimmenden Merkmale genießt die charakteristische Baumgruppe vor d
regellosen Durcheinander den Vorzug. Wie bei Verainungen spielt hier d
alleinstehende Baum und Strauch (s. u.) eine bedeutende Rolle (Friedland 14
Wustung 305); auf die Wahl der Baumgruppe scheint die Zahlenmystik ni
ohne Einfluß gewesen zu sein, denn mit Bewußtheit spricht man von ein
„Dreilinden=“ (Friedland 848) oder einem „Siebbaumfeld“ (Lautsche 4. F
Nicht selten werden die Rainsträucher zur Kennzeichnung der Felder gewäh
man spricht von einem Acker „Hinter der Hasel auf dem Berge“ (Rückersd
612), der im Gegensatz zu dem tiefgelegenen „Schilfgewende“ (Weigsdorf 4
steht. Dichtes Gestrüpp längs der Feldraine gibt dem „Strauchfelde“ (Friedla
1350) den Namen; die häufigen „Rosenfelder“ (Friedland 770, 1065) sind n
den „Rosengestrüppen“ (Friedland 1082) bezeichnet. Ein einzelstehender Stra
hat dem „Feld beim Dornstrauche“ (Rückersdorf 464) und der Flur be
„Ohlstrauche“ (Friedland 48. Fl.) das Kennzeichen gegeben. Dem farbigen Schm
der Feldraine mag das „Blumenstück“ von Bärnsdorf (773) seinen Nam
verdanken; die zahlreichen „Pilzfelder“ (Friedland 416) und „Pilzladen“ (Ditte
bach 239) sind nach den Gewächsen ihres nächsten Umlandes benannt. D
„Grüne Feld“ (Friedland 1101) und das „Kleesleckel“ (Ebda. 669) haben r
der häufigsten Art ihrer landwirtschaftlichen Verwertung den Namen erhalt
Von der Bedeutung des Feldraines, der Grenzfurche und Anwand soll un
gesprochen werden.

Zu den Bestimmungen nach äußeren Merkmalen gehört auch die A
knüpfung an ein Kennzeichen der nächsten Umgebung. Die Angabe der Na
barschaft war vor der Einführung der Parzellen und Hausnummern das
liebteste Mittel zur Bezeichnung einer Liegenschaft. Ausgehend von dem U
kreis einer einzigen Wirtschaft sind die Fügungen „Feld beim Busche“ (Sch
wald 411), „Buschfeld“ (Friedland 787), „Wasserfeld“ (Ebda. 1357) und „Wies
feld“ (Ebda. 1360) eindeutig bestimmt. Genauer erfolgte die Kennzeichnung
Lage, wenn man von einem „Feld beim Hainel“ (Schönwald 256), „B

Kieferbüschel" (Ebda. 411) spricht, oder wenn aus ähnlichen Fügungen „Wittigfeld" (Friedland 1512) oder das „Fischfeld" (< Fischbachfeld, Friedland 765) hervorgegangen ist. Willkommene Anknüpfungspunkte geben ferner alle auffallenden Merkmale der Flur, vor allem Felsen (Friedland 1336), Leim- (Friedland 1290) und Sandgruben (Ebda. 1414), Gräben (Schönwald 274), Viehtränken (Berzdorf 689), Brunnen (Engelsdorf 157), Straßen, Wege und Stege (Buschullersdorf 169), Kreuze (Friedland 1251) und Kapellen (Ebda. 573). Von unangenehmen Besuchen wissen das „Vogelfeld" (Friedland 762), „Fasan-" (Ebda. 1277) und „Hirschenfeld" (Ebda. 785) zu erzählen; der Feldname „Mäuseschloß" (Wustung 231) löst zwar unser Wohlgefallen, doch nicht das des Bauern aus.

Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß auch beim Feld die Benennung nach dem gegenwärtigen oder alten Besitzer am häufigsten vertreten ist; doch läuft hier die Entwicklung darauf hinaus, das Individuelle der Namensform auszumerzen und die Erinnerung an ursprüngliche Besitzverhältnisse in der Gestalt eines Gattungsnamens beizubehalten. So sind Bezeichnungen wie „Apothekerfeld" (Friedland 561) und „Stadtschreiberfeld" (Ebda. 631) entstanden; beim „Kirchen-" (Ebda. 469) und „Schulfelde" (Neustadt 1223) wird dem Rechtsverhältnisse entsprechend das Amt als Inhaber der Nutzung bezeichnet. Nicht selten spiegelt sich die Art der Erwerbung des Flurteiles in dem Namen wieder; doch haften solche Bezeichnungen meist nur an jenen Besitzteilen, die außerhalb der unverrückbaren Hufengrenzen liegen. Die zahlreichen „Kaufstücke" (z. B. Friedland 753) stellen nachträgliche Erwerbungen aus parzellierten Hufen oder aus Herrschaftsbesitz dar; die „Erbstücke" (Friedland 846) sind wohl meist, wie die Eigenart des bäuerlichen Erbganges schließen läßt, aus dem Besitz einer ausgestorbenen Häuslerfamilie in das Eigentum des späteren Besitzers übergegangen. Bei einem Feldstücke, das einst zwischen zwei Anrainern strittig war, bewahrt der Name „Streitstück", „Strittfleckel" (Göhe 226) die Erinnerung an den ursprünglichen Vorfall. Vereinzelt wird auch die Art der Veräußerung des Feldstückes in dem Namen festgehalten; man darf vermuten, daß unter dem „Bierfeld" von 1785 (Friedland 964) jenes Flurstück zu verstehen ist, das Mathes Neumann, Bürger und Inwohner zu Friedland, am 8. August 1695 an den Grafen Franz Ferdinand Gallas um 25 Faß Bier verkaufte[37]). Bei dem „Semmelfelde" (Friedland 1021, 1524) mag eine ähnliche Besitzübertragung vorgelegen oder seine Körnerfrucht zur Herstellung des Gebäckes gedient haben. Obrigkeitlichen Zinsgrund stellten vielleicht auch das „Eiersfleckel" (Friedland 362) und die „Butterberge" dar; im Namen des „Dukatenfeldes" (Friedland 539) lebt die Erinnerung an den Kaufpreis weiter.

Düngung. In der Geschichte der Bodenverbesserung spielen die Düngemittel die wichtigste Rolle. Bereits oben wurde darauf hingewiesen, daß in den ersten Jahren der Besiedlung die Asche des verbrannten Wurzel- und Astwerkes als Dünger Verwendung fand. Doch diese Quelle versiegte bald und die Bauern sahen sich frühzeitig auf die Erzeugung von Düngemitteln im eigenen Haushalt angewiesen. Die Zahl der gezüchteten Rinder, Ziegen und Schafe war jedoch im Vergleiche zu der heutigen Zahl der Zuchtstücke sehr gering. Die frühesten Angaben über die Größe des Viehstandes bringt das Urbar 1631 bei der Beschreibung der herrschaftlichen Meierhöfe[38]); danach waren beim Schloßvorwerk Friedland 80 Stück Pferde und Rinder, 39 Schweine, 724 Schafe und 130 Stück Federvieh vorhanden. Das Priedlanzer Vorwerk hielt

[37]) SchA. Lehenbuch 1671—1700, Fol. 107; vgl. Helbig Jul., Coll. II 557.
[38]) Mitt. 4 (1910), 130.

auf 4 Huben Acker und 8 Wiesen 56 Stück Rindvieh, 34 Schweine, 363 Schafe und 81 Stück Federvieh. Beim Hegewalder Vorwerk kamen auf 3 Huben Acker und mehrere Wiesen 47 Stück Rinder, 328 Schafe und 32 Stück Federvieh. Da die herrschaftlichen Meierhöfe im Zeitalter Wallensteins Musterwirtschaften darstellten, darf von ihnen kein Schluß auf den Viehstand der untertänigen Gründe gezogen werden; dieser entsprach wie in den meisten übrigen Teilen Böhmens in keiner Weise der Größe der bewirtschafteten Feldflur[39]). Besonders ungünstig lagen die Verhältnisse in der Zeit nach dem 30-jährigen Kriege; aus der Tabelle I geht hervor, daß 1654 vier Ortschaften, darunter Bullendorf und Tschernhausen, weniger als 10 Kühe, 7 Dörfer weniger als 20 Kühe, 11 Gemeinden weniger als 50 Kühe (Schönwald 29 Stück) besaßen. 50—100 Kühe sind nur in 9 Dörfern, mehr als 100 bzw. 150 Stück Rindvieh sind nur in je 2 Ortschaften vorhanden. Friedland besaß mit 164 Kühen den größten Rinderstand im Bezirke.

Der Viehstand erholte sich sehr langsam und nicht selten kamen Rückschläge vor. So hatte Friedland 1713 nur 133 Kühe, 63 Stück Geltvieh, 23 Ziegen, 16 Pferde, 17 Ochsen und 35 Schock Schafe[40]). Josef Stracke, der in diesem Jahre über 70 Strich ackerbaren Boden verfügte, besaß nur 3 Kühe, 2 Stück Geltvieh und 1 Ziege. Den größten Viehstand der Stadt nannte der Hübner Michael Blumrich (Nr. 153) mit 8 Kühen, 6 Stück Geltvieh, 1 Ziege, 2 Pferden, 2 Ochsen und 35 Schock Schafen sein eigen. Gottfried Ressel von Heinersdorf, der als größter Bauer des Bezirkes über 100 Strich Ackerboden verfügte, besaß 1713 nur 2 Pferde, 2 Ochsen, 5 Kühe, 3 Stück Geltvieh, 50 Schafe und 2 Ziegen. Der durchschnittliche Besitz eines Bauern mit mehr als 20 Strich Feld war 1 Ochse, 2 Kühe, 2 Kälber, 1 Ziege, 3 Schafe. Eine Besserung dieser traurigen Verhältnisse trat erst in der 2. Hälfte des 18. und den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ein. Die anmerkungsweise wiedergegebenen Zahlen über den Viehstand im Jahre 1833 mögen den bedeutenden Fortschritt in dieser Richtung zeigen[41]).

Es nimmt uns daher nicht wunder, wenn auf heimischem Boden in dem 3-jährigen Turnus der Dreifelderwirtschaft nur eine teilweise Düngung zum Roggenfeld der Wintersaat erfolgte, wie dies auch in anderen Gegenden Deutschlands üblich war[42]). Diese Tatsache geht aus der Taxa von 1634 hervor[43]), nach welcher nur dort die Aussaat von Korn erfolgte, wo über Winter gedünget wurde; nach der Kornernte wurden die Acker ohne vorherige Düngung mit Hafer, bzw. Gerste und Hafer bestellt[44]). Wenn nach Weizen oder Gerste Erbsen gesät würden, so sollte dies nach dem Wunsche der Wallensteinschen Wirtschaftsordnung auf ungedüngtem Boden erfolgen, da sonst das „Stroh für die Schafe zu grob und untauglich werde“[45]).

Als Düngemittel kamen alle Mistarten in Betracht, die der bäuerliche Viehstand abwarf. Nach dem Volksglauben und den Erfahrungen des Bauern

39) Slavik F. A., Mitt. aus dem Landesarchiv des Kgr. Böhmen 3 (1910) 47.
40) LA. Kataster 1713.
41) Nach Sommer a. a. O. 309 betrug der Viehstand am 30. April 1833:

	Obrigkeit	Untertanen	Zusammen
Pferde:	65 (60 alte, 5 Fohlen)	634 (622 alte, 12 Fohlen)	699
Rindvieh:	577 (13 Zuchtstiere, 14 junge Stiere, 269 Kühe, 145 Kalbinnen, 4 Mastochsen, 93 Zugochsen, 19 junge Ochsen)	9029 (42 Zuchtstiere, 26 junge Stiere, 6146 Kühe, 1740 Kalbinnen, 28 Mastochsen, 851 Zugochsen, 196 junge Ochsen)	9586
Schafe:	5097 (4874 alte, 223 Lämmer)	1131 (908 alte, 223 Lämmer)	6228

42) Lambrecht, a. a. O. 1 (1886) 559.
43) Helbig Jul., Beitr. 2, 281.
44) SchA. Wallensteinsche Wirtschaftsordnung. Vom Säen und Ernten. § 2.
45) SchA. Ebda. § 4.

kommt jeder von ihnen eine besondere Bedeutung zu. Die vielseitigste Verwendbarkeit besitzt Ochsen- und Kuhmist; Pferdemist gehört nicht in sandigen Acker, da er das Land „ausdörret". Nach der Düngung mit Schweinemist wachsen gern Schweinedisteln; von besonderer Güte ist der Schafmist, denn „das Schaf hat einen güldenen Fuß, wo es hintritt und stehet oder gehet, da bringt es Nutz"[46]). Vogel-, Hühner- und Taubenmist findet vor allem in Gärten Verwendung; Gänsemist lasse sich nur auf sandigem Boden mit Vorteil gebrauchen. Nach dem Wirtschaftskalender ist im Monat Mai auf „sandigen Grund Strohmist zu legen, auf geringen Grund Kuhmist und auf starken Grund Schafdung"[47]). Bei Düngermangel pflegte man „die fette Erde und den Schlamm aus Pfützen und Teichen auf die Acker zu führen"; auch der Kot von Wegen fand in ähnlicher Weise Verwendung[48]). Als wirksames Düngemittel ist dem Wirtschaftskalender schließlich die Asche bekannt, deren Anwendung beim Feldbau aus dem Flurnamen „Aschenfeld" (Friedland 1535) zu erschließen ist. Dem Acker „zu Nutz und Frommen" wurde die Verbrennung der Getreidestoppeln empfohlen[49]).

Es wurde Wert darauf gelegt, daß der Dünger „zur rechten Zeit an die Stelle, wo es die Not am meisten erfordert", gebracht werde[50]). Wie in Schlesien hielt man hier viel darauf, daß die Ställe im letzten Viertel des Mondes ausgemistet werden[51]). Die Beförderung des Düngers zur Verbrauchsstelle hat nach dem Wirtschaftskalender „im ersten oder anderen Viertel" mit Hilfe des Mistwagens, der Mistradber oder der Mistbere zu geschehen. Nach derselben Vorschrift ist von Ende Dezember an, solange der Schnee liegt, „Dung auf die Wiesen und Acker auszuführen"; „auf der Höhe, wo magerer Grund ist, sind nahe zusammen die Misthäufel zu machen", die im Neumond des Monates Mai über das Feld auszubreiten sind. Dabei ist darauf zu achten, daß der „Dünger fein gleich abgeschlagen, gebreitet und, ehe er verdorret, aufs eheste unterackert werde". Als Zeitpunkt der letzten Arbeit wird der „alte Mond" im Monat Mai angegeben. Im Jänner solle „Tauben- und Hühner-Kot auf die unfruchtbaren Fleckeln oder Wiesen getragen werden"; wenn man dagegen im März düngt, so wächst viel Unkraut auf den Feldern.

Über die Wirkung des Düngers unterrichtet uns eine Anzahl von Flurnamen. Man spricht von einem „starken" (Friedland 1272) oder „schwachen" Felde (Ebda. 1273), je nach dem Grade der Leistung, die man ihm nach einmaliger Düngung zumuten darf. Ein Ackerstück, dessen Ertrag auch nach häufiger Düngung unverändert bleibt, wird als „blind" (Friedland 1257) bezeichnet; wenn es dagegen eine längere Ausbeutung ohne regelmäßige Düngerzufuhr verträgt, wird ihm die Auszeichnung „geduldig" (Friedland 884) zuteil. Ein Feld, das bei regelmäßiger Düngung ungleichartige Erträge liefert und daher dem Bauer Kopfzerbrechen verursacht, wird als das „wunderliche" (Friedland 1600) gekennzeichnet. Wird ein Feld zu stark gedüngt, so „erhitzt" es sich und „verbrennt"[52]); ist ihm eine zu geringe Menge von Dungstoffen zugeführt worden, so wird es zu einem „kalten" (Friedland 1275) und schließlich zu einem „Kahlfelde" (Ebda. 1544). Den Gegensatz dazu bilden die ausgiebig gedüngten, „warmen" Felder oder die „Dungfleckel", die unter Verwendung der metaphorischen Gleichung „Dünger" = „Honig" als „süße" Felder (Friedland 1516)

46) Colerus, a. a. O. III 53.
47) SchA Instruktionen. Wirtschaftskalender. Ende 17. Jahrh.
48) Colerus, a. a. O. III 53.
49) Ebda. III 57.
50) SchA. Instruktionen. Wirtschaftsordnung. Ende 17. Jahrh. § 8.
51) Colerus, a. a. O. III 53.
52) Colerus, a. a. O. III 54.

oder „Honigflecke“ (Bärnsdorf 781, Rückersdorf 146) bezeichnet werden. Die 34. Flur von Priedlanz trägt in „Hurlachen“ einen Namen, der aus althochdeutschen Glossen als horlachen = sterquilinio bekannt ist[53]).

Pflügen und Säen.

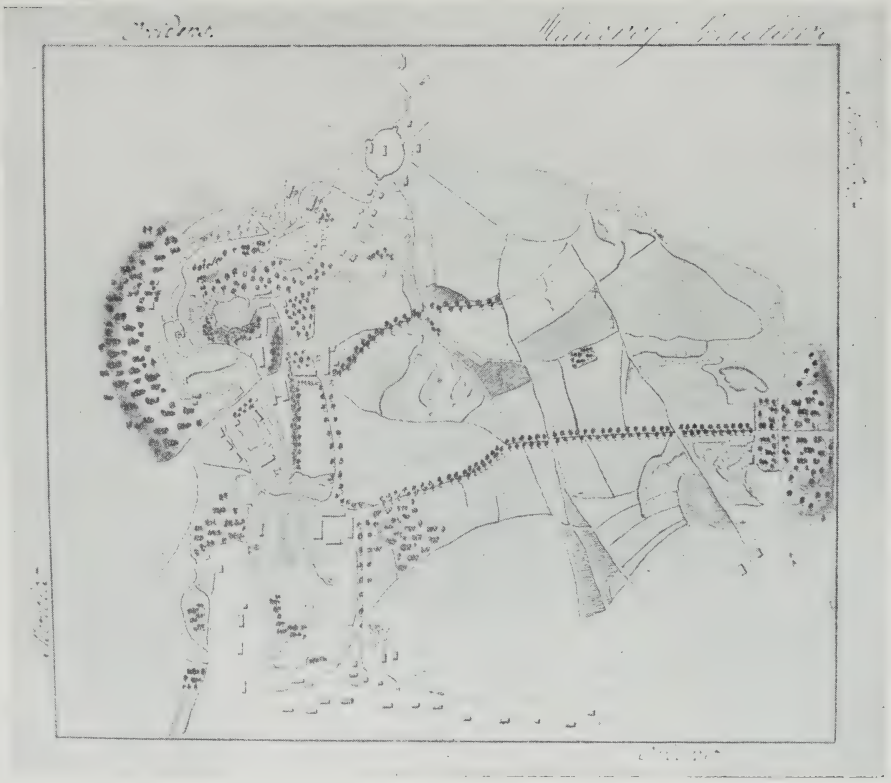
Nach den Vorschriften der Wirtschaftsordnungen mußte der Dünger auf den Feldern rechtzeitig eingeackert werden. Vor allem das Brachfeld erforderte eine sorgfältige Behandlung; man sollte es „fein mit Fleiß beackern, die Furchen fein einackern, wohl zusammenlegen, gut eineggen und wie es einem guten Wirt geziemt, fein sauber zurichten“[54]). Nach Colerus' Bericht pflegte man im Meißnischen, in Schlesien und vereinzelt wohl auch auf heimischem Boden das Brachfeld fünfmal zu bepflügen; zweimal quer und dreimal in der gewünschten Richtung der Furchen[55]). Dem Wirtschaftskalender sind 3 verschiedene Furchen des Brachfeldes bekannt, die um Ostern, im ersten Drittel des Monats Mai und vor Bartholomei (24. August) vorgenommen werden mußten. Für das Sommergetreide wurde der Acker um Michaelis „gestürzt“, um Fastnacht „gerührt“ und um Ostern zur Saat gepflügt; die Äcker zur Wintersaat wurden im Juni und Brachmond gestürzt, zwischen Jakobi und Laurentii gerührt und im Quatember zur Saat gepflügt. Die volkstümliche Bezeichnung dieser Bearbeitungen des Ackerbodens waren wohl wie anderwärts die „Brach-“ und „Wende-“, die „Rühr-“ und „Saatfurche“[56]). Die sog. Besömmerung der Brache, d. h. der Anbau von Futterkräutern auf den brachliegenden Feldern, der sich in fruchtbaren Gegenden Deutschlands schon im Mittelalter nachweisen läßt[57]), kam für die heimischen Ackerverhältnisse während der geschilderten Zeit nicht in Betracht. Die Erbse, welche im Wallensteinschen Wirtschaftsmemorial 1628 als gutes Schaffutter empfohlen wird, wurde an Stelle des Hafers im Turnus der Dreifelderwirtschaft angebaut[58]).

Nachdem die vom Pfluge aufgeworfenen Erdschollen mit der Egge zerkleinert worden sind, beginnt der Sämann seine Tätigkeit. Schon im Monat August wählt er den Samen aus; vor allem der Weizensamen soll „vollkommen schön goldgelb“ sein. Wenn Weizen dieses Aussehens im eigenen Haushalt nicht vorhanden war, wurde er gegen anderes Getreide eingetauscht. Im September sollte der Weizen und „alles schwere“, d. h. Wintergetreide, angebaut werden; in Schlesien hielt man 14 Tage vor und 14 Tage nach Michaelis für die beste Saatzeit[59]). Die Saat erfolgt, solange die Schollen von der letzten Beackerung noch frisch sind; das Sommergetreide ist zu bestellen, wenn es „hinter der Egge stäubet“, denn in nassem Boden sei nicht gut säen. Wie in Schlesien nahm auch bei uns der Sämann seine Arbeit lieber im alten als im neuen Mond vor; nur bei außerordentlichen Witterungsverhältnissen kam man von dieser Regel ab. Bei der Wintersaat nahm er die Hand voll und säte dick, denn „den Winter über erfrört und verdirbt manch Körnlein in der Erden“[60]). Nach der Saat sollte der Schaffner darauf achten, daß der Weidetrieb des Viehes nicht über die Saatfelder ging und kein neuer Steig oder Fuhrweg darüber angelegt werde[61]).

Getreidearten und Ernte.

Die Zahl der auf heimischem Boden verwendeten Getreidearten war gering. Zwar wird der Weizen bereits im Urbar von 1381 genannt, indem von einer Robot gesprochen wird, die in eyner sichil czum weyse besteht (Bl. 5b). Doch darf man annehmen, daß er nur in

53) Steinmeyer-Sievers, Die althochdeutschen Glossen 3, 411, 17; mhd. hor, —wes „Schmutz“, „Kot“.
54) SchA. Instruktionen. Ende 17. Jahrh. § 13.
55) Colerus, a. a. O. III 65.
56) v. d. Goltz, a. a. O. I 79; Colerus, a. a. O. III 65.
57) Lamprecht, a. a. O. I 561.
58) SchA. Instruktionen. Wallensteinsche Wirtschaftsordnung. Von den Schäfereien § 10.
59) Colerus a. a. O. III 50.
60) Ebda. III 50.
61) SchA. Instruktionen. Ende 17. Jahrh. Vom Schaffner § 15.



Der Meierhof Friedland.

Nach einer Karte des Schloßarchives aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts.

geringen Mengen beim Schloßvorwerke gebaut wurde. Nach dem Befunde vom 4. März 1552 stellten unter den Getreidezinsungen die $36^1/_2$ Scheffel 1 Viertel und 3 Metzen Weizen kaum den 12. Teil der abgelieferten Hafermenge dar. Auf den Bauerngründen wurde selten Weizen gebaut; den Vorschlag des Wirtschaftsmemorials von 1628, bei den Untertanen Brauweizen gegen andere Getreidearten einzutauschen, beantwortet Heinrich von Grießel mit der Feststellung, daß in der Herrschaft kein Weizen wachse[62]). Noch zu Beginn des 17. Jahrhunderts scheint unter den herrschaftlichen Meierhöfen nur auf dem Schloßvorwerk Friedland Weizen gebaut worden zu sein, denn das Urbar von 1631 kennt den Weizenschnitt nur bei diesem Hofe. Doch wie gering die hier gebaute Menge gewesen sein mag, geht daraus hervor, daß zum Schneiden und Binden dieses Weizens die Bauern von Ringenhain ausreichen, während für den Kornschnitt Bauern und Gärtner aus 7 verschiedenen Ortschaften genannt werden. Unter dem 30-jährigen Kriege und der damit verbundenen Vernachlässigung der Ackergründe hatte vor allem der Anbau der anspruchsvolleren Getreidearten zu leiden. Noch im Jahre 1785 wurde erst in 11 Ortschaften des Bezirkes, nämlich Friedland, Bullendorf, Weigsdorf, Berzdorf, Ebersdorf, Tschernhausen, Wiese, Engelsdorf, Lautsche, Priedlanz und Wustung Weizen, zum Teil in verschwindend kleinen Mengen (z. B. Engelsdorf $10^{15}/_{16}$ Metzen), gebaut.

Auch die zweite älteste Getreideart Europas[63]), die Gerste, wurde stets nur in geringen Mengen auf heimischem Boden gepflanzt. In dem Verzeichnis der Getreidezinsungen vom 4. März 1552 stellen die $33^1/_2$ Scheffel 1 Viertel und 3 Metze Gerste den kleinsten Anteil in der Gesamtmenge dar. Nach dem Urbar von 1631 werden für den Gerstenschnitt im Schloßvorwerk nur die Bauern aus Mildenau, für dieselbe Arbeit im Hegewalder Vorwerk nur die Bauern aus Dittersbächel benötigt, obgleich man gerade im Zeitalter Wallensteins dem Anbaue von Gerste besondere Aufmerksamkeit zuwandte, da sie ein wichtiger Rohstoff der Biererzeugung war[64]). Nach der Aufnahme von 1785 wurde in 23 Ortschaften Gerste gebaut; der Gesamtertrag von $27.752^{11}/_{16}$ Metzen überschritt bei weitem den des Weizens mit $1253^7/_{16}$ Metzen (Tabelle V).

Roggen und Hafer wurden stets in allen Ortschaften gepflanzt. Nach dem Befund von 1552 betrug der jährliche Getreidezins 55 Scheffel 1 Viertel 1 Metze Korn und $459^1/_2$ Scheffel 1 Viertel 3 Metzen Hafer; der Umfang der Haferkultur überragte daher den des Kornbaues um fast das Zehnfache. Der hohe Haferverbrauch ist vor allem daraus zu erklären, daß diese genügsame Körnerfrucht in hervorragendem Maße zur menschlichen Ernährung herangezogen wurde. Ursprünglich wurde nur Winterkorn gebaut; denn noch die Taxa von 1634 berichtet, daß dort, „wo die Acker über Winter nit gedünget, allda wird kein Korn gesät“[65]). Doch wenn schon um 1600 im benachbarten Schlesien Sommerkorn angebaut wurde, so mag dies auch im heimischen Gebiete der Fall gewesen sein[66]). Den Hafer baute man wie in Schlesien „einfuhrig“ oder „zweifuhrig“ an, je nachdem ob das Feld ein- oder zweimal beackert wurde. Man säte ihn, wenn die Birke auszuschlagen begann, etwa um Walpurgis oder Philippi und Jakobi[67]). Im Jahre 1785 werden als Gesamtertrag der heimischen Korn- und Haferernte $75.271^{14}/_{16}$ bzw. $97.159^6/_{16}$ Metzen genannt (Tabelle V).

Die Getreideernte vollzog sich im abnehmenden Mond; der Schaffner hatte darauf zu achten, daß „das Getreide an allen Orten fein wirtlich abgeschnitten,

62) SchA. Wallenstein. Wirtschaftsmemorial.
63) Hoops, RGA II 190.
64) SchA. Wallenstein. Wirtschaftsordnung 1628. Vom Säen § 2.
65) Helbig Jul., Beitr. 2, 281.
66) Colerus, a. a. O. III 117.
67) Ebda. III 120.

abgehauen, gebunden, gemandlet und sein dörr in die Scheuer und Schöber gebracht werde"; wenn nach einem überstandenen Regen wieder „die Sonne blickte", wurden die Mandeln zum Trocknen zusammengesetzt[68]). Der Wirtschaftskalender verlangt ausdrücklich, daß das Getreide „nieder bei der Erde" abgeschnitten werde; daraus darf man schließen, daß noch vereinzelt der mittelalterliche Brauch herrschte, das Getreide in halber Halmhöhe zu schneiden[69]). Nicht selten fand bei dieser Arbeit auch die Sichel Anwendung, die früher ausschließlich dabei benutzt wurde. Die einzelnen Kornbüschel wurden mit Strohseilen, welche die Knechte in den Wintermonaten herzustellen hatten[70]), zu Garben gebunden. Der Wirtschaftskalender wünscht, daß das Binden sauber erfolge, die Garben nicht „herumgeworfen oder hart aneinander gestoßen würden". In den Puppen und Schobern sind die Garben mit den „Ähren über einander zu legen", damit das Wasser ablaufe. Zum Schutze vor Wetter und Geflügel sind die Schober möglichst groß zu machen. Beim Aufladen ist „nicht hart in die Ähren zu greifen, noch sind die Garben zu schütteln". Nach der Wallensteinschen Taxa wurde das Kornschneiden täglich mit 6 Groschen und das Haferbinden mit 4 Groschen bezahlt; vom Einführen eines einspännigen Wagens mit 2 Schock Getreide wurden 6 Groschen gegeben[71]). Bereits vor dem Schnitt waren die Scheuern zur Aufnahme des Getreides vorzubereiten, um das neue Getreide sauber ausdreschen und und wohl aufbewahren zu können.

Andere Feldfrüchte.

Von dem Anbaue anderer Feldfrüchte als des Weizens, Hafers, Korns und der Gerste erfahren wir wenig. Außer einigen Rüben- und Krautarten, Zwiebeln usw., die im Hausgarten gepflanzt wurden, kommt nur der Pflege von Flachs, Erbsen und Wicken größere Bedeutung zu. Wie bereits erwähnt, wurden die Erbsen im 3-jährigen Turnus der Dreifelderwirtschaft an Stelle des Hafers gesät. Nach der Wallensteinschen Wirtschaftsordnung waren sie wegen ihrer vielseitigen Verwendbarkeit reichlich zu bestellen[72]). Bis zum 16. Jahrhundert wurden im heimischen Gebiete Erbsen nicht gebaut; denn Heinrich von Grießel stellt noch im Jahre 1628 fest: „Die Erbsen haben vorhin allhier im Gebirge nicht wachsen wollen"[73]). Nach dem Urbar von 1631 war jedoch das Mähen und Dörren der Erbsen bereits Aufgabe der Bauern von Ringenhain. Auch die Wicken, welche die Bauern aus Hermsdorf beim Schloßvorwerk zu mähen hatten, wurden von Wallenstein in die heimische Landwirtschaft eingeführt[74]). Doch während des 30-jährigen Krieges wurde der Anbau dieser Hülsenfrüchte aufgegeben und bis tief in das 18. Jahrhundert hinein nicht mehr aufgenommen.

Seit alter Zeit ist der Flachs auf unseren Fluren heimisch. Da im Jahre 1631 zum Jäten des Flachses beim Schloßvorwerk die Bauern aus 13 Ortschaften des Bezirkes herangezogen wurden, mag er im Zeitalter Wallensteins in großem Umfange gebaut worden sein[75]). Auch die Amtsordnung von 1674 trägt dem Hauptmann auf, möglichst viel Flachs säen zu lassen[76]). Nach der Transaktion von 1671 waren die „Hofgärtner" von Friedland verpflichtet, „den Hanf zu simmeln, zu raufen, aufzulegen und aufzuraffen"[77]). An eine dieser Verrichtungen erinnert vielleicht die „Riffelflur" von Christiansau (6. Fl.). Dem Brechen

68) SchA. Instruktionen. Ende 17. Jahrh. § 26.
69) Heyne Moritz, Deutsche Hausaltertümer II 48; Hoops, RGA I 26.
70) SchA. Instruktionen. Ende 17. Jahrh. § 54.
71) SchA. Wallenstein. Wirtschaftsordnung. Taxa.
72) SchA. Ebda. Von Schäfereien § 10.
73) SchA. Wallenstein. Wirtschaftsmemorial 1628.
74) Mitt. 4 (1910) 141.
75) Ebda. 141.
76) SchA. Instruktion 1674, 2/4. § 66.
77) Abgedr. Rohn C. F., a. a. O. S. 269.

und Dörren des Flachses wandte die Obrigkeit frühzeitig ihre Aufmerksamkeit zu und verbot die Vornahme dieser feuergefährlichen Handlungen in den Stuben der Privathäuser[78]); seit 1597 waren zu diesem Zwecke unter Vermeidung von 2 Schock Strafe die „verordneten Brechhäuser von Ringenhain" zu benützen. Im gleichen Jahre wird zum erstenmale verboten, „das Gewäsche in der Stadt zu bauchen"[79]); das Bleichen leinerner Gewebe war den obrigkeitlichen Bleichhäusern vorbehalten. Im März 1689 erneuerte der Rat dieses Verbot und drohte mit der Beschlagnahme aller selbst gebleichten Stücke[80]); als jedoch die Durchführung dieser Bestimmung im Jahre 1693 zur Einziehung von 200 Stück Leinwand führte, brach in der Bevölkerung ein begreiflicher Unwille aus, der nur durch eine Milderung des Verbotes gedämpft werden konnte. Ein Bleichzwang sollte in Hinkunft nur für Handelsware bestehen; gegen Zahlung von 4 Kreuzer für 1 Schock Leinwand konnten die Bürger auch von dieser Verpflichtung befreit werden. Der Wirtschaftskalender empfiehlt, das Bleichen im Mai vorzunehmen, „wenn der Apfelbaum blüht"[81]). Nach dem Kataster von 1785 lag ein „Gemeinde-Bleichplanel" von Friedland in der Flur „Pforten-Vorstadt" (163); die Flur „Bleichplan" (9.) reichte vom Schölersteige bis zum Oberen Tor und stand mit der Oberen Vorstadt durch die „Bleichgasse" (375) in Verbindung.

Unter den heimischen Flurnamen fällt der „Weinberg" von Hermsdorf auf, der 1785 einen „hohen Felsen" bezeichnet (586). Da dem Weinbau während früherer Jahrhunderte im nahen Sachsen und Schlesien eine weite Verbreitung zukam[82]), ist es trotz des Fehlens anderer Spuren nicht völlig ausgeschlossen, daß der überlieferte Name die Erinnerung an zaghafte Versuche auf diesem edlen Zweige der Landwirtschaft bewahrt.

78) Seit 1597 (Polizeistatut § 4 abgedr. Beitr. 3, 163) in allen Jahrdingsartikeln (1692, § 73, Ebda. 4, 36) wiederkehrend.
79) Helbig Jul., Beitr. 2, 163. Gewäsche = Kollektivbildung zu Wäsche. mhd. büchen = „in die Lauge einweichen".
80) Helbig Jul., Andere Zeiten — andere Sitten. Reichenberger Zeitung 1897 Nr. 8.
81) SchA. Instruktionen. Ende 17. Jahrh.
82) Klapper Jos., a. a. O. 85. Großer Samuel, Lausitzische Merkwürdigkeiten (1714) V S. 24. Hausrath Hans, Pflanzengeographische Wandlungen der deutschen Landschaft. (1911) S. 5.

Gärten.

Das unmittelbare Hausumland stellt unter allen Teilen der Hufe den ältesten, stets mit besonderer Sorgfalt betreuten Kulturboden dar. Seine Sonderstellung gegenüber den anderen Flurteilen kommt bereits in der Bezeichnung „Garten", für die eine Grundbedeutung „umhegtes Grundstück" anzunehmen ist[1]), zum Ausdruck; auf die dauerhafte Umzäunung der Gärten wird in allen Wirtschaftsordnungen stets besonderer Wert gelegt[2]). Außer dem „Grasgarten" (s. o.) sind den heimischen Quellen seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts „Gemüse-", „Hopfen-", „Obst-", „Bienen-", „Kräuter-" und „Ziergärten" bekannt.

Gemüsegarten. Der Gemüsebau, welcher bereits in vorhistorischer Zeit auf deutschem Boden geübt wurde[3]), mag auch in unserem Gebiete älter sein, als aus der ersten Erwähnung eines „Kuchelgartens", den Martin Nußler im Jahre 1575 an Thomas Bretschneider verkauft[4]), hervorgeht; doch erst seit 1603 werden die „Kuchelgärtenkäufe" häufiger[5]). Die zahlreichen Neuanlagen zu Beginn des 17. Jahrhunderts wurden meist von Ackerstücken in unmittelbarer Umgebung des Hauses losgelöst; der Wohlstand, welcher kurz vor Ausbruch des 30-jährigen Krieges in der Friedländer Bürgerschaft zu verzeichnen ist, mochte auch höhere Ansprüche in der materiellen Lebensführung wachgerufen haben. Die ländlichen Quellen deuten auf eine steigende Zunahme des Gemüsebaues beim Bauernhause um die Mitte des 18. Jahrhunderts hin. Zum Jahre 1748 wird in Ringenhain von einem „Küchenbeetel"[6]) und 1751 von einem „Krautbeetel"[7]) gesprochen; zu Priedlanz (21. Fl.) war 1785 eine Flur „Küchegarten", in Wiese (26. Fl.) eine Flur „Alter Krautgarten" vorhanden.

Die Wallensteinsche Wirtschaftsordnung trägt jeder Schäferin auf, jährlich Möhren, Kraut, Rüben, Zwiebeln und andere „Kuchelspeisen" zu pflanzen. Es sei darauf zu achten, daß das Gesinde während der Sommermonate, um an Getreide zu sparen, mit frischem Gemüse genährt werde. Der Rest der Möhren und Rüben wurde gedörrt und an Fasttagen verzehrt. Bei der Zubereitung des Krautes waren auch die „schönen und frischen Krautstrünke" zu verwerten[8]). Die Wallensteinschen Jahrdingsartikel enthalten zum ersten Male das Verbot, Kraut, Obst und Feldfrüchte „bei Pön des Halseisens und Gefängnisses" zu stehlen[9]). Die Amtsordnung von 1674 wünscht, die Gemüsegärten so weit auszubauen, daß nicht nur der herrschaftliche Bedarf gedeckt werde, sondern noch ein Überschuß zum Verkaufe vorhanden sei[10]). Um diesen gewünschten Mehrertrag herbeizuführen, erscheinen in dem Wirtschaftskalender vom Ende des 17. Jahrhunderts eine Reihe von Vorschlägen zur Hebung der Gemüsekultur[11]). Erbsen und Wicken seien um Lätari, Zwiebeln und gelbe Rüben um Judika zu

1) Vgl. Walde, Etymolog. Wörterbuch der lat. Sprache, 2. Aufl. unter cohors.
2) SchA. Instruktionen. Ende 17. Jahrh. § 74.
3) Hoops, RGA. 2, 114 § 6.
4) LA. Stadtbuch F Fol. 126.
5) Helbig Jul., Coll. III 1350.
6) GA. Ringenhain. Schöppenbuch 1748, 14/1.
7) Ebda. 1751, 13/1.
8) SchA. Wallenstein. Wirtschaftsordnung. 1628, 14/6. Von den Schäferinnen § 4 — § 7.
9) SchA. Wallenstein. Jahrdingsartikel 1625 § 8.
10) SchA. Instruktionen 1674, 2/4. § 58.
11) SchA. Ebda. Ende 17. Jahrh.

ien; werden jedoch Erbsen und Wicken „3 Tage vor dem Mond gesät, so lühen sie bleich ab“. Steckt man die Zwiebeln um die Beete und sät den amen mitten hinein, so ist der Ertrag befriedigend. Bei Pflanzungen ist darauf achten, daß alles, „was über sich wachsen soll, als Kohl und Kraut, im zu-ehmenden, was unter sich wachsen soll, als Rüben und Rettig, im abnehmen-en Mond“ gebaut werde. Im Monat Mai sind die Pflanzen zum Schutze or den „Erdfliegen“ mit „Aschen, Gerberloh oder Hellerstaub“ zu bestreuen. rst im Juni ist das Kraut zu setzen, denn „Mai-Kraut ist kein Kraut“. Im uli ist 14 Tage vor Jakobi Salat anzubauen, im September sind rote Hasel-isse zu setzen. Die Beete sollen stets im „alten Monde“ nach Regen beackert erden; die Düngerzufuhr hat im „neuen Mond“ zu erfolgen. Noch heute wird r Gartenbau in der Form der alten Hackwirtschaft von der Bäuerin betrie-n; sie pflanzt mit Vorliebe neben Möhren, Kraut, Kohlrabi, Kren, Salat auch eterfilie, Paradeisäpfel, Sellerie, Fenchel, Zwiebeln, Porree, Karfiol, Schnittlauch, ill und Majoran. Den einzelnen Pflanzen werden verschiedene Beete zugewiesen, dem man nach altem Brauche Holzbretter gegen die erhöhte Erde stemmt.

pfengarten. Eine Pflanze des Hausgartens, die heute nicht mehr zu wirtschaftlicher Verwertung gezogen wird, sondern nur vereinzelt als erpflanze die Hauswände schmückt, ist der Hopfen. Früher hatte jeder größere rauhofbesitzer von Friedland seinen Hopfengarten; als der Hübner Heinrich uerbach am 5. Juli 1610 seinen Besitzstand um 1800 Schock verkauft, behielt sich u. a. „den Hopfen samt den Stangen“ vor[12]). Nach dem Urbar von 1631 fand sich ein Hopfengarten von ungefähr 1 Scheffel Aussaat hinter dem Schloß-rwerk; sonst wurde Hopfen „in den Gärten hin und wieder an den Zäunen baut“[13]). Da dieser Ertrag nicht für den herrschaftlichen Bedarf ausreichte, ren die Untertanen verpflichtet, den Überschuß ihrer Hopfenernte der Obrigkeit verkaufen[14]); bereits 1601 wurden dem Bartel Lorenz von Weigsdorf für Scheffel Hopfen 28 Schock 4 Groschen 2 Pfennige, dem Gregor Neumann n Marklissa und dem Martin Krause von Wünschendorf für 108 Scheffel die sprechenden Beträge gezahlt[15]). Die Amtsordnung von 1674 empfiehlt, die en Hopfengärten zu erweitern und neue mit guten Setzlingen anzulegen[16]). e Wirtschaftsordnung vom Ende des 17. Jahrhunderts setzt als Entlohnung Arbeiten im Hopfengarten an langen Tagen 5 Kreuzer 3 Pfennige und an zen Tagen 4 Kreuzer 4 Pfennige aus. Im 18. Jahrhundert werden unter herrschaftlichen Bediensteten neben Lust- und Ziergärtnern auch Hopfenpfleger zeichnet, von denen Johann Christoph Lange und Franz Mieth genannt n[17]). Die obrigkeitlichen Hopfengärten lagen im Jahre 1785 neben dem lzplane im unteren Park (1474); der große umfaßte 1 Joch 1032 Klafter, „Kleinhopfengärtel“ besaß einen Flächeninhalt von 176 Klafter; an seiner ite lag das „Hopfenhaus“. Noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts war Bezeichnung „Hoppegarten“ für die Ortsflur zwischen Bleich- und Brau-sweg (1785: 57. Fl.) im Volksmunde lebendig[18]). Auf untertänigen Gründen rden 1722 zu Friedland 1 Strich, zu Neustadt $^5/_8$ Strich Hopfen gebaut[19]); den Dörfern erinnern das „Hopfengewende“ von Lautsche (73) und der opfengarten“ von Berzdorf (1. Fl.) an die Pflege dieser Pflanze.

---

elbig Jul., Coll. II 597.
Mitt. 4 (1910) S. 130.
chA. Wallenstein. Jahrdingsartikel 1625 § 40.
chA. Ausgaben 1601/02.
hA. Instruktionen 1674, 2/4. § 31.
elbig Jul., Coll. III 2136.
bda. III 559.
A. Kataster 1713. Ocularvisitation 1722.

Obstgarten. Die deutschen Siedler kamen bereits mit der Kenntnis der wichtigsten Baum- und Strauchfrüchte ausgestattet in unser Gebiet. Sie waren imstande, die Mehlbeere (Sorbus aria), Vogelbeere (Sorbus aucuparia), Hagebutte (Rosa Canina), Haselnuß (Coryllus avellana), Buchecker (Fagus silvatica), Eichel (Quercus) und Schlehe (Prunus spinosa) als Nahrungsmittel zu verwerten. Daneben waren ihnen eine Reihe veredelter Obstarten bekannt; bald nachdem die schwere Rodearbeit zu einem vorläufigen Abschlusse gekommen war, mag man den Apfelbaum (Pirus malus) und Birnbaum (Pirus communis) aus höher kultivierten Nachbargebieten bezogen haben. Ob man vorhandene Holzapfelbäume (Pirus malus silvestris) mit einem fremden Reise veredelte, oder junge Bäumchen aus der Ferne holte, läßt sich nicht entscheiden; doch ist der letzte Vorgang wahrscheinlicher, da er früher ein schmackhaftes Obst zu liefern vermochte.

Das Verdienst, den Obstbau im heimischen Gebiete mannigfach gefördert zu haben, kommt der Geistlichkeit und Obrigkeit zu. Die erste Erwähnung einer Obstkultur erfolgt zum Jahre 1603, als Pfarrer und Superintendent Martin Nußler einen an seinen Besitz grenzenden Obstgarten aus dem Nachlasse des Lorenz Geißler um 150 Schock kauft[20]). Zum Jahre 1625 wird eines Obstgartens „neben der Mühlwiese", der auf 100 Schock geschätzt wurde, gedacht; vermutlich ist dies derselbe zwischen Mühlwiese und Schloßgasse gelegene Obstgarten, den 1645 Mathes Hübel von Meißners Erben um 83 Schock kaufte[21]). Der 30-jährige Krieg bedeutete auch für die emporblühende Obstbaumpflege eine schwere Schädigung; daher wird in der Folgezeit alljährlich den Bauersleuten aufgetragen, „alle Jahre zwischen dem Geding (Jahrding) und St. Georg 10 Stämme zu setzen und folgends zu pfropfen, damit der Abgang der fruchtbaren Obstbäume wieder ersetzt werde"[22]). Die herrschaftlichen Beamten waren bemüht, den Untertanen in der Befolgung dieses Wunsches der Obrigkeit vor anzugehen. Als der Rentschreiber Chr. Scholtze 1657 sein Hubengut an Martin Blumberg aus Raspenau verkaufte, standen im Garten beim Hause „viele wilde und gepfropfte Bäumel", die er selbst gepflanzt hatte[23]). Im Jahre 1722 wurde auf untertänigen Gründen 58 Strich Boden für den Obstbau verwertet, von denen $35\,^{7}/_{8}$ Strich auf die Stadt Friedland, $8\,^{1}/_{2}$ Strich auf Mildenau und 4 Strich auf Neustadt entfielen[24]). Im Jahre 1785 war in der Friedländer Ortsflur ein obrigkeitlicher „Baumschulgarten" (1389) vorhanden; unter der Bürgerschaft Friedlands lebte am Ausgang des 18. Jahrhunderts der Baumgärtner Dominik Pfeifer, an den die Gemeinde im Jahre 1774 ein Stück Stadtgrabengrund von der Hohlen Gasse bis zu der Bastei des Bürgermeisters Franz Josef Neumann um 60 Fl. verkaufte[25]).

Als man um 1600 mit der Obstbaumpflege bewußter einzusetzen begann, waren im Bezirke noch viele wilde Apfelbäume vorhanden. Bereits die Wallensteinsche Wirtschaftsordnung verlangt, daß „die wilden Obstbäume bei den Dörfern und im Felde mit Birn- und Apfelstammzweigen" gepfropft würden[26]). Die Wirtschaftsvorschriften des 17. Jahrhunderts geben an verschiedenen Stellen Andeutungen über den Vorgang des Veredelns, für den die heimische Mundart die Ausdrücke „pfropfen", „impfen" und „pelzen" kennt[27]). Nach der Wallensteinschen Wirtschaftsordnung sollen bei jedem Baumgarten jährlich wilde Apfel-

20) LA. Stadtbuch J Fol. 232. 1603, 3/3.
21) Helbig Jul., Coll. III 1399.
22) SchA. Jahrdingsartikel 1692 § 111.
23) Helbig Jul., Coll. III 1430.
24) LA. Kataster 1713. Ocularvisitation 1722.
25) LA Stadtbuch T. 1234, 1774, 2/5.
26) SchA. Wallenstein. Wirtschaftsordnung 1628, 14/6. Von Baum- und Obstgärten. § 6.
27) „pfropfen" zu ahd. pfropfo < lat. propago. „impfen" < lat. imputare. „pelzen" < vulg. lat. pellitare, peltare.

nd Birnbäume gesetzt werden; doch sei darauf zu achten, daß diese Bäumchen on schlimmem in besseren Boden kämen und darnach mit guten Birn- und lpfelbaumzweigen „gepflanzt" würden[28]). Der Wirtschaftskalender empfiehlt zu iesem Zwecke, die wilden Obstbäume Ende Oktober und Anfang November mit ganzer Wurzel auszugraben"[29]). Die Amtsvorschrift von 1674 wünscht iese Bestimmung vor allem bei Obstgärten mit vorwiegend alten Bäumen ge- andhabt zu sehen, wo alljährlich „wilde Setzlinge mit guten Pfropfern gepelzet erden sollen", damit nach Abgang der alten Stämme sofort gleichwertiger Er- tz vorhanden ist[30]). Für die Durchführung des Impfens empfiehlt der Wirt- haftskalender: „Wann der Mond im Märzen 3 oder 4 Tage alt ist, so ist gut, in Obst zu pelzen"; denn „in wieviel Tagen im neuen Mond die Bäume epelzt werden, in soviel Jahren tragen sie". Die Bäume dürfen frühestens nach em ersten Fruchtjahr gepelzt werden, wenn man einen günstigen Erfolg erwartet. Die Weichsel soll man nicht auf Weichsel-, sondern auf Kirschbäume pelzen". Gegen Ende des Jahrhunderts zahlte man vom „Pelzen eines Paares Pfropf- eiser" 1 Kreuzer[31]).

Der Pflege des tragenden Obstbaumes wurde bereits zu Beginn des 17. ahrhunderts das Augenmerk zugewandt. Abgesehen von dem stets wieder- ehrenden Gebote, für eine gute Umzäunung des Obstgartens zu sorgen, tauchen ereits in der Wallensteinschen Wirtschaftsordnung alle Vorschriften, die später eiter ausgebaut werden, im Keime auf[32]): „Die Obstbäume sollen im Herbste in wenig umgegraben und im Winter solche Gruben mit Schnee gefüllet werden. Gleichzeitig sind die Raupen abzunehmen, die Bäume zu beschaben, die alten ste abzuhauen und die verletzten Teile des Stammes mit Kuhhaut zu umbinden". Die Wirtschaftsordnung von 1674 legt besonderen Wert auf die Sauberkeit des Gartens, auf die „Ausräumung jedes Unflates" und die Entfernung „alter Rinden, llwo die Würmer und Raupen ihre Nester haben"[33]). Der Wirtschaftskalender mpfiehlt diese Arbeit für den Monat Jänner, um das Erwachen der Raupen u Frühlingsbeginn zu verhindern. Während der Wintermonate ist ferner der Garten fleißig mit „Tauben- und Hühnermist" zu düngen; zur selben Zeit sind unge Bäumchen zu setzen, dann „wächst in ihren Früchten kein Wurm". Gleich- eitig ist das „steinicht Obst" zu versetzen, die Kirschen- und Nußbäume sind mzugraben, zum Schutze vor Reif und Frost ist „Wasser in die Gruben zu ießen" und während der Blütezeit das Wurzelwerk feucht zu halten. Anfang Oktober, 3 Tage nach Vollmond, sind Apfel-, Birn-, Kirschen- und die übrigen Gartobstbäume umzusetzen. Für die „Pelzer und Wildlinge" ist diese Arbeit im November um Allerheiligen vorzunehmen. Gegen Ende des Monats sind die Pelzer mit Stroh zu verbinden"; Anfang Dezember empfiehlt es sich, die „jungen Bäume zu bestreichen und vor den Hasen zu bewahren". Zur Erhöhung des Ertrages ist um die „fruchtbaren Baumb ein Strohseil zu binden"[34]).

Für die Obsternte wird empfohlen, „alle Frucht im wachsenden Mond zu rechen"[35]). Doch der Ertrag eines Obstbaumes mag zu Beginn des 17. Jahr- underts noch nicht allzu reich gewesen sein; denn der Hauptmann Heinrich von Brießel beantwortet den Auftrag des Wirtschaftsmemorials vom Jahre 1628, ie Baumpflanzungen zu erweitern, mit dem kurzen Satz: „Sind viel Bäume

3) SchA. Wallenstein. Wirtschaftsordnung. Von Baum- und anderen Gärten § 5.
9) SchA Instruktionen. Ende 17. Jahrh.
0) SchA. Instruktionen. 1674, 2/4. § 56.
1) SchA. Instruktionen. Ende 17. Jahrh.
2) SchA. Wallenstein. Wirtschaftsordnung. Von Baum- und anderen Gärten. § 3.
3) SchA. Instruktionen. 1674. 2/4. § 55.
4) SchA. Instruktionen. Wirtschaftskalender. Ende 17. Jahrh.
5) Ebda.

hier, tragen aber nichts“[36]). Ein Teil der geernteten Pflaumen, Kirschen, Birnen Äpfel sollte gedörrt, der Rest nach Jakobi verkauft werden. Vor allem wurden „Steinäpfel und zeitige Birnen“ als Darrobst verwertet[37]).

Von allen Obstarten spielte der Apfel- und Birnbaum in der heimischen Gartengeschichte die wichtigste Rolle. Durch Wallenstein, der als Liebhaber von Obst selbst im norddeutschen Feldlager die Früchte seiner böhmischen Baumpflanzungen nicht entbehren wollte[38]), erfuhren unsere Baumarten eine wesentliche Bereicherung. Bereits im Jahre 1628 waren im Obstgarten des Schloßvorwerkes folgende Äpfel- und Birnbäume vorhanden: 6 rote saure Apfelbäume, 2 Hartling-Bäume, 1 Weinling-Baum, 2 Zucker-Äpfelbäume, 1 Bäumel Eieräpfel, 1 Bäumel Zuckeräpfel, 1 Bäumel Rauchbirnen, 2 Bäume Wächterbirnen, 1 Zapfenbirnbaum, 6 Steinbirnbäumel, 1 Baum Mergelbirnen, 8 Bäume Herbstbirnen, 7 Bäumel Wasserbirnen[39]). Nach einer Aussage Friedrich Königs standen am Ausgange des 17. Jahrhunderts an den Wittigufern zahlreiche „Ohl-Kirschbäume“[40]). Auch die „Pfortaer“ oder „Borsdorfer Äpfel“[41]), die nach Aussage des polnischen Chronisten Dlugoš (1415—1480) von den Leubuser Mönchen in Schlesien eingeführt wurden[42]), waren dem heimischen Obstbau nicht unbekannt. Im Jahre 1751 bedingt sich die Tuchmacherswitwe Rosina Schwarz bei der Übergabe ihres Hauses an Josef Schwarz den halben Ertrag eines „Borsdorfer Äpfelbaumes“ aus[43]). Im Berzdorfer Schöppenbuch wird 1727 ein „Baum Silberbirn“ genannt[44]). Heute kennt der Bauer „Weiden-“, „Butter-“, „Honig-“, „Hafer-“ und „Zuckerbirnen“, „Ehristkindel-“, „Zucker-“, „Rosen-“, „Zitronen-“ und „Klapperäpfel“, „Weichsel-“, „Glas-“ und „Herzkirschen“, „Pflaumen“, „Zwetschken“ und „Kriechen“.

Der Obstgarten liegt seit alters meist hinter der Scheuer[45]). Mit Absicht hat man diesen Platz gewählt, um sich vor den Folgen des Überhang- und Überfallsrechtes zu schützen, das im böhmischen und schlesischen Landrechte frühzeitig ausgebildet war[46]). Von altersher wurde nicht nur Wert auf eine sorgfältige Pflege der Bäume, sondern auch auf ein sauberes Aussehen des Gartens gelegt. Bereits am Ausgang des 17. Jahrhunderts wurde verlangt, zur Frühlingszeit das alte Laub und Gras aus den Obstgärten zu entfernen, das Gestrüpp und Gesträuch zu vernichten; zum Schutze vor Ziegen und Kühen waren die Zäune stets im besten Zustand zu erhalten[47]). Noch heute besteht der Stolz der Bäuerin in einem sauber gepflegten Obstgarten, der zur Reifezeit des Obstes auch der liebste Aufenthaltsort der Kinder ist.

Bienengarten. Unweit der Scheune liegt ferner der „Bienengarten“, der schon in dem ältesten Stadtbuche zum Jahre 1498 als „byngarte“ und später häufig als „Biengärtel“ genannt wird[48]). Die Gartenzucht der Bienen geht auf römisches Vorbild zurück[49]); ursprünglich lieferten die wilden Bienen den nötigen Ertrag. Doch auch sie konnten durch bestimmte Maßnahmen in

36) SchA. Wallensteinakten.
37) SchA. Instruktionen. 1674, 2/4. § 57.
38) LA. Handbriefe und verschiedene Akta des Herzogs von Friedland 1628—1631 62 C 9. Fol. 23a. Brief vom 3. Sept. 1628 aus dem Feldlager bei Wolgast.
39) SchA, Copeybuch 1628, 12/8.
40) StA. Ratsprotokolle (1687—93) 1688, 12/8. Fol. 186a.
41) Nach dem Zisterziensergut Porstendorf (Borsendorf) bei Jena benannt.
42) Klapper Joseph, Schlesische Volkskunde (1925) S. 42.
43) Helbig Jul., Coll. V 610.
44) GA. Berzdorf 1727.
45) Ebda. Schöppenbuch 1727.
46) Böhme J. E., Diplomatische Beiträge zur Untersuchung der schlesischen Rechte und Geschichte. I 4, 48, I 6, 83.
47) SchA. Instruktionen. Ende 17. Jahrh. § 36.
48) LA. Stadtbuch A Fol. 28b, GA. Ringenhain. Schöppenbuch 1748, 17/1.
49) Heyne M., Deutsche Hausaltertümer II 214.

den Besitz von Privatpersonen übergehen und waren dann vererbbar[50]). Dies geht aus einem Kaufvertrage von 1713 hervor, wo neben drei leeren Bienenbeuten „eingezogene Bienen in der Linde" genannt werden; an anderer Stelle wird von „sicheren" und „unsicheren Bienen" gesprochen, die wohl als gezüchtete bzw. wilde Bienen zu erklären sind[51]). Auf Siedelstellen wilder Bienen deuten die Flurnamen „Bienenberg" (Buschullersdorf 5. Fl.), „Bienenfloß" (Einsiedel 287), „Bienensteig" (Raspenau 14. Fl.) und „Bienenwiese" (Buschullersdorf 445) hin.

Vor der Einführung des Zuckers (1. Hälfte des 19. Jahrhunderts) war die Verbreitung der Bienenzucht bedeutend größer als heute; stellte doch der Honig den einzigen Süßstoff, das Wachs ein wichtiges Leuchtmittel und einen erwünschten Naturalzins dar. Daher berichtet schon Thietmar von Merseburg (7, 13) zum Jahre 1015 von einem berufsmäßigen Bienenzüchter in Schlesien. Eine Urkunde des Friedländer Schloßarchives, die einen Grenzstreit zwischen Hans von Biberstein und Hans von Palensk beilegt, stellt im Jahre 1423 fest, daß die zcydeler bey iren biuten und geczeichneten bomen czu den biuten verbleiben sollen[52]). Unter den geczeichneten bomen sind die arbores signati des römischen Rechtes zu verstehen[53]); die Bäume mit den wilden Bienen wurden durch dieses Zeichen als Privatbesitz ausgewiesen, den der Nachbar nicht ungestraft angreifen durfte. Die biuten bezeichnen die späteren „Bienenbeuten"[54]), welche in den Monaten Feber, März und April in lebenden Pappeln, Linden, Erlen und Weiden ausgehauen und nach längerer Trockenzeit im Innern mit einem Gemisch von Bier und Honig zur Anlockung eines Bienenschwarmes bestrichen wurden[55]). Wegen ihrer Wärme waren die Bienenkörbe beliebt, die aus einem Geflecht von Stroh und Ruten hergestellt und zur Abwehr von Insekten umkleibt wurden. Für die Verfertigung von Bienenstöcken wird das „weiche und warme" Pappel-, Linden-, Erlen- und Weidenholz empfohlen und als erprobte Ausmaße die Höhe von $^{7}/_{4}$, die Breite von $^{6}/_{4}$ und die Tiefe von $^{3}/_{4}$ „Breßlischen Ellen" genannt. Das Flugloch soll 3 Finger breit und 2 Finger hoch belassen werden; die Flugschienen sind aus dürrem, reinem Holz zu verfertigen und gegen das Eindringen von Mäusen mit Eisennägeln zu bewehren. Eine größere Anzahl von Bienenstöcken wurde in einer Balkenrahme, die mit einem Schindeldächlein ausgestattet war, zu einem Bienenhaus zusammengesetzt; es war beliebt, die Fluglöcher gegen Sonnenaufgang zu richten[56]).

Bereits die Wallensteinsche Wirtschaftsordnung verlangt, daß in den Gärten jedes Meierhofes Bienen gehalten werden[57]); das Wirtschaftsmemorial von 1628 setzt als Mindestzahl 6 Stöcke bei jedem Hofe fest und empfiehlt die Bestellung eines besonderen Zeidlers[58]). Nach dem Wirtschaftskalender soll man im Mai um Philippi und Jakobi (1. Mai) den Bienen zur Erzielung einer zeitlichen Schwarmzeit die Fluglöcher mit Schafmilch bestreichen[59]). Im Mai und Juni sind neue Stöcke zu säubern und zur Aufnahme der Schwärme vorzubereiten, indem man sie innen und außen mit einem Gemisch von Honig und

0) Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer II 135.
1) GA. Berzdorf. Schöppenbuch 1713, 31/10.
2) SchA. Bibersteinakten 1423, 17/10.
3) Grimm J., Deutsche Rechtsaltertümer II 135; Derf., Deutsche Weistümer 3, 764.
4) GA. Berzdorf. Schöppenbuch 1713, 31/10. Ahd. biuta, mhd. biute, Steinmeyer-Sievers, Ahd. Glossen 1, 45, 32 alvearis, vas apium piutta Über die Herkunft des Wortes, das kaum, wie Kluge Fr., Etym. Wb. 49 annimmt, zu got. biuths und nhd. „bieten" zu stellen ist, vgl. Meringer, Idg. Forschungen 16, 159 und Schier Br., Jb. d. Riesengeb.-Vereines 1924 S. 82.
5) Colerus. a. a. O. IV 595.
6) Ebda. IV 533, 537, 560.
7) SchA. Wallenstein. Wirtschaftsordnung. Von Baum- und anderen Gärten. § 7.
8) SchA. Wallenstein. Memorial 1628.
9) SchA. Instruktionen. Wirtschaftskalender. Ende 17. Jahrh.

gestoßenen Melissen (Melissa officinalis), Eberwurz (Carlina vulgaris), Bibernell (Pimpinella saxifraga), Engelwurz (Angelica silvestris) und Sadebaum (Juniperus sabina) bestreicht. Zum Schutze gegen die Winterkälte sind die Stöcke mit Tüchern, Reisig, Stroh, Lehm und Kuhkot zu umhüllen[60]).

Kräutergarten. Der Pflanzenbestand der deutschen Kräutergärten geht nicht bis auf die Kapitulare Karls des Großen zurück, sondern wurde im Laufe des Mittelalters durch die Klostergeistlichkeit in den deutschen Gartenbau eingeführt[61]). In heimischen Quellen wird zum Jahre 1680 die Angelikawurz (Angelica silvestris) genannt[62]), die schon 1580 von dem nordböhmischen Pfarrer P. Jakob Parsch als Mittel gegen die „Pestilentz" empfohlen worden war[63]). Im selben Jahre wird unter „allerhandt Wurtzeln" auch des Kardobenediktenkrautes (Carduus benedictus) gedacht, dessen getrocknete Stengelblätter gegen Leber- und Brustleiden verwendet wurden. Die gleichzeitig genannte Alantwurzel (Inula helenium) war als Heilmittel gegen Lungenkrankheiten in ganz Nordböhmen verbreitet[64]). Als im Jahre 1680 zu Friedland schrecklicher als je zuvor die Pest wütete, zog man dem Spruche gemäß: „Trinkt Bibernell und Baldrian, da wird die Pest ein Ende han"[65]) diese Kräuter des Hausgartens (Pimpinella saxifraga, Valeriana officinalis) zu ihrer Bekämpfung heran. Ähnlicher Beliebtheit erfreuen sich der Beifuß (Artemisia vulgaris) und die Betonie (Betonica officinalis). Bereits um 1580 war in Nordböhmen die Blutwurz (Sanguisorba officinalis) als blutstillendes Mittel und Wermut (Artemisia Absinthium) gegen Magenkrankheiten bekannt[66]). Gartheil (Artemisia abrodianum), Salbei (Salvia officinalis) und Liebstöckel (Levisticum officinale) werden als Heilmittel gegen Erkrankungen des Viehes gepflanzt. Die Bienenzüchter sorgen für den Anbau von Boretsch (Borrago officinalis) und Melisse (Melissa officinalis). Schließlich seien noch Krause- und Pfefferminz (Mentha piperita), die Raute (Ruta graveolens), Eibisch (Althaea rosea) und Ysop, „Eisbrich" (Hyssopus officinalis) als beliebte Pflanzen des Kräutergartens genannt, dessen Ecke ein Holunder- oder „Fliederstrauch" (Sambucus nigra) als Spender eines blutreinigenden und schweißtreibenden Tees schmückt.

Ziergarten. Den kleinsten Teil des Hausumlandes nimmt der Ziergarten ein. Sein Kennzeichen bildet ein mächtiger Baum, der oft älter als das zugehörige Haus ist. Am meisten liebt man die Nachbarschaft von Linden; bereits das Urbar von 1381 kennt den Familiennamen lyndener (Bl. 27b) und der Besitz des Kunat wird als Hof vnder der linden (Bl. 17a) bezeichnet; ein „Lindegarten" war 1785 in der Oberen Vorstadt zu Friedland (324) vorhanden. Daß wie anderorts die Rose zu den Lieblingspflanzen[67]) des heimischen Gartens gehörte, geht aus dem frühen Vorhandensein des Namens Rosengarten (1381 Bl. 3b) hervor. Springsholz gibt uns in seinen Aufzeichnungen über die Witterungsverhältnisse des Jahres 1796 einige Aufschlüsse über den Bestand an Frühlingsblumen in den „Gärten um die Häuser"; daraus geht hervor, daß im 18. Jahrhundert der Ziergarten einen Teil seiner Pflanzen von Wiesen und

60) Colerus, a. a. O. IV 594.
61) Dopsch A., Die Wirtschaftsentwicklung der Karolingerzeit 1 (1912) 26ff.
62) StA. Stadtrechnungsbuch VI 426a.
63) P. Jakob Parsch, Handbüchlein . . . viler Artzneyen. (1580). Vgl. A. Vrbka, Einige volkskümliche Rezepte aus dem Jahre 1580. Zeitschr. f. österr. Volkskunde III 344.
64) Vgl. Das Riesengebirge in Wort und Bild, Bd. 17, S. 24.
65) Klapper Joseph, Schlesische Volkskunde S. 93.
66) Zeitschr. f. österr. Volkskunde III 343, 344.
67) Heyne M., Deutsche Hausaltertümer II 91.

Feldern bezog[68]): Gänseblümchen (Bellis perennis), Hungerblümchen (Draba verna), Lungenkraut (Pulmonaria officinalis), Gemeine Kreuzpflanze (Senecio vulgaris), Rote Taubnessel (Lamium purpureum), Stiefmütterchen (Viola tricolor), Blaues Veilchen (Viola odorata), Kellerhals (Daphne mezereum), Aurikel (Primula auricula), Schlüsselblume (Primula veris), Gefülltes Leberblümchen (Anemone hepatica flore pleno), Haselnüsse (Coryllus avellana), Jelängerjelieber (Lonicera perichyneum), Gemeiner Hartriegel (Ligustrum vulgare), Blauer Holunder (Syringa vulgaris), Hirschholunder (Sambucus racemosa). An der Südseite der Gebäude stellte Springsholz Rosenblümchen, Stachelbeersträucher und Weiden fest.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde von Magistratsrat Vietze die Burgunderrebe zu Friedland eingeführt, die als Hausspalier bald eine weite Verbreitung fand und sich dem heimischen Klima so weit anpaßte, daß sie bei geringer Bedeckung die Winterkälte zu überdauern vermochte[69]). Die bewußte Pflege von Zierblumen reicht in Friedländer Bürgerkreisen in den Beginn des 18. Jahrhunderts zurück. Im Jahre 1712 (17/11.) erwarb Hans Christoph Krause aus Weißbach, der Besitzer einer Ziergärtnerei, zu Friedland das Bürgerrecht. Sein Nachfolger wurde Balthasar Höferle aus Wusthausen in Schwaben, der sich im Jahre 1741 (21/1.) dauernd hier niederließ und das Haus Nr. 196 mit Garten in der Obergasse besaß[70]). Heute gehören Josefslilie (Lilium candidum), Tulpe (Tulipa Gesneriana), Narzisse (Narcissus poeticus), Türkenbundlilie (Lilium martagon), Eisenhut (Aconitus napellus), Blasenstrauch (Staphilea pinata), „Brennende Liebe" (Lychnis chalcedonica), Levkojen (Matthiola annua), Sonnenblumen (Helianthus annuus), Astern (Callistephus chinensis), Georginen (Dahlia variabilis), „Pumpelrus" (Pfingstrose Paeonia officinalis) und Gartenmohn (Papaver somniferum) zu den beliebtesten Blumen des Bauerngärtleins, dessen überbunte Fülle nicht selten durch glitzernde Glaskugeln gesteigert wird. Unter den strauchartigen Gewächsen erfreuen sich der Goldregen (Cytisus laburnum), Mehlbirn (Mespilus germanica), Türkische Flieder (Syringa vulgaris) und Seidelbast (Daphne mezereum) besonderer Beliebtheit[71]). Sie werden zumeist entlang des Heckenzaunes gepflanzt, der von Weißdorn- (Crataegus oxyacantha), Eisbeeren- (Symphoricarpus racemosus) oder Hecken- und Hundsrosensträuchern (Rosa rugosa) gebildet wird. Um Lauben und Stengelzäune schlingt sich ein wildes Rankenwerk von Geißblatt (Lonicera caprifolium), Zaunrüben (Bryonica alba) oder Wildem Wein (Ampelopsis quinquefolia). In seinem strotzenden Reichtum und seiner starken Farbigkeit bietet unser Bauerngarten ein Bild von kraftvoller Lebendigkeit und hohem malerischen Reiz.

---

[68]) StA. Springsholz-Nachlaß. Die lat. Bezeichnungen stammen von Springsholz.
[69]) Helbig Jul., Coll. I 819.
Ebda. III 1226, 2065; V 724.
[70]) Vgl. Patschovsky, Mitt. d. schles. Ges. f. Vkde. 11 (1909) S. 191.

Modewarenhaus und Damenkonfektion

E. Zimmermann, Friedland

Solide Preise! **Schloßgasse** Riesenauswahl!

Sämtliche Aufputzartikel und Zugehöre für Damenschneiderinnen

Für Schulen alle Handarbeitsartikel zu ermäßigten Preisen!

Größte Auswahl in Schafwoll- und Baumwoll-Stoffen für Kleider, Kostüme, Mäntel und Blusen

Fertige Kostüme, Mäntel, Kleider und Blusen in einfachster und feinster Ausführung

Eigene Wäsche- und Schürzenerzeugung, daher billigster Einkauf in sämtlichen Weißwaren und Blaudrucken — Sämtliche **Strick- und Wirkwaren, Herrenwäsche, Krägen, Krawatten,** sowie **Sportartikel** in riesengroßer, nur guter Auswahl.

Ferdinand Pfeifer
Friedland i. B.

Kolonialwaren, Südfrüchte, Delikatessen

En gros **En detail**

Lager erstklassiger ungar. Mehle
Das Beste in Kaffee, stets frisch gebrannt. = Billigste Preise.
Gute Ware

J. F. Schicketanz

Ges. m. b. H.

FRIEDLAND i. B.

Abteilung I
Eisen, Eisenwaren, Haus- und Küchengeräte
Abteilung II
Engroshandel in Werkzeugen für alle Berufe

Buch- und Steindruckerei

Franz Riemer, Friedland

Modern eingerichtetes, leistungsfähiges Unternehmen zur Herstellung von Drucksachen jeder Art.

Gegründet 1895 — Fernruf Nr. 11

Liefert alle Druckarbeiten für Gewerbe, Handel, Industrie und Landwirtschaft, Ämter, Vereine und Private in jeder gewünschten Ausführung in Schwarz- und Buntdruck, geschmackvoll, rasch und preiswert. Verlangen Sie bei Bedarf Preise und Muster.

„Friedländer Zeitung"

Erscheint Mittwoch und Samstag früh

Seit 30 Jahren in allen Kreisen eingewurzelt, daher wirksames, dabei billiges Inseratenblatt.

KOLONIALWAREN
UND DELIKATESSEN

JOSEF HAGENAUER

FRIEDLAND i. B.

Schloßgasse - Marktplatz

EN GROS EN DETAIL

Landw. An- und Verkaufsverein

reg. G. m. b. H.

Gegründet 1887. **Friedland in Böhm.** Gegründet 1887.

Erste Kleesamen-Reinigungsstation.

Erste Getreide-Reinigungs- und Saatgut-Veredlungsanlage.

Liefert Sämereien aller Art nur unter Garantie von Reinheit, Keimkraft und Herkunft. Rotkleesamenexport. Grassamenmischungen für Kleegras, Dauerweiden, Dauerwiesen, Rieselwiesen, Waldweiden und Bodenbefestigungen werden nach Angabe der Bodenverhältnisse verläßlich zusammengestellt und prompt geliefert.

Kunstdünger und Futtermittel zu den jeweiligen Tagespreisen.

Der Vorstand.

Friedländer Sparkasse

Friedland in Böhmen

Älteste Geldanstalt am Platze

Unter Haftung der Stadtgemeinde Friedland

Verwaltungskapital über 40 Millionen Kč. Spareinlagen werden bestmöglichst verzinst. Überweisungen nach dem In- und Auslande, sowie alle einschlägigen Geldgeschäfte werden kulantest durchgeführt. Strengste Wahrung des Amtsgeheimnisses. Vermietbare Schrankfächer. Scheckverkehr.

Friedländer Bankgesellschaft

W. Neumann & Co., Friedland in Böhmen

Reichenbergergasse Nr. 12. Telephon Nr. 58.

Kassastunden: 8–12 und 2–4 Uhr, Samstag 8–1 Uhr.

Günstigste Durchführung aller Bank-, Börsen-, Wechsel- und Finanzgeschäfte.

Kreditgewährung

Auskünfte in allen finanziellen Fragen bereitwilligst.

Verzinsung der Einlagen:

im Kontokorrente auf Scheck- oder Girokonto mit	5%
auf Gegenbuch oder Einlagenkonto bei freier Verfügung ohne Sperre	5¼%
bei Kündigungsfrist je nach Dauer	5½–6%

Bezirkssparkasse Friedland

Gegründet 1873.

Hauptanstalt in Raspenau. Einhebekassen in Friedland, Neustadt a. T., Haindorf. Sammelstelle Ebersdorf.

Günstigste Verzinsung von

Einlagen auf Sparkassebüchel und in laufender Rechnung.

Durchführung sämtlicher in den Sparkassebetrieb fallenden Geschäfte.

Eigener und Sparkassenscheckverkehr.

Umwechslung fremder Geldsorten.

Postscheckkonto 48.739. Fernruf Nr. 16 Friedland.

Buch- u. Steindruckerei Franz Riemer, Friedland

Heimatkunde

des Bezirkes Friedland in Böhmen

Allgemeiner Teil II. 3. Heft

Preis 8.– K

W. F. JÄGER.

Inhalt.

Seite

Flur und Siedlung von Bruno Schier.

Die Flur (Fortsetzung).

Grenzen und Zäune 144

Die Siedlungen.

Straßen, Brücken und Wege 159
Dörfer 174
Städte 194

Anhang.

Tschernhausen, Flurverfassung um 1700 200
Zur Flurgeschichte von Tschernhausen 221
Tabellen I–VI . . . . . .

Mitteilungen.

Um vor dem Abschnitte „Grenzen und Zäune" eine leere Seite im Teile „Flur" zu vermeiden, wurde die Seite 143 nochmals gedruckt. Beim Einbinden ist die S. 143 des Heftes II 2 zu entfernen.

Das nächste Heft bringt „Die Pflanzendecke des Bezirkes Friedland i. B. von Dr. Franz Firbas".

Um Angabe der Anschrift von Heimatgenossen, die außerhalb des Bezirkes wohnen, wird höflichst ersucht.

Friedländer Schuhfabriken

Josef Hampel, Friedland, Nordböhmen

empfehlen ihre Fabrikate in den verschiedensten Sorten Schuhwaren, genagelt, durchgenäht, rahmengenäht und gewendet.

Für die Sommer-Saison: Halbschuhe, Haferlschuhe, Sandalen und Haferlsandalen, ferner Lack- und Tanzschuhe.

Für Herbst und Winter: Schuhe mit Doppelsohlen, Gummisohlen, sowie als Spezialität: Sport- und Turistenschuhe, auch mit beschlagenen Sohlen, Skischuhe u. zwiegenähte Sportstiefel. Ferner: Filz- Schnür- und Schnallenstiefel, Kamelhaar-, Haus- und Umschlagschuhe, Filz- und Lederschuhe mit Pelzeinfassung, Hallina-Stiefel, Halbstiefel, Knaben- und Herren-Röhrenstiefel.

Solideste Ausführung. Vorzügliche Paßform.

Heimatkunde des Bezirkes Friedland in Böhmen

Im Auftrage
des Friedländer Lehrervereines und des
Vereines für Heimatkunde des Jeschken-
Isergaues herausgegeben von

Erich Gierach und **Josef Schubert**
O. ö. Professor der Deutschen Universität in Prag
Schulleiter in Tschernhausen

Allgemeiner Teil II
Die Friedländer Volkskunde

Verlag des Friedländer Lehrervereines
Druck der Buch- und Steindruckerei Franz Riemer,
Friedland in Böhmen

Die Friedländer Volkskunde

2.

Flur und Siedlung

von Bruno Schier

Friedland 1928

Feldern bezog[68]): Gänseblümchen (Bellis perennis), Hungerblümchen (Draba verna), Lungenkraut (Pulmonaria officinalis), Gemeine Kreuzpflanze (Senecio vulgaris), Rote Taubneſſel (Lamium purpureum), Stiefmütterchen (Viola tricolor), Blaues Veilchen (Viola odorata), Kellerhals (Daphne mezereum), Aurikel (Primula auricula), Schlüſſelblume (Primula veris), Gefülltes Leberblümchen (Anemone hepatica flore pleno), Haſelnüſſe (Coryllus avellana), Jelängerjelieber (Lonicera periclymenum), Gemeiner Hartriegel (Ligustrum vulgare), Blauer Holunder (Syringa vulgaris), Hirſchholunder (Sambucus racemosa). An der Südſeite der Gebäude ſtellte Springsholz Roſenblümchen, Stachelbeerſträucher und Weiden feſt.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde von Magiſtratsrat Vietze die Burgunderrebe zu Friedland eingeführt, die als Hausſpalier bald eine weite Verbreitung fand und ſich dem heimiſchen Klima ſo weit anpaßte, daß ſie bei geringer Bedeckung die Winterkälte zu überdauern vermochte[69]). Die bewußte Pflege von Zierblumen reicht in Friedländer Bürgerkreiſen in den Beginn des 18. Jahrhunderts zurück. Im Jahre 1712 (17/11.) erwarb Hans Chriſtoph Krauſe aus Weißbach, der Beſitzer einer Ziergärtnerei, zu Friedland das Bürgerrecht. Sein Nachfolger wurde Balthaſar Höferle aus Wuſthauſen in Schwaben, der ſich im Jahre 1741 (21/1.) dauernd hier niederließ und das Haus Nr. 196 mit Garten in der Obergaſſe beſaß[70]). Heute gehören Joſefslilie (Lilium candidum), Tulpe (Tulipa Gesneriana), Narziſſe (Narcissus poeticus), Türkenbundlilie (Lilium martagon), Eiſenhut (Aconitus napellus), Blaſenſtrauch (Staphilea pinata), „Brennende Liebe“ (Lychnis chalcedonica), Levkojen (Matthiola annua), Sonnenblumen (Helianthus annuus), Aſtern (Callistephus chinensis), Georginen (Dahlia variabilis), „Pumpelrus“ (Pfingſtroſe Paeonia officinalis) und Gartenmohn (Papaver somniferum) zu den beliebteſten Blumen des Bauerngärtleins, deſſen überbunte Fülle nicht ſelten durch glitzernde Glaskugeln geſteigert wird. Unter den ſtrauchartigen Gewächſen erfreuen ſich der Goldregen (Cytisus laburnum), Mehldorn (Mespilus germanica), Türkiſche Flieder (Syringa vulgaris) und Seidelbaſt (Daphne mezereum) beſonderer Beliebtheit[71]). Sie werden zumeiſt entlang des Heckenzaunes gepflanzt, der von Weißdorn- (Crataegus oxyacantha), Eisbeeren- (Symphoricarpus racemosus) oder Hecken- und Hundsroſenſträuchern (Rosa rugosa) gebildet wird. Um Lauben und Stengelzäune ſchlingt ſich ein wildes Rankenwerk von Geißblatt (Lonicera caprifolium), Zaunrüben (Bryonica alba) oder Wildem Wein (Ampelopsis quinquefolia). In ſeinem ſtrotzenden Reichtum und ſeiner ſtarken Farbigkeit bietet unſer Bauerngarten ein Bild von kraftvoller Lebendigkeit und hohem maleriſchen Reiz.

68) StA. Springsholz-Nachlaß. Die lat. Bezeichnungen ſtammen von Springsholz.
69) Helbig Jul., Coll. I 819.
70) Ebda. III 1226, 2065; V 724.
71) Vgl. Patſchovsky, Mitt. d. ſchleſ. Geſ. f. Vkde. 11 (1909) S. 191.

Grenzen und Zäune.

Grenzsaum. Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts waren die Grenzen der heimischen Fluren nicht mathematische Linien, sondern mehr oder weniger breite Streifen unbebauten Landes, auf denen eine Reihe von Verkehrshindernissen belassen wurde[1]). Die Breite dieses neutralen Streifens ist von der Lage und der Güte des benachbarten Bodens abhängig; sie betrug in den Gebirgswaldungen des Bezirkes mehr als auf dem flachen Lande, wo sich mit zunehmender Dichte der Bevölkerung das Bestreben nach völliger Ausnützung des Bodens bemerkbar machte. Doch noch in dem Zwiste zwischen der Herrschaft Friedland und Otto Heinrich von Gersdorf vom Jahre 1723 wird dem letzten zum Vorwurfe gemacht[2]), er habe auf einer Strecke von 650 Schritt 3, 4 ja 6 Furchen von dem neutralen Streifen umarbeiten und zu seinem Acker schlagen lassen. Der Rechtsspruch befiehlt daher, daß auf beiden Seiten gleichviel Boden als Grenzrain liegen bleibe. In Bezug auf die Grenze der hohen Gebirgswaldungen begnügte man sich im 16. und 17. Jahrhundert mit der Einsicht, „daß Gebirg und Grenzen nicht könnten wohl abgeteilt werden“[3]); noch bei der Grenzbegehung Friedland-Messersdorf im Jahre 1750 umgeht man künftige Streitigkeiten über Eigentumsverhältnisse an der Grenze, indem man die strittigen Grenzbäume „zu beider Herrschaften gleichem, die unstrittigen aber zu jeder Herrschaft eigenem Nutzen in gutem nachbarlichen Einverständnis“ verkaufte[4]). Im Jahre 1699 wird dem Oberjäger Wenzel Leopold Kopp zur Pflicht gemacht, „die dicken und verwachsenen (Wald-) Grenzen (der Untertanen) dergestalt ausreuten und saubern zu helfen, daß die Mark- und Grenzsteine und die Grenzbäume unverrückt und unbeschädigt bleiben“[5]).

Auch Flüsse und Wege galten als neutraler Grenzsaum. Nur selten wird das Ufer als Grenzlinie betrachtet; dieser Umstand muß dann besonders hervorgehoben werden. So bezeichnet die „Spezifikation der Grenze zwischen Wiese und Ostrichen“ vom Jahre 1723[6]) die „Ufer“ ausdrücklich als Begrenzungsmittel neben „Grenzwässern“, „Bächen“, „Gräben“, „Gruben“. Das „Scheidebachflössel“, welches nach einer Beschreibung aus dem Jahre 1750 den größten Teil der Grenze zwischen Friedland und Messersdorf bildete, hat von dieser Bestimmung den Namen empfangen[7]). Freilich waren gerade die reißenden Gebirgsbächlein als Begrenzungsmittel nicht immer zuverlässig. Es kam ab und zu vor, daß das Wasser seinen Lauf änderte, worauf bei Grenzbegehungen strenge geachtet werden mußte. Gerade das Scheidebachflössel mußte im Jahre 1750 „in seinen vorigen Gang und Graben geleitet werden“, nachdem es zwischen der Neustädter Straße und dem Buchberg „ausgerissen und einen anderen Lauf genommen hatte“[8]). Auch Wege werden oft als Grenzscheide bezeichnet; sie bilden

1) Zur allgemeinen Charakteristik: Ratzel Friedrich. Eigenschaften der geographischen und politischen Grenzen. Berichte der kgl. sächs. Ges. der Wissenschaften 54 (1892) S. 53 ff.
2) SchA. Grenzen. 1723, 12/4.
3) SchA. Redernakten. 1591, 25/9.
4) SchA. Grenzen. 1750, 27.—29/6.
5) SchA. Forstwesen. Instruktion 1699 § 8.
6) SchA. Grenzen. 1723, 12/4.
7) SchA. Grenzen. 1750, 27.—29/6.
8) SchA Grenzen. 1750, 27/6.

gemeinsames Eigentum der Anrainer und werden auf gemeinsame Kosten instand gehalten. So richten die Seidenberger seit 1766 in gemessenen Abständen an die Friedländer Herrschaft das Ersuchen, ihnen das nötige Holz zur Wiederherstellung des „Grenzsteiges zwischen Ebersdorf und Seidenberg" unentgeltlich zur Verfügung zu stellen; sie selbst kamen für die Arbeitskosten auf[9]).

Grenzlinie. Die mathematisch scharfe Grenzbestimmung ist eine Eigenart der jüngsten Jahrhunderte; die Grenzlinie wurde in ihrem Verlaufe zunächst durch natürliche, später durch künstliche Merkmale angegeben. Nach der Art des Geländes waren dies Hart- oder Weichholzbäume, Sträucher, Pfähle, Stöcke, Zäune, Erdwälle, Ufer, Dämme, Holzwände, Grenzsteine, Säulen usw.[10]). In der Entwicklung läßt sich das Bestreben feststellen, die natürlichen Grenzzeichen allmählich durch künstliche zu ersetzen. Als ältestes Beispiel einer Grenzbegehung kommt für das heimische Gebiet die Oberlausitzer Grenzurkunde vom Jahre 1241 in Betracht[11]), die als Markzeichen an den Grenzen unseres Bezirkes 2 Berge (Yezwinche, Tizow), 2 Hügel (Kameni copkidua), 1 Winkel (angulus Nakuthipozcaki), 1 Begräbnisplatz (sepulcrum Winichopcz) und 1 Brückchen (Moztech) nennt. Wie allgemein Grenzangaben noch am Ende des 16. Jahrhunderts waren, geht aus der Grenzbegehung hervor, die anläßlich eines Grenzstreites zwischen den Herrschaften des Melchior von Redern und des Siegmund von Smirschitz im Jahre 1591 vorgenommen wurde[12]). Melchior von Redern „führte seine Mark und Rain" vom „Bach Lauczny über den Berg Nekraß, darunter ein Bächlein läuft", „zum Rotenbach; von demselben bis auf den Fußsteig, so der Mittlere genannt wird und wo man zu der Beerenwiese gehet bis zu dem Bach Blatnicze, den Steg hinab bis zu dem Bach Kamenicze, von da bis zu zwei Buchenbäumen" beim Zusammenfluß dreier Bächlein. Einer der Bäume trägt Wappen und Namen Christophs von Redern und die Jahreszahl 1577. Von hier wendet sich die Grenze zum „Siebengiebelischen Wasser", führt über den Berg „Lange Puchschecht" zur Schwarzen Desse, von der „Runden Puchschecht"[13]) zu dem Steinwasser und zur „Schlegerfichte", über einen Grenzstein zum „Puchberg" und entlang des Kammes bis zur Einmündung der Kleinen Iser in die Große[14]).

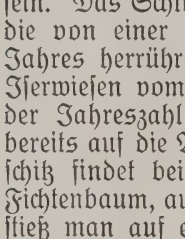
Mag man die Allgemeinheit dieser Angaben mit der Schwierigkeit des Geländes entschuldigen, so ist doch zu bemerken, daß noch 1723 die Grenze zwischen Wiese und Ostrichen, die zugleich Landesgrenze war, vorwiegend durch natürliche Merkmale gebildet wurde; auf der langen Strecke befanden sich nur 7 Grenzsteine. Von einem Malbaume ausgehend verlief die Grenze entlang der Wittig, hielt an einem „Aufwurf von Erden", mündete in den „Alten Kirchsteg", kam an einem „Alten Strauch", einer „Alten Eiche", „Weide" und „Alten Stöcken" vorbei, durchschnitt einen „Goldbeerstrauch", lief wieder der Wittig entlang, hielt sich dann an die Grenze von „Müllers Wiesen" bis zur Mündung des „Mühlgrabens" und passierte 5 Grenzsteine, von denen der letzte bei einer Weide stand. Hinter Eichen und Weiden verlief die Grenze entlang des „Alten Wassergrabens", führte am „Krummen Graben" herum bis an den „Wildzaun". Sie ging an „Fichtenstöcken" und einem „Büchelgen" vorbei und erreichte die „Alte Tränke" und die „Altseidenberger Straße" bei einem alten Grenzstein.

9) SchA. Grenzen. 1766, 29/4.
10) SchA. Grenzen. 1723, 12/4.
11) Cod. dipl. Sax. reg. II 1, 109 ff. Dazu Meiche Alfred, Die Oberlausitzer Grenzurkunde vom Jahre 1241. N. L. M. Bd. 84 (1908) S. 145—251. Die cumuli und kopci (kopec — Hügel) auf schlesischem Boden entsprechen den aggeres der germanischen Stammesgesetze (z. B. lex Visigot. X 3); vgl. Grimm Jak., Deutsche Rechtsaltertümer. 4. Aufl. II 69.
12) SchA. Redernakten. 1591, 25/9.
13) mhd. schache „Waldstück".
14) Vgl. jetzt Schwarz E., Mitt. 21 (1927) S. 1—11.

Die Grenze ging hierauf zwischen einer Kiefer und einer Fichte mitten hindurch und erreichte einen „alten Stock, der früher eine Fichte gewesen"; an seiner Stelle wurde eine Eiche zum Grenzbaum gemacht, die mitten unter anderem Gehölz am Teiche stand. Um diese „Pfütze" herum bezeichneten „hölzerne Pflöcke", die in Anwesenheit beider Parteien eingeschlagen wurden, den Verlauf der Grenze, die weiter an einigen durch Kreuze gekennzeichneten Fichten und einer „Alten Wolfsgrube" vorbeiführte. Sie verlief dann entlang eines „Alten Auf=wurfs" bis zum „Bug des Wildzauns" und kam bei einem „Erlenstocke" zu dem „Wassergraben", wo sie an einigen „Setzweiden", „Kleinen Sträuchligen", „Erlen=" und „Weidensträuchern" vorbeiführte und bei einer „Großen Eiche" den Beginn der Seidenberger Grenze erreichte[15]).

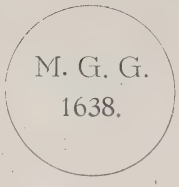
Grenzbäume und Grenznägel.

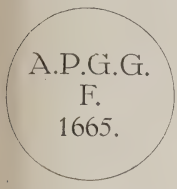
Unter den Markzeichen nehmen die Grenzbäume, =pflöcke, =stöcke, =steine und =säulen eine besondere Stellung ein, da sie besonderer Kennzeichnung bedürfen. Als Grenzbäume, die auch „Mark=", „Mal=" und „Lochterbäume"[16]) genannt wurden, kamen Fichten, Tannen, Buchen, Erlen und Eichen in Betracht. Junge, gesunde Stämme genossen den Vorzug und nur selten wurde das Grenzzeichen der „Zwiesel alter Tannen" aufgedrückt[17]). Die gewählten Stämme wurden durch ein +[18]) oder ×[19]) als neutrale Grenz=bäume bezeichnet. In den meisten Fällen wurde der Baum neben dem Mal mit einem „Grenznagel" versehen, dem das Jahr der Grenzbegehung und das Monogramm des Besitzers aufgeprägt war. Auf heimischem Gebiete hat sich nur die Kunde von herrschaftlichen und städtischen Grenznägeln erhalten, doch mögen sie vereinzelt auch bei reicheren Scholzen der Dorfschaften üblich gewesen sein. Das Schloßinventar von 1667 nennt „9 Gräntz=Nägel mit der Zahl 1665" die von einer auch anderwärts nachweisbaren Grenzbegehung des genannten Jahres herrühren mögen (s. u.)[20]). Wenn man bei der Grenzbegehung in den Iserwiesen vom Jahre 1591 Wappen und Namen Christophs von Redern mit der Jahreszahl 1577 auf einem Baume „ausgeschnitzt" fand, so deutet dies bereits auf die Merkmale der späteren Grenznägel hin[21]). Siegmund von Smir=schitz findet bei demselben Anlasse unter den Malzeichen seiner Grenze „einen Fichtenbaum, auf welchem ein ausgeschnitzter Mann war". Noch im Jahre 1698 stieß man auf eine „alte Grenzorl und einen Leimbaum, allwo ein alter Grenz=nagel des Herzogs von Friedland mit der Jahreszahl 1629" zu sehen war; an anderer Stelle wird Albrecht Dux Fridlandensis als Prägung des Nagels bezeichnet[22]). Bereits im Jahre 1628 war es üblich, „die fürstlichen Wappen in die Grenzbäume einzuhauen und die Grenznägel einschlagen zu lassen"[23]). Nach der Grenzbe=schreibung vom 12. Juli 1644 befand sich auf der „Tafelfichte" eine „Tafel" mit dem Wappen und dem Namen des Herzogs von Friedland und der Jahreszahl 1628 an einer „Fichte" be=festigt, wovon der Berg seinen Namen empfing[24]). Das Copeybuch von 1628 berichtet tatsächlich von einer Grenzbegehung an der Graf Schaffgotschen Grenze an welcher die „fürstlichen Insignia" auf Nagel=, Kreuz= und Lochterbäumen neu hergestellt wurden[25]).

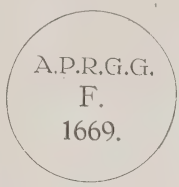


15) SchA. Grenzen. 1723, 12/4.
16) Wohl aus ahd. lah = „incisio arborum" entstellt. Bei Grimm J., Dt. Rechtsalterthümer II 72, eine Laureshamer Urkunde von 770 zitiert: . . . sicut ipsa incisio arborum in ipsa die facta fuit, quae vulgo lachus appellatur sive divisio.
17) SchA. Grenzen. 1698, 15/10.
18) SchA. Grenzen. 1750, 27.—29/6.
19) SchA. Grenzen. 1715, 10/5.
20) SchA. Inventare. Schloßinv. 1667.
21) SchA. Redernakten. 1591, 25/9.
22) SchA. Grenzen. 1698, 15/10.
23) SchA. Copeybuch. 1628, 17/10.
24) StA. Springsholz' Nachlaß. 1644, 12/7.
25) SchA. Copeybuch. 1628, 19/10.

Im Jahre 1698 fand man ferner einen Grenznagel von 1638 mit der nebenstehenden Prägung; er rührte von der ersten Grenzbesichtigung des Grafen Matthias Gallas her. Unweit davon wurde ein Grenznagel des Grafen Anton Pankraz Gallas festgestellt, der aus dem Jahre 1665 stammte. Beim „Tafelstein", „allwo sich des Herrn von Gersdorf Grenze endet und die Schaffgottsche anfänget", entdeckte man einen Nagel aus Blei mit dem Namen des Reichsgrafen Anton Pankraz von Gallas aus dem Jahre 1669. Bei der Grenzbegehung von 1698 verwendete man auf Friedländer Seite zwei verschiedene Nägel des Grafen Johann Wenzel Gallas. Der dritte Nagel trug den Namen des Anrainers Christoph Gottlob von Gersdorf.







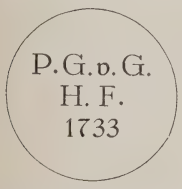
Bei einer Grenzbegehung der Herrschaften Friedland-Rohosetz vom Jahre 1733 fand man auf einer Fichte, welche Friedland, Rohosetz und Semil scheidet, die Nägel[26]):

Semil

Rohosetz

Friedland

Auf beiden Seiten wurden neue × und neue Nägel in die Grenzbäume geschlagen, welche die Prägung zeigten:



Philipp Graf von Gallas

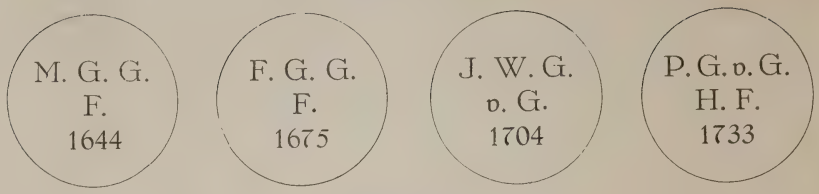
Philipp Josef Graf v. Gallas

Carl Josef Graf Desfours

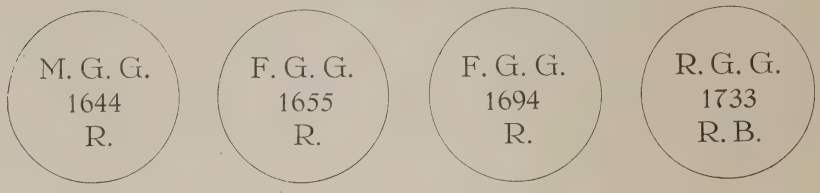
Die 67. Station dieser Grenzbegehung bildete die „Granitzbuche, allwo bei drei Flössern sich die Friedländische mit der Rohosetzer Grenze findet und die Reichenberger angehet, darinnen sich statt 9 anitzo 12 Grenznägel befinden und Bein zwölf Nägeln genannt wird".

26) SchA. Grenzen. 1733, 10/7.

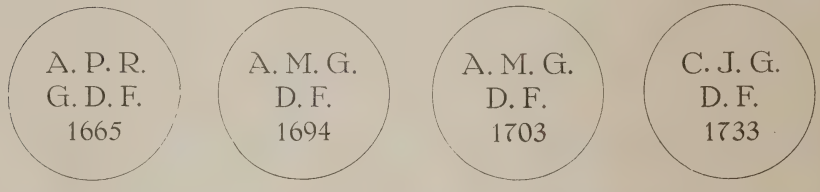
Friedland:



Reichenberg:



Rohoseß:

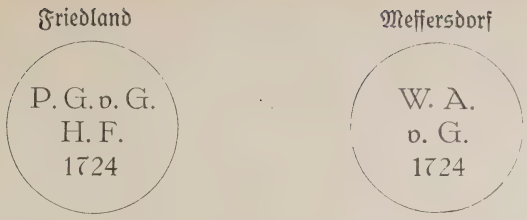


Bei der Grenzbegehung vom 10. Mai 1715 zwischen der Herrschaft Friedland und dem Stadtrate Marklissa verwendete man die Nägel:

Der Halbmond und Stern des Grenznagels von Marklissa stellen beliebte Markzeichen des Mittelalters dar[27]). Bei der Grenzberichtigung zwischen den Herrschaften Friedland und Semil an der Großen und Kleinen Iser vom 7. August 1748[28]) benützte man die Nägel:

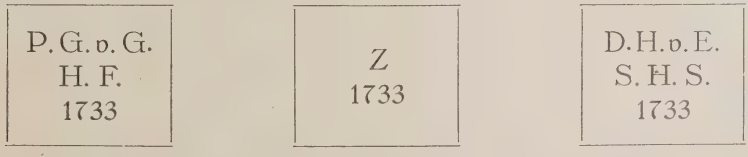
Anläßlich der Grenzbegehung vom Jahre 1750[29]) zwischen Friedland und Messersdorf findet man neben alten Friedländer Nägeln vom Jahre 1629, 1663, 1698, 1748 zwei solche von 1724 mit der Prägung:

27) Grimm J., Deutsche Rechtsaltertümer II 69. SchA. Grenzen. 1715, 10/5.
28) SchA. Grenzen. 1748, 7/8.
29) SchA. Grenzen. 1750, 27/6.

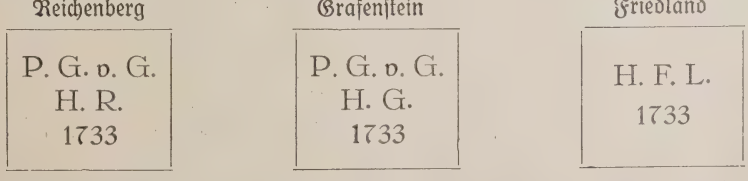


und schlägt neue Nägel mit der Jahreszahl 1750 ein:

Grenzsteine. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kommen Grenzbäume und Grenznägel außer Gebrauch; an ihrer Stelle werden Grenzsteine immer zahlreicher erwähnt. Bereits in der ersten Hälfte des Jahrhunderts wird häufig ein neuer Grenzstein neben einen alten Grenzbaum gesetzt, sodaß zwischen 1730—1750 der Verlauf der Grenzlinie durch künstliche und natürliche Grenzmale angezeigt wird. Genau so, wie man ursprünglich Bäume und Sträucher, die auf der Grenzscheide standen, zu Trägern des Markzeichens ausersah, meißelte man später in einen hier zufällig vorhandenen Stein die nötigen Zeichen ein. Noch 1723 wird „ein großer Stein" verzeichnet, „so von altersher beiderseits vor einen Grenzstein gehalten worden"[30]). Zum erstenmale erhalten wir anläßlich der Grenzbeschreibung Friedland-Zittau von einer Grenze Nachricht, die ausschließlich mit besonders vorbereiteten Grenzsteinen bezeichnet wird[31]). Bei der Erwähnung der Grenzstelle am Fuße des Kahlenberges, wo die Gebiete der Herrschaften Friedland, Zittau und Smirschitz aneinanderstoßen, wird berichtet, daß „anstatt der vorherigen Buchen" ein dreieckiger Grenzstein gesetzt wurde, der die Zeichen trug:



An den Reichenberger und Grafensteiner Grenzen verwendete man die Zeichen:



Bei der Grenzbegehung mit Meffersdorf vom Jahre 1750[32]) wurden in die Hauptgrenzsteine die Zeichen gehauen:

30) SchA. Grenzen. 1723, 12/4.
31) SchA. Grenzen. 1733, 6/8.
32) SchA. Grenzen. 1750, 27.—29/6.

Friedland	Meffersdorf	Schwerta
P. G. v. G. H. F. 1750	R. E. v. G. 1750	A. T. v. G. 1750

Die gewöhnlichen Grenzsteine waren mit einem einfachen ✠ versehen. Anläßlich der Grenzerneuerung Friedland-Markliſſa im Jahre 1794[33]) wurde beim ſog. „Markliſſer" ein alter dreieckiger Grenzſtein gefunden, der die Zeichen trug:

Friedland	Markliſſa	Gersdorf
P. G. v. G. H. F. 1749	S. M. 1749	C. F. v. G. 1749

Obgleich bereits 1750 feſtgeſtellt wurde[34]), daß der „Tafelſtein" mit dem Namen des Grafen Anton von Gallas vom Jahre 1669 ſtark beſchädigt ſei, wurde er erſt im Jahre 1801 mit neuen Grenzmalen verſehen[35]), die als Beiſpiel für die ſchlichten Grenzſteine des 19. Jahrhunderts angeführt ſeien:

Friedland	Meffersdorf
F 1801	M 1801

Die Grenzſteine des 18. Jahrhunderts waren in vielen Fällen unbehauen, ja es mangelte ihnen häufig das Kreuz, welches das Weſen des Malbaumes ausmachte. Zwiſchen Bauerngütern zeigten ſie noch um die Mitte des verfloſſenen Jahrhunderts dieſe einfache Geſtalt; nur ein ſchlichter Kalkanſtrich bildete ihr äußeres Kennzeichen vor den übrigen Steinen der Umgebung. Machte der Malſtein Anſpruch auf allgemeine Anerkennung, ſo mußten ihm bei der Berainung in Anweſenheit der Grenznachbarn die vorgeſchriebenen Scherben als Zeugen unterlegt werden. Dieſer Brauch iſt auch für herrſchaftliche Kreiſe noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts belegt; als im Jahre 1749 die Grenze am Großen und Kleinen Iſerfluß neu hergeſtellt wurde, ſetzte man auf der Pfaffenwieſe einen Malſtein, unter den „Kohlen, Glas und Schmiedeſchlacken zum Zeugnis eingelegt" wurden[36]). Noch am 29. März 1794 werden anläßlich der Berainung zwiſchen obrigkeitlichen und untertänigen Feldern im „Roten Grund" unter die neuen Rainſteine „Ziegel, Glas und Schmiedſchlacken als Merkzeichen" gelegt[37]).

Hatte der Grenzſtein ſchon in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts den Malbaum aus ſeiner Stellung gedrängt, ſo hielt ſich der hölzerne Grenzpfahl, der im Jahre 1723 noch an der Bildung der Landesgrenze beteiligt war[38]), bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Aus dem Jahre 1801 iſt eine Konſignation über

33) SchA. Grenzen. 1794, 19/5.
34) SchA. Grenzen. 1750, 27.—29/6.
35) SchA. Grenzen. 1801, 7/9.
36) SchA. Grenzen. 1749, 7/8.
37) SchA. Grenzen. 1794, 29/3.
38) SchA. Grenzen. 1723, 12/4.

Eine Grenzkarte der Herrschaft Friedland.

Von Ignaz Hölzel im Jahre 1756 gezeichnet (Archiv des Ministeriums des Innern).

179 Stück „eichene Grenzpfähle" erhalten, die bei der Berainung der obrigkeitlichen und untertänigen Wiesen in Tschernhausen, Bunzendorf und Engelsdorf Verwendung fanden[39]). Doch auch auf sumpfigem Gebiete, wo sich der angebrannte Holzpflock am besten bewährt hatte, ging man bald zum Grenzsteine über. Das Oberamt ordnete im Jahre 1802 an, die Wittigwiesen mit Marksteinen von Basalt zu berainen[40]). Der Pankrazer Steinbrecher Ferdinand Neuhauser lieferte 100 solcher Steine, von denen jeder $^{7}/_{4}$ Ellen lang, $^{1}/_{2}$ Elle breit und $^{1}/_{4}$ Elle stark war, zum Preise von je 22 Kreuzer. Wenige Tage später trafen von dem Grafensteiner Untertan Franz Thaule zu demselben Zwecke 100 Stück Grenzsteine ein, die auf einer Seite mit einem O (Obrigkeit) versehen waren[41]). Während nach der Grenzkarte der Herrschaft Friedland noch im Jahre 1755[42]) neben „Haupt- oder gehauten Grenzsteinen, ordinären und in Felsen gehauten Rainsteinen" Buchen, Eichen und Weiden als Grenzmale Verwendung fanden, verlangt das Kreisamt im Jahre 1802[43]), daß die Rainsteine der Landesgrenze bei Neustadt, Niederullersdorf, Ebersdorf und Priedlanz durch Marksäulen ersetzt würden, da diese der Verwehung durch Schnee und der Überwucherung durch Gras weniger stark ausgesetzt seien.

Berainung. Über den Vorgang der Berainung werden wir durch Bestimmungen der Wirtschaftsinstruktionen und Jahrdingsartikel und durch die Grenzbegehungen selbst unterrichtet. Alter Gewohnheit nach sollte der Zeitpunkt der Berainung, die gewöhnlich im Frühling oder Herbst vorgenommen wurde, 14 Tage vorher nach Verständigung beider Parteien bekannt gegeben werden; erschien einer der Nachbarn nach dreimaliger Aufforderung nicht, dann konnte die Grenzbegehung einseitig in rechtsgültiger Weise vorgenommen werden. Zur Berainung waren die „allerältesten Leute, welche von der Rainigung die allerbeste Wissenschaft" hatten und die Rainsteine, Grenzbäume und Markzeichen kannten, mitzubringen. Der Handlung hatten ferner junge Leute beizuwohnen, „damit dieselben auch künftig die Wissenschaft haben möchten"[44]). In diesen Bestimmungen der Wirtschaftsordnung von 1682 haben wir die Aufzeichnung alter Gewohnheiten vor uns, die nachweislich schon 100 Jahre vorher geübt wurden. Im Jahre 1591 führt Melchior von Redern mit Heinrich von Berka lange Verhandlungen über den Zeitpunkt einer Begehung der gemeinsamen Grenzen[45]). Als der Grenzstreit auf den Iserwiesen zwischen Melchior von Redern und Siegmund von Smirschitzky der Erledigung harrte, lud der Herr von Redern am 14. August 1591 seine adeligen Freunde, den Grafen Friedrich Schlick, die Herren Stephan, Sebastian und Jörgen von Wanscha, Christoph Gotschen und Job von Salza ein, ihn dabei als „Rechtshelfer" zu begleiten. Da die Grenzhandlung aus triftigen Gründen auf den 16. September verlegt werden mußte, ersucht Melchior von Redern die böhmischen Kammerräte, dem königlichen Kommissär die Vollmacht auf diesen Tag zu erweitern[46]). In ältester Zeit und bei schwierigen Gebirgsberainungen waren die Angaben über den Verlauf der Grenze nur beiläufig. Bei späteren Grenzhandlungen wird stets die Entfernung von einem Grenzmal zum anderen in Schritt angegeben und eine kurze Beschreibung der Zeichen geboten. Diese Aufgabe fiel meist dem Rent- oder Korn-

39) SchA. Grenzen. 1801, 25/9.
40) SchA. Grenzen. 1802, 13/6.
41) SchA. Grenzen. 1802, 6/7.
42) A.J. Grenzkarten. Bunzlauer Kreis. Herrschaft Friedland Littera D, Sectio IV. Aufgenommen 1755, gezeichnet 1756 von Ignaz Hölzel.
43) SchA. Grenzen. 1802, 13/9.
44) SchA. Instruktionen. Jüngst Vernewerte hochnützliche Wirtschaftsinstruktion. 1682.
45) SchA. Missiven. 1591, 9/7.
46) SchA. Ebda. 1591, 14/8.

schreiber zu, der neben dem Hauptmann, einigen Schützen, Förstern und den nötigen Gewährsleuten an jeder Grenzbegehung teilnahm. Die an Ort und Stelle mit Bleistift geschriebene Aufnahme liegt meist der Originalausfertigung der Grenzurkunde bei.

Trotzdem seit dem Ende des 16. Jahrhunderts der Inhalt der Grenzbeschreibungen immer genauer, die Gestaltung der Grenzmale immer verläßlicher wird, spielt doch bei herrschaftlichen Berainungen bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts, bei bäuerlichen Grenzhandlungen bis an die Schwelle der Gegenwart die Aussage von Gewährsleuten und die Zeugenschaft über „unvordenkliche Ereignisse" eine wichtige Rolle. Um sich vor Ablegung der Aussage der Glaubwürdigkeit des Zeugen zu versichern, wurde die seit der karolingischen Gerichtsreform übliche discussio testium angestellt[47]), welche z. B. 1732 in den drei Fragen bestand: „1. Wie alt ist der Zeug? 2. Ob der Zeug wider den einen oder den anderen, gegen die er aussagt, eine Feindschaft habe? 3. Ob der Zeug an der Sache interessiert sei und da Gewinn oder Nutzen zu ziehen habe?"[48]). Die Zeugen sagen dem ursprünglichen Rechtszustande gemäß[49]) ohne Eidschwur aus; ihre Darlegungen erfolgen nur auf „Ehre und Gewissen" mit der Versicherung, sie im Notfalle eidlich zu bekräftigen.

Da man an dem alten Satze festhielt: „Rechtes Zeugnis, das ist nicht weniger als zweier Männer", war die Herrschaft stets bestrebt, sich Zeugen für kommende Rechtsstreitigkeiten heranzuziehen. Vor allem waren die Forstbediensteten verpflichtet, die Grenzen des herrschaftlichen Besitzes genau kennen zu lernen[50]); als man bei einer Grenzberichtigung am großen und kleinen Iserfluß wegen „einer alten Orle, welche die Mitten der Grenze anzeigen" sollte, in Zweifel kam, ließ man den 99-jährigen Elias Kaspar von Polaun holen, der 24 Jahre lang in diesem Reviere Förster gewesen war[51]). Doch auch den übrigen Untertanen wurde die Sorge um die herrschaftlichen Grenzen seit den Wallensteinschen Jahrdingsartikeln alljährlich zur Pflicht gemacht[52]). Um der heranwachsenden Jugend den Verlauf der Grenzen verläßlich einzuprägen, bediente man sich eines Mittels, das bereits im klassischen Altertum beim Setzen neuer Rainsteine Anwendung fand. In einer Notiz zum Jahre 1747 heißt es[53]): „Bei einer Berainung der Wiesen legten sie den Jungen über den Rainstein und strichen ihme ad posteriora scharf mit einem Bacul, daß er ihme die Stelle wohl merken solle". Noch 1750 wurde anläßlich der Grenzerneuerung zwischen Friedland und Meffersdorf von dieser alten Sitte Gebrauch gemacht[54]). In der Grenzurkunde wird nach Erwähnung des ersten neuen Rainsteines eine „Nota" folgenden Inhaltes eingeschaltet: „Wobei Gottfried Aumann, ein Meffersdorfer Untertan, 20 Jahre alt, 3 Streich bekommen". Nach 190 Ellen wird an Stelle einer alten Grenztanne ein neuer Stein gesetzt, „darbei Josef Sommer aus Dittersbächel, 16 Jahre alt, 3 Streich bekommen". Die Wichtigkeit des Grenzmales brachte eine Abstufung der ausgeteilten Schläge mit sich; bei einem der letzten Grenzsteine mußte der 16-jährige Gottfried Krause von Meffersdorf eine weit größere Zahl von Schlägen ertragen. Da jedoch vereinzelt auch Erwachsene diesem Brauche unterzogen wurden, ist anzunehmen, daß ihm bereits um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein verblassender, formelhafter Charakter zukam[55]). Weil die Er-

47) Lehmann, RGA. IV 588.
48) SchA. Grenzen. 1732, 15/11.
49) Lehmann, RGA. IV 587.
50) SchA. Z. B. Instruktion. 1699 § 3.
51) SchA. Grenzen. 1748, 7/8.
52) SchA. Wallensteinsche Jahrdingsartikel. 1625 § 34.
53) Helbig Jul., Reichenberger Zeitung 1897, Nr. 8.
54) SchA. Grenzen. 1750. 27.—29/6.
55) SchA. Ebda. 1750, 29/6.

fahrung gezeigt hatte, daß trotz dieser Maßnahmen häufig Mangel an Zeugen eintrat, so sollte der Hauptmann jene Personen[56]), „so in etlichen wichtigen Sachen fruchtbarlich Zeugnis geben können, aber sehr betagt und kraftlos wären, vermöge der rechten mortis causa ad perpetuam rei memoriam zu Zeugnis führen, vereiden, ihr Zeugnis rechtlich verschreiben lassen und zu künftiger Notdurft bewahren".

Die Vornahme herrschaftlicher Berainungen diente den bäuerlichen Grenzbegehungen zum Vorbilde. Um Streitigkeiten unter Grenznachbarn vorzubeugen, hatte der Hauptmann die Untertanen jährlich um Pfingsten zur „Besichtigung der Raine und Grenzen" zu verhalten[57]). Die Ältesten sollten den Jungen die Rainsteine und Grenzzeichen zeigen, den Umfang ihres Besitzes angeben und gründlich darüber berichten, „was sie von solchen Grenzen von ihren Eltern und Vorfahren gehöret und welcher Gestalt sie bis dato solche Gründe innegehabt haben". Alle diese Maßnahmen waren Sicherungen gegen etwaige Grenzverletzungen von Seite des Nachbarn, die vor allem gern dort verübt wurden, wo Privatbesitz an herrschaftlichen oder Gemeindegrund grenzte. Im Jahre 1629 wurde Christoph Lankisch, Schuster zu Friedland, mit 5 Schock bestraft, weil er zu „weit heraus an die Hirtengasse ein Plänlein seines Gartens lang von dem gemeinen Gut eingenommen" hatte[58]). In den herrschaftlichen Akten begegnen wir noch 1798 für die meisten Ortschaften der Herrschaft eine Fülle ähnlicher Fälle[59]).

Die meisten Vergehen dieser Art wurden milde bestraft; war der Täter rückhaltlos geständig, so verblieb es meist bei einem Verweis und der käuflichen Überlassung des eingenommenen Grundstückes. Schwieriger lagen die Verhältnisse, wenn Betrug vermutet und die Tat nicht gestanden wurde. So ruft im Jahre 1792 die Fällung einer auf strittigem Grenzgrund stehenden Fichte durch den Dittersbächler Gärtner Gottfried Streit eine Flut von Akten hervor[60]). Als Melchior von Redern im Juli 1591 in Erfahrung gebracht hatte, daß die Herren von Uchtritz sich anmaßten, auf seinem Gebiete Gras zu mähen und Stammholz zu schlagen, forderte er sie in wiederholten, stets schärfer gehaltenen Schreiben zur Rechtfertigung für „diese Unnachbarschaft" auf[61]). Solange über die Zugehörigkeit eines strittigen Streifens durch eine von beiden Nachbarn beschickte Grenzbegehung keine Entscheidung gefällt worden war, galt dieser Grund als neutrale Zone, die von keiner Seite genutzt werden durfte. Als im Jahre 1614 von der Stadt Zittau die Beschwerde einlangte, daß die Redernschen Förster auf Zittauer Grund Holz verkauften, verbietet Christoph von Redern seinen Leuten, an dem Orte Bäume zu schlagen, bis der Grenzstreit durch eine rechtmäßige Berainung beigelegt sei[62]). Im allgemeinen war man bemüht, Grenzstreitigkeiten dieser Art in friedlicher Weise zu erledigen. Obwohl sich Heinrich von Grießel in dem Grenzstreite mit den Grafen von Schaffgotsch völlig im Rechte hielt[63]), so schlägt er doch dem Wallensteinschen Landeshauptmann vor, den Fall auf einer Delegiertenverhandlung aus dem Wege zu räumen.

Die schwersten Strafen waren gegen jede offenkundige und wissentliche Versetzung oder Zerstörung eines Grenzmales ausgesetzt. Die Jahrdingsartikel

56) SchA. Instruktionen. 1699 § 60.
57) SchA. Instruktionen. Ende 17. Jahrh. § 58.
58) LA. Friedl. Stadtbuch L Fol. 399.
59) SchA. Grenzen. 1798, 29/7.
60) SchA. Grenzen. 1792, 26/6.—11/7.
61) SchA. Missiven. 1591, 26/7., 1/9. u. öfter.
62) SchA. Missiven. 1614, 17/12.
63) SchA. Copeybuch. 1628 ad 10. Nov.: . . . quod is, qui olim possidet etiam hodie possidere praesumatur atque ex possessione de praeterito coniectura ducatur ad possessionem de praesenti. . . . quare possessio nostra cum dioturno praesertim intatur tempore ex iuris praesumptione censetur haud iniusta.

drohen sogar demjenigen mit „höchster Leibesstrafe", der es verschweigt, wenn ein Untertan Teile des obrigkeitlichen Grundes „zu sich gezogen, die Grenzen geheget und die Rainsteine versetzt" hat[64]). Bei dem im Jahre 1723 zwischen Friedland und Gersdorf anhängigen Streite wird es Otto Heinrich von Gersdorf schwer angerechnet, daß er die „Grenzfichte, worüber sonst ein Streit war, habe umhauen", „den von der alten Grenzfichte noch vorhandenen Stock mit den Grenzsteinen habe ausroden und auf die Seite werfen lassen"[65]). Noch im 17. Jahrhundert war nach dem Volksbewußtsein ein Grenzfrevler nicht minder streng zu bestrafen, als dies von den deutschen Weistümern des Mittelalters verlangt wird[66]). In eine Abschrift der Grenzurkunde von 1644[67]) ist die Sage vom Eidgrabe eingeschaltet, nach welcher der tschechische Zeuge bei der Ablegung eines unredlichen Eides über den Verlauf der Grenzen Sprache und Leben verlor.

Zäune.

In das Gebiet der Grenzverletzungen wurde jede bewußte Beschädigung der Flur- und Gartenzäune gezählt; nach den Ratsbestimmungen von 1710 sollte jeder, der Zäune einriß, „Schwarten, Bretter oder gar Plankfäulen hinwegschleppte, andern zum Abscheu und Exempel bestraft werden"[68]). Die Punkta von 1748 wiederholen das Verbot in eindringlicher Weise für den obrigkeitlichen Besitz[69]). Mag auch die Verwendung von Zäunen im heimischen Gebiete nie so reich gewesen sein wie in Oberdeutschland, so war sie doch früher bestimmt ausgedehnter als heute. Einen matten Begriff von dem früheren Reichtum an Zaunarten vermag noch heute der Blick in die Aue eines Dorfes zu geben, das nicht von der Landstraße durchquert wird; so kann man z. B. bei Bärnsdorf feststellen, daß der Blumen-, Obst- nnd Gemüsegarten, der Gänse- und Entenpferch stets selbständig mit einem besonders gearteten Zaune umgeben sind. Der größte Teil der sog. Flurzäune Oberdeutschlands war notwendig, um dem weidenden Vieh den Zutritt zu den Ackerfeldern zu verwehren. Zäune zu diesem Zwecke kannte die heimische Flurverfassung nur in wenigen Fällen. Im allgemeinen war es hier zumindestens auf den herrschaftlichen Fluren üblich, das Weideland durch tiefe Gräben von den bebauten Feldern zu scheiden. Die Amtsordnung von 1674 trägt den Vögten auf, „die Felder mit Gräben zu verwehren, damit das Vieh nicht ins Feld gehen könne"[70]); der Wirtschaftskalender empfiehlt, die „Gräben um die Wiesen" im Monate April aufzuwerfen.

Zäune von lebendem und totem Holze.

Man kann die vorhandenen Flurzäune in solche von lebendem und solche von totem Holze teilen. Auf die letzte Art war die Bezeichnung „Zaun" beschränkt; die erste ist unter dem Namen „Hag" oder „Hecke" bekannt. Eine Übergangsform zwischen beiden stellt das „Gehege" dar, das in den Wirtschaftsordnungen meist einen Verschlag bezeichnet, der mit Hilfe von ausgehauenen, aber nicht weiter verarbeiteten Sträuchern gebildet wird. Als einfachste Form des Geheges ist ein gefällter Waldbaum anzusehen, der mit dem Astwerk auf die Grenzlinie gelegt wird. War ein breiterer Durchgang zu sperren, so wurde ein zweiter Stamm so daran geschlossen, daß sein Wipfel über den astfreien Stamm des ersten Baumes zu liegen kam. Dieser einfache Zaun, der bereits dem germanischen Altertum bekannt war[71]), steht noch heute in vorübergehender Verwendung, wenn

64) SchA. Jahrdingsartikel. 1692 § 10.
65) SchA. Grenzen. 1723, 12/4.
66) Grimm Jakob, Deutsche Rechtsaltertümer II 77.
67) StA. Springsholz-Nachlaß. 1644, 13/7.
68) StA. Ratsprotokolle. 1708—1714, S. 117.
69) StA. Puncta. 1748, 31/7. § 7.
70) SchA. Instruktionen. 1674, 2/4. § 60.
71) Falk, RGA. IV 583 an. hagfellu gardr, hagfellir gardr.

es gilt, dem weidenden Vieh den Eintritt in das angrenzende Wäldchen zu verwehren. Ähnliche Bedeutung kommt den Dornsträuchern zu, die der Bauer noch heute in schütterer oder dichter Reihe an den Rain seines Feldes setzt, um zu verhindern, daß ein stark begangener Feldweg auf seinen Boden hin ausgedehnt werde. Früher standen diese Gehege wohl in bedeutend weiterer Verwendung als heute; eine Wirtschaftsordnung vom Ausgang des 17. Jahrhunderts bezeichnet es als besondere Obliegenheit des Burggrafen, für die Herbeischaffung der nötigen „Dörner" zu sorgen[72]).

Nach derselben Bestimmung ist die Herstellung neuer Zäune im Frühling zu vollziehen, so lange sich die Pfähle gut einschlagen lassen. Als günstigster Zeitpunkt zum Ausbessern der Zäune werden die Monate Jänner, Feber und März genannt; alle „alten und untüchtigen" Teile sind durch neue zu ersetzen, damit das Vieh den gehegten Flurteilen keinen Schaden zufüge[73]). Das Hauptmerkmal für den Grad der Altertümlichkeit eines Zaunes ist die Art der Verbindung seiner Bestandteile. Im allgemeinen ist das Bestreben zu beobachten, möglichst lange ohne Verwendung von Hanf oder Eisenteilen auszukommen. Die Verbindung zweier Baumstämmchen in der Längsrichtung erfolgt daher durch Aushöhlen des Holzkernes am stärkeren Ende des Stückes, in dessen Vertiefung das folgende Stämmchen mit seinem zugespitzten Ende gestoßen wird. Die Verbindung zweier Stämmchen im rechten Winkel erzielt man durch Verwendung einer natürlichen Zwiesel oder indem das stärkere Stämmchen vorsichtig bis zum nächsten Aste aufgespalten wird und die entstandene Gabelung einen Kerb des zweiten Stämmchens aufnimmt. Als Bindemittel kamen für Zwecke geringerer Beanspruchung „Strohseile" in Verwendung, welche die Knechte der Meierhöfe während der Winterzeit herzustellen hatten[74]). Von größerer Haltbarkeit waren die „Wieden", d. s. Seile, die meist von Weidenruten geflochten wurden. Zur Erhöhung ihrer Ausdauer wird vom Wirtschaftskalender folgende Herstellungsart empfohlen: „Die abgehauenen Felber Ruten nicht bald verzaunen, sondern in die Wieden binden, aufgerecht setzen, ein Wochen oder zwei austrocknen lassen und zuvor in das Wasser legen, ehe daß man damit zäunt". Als drittes Bindemittel, das jedoch wegen seiner Kosten die geringste Anwendung fand, ist das Hanfseil zu nennen, welches sich der Bauer mit Hilfe einer einfachen Seilerwinde[75]) selbst herstellte. Erst in letzter Linie kam bei den Lattenverbindungen der Nagel in Betracht. Der Bauer wählte dabei am liebsten den Dübel von Birkenholz, der bei leichter Spaltbarkeit die erwünschte zähe Geschmeidigkeit besitzt. Das notwendige Bohrloch wird mit Hilfe des „Lattennäbigers" hergestellt, der öfters in den Inventaren der Meierhöfe genannt wird[76]). Trotzdem die Verwendung des Holznagels längerer Vorbereitungen bedarf, wurde er doch dem Eisenstifte vorgezogen, der erst in den letzten Jahrzehnten in den Werkzeugvorrat des Bauern Aufnahme fand.

Der wichtigste Baustoff des heimischen Zaunes ist das ausgeforstete Fichtenstämmchen, das als „Stachete, Steckrute, Reifstab" bezeichnet wird. Gegen das unbefugte Ausforsten der Reifstäbe wurde von den Jahrdingsartikeln[77]) frühzeitig unter Androhung hoher Strafen Einspruch erhoben. Die Steckruten dienten meist zur Herstellung horizontaler Verbindungen; als Stützen des Zaunes bedurfte man stärkerer Stämmchen, die nach ihrer Stellung zur Senkrechten als „Schragen" oder „Pfähle" bezeichnet werden. Die „Schragen" tragen in säge-

72) SchA. Instruktionen. Ende des 17. Jahrh. Vom Burggrafen § 13.
73) SchA. Instruktionen. Ende des 17. Jahrh. § 74.
74) SchA. Ebda. § 54.
75) Vgl. das erhaltene Stück im Stadtmuseum Neustadt.
76) SchA. Schloßinventare. 1667.
77) SchA. Jahrdingsartikel. 1692 § 29.

bockartiger Stellung die Querstäbe; die Auswahl des „Schragenholzes“ oblag den Hegern[78]), welche verpflichtet waren, die Überreste des Schindelholzes für diesen Zweck zu verarbeiten und das „umbgefallene und liegende Holz der Wälder“ dazu heranzuziehen[79]). Ebenso hatten sie stets für „Holz zu allerhand Pfählern und Stangen zum Zaunen und Verschlagen“ zu sorgen[80]); gleichzeitige Verordnungen setzen für das Aushauen von 1 Schock Reifstäben 2 Kreuzer 2 Pfennige, für die Verfertigung von 1 Schock großer Zaunpfähle 4 Kreuzer 4 Pfennige, für 1 Schock kleiner Pfähle 3 Kreuzer 3 Pfennige aus und zahlen als Herstellungslohn für 1 Schock Latten 3 Kreuzer 3 Pfennige. Im Gegensatz zu den Schragen wurden die Pfähle stets senkrecht in die Erde gerammt.

An den heimischen Zäunen des 17. und 18. Jahrhunderts spielte auch die „Flechtrute“, die man sich mit Vorliebe aus dem Astwerk der Weiden holte, eine bedeutende Rolle; bereits die Wallensteinsche Wirtschaftsordnung stellt die besondere Pflege des Weidenbaumes der Obhut des Hauptmannes anheim[81]). Nach dem Wirtschaftskalender sollen „junge Fälber im neuen Mond des Monates April“ gesetzt werden[82]). Spätere Wirtschaftsordnungen stellen es als Aufgabe des Burggrafen hin, für die Beschaffung von „Flechtruten und Dörnern auf die Gehege“ zu sorgen[83]), und setzen für jedes Fuder davon 3 Kreuzer 3 Pfennige als Belohnung aus. Noch 1732 wird angeordnet, daß das „dürre, anbrüchige und gewürbste Holz des Glitzbusches auf dem Reisigholzmarkte zur Dämmung der Äcker und Wiesen“ verkauft werde[84]). — Die Ruten wurden dort, wo ein engmaschiger Verschluß unbedingt nötig war, zwischen den wagrechten Latten eines Schragen- oder Pfahlzaunes verflochten. Von dem „Flechten eines Hirtenzauns“ zahlte man für das Seil 8 Kreuzer 4 ½ Pfennige; wurde er außerdem mit einem „Gehege“ belegt, so verdoppelten sich die Kosten. Neben diesem doppelt gesicherten Zaun, der nächtliche Überfälle von Füchsen und Wölfen auf die Schafherden verhindern sollte, kannte man die flechtwerklosen Zäune der Hutgärten und Felder, deren Herstellung mit 2 Kreuzer für das Seil entlohnt wurde.

Zaunarten. Der einfachste Zaun wird durch senkrechte Pflöcke gebildet, welche in Meterhöhe über dem Erdboden die Querstangen tragen. Infolge ihrer geringen Dauerhaftigkeit kommt diese Zaunart nur als Wegeschranke vor, die mehr moralische als tatsächliche Bedeutung besitzt. Zuverlässiger läßt sich die Verbindung durchführen, wenn die senkrechte Stütze durch je 2 parallele Pflöcke gebildet wird, zwischen denen die Querstangen mit Hilfe von Wieden oder doppelten Holznägeln befestigt werden. Das meist einfach geführte Querholz wird in Fällen, wo ein dichterer Abschluß erwünscht ist, von 2—4 parallel verlaufenden Stämmchen begleitet[85]). An Stelle des senkrechten Pflockes wird in vielen Fällen ein lebender Baum verwendet; vereinzelt kommen weite Zaunstrecken zustande, indem man die Schwarten ausschließlich an vorhandenen Baumstämmen befestigt[86]).

Beim „Schragenzaun“ ist der natürliche Befestigungspunkt der Querhölzer die Kreuzungsstelle der schief eingerammten Pflöcke, die oft diesen Punkt noch um Ellenlänge überragen. In den meisten Fällen begnügt man sich hier mit der einfachen Querlatte, die wagrecht von einem Kreuzungspunkt zum andern verläuft. Bei einer zweiten Art dieses Zaunes sind die Querhölzer schräg gestellt und reichen vom Kreuze der ersten Schrage, das sie um Meterlänge über-

78) SchA. Wirtschaftsordnung. 1674, 2/4. § 99.
79) SchA. Ebda. § 101.
80) SchA. Instruktionen. Ende 17. Jahrh. § 13.
81) SchA. Wallenstein. Wirtschaftsordnung 1628, 14/6. Von den Gebäuden § 3.
82) SchA. Instruktionen. Ende 17. Jahrh.
83) SchA. Instruktionen. Ende 17. Jahrh. Vom Burggrafen § 13.
84) SchA. Grenzen. 1732, 2/10.
85) Z. B. die Umzäunung der Kälberweide des Hofes Rückersdorf Nr. 37.
86) Z. B. Rückersdorf Nr. 61.

ragen, bis zum Fußpunkte der nächsten, von der ein Querholz in entgegengesetzter Richtung verläuft. — Höhere Zäune werden heute meist aus Steckruten verfertigt, die in geschältem oder ungeschältem Zustande unter reicher Verwendung von Eisennägeln an die Querleisten befestigt sind. Sie stehen entweder senkrecht oder werden schief von der vorderen und hinteren Seite des Zaunes an die Querleiste genagelt. Der Zaun mit senkrechtem Lattenverschluß ist wohl aus der Pallisadenwand hervorgegangen, die dem heimischen Bauherrn von der Konstruktion des stehenden Blockbaues her bekannt war. Bereits im 16. Jahrhundert war der heutige Steckrutenzaun im Bezirke üblich. Bei vornehmen Häusern wurden die Fichtenstämmchen durch Eichenpfähle ersetzt; als im Jahre 1579 der „Pfarrgarten" zu Friedland eingezäunt wurde, stellte die Stadt 3 Eichen zur Herstellung von 6 Schock Pfählen zur Verfügung; aber bereits 1606 finden bei der Umzäunung des Spitalgartens nur wenige „Plankſäulen" neben einer stattlichen Anzahl von Reifstäben Verwendung[87]). Am Ausgang des 18. Jahrhunderts gibt uns ein Prager Reisender folgende Schilderung der heimischen Zaunarten: „Holzlatten wechselten mit Brettern und diese endlich gar mit ganzen Baumstämmen ab, deren immer einige wagrecht in die gleich entfernten senkrecht stehenden gefügt sind". Gleichzeitig drückt er sein Erstaunen über die Holzverschwendung aus, die bei diesen oft bollwerkartigen Umzäunungen zu beobachten war[88]). Bereits im Jahre 1735 stellt der Hauptmann fest, daß „jährlich viel hundert Stamm auf die Umzäunung der Felder, Wiesen und Gärten aufgehen"; er schlägt daher vor, die Holzzäune wie beim Niederullersdorfer Hofe durch „steinerne" zu ersetzen[89]). Die hölzernen Zäune waren nach seinem Wunsche allmählich in Mauerwerk umzuwandeln, bei dem in einfachster Weise Lehm und Moos als Bindemittel dienten[90]).

Man übernahm damit einen Brauch, der auf Bauerngründen seit alters geübt wurde. Von Wiesen und Feldern trug der Bauer Steine und Felsstücke am Raine seines Besitzes zusammen; er hatte seinen Grund dadurch nicht nur gereinigt, sondern zugleich für eine dauerhafte Umfriedung gesorgt. Der Kataster von 1713 kennzeichnet den Bauernbesitz häufig nach diesem Merkmal; so fand sich ein Teil der Gründe des Hofes Nr. 1 von Rückersdorf „Bei den Steinrücken", der Besitz der Wirtschaft Dittersbächel Nr. 5 erstreckte sich „Zwischen Steinhaufen" und in Weißbach Nr. 38 verlief er „Zwischen Steinrücken". Nicht selten stießen alte Bauern bei ihrer Rodungsarbeit auf Erdwülste, unter deren dichtbewachsener Grasdecke ein alter steinerner Feldzaun zum Vorscheine kam. Bei der Umhegung von Fluren fanden auch Lehmwälle Anwendung; dem Herrn von Gersdorf wurde 1723 zum Vorwurfe gemacht, daß er den „doppelten Aufwurf samt den Staketen und starken Eichenpfählen auf böhmischem Boden" zerstört habe[91]).

Die einfachste Art der Umhegungen stellte ein Streifen Landes dar, der als „Grenzrain" um jedes Feld unbebaut liegen blieb; nur bei Grasmangel wurde er zur Heu- und Grummetfechsung herangezogen, wie aus der Lage der Wiesen „Um die Acker" (1713 Wünschendorf 31) und „An den Ackerrändern" (1713 Arnsdorf 6) hervorgeht. Trotz der Nachteile, welche der Grenzrain infolge des Landverlustes und des Einnistens von Mäusen, Ungeziefer und Unkraut mit sich brachte, hielt man auf heimischem und obersächsischem Boden an ihm fest[92]), da er eine Reihe unbequemer Verpflügungen unmöglich machte. War

87) StA. Ratsrechnungen III 246 b.
88) [Anonymus Pragensis], a. a. O. S. 18.
89) SchA. Forstwesen. Bericht über die Waldungen. 1735.
90) SchA. Ebda. 1735, 31/5.
91) SchA. Grenzen. 1723, 12/4. § 11.
92) Meitzen Aug., a. a. O. II 471.

der Grenzrain nicht in der Form eines Streifens Ödlandes vorhanden, so mußte zwischen zwei Feldern, deren Furchen die gleiche Richtung einnahmen, die sog. „Omt", nhd. „Anwand", d. h. jenes Feldstück, wo die Pflüge gewendet werden konnten, unbebaut liegen bleiben. Fehlte der Grenzrain zwischen zwei Feldern, deren Furchen aufeinander senkrecht standen, wie dies häufig bei den Quierenäckern der Fall war, dann mußte der Pflug des einen Bauern auf den Grenzfurchen des Nachbarn wenden. Es wurde daher von dem sog. „Schwengelrechte" Gebrauch gemacht, das von der Flurverfassung des Gewanndorfes her bekannt ist[93]) und nicht selten Anlaß zu Streitigkeiten bot[94]).

Da die alten Flurzäune häufig auf den Verlauf von Fußsteigen und Wegen keine Rücksicht nahmen, war die Einrichtung der Gattertürchen und Stiegen notwendig. Das Gatter zeigte meist die einfache Form des Hängetürchens mit Wiedenverschluß. Die Flurstiegen kommen heute nur mehr bei Waldverschlägen vor; mögen sie auch auf heimischem Boden nie eine so bedeutende Rolle wie in Oberdeutschland gespielt haben, so muß auf ihr früheres Vorhandensein doch aus Flurnamen wie „Bei der Stiegel" (1713 Weigsdorf 10) geschlossen werden. Noch 1785 wurde eine „Stiege" zu Liebwerda (37. Fl.) zum Ausgangspunkt wichtiger Grenzbestimmungen in der Ortsflur gemacht. Heute ist das Gewirr der Flurzäune geschwunden; vielleicht bewahrt der heimische Schatz an Flurnamen noch so manche Erinnerung daran. Ackerfluren mit der Bezeichnung „Beim Zaune", die im 18. Jahrhundert so weit verbreitet waren[95]), dürften noch heute nachweisbar sein.

93) Meitzen Aug., a. a. O. I 86.
94) Vgl. das ius novalium des Brünner Stadtrechtes von 1353. Rößler E. F., Deutsche Rechtsdenkmäler aus Böhmen und Mähren II (1852) S. 220 ff.
95) Z. B. 1713 Tschernhausen 13, 14.

Die Siedlungen.

Straßen, Brücken und Wege.

Seit den Untersuchungen Kohls und Ratzels steht die Frage nach den Beziehungen zwischen Siedlung und Verkehr in dem Mittelpunkt aller anthropogeographischen Darlegungen[1]); die Bedeutung dieses Zusammenhanges geht vor allem aus einer geschichtlichen Betrachtung unserer wichtigsten Verkehrslinien hervor. Den Straßenzügen haftet zwar insofern ein unhistorisches Element an, als ihr Verlauf weniger vom Willen des Menschen als von der geographischen Beschaffenheit des Landes abhängig ist und daher als fundus instructus[2]) von der kulturellen Entwicklung nahezu unberührt bleibt; geschichtlich bedeutsam ist bei ihnen vor allem die Häufigkeit ihrer Benutzung, die von der wirtschaftlichen und politischen Lage des Umlandes abhängt.

Lausitzer Straße. Der älteste und beliebteste Weg, der aus der Oberlausitz in unseren Bezirk führt, ist die Görlitz—Friedland—Reichenberger Straße; aus der Nähe des älteren „Zagoststweges", welcher gleichfalls der Verbindung zwischen Böhmen und der Lausitz diente[3]), ist jedoch zu schließen, daß die Entstehung unserer Hauptstraße nicht über den Zeitpunkt der beginnenden Besiedlung des Bezirkes hinausreicht. Das Vorhandensein dieses gleichgerichteten Straßenzuges hat auf die Entwicklung des heimischen Weges stets hemmend eingewirkt; bereits die erste Erwähnung stellt ein Verbot dar, das König Johann von Böhmen im Jahre 1341 gegen die Benützung der stratae per Fridlant erläßt[4]). Nur die Vermeidung der Straße sollte in Hinkunft die reisenden Kaufleute vor königlicher Ungnade, schwerer Strafe und dem Verlust der Waren schützen. Da bereits um die Mitte des 14. Jahrhunderts auch die 2. Hauptstraße vorhanden war, die den Bezirk in der Richtung West-Ost durchquerte, so entstand bald eine Meinungsverschiedenheit in der Auslegung des Verbotes, das zum Vorteile der beiden Städte Zittau und Görlitz erlassen war. Der alte „Zagoststweg", für

1) Kohl J. G., Der Verkehr und die Ansiedlungen der Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Gestaltung der Erdoberfläche. 2. Aufl. 1850 passim; Ratzel Fr., Anthropogeographie (1882) I 448 f.
2) Lippert Julius, Sozialgeschichte Böhmens I 81. Friedrich Wilh., Historische Geographie Böhmens (1912) S. 80.
3) Lippert, a. a. O. I 71.
4) Codex dipl. Lusatiae sup. I (1856) p. 339 f. (1341, 28. 5.): Inhibemus itaque et inhiberi mandamus, ut nullus quodam modo stratas per Fridlant cum quibus piam mercibus seu aliis rebus transire debeat, prout indignationem regiam et corporum ac rerum periculum voluerit evitare.

welchen den Zittauern wohlverbriefte Stapelrechte zukamen, führte über Görlitz, Zittau und Weißwasser[5]); daher hatte Zittau ein Interesse daran, daß die Straße Görlitz—Friedland—Reichenberg verboten werde. Andererseits war es dieser Stadt jedoch erwünscht, daß die Verkehrslinie Zittau—Friedland—Schönberg aufrecht erhalten bleibe, weil dadurch eine Verbindung zwischen Sachsen und Schlesien unter Umgehung des Görlitzer Stadtzolles möglich war. Gegen diese Schmälerung seines Einkommens mußte jedoch Görlitz Einspruch erheben, dem umgekehrt die Verbindung mit Böhmen über Friedland—Reichenberg Zollerleichterungen bot.

Zittau benutzte daher die Gelegenheit eines Besuches Karls IV. im Jahre 1371, um ein unzweideutiges Verbot der Friedland—Görlitzer Straße zu erzielen[6]). Mit dem kaiserlichen Edikt vom 2. März 1351 wird den Görlitzern verboten, „die neue Straße über Friedland nach Böhmen zu reisen"; jede Übertretung des Befehles sollte den Verlust von Hab und Gut nach sich ziehen[7]). Doch damit waren die Unhelligkeiten zwischen Zittau und Görlitz nicht aus der Welt geschafft und Karl IV. sah sich am 28. Juli 1378 zu ausführlichen Bestimmungen über die Benützung der Straßen veranlaßt[8]). Kein Kaufmann sollte von Zittau aus über Friedland, Seidenberg, Schönberg nach Schlesien fahren, sondern den alten Weg über Görlitz einschlagen. Nur Eisen, Hopfen und Bier durften über Friedland zwischen Hirschberg und Zittau ausgetauscht werden; weiters blieb es den Zittauer Fleischern gestattet, drei bis fünf Stück Vieh, die im Gebirge gekauft wurden, durch Friedland nach Zittau zu treiben; das auf Märkten erhandelte Vieh sollte jedoch über Görlitz geführt werden. Nur mit Getreide durfte man alle Straßen ungehindert befahren, „dero Landen und Städten zu Gute und zu Frommen". Mit den neuen Bestimmungen waren jedoch die schlesischen Städte Löwenberg, Bunzlau und Schweidnitz nicht zufrieden. In einer Eingabe an König Wenzel vom 25. September 1379 hoben sie hervor, daß die straßen, die do geen von den landen czu Bohem durch die stat Sittaw, Fredland, Greiffenberg und Lemberg kegin Polan von altersher von ihnen benutzt worden sei[9]); als Antwort auf ihr Ansuchen wurde ihnen die Erlaubnis zu teil, den Waid auch fernerhin auf allen Straßen nach Böhmen oder Polen zu fahren[10]). Nach einer Versammlung der Sechsstädte zu Löbau am 5. Mai 1381 billigte Wenzel auch den Görlitzern ihre alten Straßenrechte zu und wiederholte am 13. Juni 1381 diese Verfügung[11]).

Die Straßenstreitigkeiten brachen von neuem im Jahre 1410 aus und vermochten auf dem Ostritzer Konvent der Sechsstädte nicht beseitigt zu werden. Am 7. September 1413 wandten sich Kosten, Priebus und Gabel und am 28. September Liegnitz und Breslau mit der Beschwerde an den König, daß die Görlitzer die alte gewonliche straße, die von altersher von Zittaw nach Liegnitz geführt habe, für Reisende und Fuhrleute verbieten; der böhmische Landvogt Hynek Hlawalsch von Duba bezeugte gemeinsam mit den Herren von Michelsberg und Duba, daß die straßen und wege us dem lande Polan durch die stete Lemberg, Greiffenberg czu unserer stat Fredeland durch die stat Zittaw in das lant gen Bohem stets mit allerley kaufmanschaft befahren wurden. Doch der Löbauer Konvent vom Jänner 1414 führte keine Lösung des Streites herbei; eine Eingabe an den König hatte das neuerliche Verbot der Straße zur Folge[12]).

5) Feistner W., Zur Geschichte der Zittau-Prager Straße. MVGDB 18 (1880), 146 ff.
6) Hallwich H., Zur Geschichte der Görlitz-Reichenberger Straße. (Sonderabzug aus der Reichenberger Zeitung April 1871) S. 4.
7) Carpzovii Benedicti J., Analecta Fastorum Zittaviensium IV 146.
8) Hallwich, a. a. O. 5.
9) Seeliger H., Der Bund der Sechsstädte in der Oberlausitz. Neues Lauf. Mag. 72 (1896) S. 38.
10) Gelbe R., Neues Lauf. Mag. 59 (1883) S. 152.
11) Seeliger H., Neues Lauf. Mag. 72 (1896) S. 43. vgl. Knothe H., ebda. 66 (1890) 89 f.
12) Seeliger H., ebda. 72 (1896) 44 f.

Am 5. Feber 1424 sandte der Görlitzer Rat Boten nach Löwenberg, Goldberg, Liegnitz, Schweidnitz usw. mit der Aufforderung, die Bürger dieser Städte sollten die rechte strossen von Behemen kein Polen hin und weder foren und niht of Fridelant[13]).

Welchen unseligen Einfluß die andauernden Verbote auf das Emporblühen des jungen Städtchens Friedland und der Dorfgemeinden ausübten, braucht nicht weiter dargetan zu werden. Daher bedeutet der Tag, an dem endlich die Freigabe der Straße erfolgte, ein wichtiges Ereignis in der Geschichte des inneren Ausbaues unseres Bezirkes. Als König Ladislaus von Böhmen im Jahre 1454 die Brüder Ulrich, Wenzel und Friedrich von Biberstein mit ihren Gütern belehnte, gab er mit allen Straßen, Mauten und Zöllen auch die „Straße, die do gehet von Liebenau auf Reichenberg und fürder geht von Reichenberg auf Friedland", frei[14]). Damit war zwar die Straße von dem Banne, der seit mehr als 100 Jahren auf ihr lastete, rechtlich befreit, doch noch weitere 100 Jahre wurden von den Nachbarstädten Zittau und Görlitz die alten Straßenprivilegien gewohnheitsgemäß zum eigenen Vorteil gehandhabt. Nur als in den fünfziger Jahren des 16. Jahrhunderts in zahlreichen böhmischen Städten das „große Sterben" herrschte, wurde es den Fuhrleuten gestattet, von der „gewohnten Landstraße" abzuweichen und „auf Friedland" nach Böhmen zu fahren; doch nach Erlöschen der Seuche wurden die Fuhrleute „durch öffentliche Ausrufung zu Görlitz von solcher Neuigkeiten abgewiesen und vor Schaden gewarnt"[15]). Erst als die Herren von Redern in den Bezirk einzogen, trat ein Wandel zum Besseren ein. Friedrich von Redern erkannte, von welcher Bedeutung eine stark besuchte Verkehrsstraße für den Ausbau seines Gebietes werden konnte; er erhob daher in einer Reihe von Schreiben beim Görlitzer Rat Einspruch gegen die Belästigungen, denen die Benützer der Friedländer Straße ausgesetzt waren. Im Oktober 1563 kündigte er dem Rate gleiche Gegenmaßnahmen an und verständigte ihn von der Festnahme zweier Görlitzer Bürger[16]). Der Rat verlangte zwar die Freigabe der Gefangenen, beharrte aber selbst bei der Ausübung seiner Straßenprivilegien, die Ferdinand I. und Matthias neuerlich bestätigten. Zu Beginn des Jahres 1564 legt der Zittauer Rat dagegen Beschwerde ein, daß Friedrich von Redern „die Fuhrleute mit gesalzenen Fischen und anderen Kaufmannswaren von Görlitz aus nach Friedland und nit auf Zittau zu fahren" zwinge[17]). Noch am 9. Feber 1598 erließ Rudolf II. ein neuerliches Verbot der Straße über Friedland; erst mit der Angliederung der Oberlausitz an Kursachsen wurden diese Schwierigkeiten endgültig beseitigt[18]) und damit eine Voraussetzung zu dem späteren wirschaftlichen Aufstieg Friedlands geschaffen.

Aussehen und Sicherheit der Straßen.

Über das Aussehen der Friedland—Görlitzer Straße liegen uns aus dem Mittelalter keine unmittelbaren Nachrichten vor. Es ist durchaus kein Zufall, wenn dieser alte Verkehrsweg die sumpfigen Niederungen des unteren Wittigtales meidet und über die wegbaren Hochflächen verläuft; er stimmt in der Wahl dieses Geländes mit den ältesten Straßen Nordböhmens und Deutschlands überhaupt überein[19]). In der Breite unterschied er sich nicht von einem heutigen Feldwege; denn noch 1616

13) Cod. dipl. Lus. II 242.
14) Urk. im Hauptstaatsarchiv von Dresden. Abgedr. Mende Ernst W. F., Chronik von Seidenberg. Beilagen S. 40.
15) AP. Straßen. 1563, 9/11.
16) AP. Straßen. 1563, 9/11.
17) AP. Straßen. 1564, 17/1.
18) AP. Straßen. 1564, 17/1. Vgl. jetzt Seeliger E. A., Heimatkunde III S. 33.
19) Zepnick Karl, Siedlungsgeographische Studien im nördlichsten Böhmen. Arbeiten des geogr. Inst. d. dt. Univ. Prag. Heft 2, S. 15. Gasner Ernst, Zum deutschen Straßenwesen von der ältesten Zeit bis zur Mitte des 17 Jahrh. (1889) S. 5.

verlangt Christoph von Redern, daß jeder, der nur „mit einem Fuß über das Wagenleis schritte", von den Scholzen verhaftet werde[20]). Mit der Sicherheit der Straßen war es nicht auf das beste bestellt. Der Bund der Sechsstädte verdankte zum Teil dem Bestreben nach gegenseitiger Sicherung der Verkehrsverhältnisse seinen Ursprung[21]); im Jahre 1442 schlossen die Brüder von Biberstein mit Görlitz ein Bündnis gegen das überhandnehmende Straßenräuberwesen[22]), das auf heimischem Boden besonders in der zweiten Hälfte des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts blühte. Nach den Ausführungen Anton Ressels waren in dieser Zeit vor allem einzelne Glieder der Friedländer Vasallenfamilien Tschirnhaus, Maxen, Wiedebach, Hoberg, Kyau, Uechtritz u. a. dem Raubritterwesen ergeben; sie lebten nicht nur selbst von ihren Raubzügen, sondern boten auch anderen Straßenplackern Unterkunft und Nahrung. Mit Nickel von Tschirnhaus, Leonhard und Hans von Maxen, Friedrich von Wiedebach, Hans von Huberg, Hans Grießel, Ladislaus von Uechtritz, Heinrich von Kragen, Caspar und Christoph von Kottwitz seien hier die wichtigsten Namen dieser gefürchteten Gesellen genannt[23]). Eine Sicherung der Landstraße gegen unerwartete Überfälle strebte wohl die Bestimmung Karl IV. an, nach welcher zunächst auf der Zittau—Prager Straße und nach ihrem Vorbilde wohl auch auf heimischem Boden das Gebüsch und Gestrüpp auf beiden Seiten des Fahrweges soweit auszurotten war, als ein Stein von der Größe des Handtellers nach beiden Seiten hin geworfen werden konnte[24]). Wie erwünscht dem Straßenräuber die Nähe von Jungwald und Gestrüpp bei seinen Überfällen war, geht daraus hervor, daß anläßlich der Raubzüge des Ladislaus von Uechtritz ein „langer und enger fort" (Weg) genannt wird, den dichtes Gestrüpp auf weite Strecken umsäumte[25]). Die Bestimmung, Wald und Gestrüpp auf beiden Seiten von Straßenzügen zu lichten, kehrt noch im 18. Jahrhundert wieder.

Seit früher Zeit wurden Wohlfahrtseinrichtungen für die Reisenden getroffen. Wie die Zittau—Prager Straße bereits im 13. Jahrhundert mit einem Kretscham ausgestattet war, dorynne die vurlüte und andere lüte die do wandirten ober daz gebirge in die marke haten ir nachtlager . . .[26]), so waren auch die meisten Ortschaften des Bezirkes stets mit Herbergen versehen. Der Sage nach diente der Turm Indica den Reisenden als Wegzeichen und Erholungsstätte zugleich; neben dem Wächter bewohnte ein Kretschmer den Turm[27]). Bereits zum Jahre 1397 wird eine „erbare Herberg" zu Friedland genannt, die von Wenzel von Doym, Konrad und Heinrich von Maxen bis zur Rückzahlung eines fälligen Schuldbetrages bezogen wurde[28]). Wie es jedoch noch im 18. Jahrhundert um die Sicherheit vieler dieser Herbergen bestellt war, geht aus einem Geleitschreiben des Friedländer Burggrafen für den Hohenelber „Arzt und Schlangenfänger" Christian Klein hervor, dem am 12. Mai 1733 aus dem Gaststalle des Arnsdorfer Kretschams sein „Blau- oder Apfelschimmel" gestohlen wurde[29]).

Die Reichenberg—Görlitzer Straße blieb auch in späterer Zeit die wichtigste Verkehrslinie des Bezirkes. Sie wird im 18. Jahrhundert als „Lausitzer oder

20) SchA. Redernakten. 1616, 26/10.
21) Feistner W., MVGDB 18 (1880) 146 f.
22) Helbig Jul., Friedland Stadtgeschichtlicher Überblick. Deutsche Arbeit 10 (1910) 603.
23) Ressel Ant., Vom Raubritterwesen im Jeschken-Isergau. Mitt. 4 (1910) 109—114.
24) So ist die von Feistner W., a. a. O. S. 148 mitgeteilte Urkunde vom 29. Mai 1361 zu erklären: „. . . . . ut in dicta strata reparanda et amplianda ex utroque latere viae rubeta, frutices et virgulta resecentur et radicitus exstirpentur ad latitudinem tantam, quanta protendi potest per ictum lapidis maioris, qui dextra manu hominis com rehendi poterit et de terra levari, volam et dimitos manus implens ad dextrum proiectus fuerit et sinistrum".
25) Ressel Ant., Mitt. 4 (1910), 111.
26) Chronikon Guben. Script. rer. Lus. Görlitz 1837, S. 3.
27) Rohn J. C., Chronik (1763), S. 18.
28) Helbig Jul., Coll. III 896.
29) SchA. Arnsdorf 1733, 14/7.

Berliner Straße" bezeichnet[30]) und zum Jahre 1724 als „ein harter, steiniger Weg" geschildert, der leidliche Fahr- und Reitgelegenheiten bot. Da es aber „hin und wieder etwas bergicht" war, mußte die Straße alljährlich auf den Höhen vom emportretenden Steingeröll gesäubert werden; „in den Gründen" hingegen fand man „hin und wieder morastige Örter", die zur Regenzeit einen „gemein bösen und schlimmen Weg" ergaben[31]). Um 1720 war die Straße in der nächsten Umgebung der Stadt Friedland gepflastert; der Magistrat schlug 1724 vor, diese Pflasterung auch auf die übrigen morastigen Teile der Straße auszudehnen. Im übrigen müßte jedes einzelne Dorf die Straße in seinem Gebiete auf „eigene Unkosten pro posibili reparieren und in standhaftem Bau erhalten". Doch nur selten wurden genauere Vorschläge zu einer Verbesserung der Straßen gemacht[32]).

Wie zur Zeit Christophs von Redern (s. o.) waren noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts alle Straßen des Bezirkes ausnahmslos einspurig; zur Vermeidung von Verkehrsstockungen bediente man sich der „Ausweichwege", die in Erweiterungen des Fahrdammes bestanden. Trotzdem kam es häufig genug vor, daß die Wagen auf das Feld oder die Wiese des Anrainers auswichen. Die Wiederholung dieses Mißbrauches hatte dann meist Eingaben der Landgemeinden an das Oberamt Friedland mit dem Ersuchen nach Abschaffung dieses Übelstandes zur Folge. Noch im Jahre 1784 beschweren sich die Ringenhainer Bauern, daß an ihren Feldern Schaden geschehe „weil die Stadt die schuldige Kommerzialstraße nicht in Stand setzet und ausschüret"[33]). Nach einem Auftrag des Kreisamtes vom Jahre 1825 war die Straßenstrecke am „Hohlweg", wo bereits vor 100 Jahren ein Ausweichweg bestand, zu erweitern, da sie dem gesteigerten Verkehr nicht mehr entsprach[34]).

Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts war die Friedland—Reichenberger Straße in einem trostlosen Zustande. Ein Prager Reisender vergleicht sie mit dem „Bette eines Waldstroms", denn „so ungeheuer sind die Steine, welche sie bedecken, den Transport erschweren, durch den Ruin von Pferden und Wagen verteuern und so mehr hindern als befördern" helfen[35]). Nach einer Beschwerde des Görlitzer Postamtes vom 1. Juni 1825 war die Straßenstrecke „am Knorren" mit Löchern, Pfützen und Morast derart bedeckt, daß ein „reisender Postillon mit dem Pferde bis an den Bauch stecken" blieb[36]). Der Magistrat Friedland rechtfertigt sich mit der Feststellung, daß der schwere Berliner Postwagen bisher stets bei jeder Jahreszeit pünktlich in Friedland eingetroffen sei. Dem Postillon aber wird empfohlen, in Hinkunft nicht inmitten der Straße, sondern seitwärts auf dem Fußwege zu reiten. Doch daß die Beschwerde des Görlitzer Postamtes nicht grundlos erfolgt war, beweist der Auftrag des Bunzlauer Kreisamtes, die Straßenstrecke am Knorren noch vor Eintritt des Winters in wegbaren Zustand zu setzen; die Steine waren aus dem Straßengrunde zu entfernen, die Löcher zu verschütten, mit geschlägeltem Schotter zu überziehen und die nötigen Wasserabschläge herzustellen[37]). Im Jahre 1826 ließ die Stadtgemeinde die Straße in der Richtung gegen Seidenberg mit einem Kostenaufwande von 1100 Gulden „chausséemäßig" herstellen; doch bereits zwei Jahre später lief wieder eine Beschwerde des kgl. preuß. Generalpostmeisters von Berlin über den

30) StA. Straßen. 1725, 28/4.
31) StA. Straßen 1724, 9/5.
32) StA. Straßen. 1725, 28/4.
33) StA. Straßen. 1784, 21/6.
34) StA. Straßen. 1825, 5/8.
35) [Anonymus Pragensis], a. a. O. S. 17.
36) StA. Straßen. 1825, 1/6.
37) StA. Straßen. 1825, 5/8.

schlechten Zustand dieser Straßenstrecke ein[38]). Die Klagen hören erst auf, als von Mitte Mai 1830 bis Anfang September 1833 die Reichsstraße Reichenberg—Friedland—Seidenberg von mehr als 700 Arbeitern mit einem Aufwande von 240000 Gulden in ihren heutigen Ausmaßen gebaut wurde[39]). Damit hielt das moderne Straßenwesen im heimischen Bezirke seinen Einzug; war es früher verboten, auch nur „mit einem Fuße über das Wagengleis" zu schreiten (s. o.) so sind die Fuhrleute nunmehr verpflichtet, stets „ein neues Geleise zu fahren um eine gleichmäßige Setzung des Fahrdammes zu erzielen"[40]).

Mautverhältnisse und Straßenverlegung.

Einer häufigen Benützung der Friedland—Reichenberger Straße standen nicht bloß ihr schlechter Zustand, sondern auch die mißlichen Mautverhältnisse im Wege. Die Friedländer Stadtmaut, welche der Stadt mit kaiserlichem Zollregal vom Jahre 1627 neuerdings verliehen worden war, sollte den größten Teil der Erhaltungskosten von „Wegen, Stegen und Brücken" abwerfen[41]); doch im Jahre 1631 wurde sie der Gemeinde vom Hauptmann von Grießel bis auf den sechsten Teil des Ertrages gekündigt. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts wurden an Zoll von einem beladenen Getreidewagen 3 Kreuzer, von einem Schubkarren 3 Pfennige und von Durchzugsvieh ein dem Werte der Stücke entsprechender Betrag verlangt[42]). Da sich das ius telonii nur auf einen Umkreis von $^1/_2$ Meile um den Mittelpunkt der Stadt erstreckte, war es verhältnismäßig leicht, den Friedländer Stadtzoll zu umgehen, was von den Fuhrleuten auf den beiden Hauptstraßen des Bezirkes in ausgiebiger Weise besorgt wurde. Dadurch sanken die Erträgnisse der Maut merklich herab und reichten kaum mehr zur Vornahme der notwendigsten Verbesserungen an den Straßen aus; die zunehmende Verschlechterung der Verkehrsverhältnisse lockte jedoch nicht zu gesteigerter Verwendung der Wege. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts warf die Stadtmaut Jahreserträgnisse von 80—120 Gulden ab, die auch für die dringendsten Bedürfnisse des Straßenbaues nicht hinreichten[43]).

Der schlechte Zustand der Lausitzer Straße und das Bestreben, die Privatmaut Friedlands zu umgehen, führte in den Jahren 1702/03 zu einer Verlegung des ausländischen Verkehres von der Seidenberg—Friedland—Reichenberger Straße auf die Verbindungslinie Görlitz—Ostritz—Windschenke—Dittersbach—Reichenberg (s. Karte). In einem Berichte vom Jahre 1754 werden der Zolleinnehmer Ehrenkranz und der Friedländer Oberhauptmann Platz von Ehrenthal als die Veranlasser dieser Verkehrsänderung bezeichnet[44]). Zum Danke dafür empfingen sie eine jährliche Entschädigung von 40 Gulden seitens der fremden Kaufleute. Um neue Beweisgründe zur Wiedereröffnung der Straße durch Friedland zu liefern, werden in einem Berichte Ausmaß und Zustand der beiden Verkehrswege mit einander verglichen[45]): Ein zweispänniger Wagen brauchte auf der alten Straße von Dittersbach nach Friedland 1 Stunde 8 Minuten, von Friedland nach Seidenberg 3 Stunden, von Seidenberg nach Görlitz 4 Stunden, was zusammen 8 Stunden 8 Minuten ergab. Seiner Bodengestalt nach sei der Weg bis auf einige „kleine Hügel" zwischen Dittersbach und Seidenberg eben. Dagegen wurden für die Straßenstrecke Dittersbach—Windschenke—Ostritz—Görlitz 10 Stunden 16 Minuten gerechnet, da hier größere Anhöhen

38) Helbig Jul., Coll. I 777.
39) StA. Straßen. 1830—1833.
40) GA. Friedlanz, Gubernialverordnung. 1829, 27/2. (Zahl 8569).
41) Helbig Jul., Coll. III 151. Eingabe des Rates an den Grafen Anton Pankratius Gallas vom Jahre 1670.
42) StA. Straßen. 1721, 9/5.
43) StA. Straßen. 1721, 9/5.
44) SchA. Straßen. 1754, 13/2.
45) SchA. Straßen. 1748, 17/1.

Die Verlegung der Lausitzer Straße.
Nach einem Plan aus dem Jahre 1754 (Schloßarchiv).

zu überwinden waren. Trotzdem sich die alte Straße um 2 Stunden 8 Minuten kürzer erwies, scheint der Auslandsverkehr erst gegen 1800, als sich unter dem Einflusse des Kreisamtes die Straßenstrecke am Knorren zu bessern begann, auf die Friedland—Seidenberger Verbindungslinie zurückgekehrt zu sein.

Schlesische Straße. Die zweite Hauptverkehrsstraße des Bezirkes verläuft senkrecht zu der behandelten und stellt die Verbindung nach Osten und Westen her. An Alter und Häufigkeit der Benützung kommt sie der Friedland—Reichenberger Straße nahezu gleich und wurde wie diese bereits 1341 auf Betreiben der Görlitzer durch König Johann verboten. Nach dem Berichte von 1724 führte sie „von Zittau kommend durch Kunnersdorf, Friedland und die Schönwalder Felder nach Rückersdorf und Bärnsdorf", wo sie sich teilte. Ein Ast führte über Wünschendorf nach Markliffa, Lauban, Glogau und weiter nach Schlesien uud Polen; der andere Zweig führte über Heinersdorf, Friedeberg, Hirschberg, Schmiedeberg nach Breslau und Oberschlesien[46]).

Lag die Schwierigkeit der Friedland—Seidenberger Straße in der Wegstrecke am Knorren, so bedurfte hier die Stelle im Tongrunde der häufigsten Verbesserungen. Schon 1724 war es nötig, hier eine weite Strecke mit „lattigem und leimigem Boden" durch ein Steinpflaster wegbar zu machen[47]). Vor allem im Hinblick auf Knorren und Tongrund ist der oberamtliche Vorwurf zu verstehen, daß Friedland trotz seiner Mautbezüge, die Wege des Stadtgebietes im Gegensatz zu den Landgemeinden nicht anrichte[48]). Für die Wegebesserungen im Tongrunde hatte sich Friedland im Laufe der Jahre durch kluges Vorgehen die Mitwirkung der Schutzobrigkeit und der Gemeinde Kunnersdorf gesichert. Nach einer Zuschrift des Rates an das Oberamt bestand seit „undenklichen Jahren" der Brauch, daß für den Straßenbau im Tongrund die Obrigkeit das Material, die Kunnersdorfer Bauern die Fuhren und die Stadt Friedland den Arbeitslohn zur Verfügung stellten[49]). Da in der oberamtlichen Erledigung von „Schalholz zur Belegung des Tongrundes" gesprochen wird, ist anzunehmen, daß das sumpfige Gelände durch einen Knüppeldamm wegbar gemacht wurde, wie es auf deutschem Boden bereits in vorrömischer Zeit, in Böhmen seit dem 10. Jahrhundert üblich war[50]). Im Jahre 1724 wird das „Ausbrücken und Ausfüllen" einer sumpfigen Wegstrecke in der Nähe des Tafelsteines erwähnt[51]) und 1735 empfiehlt der Friedländer Hauptmann die Anwendung von Knüppeldämmen zur Durchquerung der Hochgebirgsmoore[52]). Der Bohlenweg im Tongrund dürfte jedoch erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstanden sein; denn noch 1725 wurde der Vorschlag gemacht, die sumpfige Stelle mit einem Steinpflaster zu versehen[53]) und erst 1794 wird zum erstenmale von einem „gedielten Wege" gesprochen[54]).

Auch auf der „Schlesischen Straße" gaben Zollschwierigkeiten am Beginn des 18. Jahrhunderts zu dem Vorschlage einer Verkehrsänderung Anlaß. Da dieser böhmisch-schlesische Handelsweg, der vor allem dem Austausche von Erzeugnissen der Leinenindustrie diente, „wegen der hohen Gebirge einen kleinen Strich der Ober-Lausitz passieren" mußte (s. Karte), war von jeder Sendung der sächsische Durchgangszoll in voller Höhe zu erlegen[55]). Über kaiserlichen Wunsch

46) StA. Straßen. 1724, 9/5.
47) StA. Straßen. 1724, 9/5.
48) StA. Straßen. 1783, 15/7.
49) StA. Straßen. 1810, 31/3.
50) Stein, RGA 4, 392.
51) AP. Straßen. 1724, 29/4.
52) SchA. Forstwesen. 17 /5.
53) StA. Straßen. 1725, 28/4.
54) StA. Straßen. 1794, 7/6.
55) AP. Straßen. 1724, 11/4.

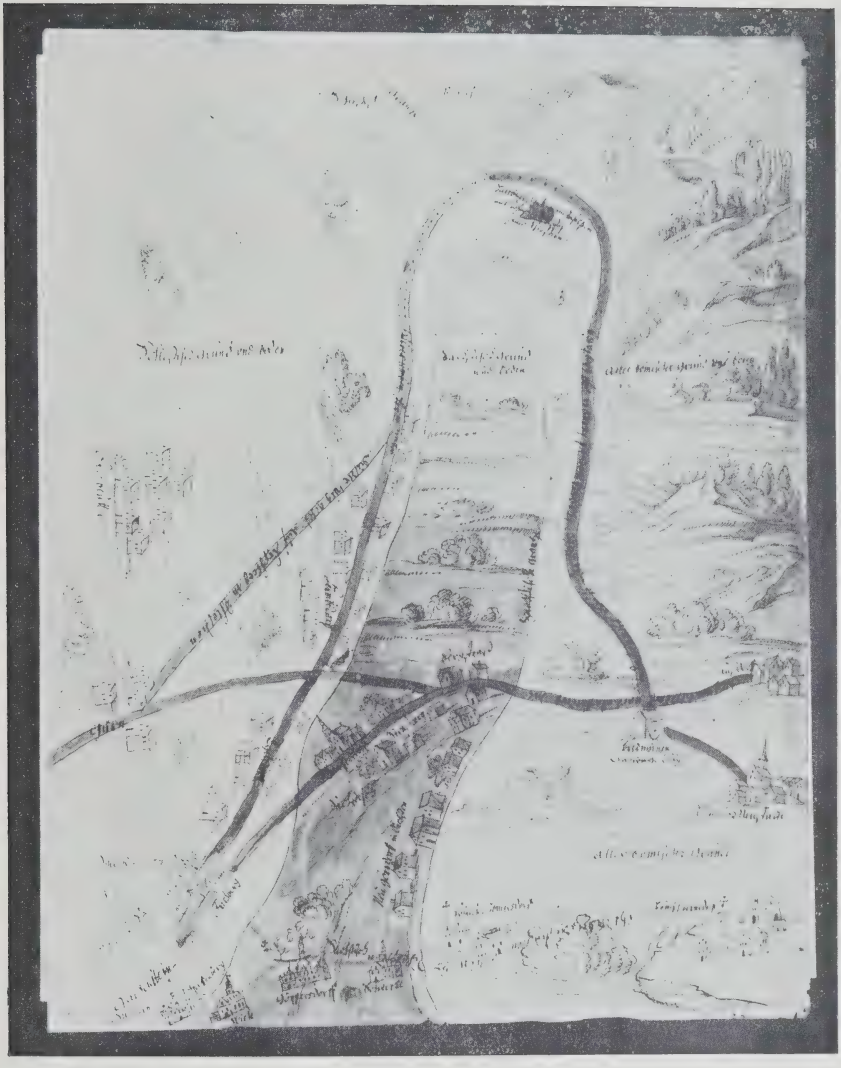
wurde daher im Jahre 1724 ein Vorschlag zur Neuanlage eines Verkehrsweges nach Schlesien gemacht, der den Streifen der Oberlausitz nicht berührte[56]). Die Straße sollte von Neustadt über die Hintere Brettmühle und den Rappeltsberg zu dem „Flosse Mittelforth" führen, wo man die Errichtung einer steinernen Brücke vorschlug. Von hier bis zur sog. „Wassergrube" war die Berglehne abzugraben, das Gehölze und Gestrüppe auszurotten und die Grube mit Erde auszufüllen. Das unebene und steinige Gelände bis zum Tafelstein sollte durch langwierige Maurer- und Steinbrecherarbeiten wegbar gemacht werden. Der anschließende Prügelweg war durch Einhebung eines Wagengeldes von 5 Kreuzern in brauchbarem Zustande zu halten. Der Kostenvoranschlag für den böhmischen Teil des Weges belief sich auf 1500 Gulden. Nach einigem Zögern sah man die Schwierigkeiten des geplanten Wegebaues ein[57]) und ließ nach einer letzten Aufforderung des Kaisers vom 19. Dezember 1724 die Angelegenheit auf sich beruhen[58]).

Straßensperrungen. Über die Geschichte der Nebenwege des Bezirkes sind wir nur mangelhaft unterrichtet; sie werden nur bei Streitigkeiten vorübergehend erwähnt. Dem Streben, den Friedländer Stadtzoll zu umgehen, verdankt der Hemrichweg seine Beliebtheit; auf Bitten des Rates privilegierte Kaiser Leopold I. (1658—1705) die Stadt mit dem Rechte, auch von den Benützern dieser Straße die Abgabe der Maut zu verlangen[59]). Als jedoch der Rat im Jahre 1709 gegen die immer häufiger werdenden Fälle der Zollverweigerung Beschwerde einlegte, erfolgte der ablehnende Bescheid, daß es niemand verwehrt werden könne, die nächsten Wege einzuschlagen[60]).

Häufig gaben Streitigkeiten zweier Grenznachbarn oder gegenseitige Unduldsamkeit zu Straßensperrungen Anlaß. In dem Grenzstreite zwischen Friedland und Ostrichen wird es dem Herrn von Gersdorf besonders schwer angerechnet, daß er den Weg über Ebersdorf nach Zittau, „dessen sich die Laubanischen Kaufleute und andere Reisende von undenklichen Jahren her als einer ordentlichen Straße bedienten", mit einem Verhau und einem Teiche gesperrt habe[61]). Von Friedland aus wurde auf dieser Straße „ein Schlag gesetzet" und nur derjenige hindurch gelassen, der vorher um 2 Kreuzer Bier vertrunken hatte. Gleichzeitig wurde 4 Reutmeritzer Bauern verboten, den ihnen vor Jahren eingeräumten „Gunstweg" über böhmischen Boden weiter zu benutzen[62]). Schließlich wurden auf Friedländer Seite alle alten Wege und Stege durch einen 6 Ellen hohen Schwartenzaun abgesperrt, der vom Ebersdorfer Hofe bis zur Schenkmühle von Wiese führte. Im Jahre 1725 wurde die von Grafenstein über Reichenau nach Friedland führende Straße von dem Bauer Michel Krause, dessen Hof sie durchquerte, unerwartet gesperrt. Auf die Aussage von 5 Zeugen hin, daß der Weg seit „undenklichen Jahren" diesen Verlauf habe, mußte er wieder dem allgemeinen Verkehr geöffnet werden[63]).

Stege und Brücken. Trotz ihrer Kleinheit setzen die im Bezirksgebiete vorhandenen Gewässer dem Verkehre bedeutende Hindernisse entgegen, welche sich durch die Anlage von Brücken und Stegen nur teilweise überwinden lassen. Bei der Überquerung der Bäche fanden in alter Zeit am häufigsten die Furten

56) AP. Straßen. 1724, 29/4.
57) AP. Straßen. 1724, 24/7.
58) AP. Straßen. 1724, 19/12.
59) Helbig Jul., Coll. I 674.
60) StA. Straßen. 1699, 1 1/10., 1709, 19/9. Vgl., Helbig Jul., Coll. I 135.
61) StA. Grenzen. 1723, 12/4.
62) StA. Straßen. 1721, 23/5.
63) StA. Straßen. 1725, 9/7.



Die Verlegung der Schlesischen Straße.
Nach einem Plan aus dem Jahre 1724 (Archiv des Clam-Gallas Palais in Prag).

Anwendung, die der Fuhrmann noch heute kennt. Die Zufahrt zu Bauernhöfen, welche jenseits des Dorfbaches liegen, erfolgt an einer bequemen, durch Steinpflasterung eingeebneten Stelle des Wasserlaufes, welche stets hindernisfrei gehalten wird. In unmittelbarer Nähe ist meist ein schlichter, für den Einzelwanderer berechneter Steg vorhanden. In dem Streite zwischen Wiese und Ostrichen wird den Friedländer Untertanen zum Vorwurfe gemacht, sie hätten zur Nachtzeit den über die Wittig führenden Steg abgeworfen, die Furt daneben auf böhmischer und sächsischer Seite vergraben und mit Stangen verbauen lassen[64]).

Deutet die Herkunft des Wortes „Furt" allein die Möglichkeit an, die so benannte Stelle des Flusses zu „befahren", d. h. sich über sie hinweg zu bewegen, so weisen die Namen des „Steges"[65]) und der „Brücke" darauf hin, daß am Ufergelände bestimmte Vorbereitungen zur Erreichung dieses Zweckes getroffen wurden. War bei der Furt für Fuhrwerke der allmähliche Übergang des Ufers zur Bachsohle wichtig, so deutet der Name des „Steges", „Steiges" im Gegenteil an, daß hier das Gelände etwas ansteigt, um die Überquerung des Wasserspiegels zu erleichtern. Stege der einfachsten Form bestehen in einem oder zwei abgekanteten Baumstämmen, die von einer Uferböschung zur anderen verlaufen; heute werden sie meist mit einem Geländer versehen, das in Brusthöhe parallel zu den Bodenbalken angebracht ist. Früher war diese Schutzvorrichtung ein seltener Bestandteil der Stege, der meist besonders erwähnt wird. So erhielt z. B. der „Mühlsteg" zu Friedland im Jahre 1673 „neue Lehnen"[66]). Stege über breitere Flüsse wurden in der Mitte mit einem Joche versehen. Der eben genannte Friedländer Steg „hinter der Brettmühle", der 1666 neu hergestellt worden war, wurde beim Eisgange im Frühjahr 1668 samt dem Joch weggerissen[67]). Die Brücken und Stege der Wittig führten ein sehr bewegtes Leben; es verging kaum ein Jahr, wo sie nicht teilweise oder ganz dem Hochwasser anheim fielen. Zur Wiederherstellung des Schöler- und Flößsteges stellte dann meist die Herrschaft das Holz und die Stadt die Arbeitskräfte zur Verfügung[68]). Nach einem Berichte an das Zollamt waren im Jahre 1792 folgende 7 Holzstege zu Friedland vorhanden[69]): 1. Mühlgrabensteg, 2. Ringenhainer Steg, 3. Rote-Grundsteg, 4. Seltenreinsteg, 5. Lohmühlensteg, 6. und 7. Mühlstege. Der Lohmühlensteg, welcher anläßlich des Hochwassers vom 4. September 1685 zum ersten Male Erwähnung findet, wurde im Jahre 1839 durch eine steinerne Brücke ersetzt[70]). Als auffallende Punkte der Ortsflur wurden die Stege stets mit besonderen Namen ausgestattet. Allgemeine Bezeichnungen, wie „Wassersteig" (Weißbach 710) und „Dorfsteig" (Ebda. 694) wechseln mit solchen, die nach der nächsten Umgebung („Brettmühlensteig" ebda. 803) oder dem Ziele („Hartsteg" Friedland 502) gebildet sind. Neben den Namen „Grasersteig" (Buschullersdorf 169), „Biensteig" (Haindorf 14. Fl.) und „Buttersteg" (Rückersdorf 148), bei denen an die häufigste Art der Benützung angeknüpft wurde, sind die Bezeichnungen „Kirchsteg" (Rückersdorf 218), „Kirchsteig" (Haindorf 585), „Brautsteig" (Mildenau 441), „Pilgersteig" (Bärnsdorf 483) und „Pfaffensteig" (Dittersbächel 33) besonders beliebt.

Die Brücken waren, wie die Etymologie des Wortes aussagt, ursprünglich ebenfalls aus Holz. Wenn die Zusammenstellung von „Brücke" und „Prügel"

64) SchA. Grenzen. 1729, 28/5.
65) Das landschaftlich beschränkte „Specke" (vgl. Schröder, RGA 1, 333, § 3) ist der heimischen Mundart nur in der Verbindung „Spickwand" (s. u.) bekannt.
66) Helbig Jul., Coll. I 317.
67) Ebda. I 268.
68) Ebda. I 919.
69) StA. Straßen. 1792, 29/11.
70) Helbig Jul., Coll. I 299.

(mhd. brügel) richtig ist[71]), so kommen Urformen dieser Einrichtung noch heute in unserem Gebirge vor. Hier findet man nicht selten Brücken, die aus zwei quer über den Bach gelegten Baumstämmen bestehen, welche von einer zusammenhängenden Schicht schwächerer Rundhölzer quer überlagert werden. Der Zusammenhalt dieser Stämmchen wird durch ein Geflecht von Reisigwieden oder mit Nägeln hergestellt. Das Hauptmerkmal der Brücke gegenüber dem Stege ist neben der größeren Breite die Doppelseitigkeit des Geländers, das jedoch nur bei Brücken vorkommt, die vorwiegend für menschlichen Verkehr bestimmt sind. Eine weitere Entwicklungsstufe stellt die gangförmig gestaltete, mit einem Schutzdach und Auslugfenstern versehene Holzbrücke dar, wie sie aus mittelalterlichen Städten bekannt ist[72]). So mag sich im 17. Jahrhundert die „Viehwegbrücke" von Friedland dargestellt haben, die nach einer Aufzeichnung der Ratsprotokolle zum Jahre 1709 „vor alters die gedeckte Brücke" hieß[73]).

Eine der wichtigsten Brücken bei Friedland, die Ringenhainer, war bis zum Jahre 1578 ein Holzbau. Im September 1562 wurden die Joche dieser Brücke ausgebessert, 1565 neue „Lehnen" dazu hergestellt. Im April 1570 erhielt sie neue Joche, Träger und Belaghölzer; doch bereits im Juli 1570 wurde sie „von dem großen Wasser zerrissen und weggeführt"[74]). Das Holz zur Erhaltung der Ringenhainer Brücke gab „seit alters" die Obrigkeit[75]). Die Fiebig- und die Spitalbrücke waren noch gegen Ende des 17. Jahrhunderts aus Holz; denn nach dem Hochwasser der Rasnitz vom 4. Juli 1694 suchten die Gemeindeältesten ihre Trümmer, „Schalholz und Träme", zusammen[76]). Zunächst verlief die Bodenfläche der Holzbrücken wagrecht und in einer Richtung; als später die Steinbrücken häufiger wurden, baute man nicht selten auch die Holzbrücken nach ihrem Vorbilde mit einer geringen Wölbung des Fahrdammes gegen die Flußmitte zu. Die meisten unserer Dorfbrücken bis gegen die Mitte des verflossenen Jahrhunderts waren Holzbauten dieser Art; auch Friedland besaß im Jahre 1792 folgende „neu erbaute hölzerne Brücken"[77]): 1. Die Brücke über das Papiermühlwasser, 2. über das Lohmühlen- und städtische Wehrwasser, 3. über den Seltenreinfluß. Von diesen drei Brücken besteht heute die erste nicht mehr, die zweite wurde 1839 in eine steinerne umgewandelt[78]), die dritte im Jahre 1857 durch eine gewölbte ersetzt[79]).

Der Ersatz der Holzbrücken durch Steinbauten begann zu Friedland bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts; der Anfang dazu wurde bei der „Großen Rasnitzbrücke" vom Jahre 1570 gemacht[80]). Unter den Baustoffen werden viele Fässer Kalk, mehrere Fuder große Steine, Pflastersteine und etliche Fuder Ziegel genannt. Stenzel bringt 4 Fuder „große Profilsteine" für die Wandflächen und „6 Fuder große Steine zur Seitenmauer beim Pflaster". Der Steinsetzer erhielt für 11 Lachter und zwei Ellen Pflaster 2 Schock 59 Groschen. Der „Wale", d. i. der welsche Leiter der Mauerarbeiten, empfing 22 Schock 5 Groschen; die Gesamtkosten der Brücke beliefen sich auf 51 Schock 18 Groschen 1 Pfennig. Nach der Beschreibung der Baustoffe zu schließen, war es eine gewölbte Brücke mit niedrigen Seitenmauern in der Art, wie die Ringenhainer Brücke auf dem Bilde in Rohns Chronik wiedergegeben ist (s. Abb.).

71) Kluge Fr., Etym. Wb. 9. Aufl. 71, 353.
72) Z. B. Nürnberger Henkerstieg.
73) Helbig Jul., Coll. I 163.
74) Ebda. I 282.
75) Ebda. I 267.
76) Helbig Jul., Beitr. III 276.
77) StA. Straßen. 1792, 29/11.
78) Helbig Jul., Coll. I 199.
79) Ebda. I 183.
80) StA. Stadtrechnungsbuch I 308 ff.

Ausführlichere Angaben werden zum Jahre 1578 über die Umwandlung der Ringenhainer Holzbrücke in einen Steinbau gemacht[81]). Doch außer den Steinen fand bei dieser Brücke noch eine bedeutende Menge von Holz Verwendung; denn neben der Entlohnung für die Gerüstarbeiten, die unter den Ausgaben „Zum Bockstollen" zusammengefaßt werden, erhält der Zimmermeister Asmann Scher zunächst einen Betrag von 30 Schock 30 Groschen, der später um 15 Schock 30 Groschen erhöht wird. Meister Hans, der Wale, empfing für die Steinarbeit den nicht viel höheren Betrag von 50 Schock 50 Groschen. Auch zu dieser Brücke wurde der Grund aus großen Steinen gelegt, „so man nicht tragen konnte"; dagegen waren die „Pfähle zu den Eisbäumen" aus Holz. Der „Steinweg auf der Brücke", d. h. die Steinpflasterung des Brückenbodens erforderte einen riesigen Aufwand. Es wurden nicht weniger als 266 Fuhren Sand zu 2 bis $2^1/_2$ Groschen aus der Umgebung herangeführt; daraus darf man schließen, daß auch angrenzende Wegteile gepflastert wurden. Der Steinsetzer erhielt für diese Arbeit 9 Schock 36 Groschen. Die Gesamtkosten des Bauwerkes, welches in der „Brückenmauer" 194 Klafter, in der „Quermauer und im Schwibbogen" 4 Klafter Mauerwerk umfaßte, beliefen sich auf 133 Schock 8 Groschen.

Doch scheint man in dem Bau von Steinbrücken noch nicht sonderlich reiche Erfahrungen besessen zu haben. Denn noch im Dezember 1578 wurden zu Brückenreparaturen 15 Stoß Steine am Geiersberge gebrochen, im Oktober 1579 neue Eisbrecher vor der Brücke hergestellt und Pfähle in das Flußbett gerammt[82]). Im Jahre 1583 war die Ringenhainer Brücke bereits derart schadhaft, daß der Rat den Zittauer Baumeister Michel Ehrenkron berief, welcher nachsehen sollte, „ob der Brücke nicht zu helfen sei"[83]). Alljährlich verschlangen die Ausbesserungen an diesem Bauwerk bedeutende Summen Geldes. Bei dem Hochwasser von 1673 wurde die Brücke bis auf einen Pfeiler zerstört. Die zum Neubau erforderliche Steinmenge stammte aus dem Geiersberge und wurde von den Bespannten der Dörfer unentgeltlich herbeigeführt; die Obrigkeit stellte 40 Faß Kalk zur Verfügung. Die Arbeit wurde im Laufe von 60 Tagen von dem Maurermeister Christoph Erben aus Marklissa mit 7 Gesellen durchgeführt[84]). Die „Bräuhaus-" oder „Bräuerbrücke" wurde im Jahre 1696 mit einem Aufwande von 500 Gulden „von Steinen neu gewölbt"; doch bereits am 20. Juni 1702 fiel sie einer Hochflut zum Opfer. Nachdem sie im Jahre 1803 unter Benützung des Pfeilergrundes von 1696 neu aufgebaut worden war, wurde sie durch das Hochwasser vom 13. und 14. Juni 1804 wieder schwer beschädigt[85]). Das Schicksal der Steinbrücken unterschied sich also wenig von dem der einfachen Holzstege. Im Jahre 1792 bestanden 5 steinerne Brücken zu Friedland: die erste beim Schultore, die zweite und dritte über das Mühlwasser, die vierte beim neuen Stadttor und die fünfte an der Grenze von Ringenhain[86]).

Die Anlage von Brücken scheiterte zuweilen an dem Widerstande, den die Grundbesitzer des Ufergeländes dem Baue entgegensetzten. Um das Jahr 1670 war zwischen den Ortschaften Wiese und Ostrichen über Ansuchen des Herrn von Gersdorf eine Brücke an Stelle eines alten Kirchsteges gebaut worden, der auf dem Grunde des Wiesener Scholzen angelegt war. Die Friedländer Obrigkeit veranlaßte zwar den Bauern Georg Amende, zur Aufrichtung des Brückenkopfes ein Fleckchen Wiese zur Verfügung zu stellen, betonte aber gegenüber

81) StA. Stadtrechnungsbuch I 388 ff.
82) Helbig Jul., Coll. I 282.
83) Ebda. I 243.
84) Ebda. I 318.
85) Ebda. I 146.
86) StA. Straßen. 1792, 29/II.

dem Herrn von Gersdorf stets, daß es sich hier nur um eine „Gunstbrücke" handle, deren Benützung jederzeit untersagt werden könne. Dies trat ein, als zu Beginn der 20er Jahre des 18. Jahrhunderts die Streitigkeiten zwischen Wiese und Ostrichen ausbrachen. Nach der Einvernahme von 5 Gedenkmännern wurde die Brücke am 23. Mai 1721 auf Wiesener Seite gesperrt[87]). Der Rechtsentscheid vom 28. Mai 1729 verlangt die Wiederherstellung der Zustände vom Jahre 1670, d. h. die Wiedereröffnung des Kirchsteiges über die Wittig[88]). Dieser Einzelfall genüge als Beispiel für die wechselvolle Geschichte der übrigen Brücken des Bezirkes, in deren Entwicklung sich privatrechtliche und verkehrstechnische Fragen ständig kreuzten.

Die Erschließung des Isergebirges.

In der Geschichte der heimischen Landschaft nimmt die Erschließung des Isergebirges eine besondere Stellung ein. Dem orographischen Zusammenhange gemäß wurde diese Berggruppe bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts als „westlicher Flügel des Riesengebirges"[89]) bezeichnet, unter dem Karl Ambius im 17. Jahrhundert alle nordböhmischen Randberge vom Fichtelgebirge bis zum Spieglitzer Schneeberg verstand[90]). Am Ausgange des 18. Jahrhunderts sieht Joh. Thad. Peithner im Riesengebirge jene Bergkette, welche sich zwischen der Lausitz und der Nordostecke Böhmens erstreckt[91]). Unter den vornehmsten Teilen dieses Gebirges wird die Kleine und Große Iserwiese genannt[92]); nach der Beschreibung des Bunzlauer Kreises vom Jahre 1794 liegen der „Käulichte Buchberg", die „Iserquelle" und die Dörfer Weißbach und Haindorf im Riesengebirge[93]). Als Teil dieses Gebirgszuges trug das Isergebirge ursprünglich alle heute zum Teil verschollenen Namen der nordostböhmischen Bergkette, die als „Lugisches", „Vandalisches" und „Böhmisches Gebirge", als „Böhmischer Wald", „Schwarzwald", „Schlesischer Grenzwald", „Böhmerwald" und „Schneegebirge" bezeichnet wird[94]). Erst seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts gelangten die Namen „Lausitzer Gebirge"[95]) und „Isergebirge", das aus der volleren Form „Iserkamm-Gebirge" hervorgegangen ist[96]), in steigende Verwendung.

Es läßt sich nicht mit Sicherheit nachweisen, daß lange vor dem 15. Jahrhundert ein menschlicher Fuß die urwaldbedeckten Berggipfel und Hochflächen betrat. Eine Anzahl von Flurnamen des Isergebirges deutet darauf hin, daß als erste Slawen in die Bergwildnis eindrangen. Die kleine Iserwiese wurde zunächst von der Herrschaft Nawarow aus besiedelt, deren Untertanen bereits am Ausgang des 15. Jahrhunderts als Aschenbrenner, Schüsselmacher, Fischer und Vogelsteller hier tätig waren. Im Jahre 1539 hatten 4 Tschechen beim Buchberge Waldlose inne, die seit mehr als 40 Jahren in ihrer und ihrer Vorgänger Bewirtschaftung standen. Johann von Nawarow weiß sogar von einer anderthalb hundertjährigen Ansässigkeit von Untertanen seiner Herrschaft auf der Kleinen Iserwiese zu berichten. Der gleichzeitig überlieferte deutsche Flurname „Bärenwiese" (Berwiz) deutet darauf hin, daß auch die Friedländer Herr-

87) StA. Straßen. 1721, 23/5.
88) SchA. Grenzen. 1729, 28/5.
89) Sommer Joh. Gottfr., a. a. O. II 304.
90) Karl Ambius, Henelii Silesiographia renovata. c. I.
91) Peithner Joh. Thad. Ant., Edler von Lichtenfels, Versuch über die natürliche und politische Geschichte der böhmischen und mährischen Bergwerke (1780) S. 20 § 33.
92) Ebda. S. 20 § 34.
93) Kurzgefaßte Beschreibung des Bunzlauer Kreises, 1794. S 38, 47.
94) Schier Br., Der tschechische Name des Riesengebirges. Jahrb. d. dtsch. Riesengeb.-Vereins. 1925, S. 149, 159 ff. „Das Böhmische, Riesen- oder Schneegebürge werden die Berge allgemein genannt, wegen des Schnees, der sie fast dauernd bedeckt", schreibt Caspar Schwenckfeldt im Jahre 1600 (Stirpium et Fossilium Catalogus).
95) Sommer J. G., a. a. O. II 304.
96) Beschreibung des Bunzlauer Kreises, S. 47.

schaft bereits damals Beziehungen zu den Hochflächen beim heutigen Wittighaus besaß. Kurz vor Pfingsten des Jahres 1539 verjagte Joachim von Biberstein die slawischen Waldleute aus dem strittigen Gebiete und brannte ihre Hütten nieder. Der Wallfahrtsweg, welcher aus dem tschechischen Hinterlande über die Iserwiese nach Haindorf führte, blieb auch fernerhin für Pilgerzüge offen[97]). Die Wiederbesiedlung des Isergeländes nahm von der Herrschaft Friedland um das Jahr 1570 ihren Ausgang und ließ im Laufe von ungefähr 100 Jahren 7 Anwesen erstehen, über deren Ursprung ein ausführlicher Bericht von 1796 vorliegt[98]).

Bei der Grenzbegehung auf den Iserwiesen vom Jahre 1591 fand man das Wappen Christophs von Redern mit der Jahreszahl 1577 an einem Buchenstamme ausgeschnitzt; doch in der Grenzbeschreibung wird darüber geklagt, daß das „Gebirg nicht könnte wohl abgeteilt werden“[99]). In einem Berichte über die Wallensteinsche Grenzbegehung von 1628 heißt es[100]): „. . . . und weilen man in diesen hohen Gebürgen ganz nit weiterkam, haben wir über diese hohe Berg, tiefe Täler, Steinfelsen und Moraste bis in 4 Meilen hin und wieder gehen müssen“. Später macht Hauptmann Heinrich von Grießel in der Wallenstein-Schaffgotsch'schen Grenzstreitigkeit den Vorschlag, die Angelegenheit bei einer Unterredung von Bevollmächtigten beider Herrschaften beizulegen, „damit man nit wieder auf die hohen Gebürge dörfte, weilen wegen ziemblich großem Schnee sehr übel fortzukommen“[101]). Die Taxa von 1634 faßt die damalige Kenntnis des Hochgebirges in die Worte zusammen: „Wälder und Gebirge gehören zu dieser Herrschaft eine zimbliche Anzahl, jedoch . . . . . ist unmöglich, daß man selbe wegen großer Gebirge und Tal ausmessen könnte“[102]).

Noch nahezu 100 Jahre lang wurde das Gebirge fast nur anläßlich von Herrschaftsberainungen aufgesucht. Bei der Grenzbegehung Friedland-Meffersdorf vom Jahre 1698 wurde ein Grenznagel mit der Jahreszahl 1629 aufgefunden, die Tafelfichte trug solche von 1628, 1638, 1665[103]). Die Grenzbuche „Bei den Zwölfnägeln“ zeigte die Jahreszahlen 1644, 1675, 1704, 1733[104]). Seit dem Ausgang des 30-jährigen Krieges kamen bisweilen Aschenbrenner, Pechhauer und Köhler auf größere Höhen des Gebirges; im Jahre 1674 wird dem Hauptmann vor allem die Beaufsichtigung des Glasmeisters ans Herz gelegt[105]), „damit er sein aus Gnade habendes Recht mit der Aschenbrennerei nicht überschreite“[106]).

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts war man noch weit davon entfernt, den Holzreichtum der Gebirgswälder wirtschaftlich zu verwerten. Im Jahre 1715 werden die Hochgebirgsforste, in denen viel „Stein-Klüfter, Berge und unfruchtbarer, wässeriger und sumpfiger Boden“ vorhanden sei, zum ersten Mal auf 50—60 Stallungen geschätzt. In dieser unberührten Urwaldzone brachen jährlich zahlreiche alte Stämme zusammen und „verfaulten übereinander“; weite Strecken bestanden in „Würbsplänen“, von denen kein einziger Stamm „taugliches Holz“ zu holen war[107]). Nach der herrschaftlichen Bekenntnistabelle von 1716 wurden jährlich viel tausend Stämme „durch die Winde umgebrochen und verfaulten, weilen man sie wegen der Weite und der Höhe der Berge zu nichts nutzen“

97) Mitt. 5 (1911), 3 ff.
98) SchA, Weißbach. 1796, 7/8. Über Besiedlungsverhältnisse im Isergebirge vgl. jetzt auch Schwarz E., Mitt. 21 (1927), S. 1—11.
99) SchA. Rednernakten. 1591, 25/9.
100) SchA. Copeybuch. 1628, 19 10.
101) SchA. Copeybuch. 1628, 10/11.
102 Helbig Jul., Beitr. 2, 284.
103) SchA. Grenzen. 1698, 15/10.
104) SchA. Grenzen. 1733, 10/7.
105) SchA. Instruktionen, 1674, 2/4. § 100.
106) SchA. Forstwesen. 1699. § 29.
107) LA. Kataster 1713. Nachträge. 1715, 22/3.

konnte[108]). Erst als in den niederen Forsten Holzmangel drohte, suchte man die Gebirgswälder dem wirtschaftlichen Abbau zu erschließen. Dies war jedoch nur nach Anlage eines bequemen Wegenetzes möglich, da die Scholzen des Bezirkes noch 1732 die Beförderung des Scheitholzes auf den Gebirgsbächen für unmöglich hielten. Der erste Vorschlag zum Baue eines Gebirgsweges ist nicht der heimischen Forstwirtschaft zu verdanken, sondern ging 1724 aus dem Bestreben hervor, den sächsischen Durchgangszoll in Straßberg und Messersdorf zu umgehen (s. o.). Doch in einem Berichte an den Grafen wird festgestellt, daß „das hohe Gebirge mit großen Steinen und gebrochenem Holze dergestalt untereinander verwüstet lieget, daß man daselbsten kaum zu Fuß passieren kann". Selbst wenn Wege hergestellt würden, so könnte doch „ein Fuhrmann mit 4 Pferden kaum den leeren Wagen hinaufführen"; wenn zur Winterszeit auf dem Lande eine Elle hoch Schnee vorhanden sei, so liege er hier 5—6 Ellen tief, „so daß weder Mensch noch Vieh darüber passieren kann"[109]). Diese und andere Schwierigkeiten führten bereits nach wenigen Monaten zur Aufgabe des Bauplanes.

Die heimische Forstwirtschaft bemühte sich zunächst um die fortschreitende Erschließung der niederen Forste. Bereits die Wallensteinsche Wirtschaftsordnung bestimmt, daß die vorhandenen Buschwege durch neue zu vermehren und auf doppelte Wagenbreite zu erweitern seien[110]); nach der Amtsinstruktion von 1699 waren die Waldwege jährlich auszubessern und in gutem Zustande zu erhalten[111]). Aber in den Gebirgswaldungen, wo „alles voller Wust und Morast" lag, wurden erst 1732 einige Brücken geschlagen; doch die Holzbeförderung war hier so beschwerlich, daß man für den stehenden Stamm nur 6 Kreuzer gegenüber dem sonstigen Durchschnittspreise von 1 Gulden verlangen konnte[112]).

Der erste berücksichtigenswerte Vorschlag zum Baue von Gebirgswegen wurde am 24. April 1735 durch den Friedländer Forstmeister beim Grafen eingebracht[113]). Im Haindorfer Forste könne das „Weißpachicht" entlang bis auf das hohe Gebirge von 100 Arbeitern im Laufe von 8 Tagen ein Weg hergestellt werden, der eine bequeme Holzbeförderung bis nach Haindorf gestatte. Das wertvolle Holz des Weißbacher Forstes sollte durch die Anlage zahlreicher Brücken im „Siebengiebelgrund" zugänglich gemacht werden. Im gleichen Reviere könnten Wege zum „Hinteren Bärmann" und in „Tröstlers Gründe" in einwöchentlicher Arbeit durch 100 bzw. 150 Mann gebahnt werden. Im Liebwerder Forst ist ein Fuhrweg vonnöten, der über den „Höllenstein" bis zu dem „Trauersteig" und weiter gegen das „Isergebirg" führt; im Lusdorfer Forste sind über den „Rappelt" Verbindungswege mit Neustadt, Heinersdorf und Dittersbächel herzustellen. Beide Arbeiten könnten von je 100 Mann in 8 Tagen geleistet werden. Bei der Durchführung dieses Vorschlages hoffte der Forstmeister, „das hohe Gebirge in 2 oder 3 Jahren in solchen Stand zu setzen, daß dem Grafen großer Nutzen hiedurch entstehen möchte". Da er jedoch durch die versuchte Einführung des Kahlschlages das Vertrauen des Grafen verloren hatte, wurde auch dieser Vorschlag abgelehnt. Wenige Wochen später schlägt jedoch auch der Hauptmann über gräflichen Wunsch die Anlage von 2—3 Hauptwegen vor, die von sämtlichen Bauern, Gärtnern und Häuslern der Herrschaft im Laufe einer einwöchentlichen Arbeitsdienstleistung herzustellen seien. Der Wegebau sei zunächst auf den Hochflächen des Gebirges durchzuführen; über die steilen Berg-

108) LA. Kataster 1713. Nachträge 1716.
109) AP. Straßen. 1724, 29/4.
110) SchA. Wallensteinsche Wirtschaftsordnung. 1628, 14/6. Vom Forst. § 7.
111) SchA. Forstwesen. 1699. § 6.
112) SchA. Forstwesen. 17 2, 29/8.
113) AP. Wirtschaftsberichte. 1735, 24/4.

hänge ist die erprobte Beförderung mit Hilfe von „Holzschläuchen", „Holzrinnen" oder „Handschlitten" (s. o.) beizubehalten. Für die Besserung der heimischen Forstverhältnisse sei es vorteilhaft, die Arbeit ohne Zögern mit „stürmender Hand" durchzuführen[114]).

Die Quellen schweigen darüber, ob in den nächsten Jahren dem Vorschlage der beiden Beamten gemäß gehandelt wurde. Sicher ist nur, daß noch 1794 von Waldstrecken gesprochen wird, die „in hohen und steilen, an mehreren Orten fast unzugänglichen Gebirgen" liegen; da hier der holzschlagmäßige Abbau der Wälder äußerst erschwert war, wurden die Gebirgsreviere auch weiterhin „auszugweise behandelt"[115]). Nach einem Berichte über die Ortschaft Klein-Iser vom Jahre 1796[116]) ist der „Buchberg oder das ganze böhmisch-friedländische Isergebirge nichts als pure Wildnis". Es führen zwar mehrere Wege nach Schlesien, Sachsen und Böhmen; doch kann das Gebirge an einem Tage unmöglich überstiegen werden, weil keine Reitpfade, sondern nur „schmale Fußsteige" vorhanden sind. Sie werden meist von „vorbeiwandernden, hockeltragenden Leuten" benutzt, die in Klein-Iser zu nächtigen pflegen. Bereits um die Mitte des 17. Jahrhunderts kannte man die noch heute gebräuchlichen Wegzeichen; schon im Jahre 1662 erzählte Magister Johannes Praetorius von „langen Stangen", die neben den gewöhnlichen Weg gesteckt werden[117]). Im Jahre 1791 stellt Friedrich Zöllner fest: „Der Weg von Schlesien nach Böhmen über den Rücken des Gebirges ist beständig mit hohen, in die Erde gesteckten Stangen bezeichnet, um das Verirren des Wanderers zu verhüthen"[118]). Im Winter fand jedoch hier ein kaum nennenswerter Durchzugsverkehr statt, weil „in Zeiten ein erstaunlicher Schnee zu fallen pfleget und bis gen Johanni nicht abgehet, sodaß ohne Reiffen an Füßen ohnmöglich fortzukommen" war[119]). Über den Gebrauch der Schneereifen, die für das Fichtelgebirge bereits im 15. Jahrhundert durch Matthias von Kemnat (1430—1476) bezeugt sind, hat zuerst Christian Gryphius im Jahre 1670 Beobachtungen angestellt[120]). Im Jahre 1726 sagt David Zeller darüber aus[121]): „Die Berg-Leute wie auch andere, welche im Winter über das Gebirge zu reisen haben, gebrauchen sich der Reiffen, die sie an die Füße binden und damit über den Schnee, obwohl etwas mühsam, doch ganz glücklich hingehen". Gegen Ende des 18. Jahrhunderts beobachtet Johann Friedrich Zöllner Leute, die sich „einen hölzernen Reifen unter die Füße binden, der etwa einen Fuß im Durchmesser hat und innerhalb mit Schnüren netzförmig durchzogen ist"[122]).

Um die Sommerreisen über das Gebirge war es nicht viel besser bestellt. Im Jahre 1796 unternahm ein unbekannter Prager von Liebwerda aus eine Wanderung zum sog. „Hohen Fall"; die Schilderung, welche er von dem Wege dahin entwirft, vermag eine Vorstellung von dem Aussehen der damaligen Gebirgspfade zu erwecken: „[Hinter Weißbach] fing ein wirklich ganz abscheulicher Weg an, oder vielmehr es gab hier gar keinen. Von Stein zu Stein, von Felsen zu Felsen hüpften und krochen wir immer höher. Das Moos, welches alles überzog und Klüfte und Löcher deckte, die eisglatten, halbverfaulten Stämme, die überall in wilder Unordnung umherlagen, machten den Boden so treulos, daß wir sehr oft bis an die Knie sanken und alle Augenblicke in Gefahr waren, die harten Knochen unserer alten Mutter Erde zu küssen". Die Wegeverhält-

114) SchA. Forstwesen. Bericht über die Waldungen bei der Herrschaft Friedland. 1735.
115) SchA. Forstwesen. 1794, 9/7.
116) SchA. Weißbach, 1796, 7/8.
117) Vgl. Gruhn H., Wanderer im Riesengebirge. 47 (1927) S. 34.
118 Zöllner Joh. Friedr., Briefe über Schlesien auf einer Reise im Jahre 1791. Berlin 1792/93. II 193 f.
119) SchA. Weißbach. 1796, 7/8.
120) Schmolck B., Die wundervolle Schneekoppe. 1736, S. 19.
121) David Zeller, Hirschbergische Denkwürdigkeiten II (1726) S. 53.
122) Zöllner J. F., a. a. O. II 193.

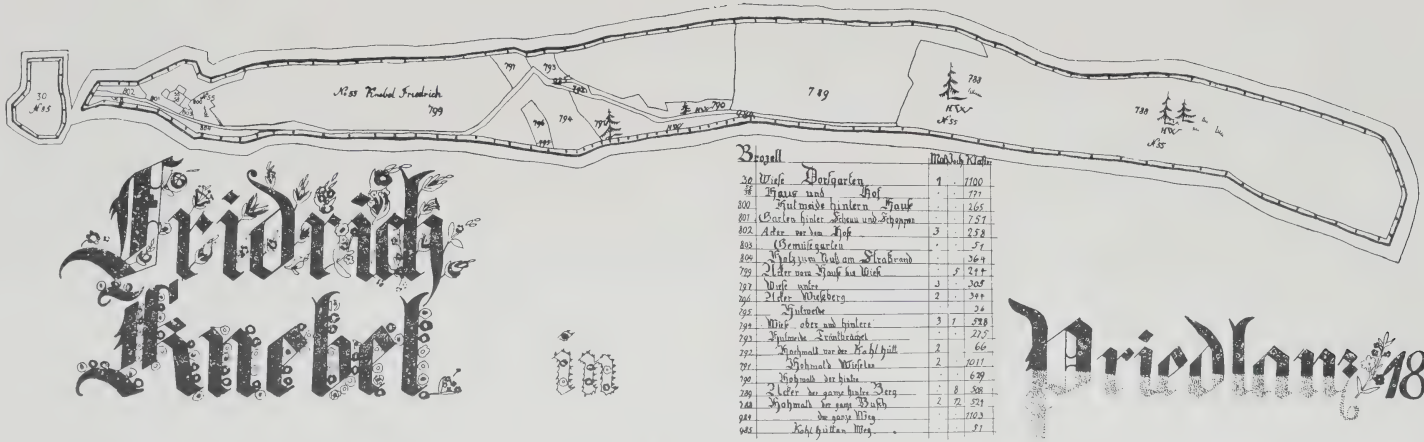
nisse des inneren Gebirgsgürtels blieben noch ein halbes Jahrhundert lang nahezu unverändert; nur Franz Riedel ließ im Jahre 1828 einen bequemen, teilweise noch heute erhaltenen Reitweg von Antoniwald nach Klein-Iser anlegen[123]). Ein Wandel zum Besseren trat erst ein, als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unsere Gebirgsvereine dem steigenden Wandertriebe der Stadtbevölkerung durch den Ausbau eines reichverzweigten Wegnetzes entgegenkamen.

Dörfer.

Die Hufe. Die Urzelle unserer Dorfsiedlungen stellt die Hufe dar; sie bildet die wirtschaftliche und rechtliche Grundlage für das Ansehen ihres Besitzers und ist der Ausgangspunkt für die landschaftliche Gestaltung unserer Waldhufendörfer, die mit ihren zahlreichen Flurwegen den Eindruck eines gefiederten Laubblattes hervorrufen. Bei der rippenartigen Anlage dieser Wege ist die engste Anschmiegung an die Geländeform zu beobachten[1]). Jeder Siedler war bestrebt, auf seiner Hufe einen Weg zu besitzen, der es ihm gestattete, ohne Schwierigkeiten mit einem Gespann bis an das entgegengesetzte Ende des Flurstreifens zu gelangen. Bei der Bestimmung der Hufengrenzen mußte daher von dem Wege ausgegangen werden, der unter Benützung sanfter Neigungen des Berghanges, günstiger Übergangsstellen über Gewässer eine möglichst bequeme und trockene Fahrgelegenheit bieten sollte. Von dem Verlauf dieser Wege stammen die leicht oder stark, doch stets organisch gestalteten Krümmungen der Hufen, wie sie uns z. B. vom Südrande der Flur Ringenhain oder dem Westende der Flur Engelsdorf bekannt sind[2]). Von dem bedeutenden Alter der Flurverhältnisse zeugt es, wenn bei Wünschendorf, Weigsdorf, Ebersdorf und Tschernhausen festgestellt werden kann, daß sich die Hufen dieser Ortschaften den Landesgrenzen auf das engste anschließen. Die Hufengrenzen verlaufen in den meisten Fällen heute noch so, wie sie vor Jahrhunderten angelegt wurden. An den hohen Steinrücken und den tiefen Hohlwegen zwischen den Flurstreifen haben 25 Bauerngeschlechter gearbeitet; viele dieser Flurmale sind älter als der Turm Indica.

Die Schwierigkeit der Grenzbestimmungen im Urwalde brachte die Unmöglichkeit mit sich, völlig gleich große Hufen anzulegen. Oft wurde sogar absichtlich ein verschiedener Umfang der einzelnen Flurteile angestrebt, weil man durch Zuteilung von weniger an gutem, bzw. mehr an schlechtem Grund die Unterschiede im Bodenwert der Hufen zu beseitigen suchte[3]). Das Urbar von 1381 unterrichtet uns bei einzelnen Ortschaften über die Größe der Dorfflur und der Bauernhöfe; die Angaben erfolgen in „Huben" und „Ruten", die im Mittelalter als Maßeinheiten weit verbreitet waren. Ihre Beurteilung wird jedoch dadurch erschwert, daß sie in den einzelnen Ländern deutscher Zunge nicht nur verschieden große Flächen bezeichnen, sondern auch in verschiedenen Verhältnissen zu einander stehen[4]). Es muß daher festgestellt werden, wieviel Ruten die heimische Hufe enthält. Für die Ortschaft Albrechtsdorff (Olbersdorf) werden

123) Fischer K. R., Jahrb. d. Gebirgsvereines für das Jeschken- und Isergebirge. 37 (1927) S 17.
1) Vgl. Meitzen Aug., Cod dipl. Silesiae IV S. 77; Derf., Agrar- und Siedlungswesen II 335.
2) Für diese und die folgenden Flurunterfuchungen wurden die Mappen und Indikationsskizzen vom Jahre 1843 aus dem LA., ferner die Spezialkarten 1 : 25000 herangezogen
3) Das Brünner ius nodalium von 1353 konnte nur bei günstigen Bodenverhältnissen Anwendung finden Abgedr. Rößler E. F., Deutsche Rechtsdenkmäler aus Böhmen und Mähren II (1852) S. 220.
4) Meitzen Aug., Cod. dipl. Silesiae IV 47 ff. Derf. Agrar- und Siedlungswesen II 560 ff.



Die Hufe Friedrich Knebels von Priedlanz.
Nach einem Plan aus dem Jahre 1843 (Ortsmuseum Priedlanz).

10 Huben weniger 1 Rute verzeichnet (Bl. 12b); diese Bodenfläche findet nach den Angaben bei den einzelnen Zinspflichtigen in der Form von $4^1/_2$ Huben und 65 Ruten im Einzelbesitz Aufteilung. In den (65+1) Ruten müssen daher die $5^1/_2$ Huben enthalten sein; führt man die Rechnung durch, so ergibt sich ein Umfang von 12 Ruten für die heimische Hufe. Wygandisdorf (Weigsdorf) besitzt $6^1/_2$ Huben (Bl. 19b), die unter den Namen der Besitzer als $4^1/_2$ Hufen und 24 Ruten erscheinen; auch hier führt die Rechnung zu der Hufengröße von 12 Ruten. Bei allen übrigen Ortschaften[5]) geht die Rechnung nicht restlos auf, was auf Ungenauigkeiten in der Wiedergabe der Zahlen zurückzuführen ist. In Bärnsdorf, dessen Ortsflur 15 Huben umfängt (Bl. 31b), werden $4^1/_2$ Hufen und 120 Ruten in Privatbesitz verzeichnet. Dies ergibt als Hufengröße 11·905 Ruten; wenn man jedoch annimmt, daß einmal an Stelle von j (1) hube j ($^1/_2$) hube geschrieben wurde, so ergeben sich 12 Ruten als Umfang der Hufe. Genau nach den Angaben des Urbars berechnet, erhalten wir bei Bullendorf 11·75 Ruten, bei Rückersdorf 12·63 Ruten und bei Mildenau 13·7 Ruten. Bei diesen Orten gelangt man durch die Annahme kleiner Verschreibungen, die sich paläographisch sehr leicht erklären lassen, zu einer Hufengröße von 12 Ruten; größere Abweichungen bei den übrigen Ortschaften (Schönwald 8·38, Hermsdorf 39·75 Ruten) lassen sich nur bei der Annahme schwererer Ungenauigkeiten verstehen (s. u.). Jedenfalls war auf heimischem Boden die zwölfrutige Hufe gebräuchlich, die auch bei den Waldhufen Schlesiens in häufiger Verwendung stand[6]).

Für die Bestimmung der Größe einer Rute sind wir auf Rückschlüsse aus späteren Verhältnissen angewiesen; diese Aufgabe fällt mit der Frage nach der Größe der Hufe zusammen. Bei Ortschaften, die wegen ungünstiger Lage nur einen langsamen Fortgang des inneren Ausbaues zeigen, ergibt die Teilung der Feldflurgröße nach den Katasteraufnahmen von 1654, 1713, 1722 durch die Hufenanzahl des Urbars von 1381 überraschend ähnliche Zahlen. Teilt man die Ortsflur von Bärnsdorf, die nach der Rolle von 1654 891 Strich enthält, durch 15, d. h. die Anzahl der Hufen nach dem Urbar von 1381, so erhält man als Ergebnis 59·4 Strich. Verwendet man zu dieser Rechnung für Olbersdorf den Ortsumfang nach der Ocularvisitation von 1722, so ergeben sich 55·625 Strich als Flächenmaß einer Hufe. Dieselbe Division liefert bei Weigsdorf und Einsiedel mit den Zahlen der Rolle von 1654 Hufenumfänge von 53·84 und 50·30 Strich. Diese Ergebnisse deuten auf ein Hufenausmaß von 50—60 Strich hin[7]).

Ähnliche Zahlen liefert die Untersuchung der einzelnen Bauernwirtschaften nach der Steuerrolle von 1654 und dem Kataster von 1713. In Schönwald bewegt sich die Größe der Höfe zwischen 21 und 32 Strich, in Rückersdorf zwischen 21 und 30 Strich, in Heinersdorf liegt der Spielraum zwischen 21 und 34 Strich, in Lusdorf zwischen 18 und 36. Dabei stellen die Höfe, deren Grundbesitz zwischen 25 und 30 Strich schwankt, stets halbe Hufen dar; nur die Schulzenhöfe zeigen einen Umfang von 50—60 Strich, oder, in moderne Feldmaße umgerechnet, 25—30 Joch, d. s. 14·39—17·268 Hektar[8]). Im Vergleiche zu den Nachbarländern, wo eine Hufe 30—36 Hektar umfaßte[9]), war daher auf heimischem Boden, soweit man zurückblicken kann, ausschließlich die halbe Hube gebräuchlich. Der Flächen-

5) Mit Ausnahme von Fredrichsdorff bey der Zyttow; die 20 Huben und 9 Ruten der Ortsflur kehren als 15 Hufen und 69 Ruten im Privatbesitz wieder, was für jede Hufe den Flächeninhalt von 12 Ruten ergibt.

6) Meitzen Aug., Cod. dipl. Silesiae IV 77. Derf., Agrar- und Siedlungswesen I 567. — Bruhns W., Mitt. der Ges. f. Zittauer Geschichte Nr. 7 (1911) S. 56—62; Nr. 9 (1913) S. 1—31. — Heinrich W., Die fränkische Hufe in der Oberlausitz. N. L. M. 102 (1926) S. 50—76.

7) Auf einem anderen Wege gelangt W. Heinrich a. a. O., dessen Arbeit nach Fertigstellung unseres Manuskriptes erschien, zu einem ähnlichen Ergebnisse. Seine Feststellungen über die Länge der fränkischen Hufe von 2292·30—2445·12 m treffen für Rückersdorf, Schönwald, Ringenhain und Engelsdorf zu. Die von ihm errechneten Hufenausmaße von 23·353—26·572 ha haben für unser Gebiet keine allgemeine Gültigkeit.

8) 2 Strich = 1 Joch = 0·5756 ha.

9) Meitzen Aug., Agrar- und Siedlungswesen II 567.

inhalt der heimischen Rute beträgt 1·25 bis 1·50 Hektar. Völlig gleich lange Flächen- und Längenmaße zu verwenden, lag nicht in der Absicht der Siedler; die Feldmaße hatten vor allem den Zweck, innerhalb einer Siedlung gleiche Verhältnisse herzustellen.

Die Hufe stellt nicht nur einen territorialen, sondern auch einen rechtlichen Begriff dar; sie bildet eine „Persönlichkeit", bei welcher Umfang und Art der an ihr haftenden Rechte und Pflichten unabhängig von der Person des Eigentümers sind[10]); ja es bleibt für ihre rechtliche Bedeutung gleichgültig, ob sie sich in der Verwaltung eines einzigen Bauern befindet oder der Bewirtschaftung von Halb- oder Viertelbauern anvertraut ist. Die Person des Wirtes trat gegenüber der Hufe in den Hintergrund, nicht selten gab sogar die Hufe dem Bauern den Namen. So sind die zahlreichen „Hübner" zu erklären, die seit dem Urbar von 1381 (Bl. 2b, 25b) so häufig auftreten. Von der Hufe, die sich an der Dorfgrenze, am ende (23b) befindet, stammt der Name des landfarers amende (Bl. 23b); geht die Ortsbezeichnung schließlich in den Familiennamen über, so erhalten wir einen Henil am ende (Bl. 5a), einen Petir am ende (Bl. 27a), einen Nytsch und einen Hans am ende (Bl. 31b)[11]). Von einem Merkmal des Hofes und der Hufe haben Kunat under der linden (Bl. 17a) und Peter am berge (Bl. 25b) den Namen erhalten. Die Vyweger (Bl. 25b, 31a) unseres ältesten Urbars können nach ihrem Amte oder nach der Lage ihrer Grundstücke benannt sein. Da die Pflichten und Rechte am Grundbesitz hafteten, kam der Obrigkeit stets das Kontrollrecht über die Besitzverhältnisse der Untertanen zu. Nach den Wallensteinschen Jahrdingsartikeln war es den Untertanen verboten, ihre Gründe ohne Vorwissen des Amtes zu verkaufen, zu verpfänden oder bis zur Hälfte zu belehnen; ebenso unstatthaft war es, sich ohne Erlaubnis der Obrigkeit in den Besitz von Erbgrund zu setzen[12]). Die eingehendere Darstellung der Schollengebundenheit unserer Bauern muß der rechtsgeschichtlichen Betrachtung des Heimatgebietes überlassen bleiben.

Die gesellschaftliche Gliederung der Dorfschaft.

Von siedlungskundlichem Interesse ist jedoch die Entwicklung der sozialen Schichten in der Dorfschaft, die von der Größe des verwalteten Besitzes ihren Ausgang nahm. Bereits das Urbar von 1381 läßt bedeutende Unterschiede in den Besitzverhältnissen erkennen; hier finden wir Grundstücke, welche nur 1 Rute umfassen neben solchen, die in 2 Huben Acker- und Waldland bestehen. Zweifellos liegt in dieser Verschiedenheit der Fluranteile bereits eine Frucht der Entwicklung vor uns. Man darf annehmen, daß für die Aussetzung der heimischen Dörfer nur 2—3 verschiedene Flurgrößen in Betracht kamen. Neben der selten verwendeten Königshufe (Friedland, Priedlanz) war nur die ganze und halbe Hufe gebräuchlich; die Häufigkeit, mit der diese Flureinheiten noch im Urbar von 1381 Erwähnung finden, zeugt dafür. Da jedoch auf heimischem Boden nie die Einrichtung des Flurzwanges bestand, welche im alten Volkslande so lange die Gleichartigkeit der Besitzverhältnisse erhielt, sondern die Aussetzung des Waldhufendorfes von vornherein auf den Grundsatz reiner Einzelwirtschaft aufgebaut war, wurde die persönliche Arbeitstüchtigkeit der Siedler in keiner Weise durch genossenschaftliche Verordnungen gefördert oder gehemmt. Es ist daher kein Wunder, wenn die persönliche Eignung der ursprünglich gleich begüterten Siedler bald der Ausgangspunkt sozialer Gliederungen wurde, die schließlich in dem ständischen

10) Ebda. I 76.
11) StA. Straßen. 1721, 23/5.: Georg Heinrich am Ende von Wiese.
12) SchA. Jahrdingsartikel. 1625, § 43, 44.

Aufbau der Dorfschaft im 18. Jahrhundert ihren reinsten Ausdruck fanden. Dem Arbeitseifer einzelner genügte wohl schon wenige Jahrzehnte nach dem Beginne der Rodungsarbeit der eigene Fluranteil nicht; der käuflichen Erwerbung von Grundstücken aus der Hufe des Nachbarn oder von Rodeland aus herrschaftlichem Besitz standen keine Bestimmungen eines konservativen Flurzwanges im Wege; daher konnte sich der Arbeitsdrang und Landhunger einzelner Siedlerfamilien in ungehemmter Weise entfalten. Ihrem Streben nach Vergrößerung des eigenen Grundbesitzes wurde nur durch das Arbeitsvermögen, das in der Zahl und Tüchtigkeit der Familienmitglieder begründet war, Grenzen gesetzt. Aus dieser Eigenart der Arbeitsgrundlage erklärt es sich, wenn die Mehrzahl der Wirtschaftseinheiten noch 1381 auf den Spielraum von 3 Ruten bis 1 Hufe beschränkt war, wobei die Fluranteile von 3, 6 und 9 Ruten besonders häufig auftraten und den späteren Viertel-, Halb- und Dreiviertelbauern entsprachen. Eine sprunghafte Vergrößerung des Besitzes war erst möglich, wenn ein Hof mit dem Rechte ausgestattet wurde, die Dorfbewohner zur robotpflichtigen Leistung bestimmter Feldarbeiten heranzuziehen, wie dies bei den herrschaftlichen Meierhöfen und Edelsitzen unserer Dörfer erfolgte.

Das Urbar von 1381 kennt noch keine besonderen Bezeichnungen für die verschiedenen Größen bäuerlichen Besitzes. Wenn unter houestat (Bl. 2a) ein Gut in Hubengröße zu verstehen ist, so mag der houeman (Bl. 4b) den früheren Besitzer eines solchen Gutes darstellen und mit dem huebener (Bl. 2b, 25b) gleichzusetzen sein. Der späteren Standesbezeichnung „Häusler" oder „Gärtner" entspricht der Familienname hocusener (Bl. 2b); der loedechte huzman von Hermsdorf (Bl. 17b) wird als Besitzer eines Gartens bezeichnet. Der häufiger auftretende Name Koettener (Bl. 2a, 2b, 4a, 24a) mag von niederdeutschen Siedlern herrühren[13]); wenn Diterich koettener (Bl. 2a) Besitzer einer houestat sein konnte, so geht daraus hervor, daß bereits damals der Aufstieg von dem kleinsten Fluranteil, der dem Besitzer noch die Zugehörigkeit zur Dorfschaft sicherte, zur größten im Bezirke vorhandenen Wirtschaftseinheit möglich war.

Die Einteilung der Dorfbewohner in Bauern, Chalupner und Gärtner, welche im 17. und 18. Jahrhundert herrschte, nahm von der Steuerrolle von 1654 ihren Ausgang. Bereits in den Bekenntnisbriefen des Jahres 1615 bildeten die „angesessenen Gründe", d. h. die größeren Wirtschaften, die Grundlage der Steuerbemessung; aber eine bestimmte Größe der Einheit „Angesessener" wurde nicht festgesetzt[14]). In der Herrschaft Friedland gab man die Zahl der „Leute" (lidi) mit 1330 an[15]). Da bei den Bekenntnisbriefen große Ungenauigkeiten vorkamen, beschloß der böhmische Landtag im Jahre 1627, eine Liegenschaft dann als ganzes Anwesen zu rechnen, wenn 60 Strich Prager Maßes angesät werden könnten[16]). Zur Durchführung dieses Beschlusses kam es erst anläßlich der Anlegung der Steuerrolle des Jahres 1654. Dabei ging man nach der Regel vor, daß als „wirklich Angesessener" derjenige Hauswirt zu gelten habe, welcher über die Hälfte seiner Grundstücke bebaute und daher Spanndienste zu leisten vermochte. Chalupner wurde derjenige genannt, welcher ungefähr 15 Strich Acker bestellte; vier Chalupner wurden für einen Angesessenen gerechnet. Von den Gärtnern, die vorwiegend von Viehzucht lebten, ergaben je acht einen Angesessenen. Die Hausbesitzer, welche keinen landwirtschaftlich verwertbaren

13) Mnd. koiner ist der Besitzer einer kote d. h. „Hütte". Schiller-Lübben 2, 551.
14) Slavik F. A., Böhmens Beschreibung nach dem 30-jährigen Kriege. Mitteilungen aus dem Landesarchive des Königreiches Böhmen. 3 (1910) S. 27.
15) Sedláček Aug., Rozpržení sbírek a berní r. 1615 dle uzavření sněmu generálního nejvyššími berníky učiněné (1869). Kraj Boleslavský Nr. 19.
16) Slavik F. A., a. a. O. 3, 28.

Grund ihr eigen nannten, wurden ursprünglich nicht gezählt[17]); erst später kamen 16—24 kleinere Handwerker auf einen Angesessenen[18]). Doch wurden die Unterschiede zwischen Bauer, Chalupner und Gärtner nicht überall genau eingehalten[19]). Nach der Rolle befanden sich vor dem 30-jährigen Kriege im Bezirke insgesamt 448 Bauern, 583 Chalupner, 1045 Gärtner; von den Bauernhöfen wurden im Jahre 1654 252 bewirtschaftet, 130 waren wüst und 66 verlassen; von den Chalupnerstellen wurden 352 bebaut, 5 waren abgebrannt, 150 wüst und 76 verlassen; von den Gärtnerstellen wurden 342 bewirtschaftet, 14 waren abgebrannt, 280 wüst, 409 verlassen. Die Summe der Felder betrug 13727 1/4 Strich, was 312 1/2 Angesessene ergab. Bei der Rekalkulation von 1683 wurden 3718 Strich wüst gefunden und daher 39 13/16 Angesessene gestrichen; als Grundlage der Steuerbemessung verblieben 272 11/16 Angesessene[20]). Die theoretisch errechnete Zahl der 312 1/2 Angesessenen wurde aber bereits 1659 aufgegeben, indem man die Steuern für 289 7/8 Angesessene behob[21]); bei der Rekalkulation von 1664 wurden nur 289 1/8 Angesessene verzeichnet[22]).

Die Einteilung der Bewohner in Bauern, Chalupner und Gärtner wird auch von dem Kataster des Jahres 1713 beibehalten; dieser ist von der Steuerrolle des Jahres 1654 so weit abhängig, daß er in der Rubrik Bauern nur die bereits 1654 verzeichneten Höfe anführt, während die wieder hergestellten Bauerngüter am Schlusse der Rubrik Chalupner angefügt sind. Eine wichtige, in der sozialen Entwicklung des Dorfes begründete Neuerung ist die Einführung der „Behäuselten Hausleute" und „Auenhäusler". Die „Behäuselten Hausleute" werden in einer Zuschrift an das Kreisamt vom Jahre 1715[23]) als Angehörige eines Standes bezeichnet, „unter welchem sich alle mühseligen und kranken Bettelleute befinden", die sich mit schwerer Handarbeit ihr Brot verdienen. Ihren einzigen Besitz stellen schlechte Hütten auf steinigem Boden dar. Aber auch die „Gärtner" werden 1713 als diejenigen Dorfbewohner bezeichnet, „die weder Ackerbau noch Wiesewachs haben"[24]). Die „Auenhäusler" unterscheiden sich nicht wesentlich von ihnen, denn sie „haben weder Ackerbau noch Wiesewachs, sondern nur die puren Häuseln zu ihrer Herberg in der Auen sich aufgebauet und seindt arme Bettler und Taglöhner"[24]); die Aufzucht von Vieh war ihnen aus Futtermangel meist unmöglich[25]). Der Unterschied zwischen Auenhäuslern und behäuselten Hausleuten wird fallen gelassen, wenn es bei Haindorf 1713 von diesen heißt: „ . . . sie haben sich nur kleine Häusel in der Auen und auf Steinrücken aufgebaut . . .", oder wenn sich bei Mildenau „die Hausleute in der Aue angeklebet" haben[26]). Auch die Bezeichnung „Gärtner" wird gleichbedeutend mit „Häusler" verwendet: „Die Gärtner haben keine Felder, sondern nur die puren Wohnhäusel und leben kümmerlichen von ihrer Taglöhnerarbeit" (Ullersdorf). In der Aufstellung für Kunnersdorf werden die Gärtner als „Häusler" oder „Auengärtner" bezeichnet[27]). Entgegen dieser Verwirrung im Gebrauche der Standesbezeichnungen hielten die heimischen Stadt-, Grund- und Schöppenbücher nicht nur an der ursprünglichen Bedeutung der Ausdrücke fest, sondern bereicherten den alten Bestand um eine Fülle von Bezeichnungen, die nach der Lage,

17) Ebda. 3, 31.
18) Ebda 3, 95.
19) Ebda. 3, 35.
20) LA. Kataster 1713. Nachträge. Rekalkulation der Herrschaft Friedland 1683.
21) LA. Protocoll počtu skutečně osedlých na tři sněmovní termíny vedle sněmu, kterýž držán byl na hradě Pražském 3. novembre 1659 a zavřín 20. aprilis léta 1660 (Nr. 62 B 14 b).
22) LA. Počet skutečně osedlých r. 1664 (Nr. 62 B 14 g).
23) LA. Kataster 1713. Nachträge. 1715, 22/3. § 12.
24) LA. Kataster, 1713. Rückersdorf.
25) LA. Kataster, 1713. Heinersdorf.
26) LA. Kataster, 1713. Haindorf, Mildenau.
27) LA. Kataster, 1713. Ullersdorf, Ringenhain, Kunnersdorf.

der Bedeutung und der rechtlichen Verpflichtung von Haus und Hof gebildet sind und daher unter den „Namen des Hauses" behandelt werden.

Die auffallende Vermehrung der Häusler- und Gärtnerwohnungen um 1700 geht auf die Scheu der Bewohner zurück, größere Bauerngüter zu übernehmen, deren arg vernachlässigte Äcker erst nach jahrelanger Arbeit auf den Stand der alten Jahreserträge gebracht werden konnten. Daher zog es die Bevölkerung vor, sich der täglich entlohnten Handarbeit zu ergeben. — Die Herrschaft Friedland gehört zu jenen Bezirken Nordböhmens, die im 30-jährigen Kriege am meisten gelitten hatten. Von den 2131 Häusern, die es in seinen 2 Städten und 38 Dörfern besaß, waren nicht weniger als 1111, d. h. mehr als 52% zerstört[28]). Die Gegenreformation brachte eine weitgehende Entvölkerung zahlreicher Ortschaften mit sich[29]). Kein Wunder ist es daher, wenn es um den Wiederaufbau der Dörfer arg bestellt war und eine starke Entwertung der Grundstücke Platz griff (s. u.). Um den Aufbau der Ortschaften zu fördern, wurde eine mehrjährige[30]) Freiheit von „Steuern, Roboten, Hofdiensten und dgl."[31]) allen denjenigen gewährt, die sich verpflichteten, ein wüstes Gut zu übernehmen. Obwohl die geldliche Entschädigung für die Erwerbung des Gutes sehr gering war oder ganz wegfiel, hatten diese Begünstigungen nicht den gewünschten Erfolg. Die Obrigkeit sah sich daher veranlaßt, einzelne Untertanen zur Bewirtschaftung größerer Güter zu zwingen. Doch auch mit diesem Mittel machte man vor allem in den Ortschaften nahe der Grenze schlechte Erfahrungen; in einem Berichte an das Kreisamt vom Jahre 1715 heißt es[32]): „ . . . sollte man auch zu ein oder anderem Anbaue einen Untertanen zwingen, so hätte man denselben, in so lange er arrestiert wäre, in der Herrschaft, bei dessen Entlassung aber also balden in Sachsen oder Schlesingen mit Weib und Kind entlaufen, allwo sie allen Schutz finden". Überhaupt müsse man mit den Untertanen „subtil" umgehen, weil unter ihnen ungefähr 2500 Lutheraner seien, die „wenig gute und treue Gedanken" haben und einen starken Rückhalt im benachbarten Ausland fänden. Die geringen Erträge des Bodens brachten die Neuangesiedelten nach kurzer Zeit in geldliche Abhängigkeit zu Nachbarn und Obrigkeit und führten schließlich in vielen Fällen ihre Flucht herbei. Wir finden es daher begreiflich, wenn noch 1713 282 Hofstellen des Bezirkes wüst lagen. Der Vorkriegsstand wurde vielfach erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erreicht bzw. übertroffen, worüber der Josefinische Kataster Aufschluß gibt (s. Tabelle V).

Die landschaftliche Gliederung der Dörfer.

Da die Betrachtung der topographischen Verhältnisse unserer Ortschaften dem siedlungsgeographischen Teil überlassen wurde, genüge hier der Nachweis, daß alle Dörfer des Bezirkes bis auf 4 Ausnahmen Waldhufendörfer sind, die eine oft kilometerlange, lockere Reihe von Bauernhöfen kennzeichnet, zwischen welche sich die kleineren Häuschen der Gärtner und Handwerker schieben. Neben der Gehöft- und Hufenlage sind eine Reihe gemeinsamer Einrichtungen, wie Fiebig, Aue und das Netz der Dorf- und Flurwege auf die landschaftliche Gestaltung des Waldhufendorfes von Einfluß geworden, der im Folgenden auf Grund der geschichtlichen Quellen bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts verfolgt sei.

28) Slavik F. A., a. a. O. 3, 45.
29) LA. Kataster 1713. Nachträge. 1715, 22/3. § 10: „Die alten Wirte und samentlichen Inwohner zu Ullersdorf seind in der Reformationszeit in einer Nacht alle mit einander entlaufen . . ."
30) Meist 3 Jahre; vgl. Slavik F. A., a. a. O. 3, 33.
31) SchA. Jahrdingsartikel 1692, § 81.
32) LA. Kataster 1713. Nachträge. 1715, 22/3. § 6.

Die Bauernhöfe der Waldhufendörfer stehen im Kopfteile des dazugehörigen Flurstreifens; diese Stellung fließt aus dem Grundsatze der Einzelwirtschaft, nach dem unsere Reihendörfer angelegt sind. Nur in Siedlungen, deren Plan auf eine ursprünglich slawische Anlage zurückgeht (s. u.), ist dies nicht immer der Fall. Daß jedoch der deutsche Bauer auch hier bestrebt war, seinen Hof auf die eigene Hufe zu stellen, geht aus der Entwicklung von Göhe hervor, wo der jüngere Ortsteil „Hinterdorf" dieser Eigenart des Reihendorfes gefolgt ist. Auch Fälle der sog. „Vereinödung" sind nachweisbar. Für Priedlanz zeigt das beigefügte Bild der Hufe Friedrich Knebels, daß die Wirtschaftsgebäude von ihrem ursprünglichen Standplatze am „Dorfgarten", der sich im Kreise der übrigen Häuser der Siedlung befand, auf den vom Dorfmittelpunkte weit entfernten Endteil der Hufe verlegt wurden. Über den innigen Zusammenhang zwischen Hufe und Hof gibt der Kataster von 1713 Aufschluß. In Schönwald erstrecken sich die meisten Hufen „hinter der Scheuer" (3), „vom Hause hinaus" (6), „über den Berg hinaus" (2), „hinterm Weg und vor der Straßen" (27); in Bullendorf „hinterm Hofe, hinterm Berge" (23) und „an der Lahne" (26). In Rückersdorf liegen sie „vom Hause hinaus" (1), „hinter Haus und Scheuer" (3). In Bärnsdorf findet man neben Gütern, die „hinterm Hause" (1) hinauslaufen, solche, die „an beiden Seiten" (2) des Dorfbaches liegen. In Dittersbächel erstrecken sich die Hufen „vom Hause aus und zwischen Steinhaufen" (5), „zwischen Fußsteigen" (6) oder „zwischen Wegen" (8) und „hinterm Hause bis zur Grenze" (10). In Weißbach liegen sie „beim Hause hinterm Steinrücken" (1), „beim Häusel aufm Berge" (28), „beim Hause an der Lahne" (29) oder „zwischen Steinrücken" (38).

Bei Raspenau finden wir die Hufen nicht mehr in ihrer Gesamterstreckung angegeben, sondern in Einzelteile aufgelöst. Dies darf jedoch nicht den Eindruck erwecken, daß hier Gemenglage der Fluranteile vorherrsche, selbst wenn die Bezeichnung „Gewende" vereinzelt begegnet (s. u.). Eine Raspenauer Wirtschaft von 60 Strich (1) wird in folgender Weise verzeichnet: (Felder) „Unter der Scheuer, am Berge, hinterm Berge", (Wiesen) „Teichwiesen, Überschar". Ein Blick auf die Mappe von 1843 lehrt auch, daß die Feldstücke von Dittersbach R. Nr. 44 „Auf der pfuchtichten Laden, auf der Stein-Laden, Lange Wiesen und Hübelwiesen" einen zusammenhängenden Streifen ergeben. Ähnliches gilt für Ringenhain, wo vereinzelt besonders eingehende Angaben gemacht werden; z. B. R. Nr. 1 (40 Strich) (Felder) „Auf dem Sande, auf der Quier und den Buckeln, Neuland, hinterm Grund", (Wiesen) „Beim Hause, lange Wiese, breite Wiese". Verwandte Verhältnisse sind bei Kunnersdorf zu beobachten, wo sich ein Hof mit 15 Strich Boden aus folgenden Teilen zusammensetzt (23): (Felder) ‚Auf dem Fuchsberg, übers Steinrückengewend, hinterm Grunde", (Wiesen) „Im Grund, auf den Streifen, nasse Wiese". Der Unterschied in den Angaben der ersten und zweiten Art läßt sich auf die verschiedene Arbeitsweise der aufnehmenden Beamten zurückführen.

Der Fiebig. Neben den Hufen der Einzelsiedler wurde bei der Neuanlage eines Dorfes stets eine halbe oder Viertelhufe in zentraler Lage für Gemeindezwecke vorbehalten; sie diente als Viehtreibe und wurde als „Viehweg", „Fiebig" (via pecorum)[33]) bezeichnet. Bereits in unserem ältesten Urbar werden vyweger bei den Ortschaften Mildenau (20b), Schönwald (25b), Rückersdorf (31a) erwähnt. Für Oppulsdorff (Bl. 19a) werden ausdrücklich 3 Ruten genannt, die zur vyweide liegen blieben. Der „Viehweg" von Friedland, der

33) Emler J., Cod, IV 808, 1243, 1319; Weizsäcker W., MVGDB 51 (1913) S. 527. Cod. dipl. Silesiae II 10: pro via pecorum unus mansus magnus.

seit 1500 häufig erwähnt ist, trug seit 1589 die Gemeindescheuer. Im Jahre 1713 bestand er in „Weg und Steg" und brachte „keinen Nutzen, als daß nur das Viehe konnte darüber getrieben werden"[34]). Im Josefinischen Kataster wird bei jeder Ortschaft ein Fiebig genannt. Die 26. Flur von Neustadt enthielt einen Gemeindegrund, „Weg" genannt (1423), „worüber das Vieh auf die Hutung getrieben wird"; er umfaßte 4 Joch 1245 Klafter, konnte jedoch wegen „Morast und Viehtreiben nicht genützt werden". In Haindorf bildete der Fiebig die 14. Flur; er lief entlang des Papstflössels und hatte eine Größe von 3 Joch 193 Klafter. Die Gemeinde Weißbach besaß einen „oberen" (27. Fl.), „mittleren" (22. Fl.) und „niederen" (11. Fl.) Fiebig, der als Hutung an 26 Häusler verpachtet war. Der Gemeindefiebig von Raspenau, welcher in der 25. und 26. Flur 4 Joch Boden umfaßte, wird als schlechte Hutweide mit Gestrüpp bezeichnet. In Dittersbächel wird ein Gemeindefiebig am Dorfwasser genannt (100), der nur 796 Klafter schlechten Bodens einnahm; in Arnsdorf fand er als Driesch-feld Verwendung (238). In Kunnersdorf lag der „Vieh- oder Gemeindeweg" (638) in der Flur Haselberg. Ringenhain, das eine Flur „Fiebichtor" (9) besitzt, hat einen Gemeindefiebig von 1023 Klafter Umfang. In Dittersbach erstreckt er sich über die „Röhricht-" (2) und „Erlflur" (9). Zu Berzdorf liegt der Gemeindefiebig in der Flur „Jungfernteich" (9. Fl.) und „Im Hain" (10. Fl.). In Göhe wird ein „Fahrweg nach Berzdorf auf dem Gemeindefiebich" genannt (26). Zu Tschernhausen liegt er in den Fluren „Buchberg" (7) und Steinberg (15); in Priedlanz bildet er die 19. Flur, die sich zwischen der Friedländer und Berzdorfer Straße erstreckt. Zu Wustung nimmt er die Flur „Wachberg" (58), zu Bärnsdorf die Flur „Hutberg" (3) ein.

Das Vorhandensein des Fiebigs deutet darauf hin, daß einst in den meisten Gemeinden ein gemeinsamer Weidetrieb stattfand, der auf die zusammenhängende Reihe der Driesch-felder aller Hufen erfolgte. In der Verpflichtung, stets Driesch-felder in gleicher Höhenlage für diesen Zweck zur Verfügung zu stellen, haben wir die einzige Spur einer Bestimmung des Flurzwanges vor uns, der sonst unseren Waldhufendörfern fremd blieb.

Die Aue.

Das feuchte Bruch- und Wiesengelände längs des Dorfbaches blieb ursprünglich im Besitze der Gemeinde; doch auch dieses Landstück ging frühzeitig in Privateigen über. Die „Awe" von Friedland wird bereits 1520 als Bruderschaftshypothek bezeichnet und befand sich vor dieser Zeit im Besitze der Folckelin[35]). Später gehörte sie längere Zeit der Familie Zestermann, bis sie 1647 von dem Stadtrichter Christoph Bernhard Lankisch um 300 Schock erworben wurde und schließlich in den Besitz der Familie Springs-holz überging[36]). Von der großen Aue Schönwalds gehörten im Jahre 1785 nur mehr „6 Auenplanel" der Gemeinde[37]). In Haindorf verblieben nur „3 Auenplanel" im Gemeindebesitz[38]), von denen der Teil bei der Mündungsstelle des Papstflössels „wegen Wasserrissen und Steinern unnützbar" war (189). In der Aue von Raspenau (56. Fl.) waren noch 1785 die Schlackehaufen von dem Betriebe des Eisenhammers zu sehen (718); ferner lag hier der obrigkeitliche Hammerteich (721). In Weigsdorf war eine „Sandaue" vorhanden (2. Fl.), die als Hutweide Benützung fand. Bei Kunnersdorf lag die 1151 Klafter umfassende Aue in der Flur „Mühlberg"; sie war „teils mit Fahr- und Fußwegen belegt, teils mit Felsen und Wasserrissen behaftet" (11. Fl.). Auch die Gemeinde-

4) LA. Kataster 1713.
5) LA. Stadtbuch B fol. 6.
6) 23. Mai 1613 bis 12. September 1647. Helbig Jul., Coll. II 599, V 386, 410.
7) LA. Kataster 1785. Schönwald Nr. 171, 397, 506, 603, 690, 723
8) Ebda. Haindorf Nr. 258, 270, 546,

aue von Ringenhain war „dem Wasserrisse unterworfen“ (1. Fl.). Die Aue von Berzdorf, welche landwirtschaftlich nicht verwertet werden konnte, bestand aus der „Hoffmannslehne“, dem „Auen=“ und „Schützteich“ und den „Leimgruben ob dem Kühberg“ (80, 88). Eine große Ausdehnung kam den Auen von Engelsdorf (1. Fl.) und Wiese (1. Fl.) zu, die als Viehweiden benützt wurden. Die Aue von Priedlanz, welche nach Abzug der Wege 1503 Klafter umfaßte, diente als Hutung, „so lange sie nicht von der Wittig überschwemmt“ wurde. In Lusdorf bestand die Gemeindeaue in „allgemeinen und freien Dorfwegen“ (1. Fl.).

Die Gemeindeaue gehörte aber auch zu den landschaftlich reizvollsten Teilen unserer Dörfer. Ständig durch das Wasser des Dorfbaches berieselt, entfaltete sich auf dem saftigen Wiesengelände ein üppiges Wachstum an Weiden, Linden, Erlen, Eschen und anderen Laubhölzern; auch das Strauchwerk, welches den Lauf unserer Bäche kennzeichnete, fand sich hier ein. Dazwischen lief der Dorfbach, dessen Bett nicht selten als Fahrweg zu dienen hatte, in ungehemmter Freiheit, zahlreiche Schlingen und Werder bildend, dahin. Ein Wirrsal von Zäunen, Fußsteigen, Stegen, Brückchen und Furten trug zur Belebung des Bildes bei. Dazu kamen nicht selten Rinder= und Ziegenherden, welche die Grasplätze zwischen Bäumen, Sträuchern, Häusern, Gärten und Zäunen abweideten. Eine gute Vorstellung von dem bunten Reichtum, der sich hier entfaltete, vermag das Bild „Mein Vaterhaus“ von Franz Prenzel zu gewähren, das ein Auenhäuschen von Rückersdorf (Nr. 33) aus den 40er Jahren des verflossenen Jahrhunderts darstellt (s. Abb.). Am Ausgange des 18. Jahrhunderts schildert uns in anschaulicher Weise ein Prager Reisender zwei Dorfauen des oberen Wittigtales[39]): „Da liegt auch das Dorf Weißbach im wiesenreichen Tale, welches Erlengebüsche in planloser Unordnung durchkreuzen. Man hört das mannigfaltige Glockengeläute der weidenden Herden, von einem kleinen Hirtenmädchen bewacht, das mit kunstlosem Gesange die Stunden kürzt, indes es dieselben an dem im Gürtel befestigten Flachsrocken so jung schon nützen lernt. Haindorf selbst verbirgt seine Hütten unter hohen Linden, die ich fast nirgends noch schöner sah; teilweise lauschen sie bloß hervor und stechen stark gegen die emporragenden stattlichen Kloster= und Kirchengebäude ab“.

Die Dorf= und Flurwege.

Allgemein anerkannte und benutzte Fahr= oder Fußwege führten früher nur in wenigen Fällen durch die Dorfaue. Meist wurden sie erst in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts angelegt und lassen sich leicht als eine spätere, unorganische Zutat erkennen. Nicht selten war es aus technischen Gründen notwendig, die Straße an der Ortschaft vorbeizuführen (Ringenhain) oder doch das tief liegende Gebiet der Gemeindeaue zu meiden (Bärnsdorf); oft verletzt die Straße in grober Weise das malerische Dorfbild (Hermsdorf). Da die Dorfaue häufigen Überschwemmungen ausgesetzt war, wurden in verkehrsreichen Bauerndörfern die Dorfwege nicht zwischen, sondern dies= und jenseits der Gehöftreihen angelegt. Obwohl die Auen von Schönwald und Rückersdorf durch Fußsteige reich aufgelöst waren, erfolgte noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Frachtenverkehr durch diese Ortschaften ausschließlich auf den Fahrwegen, die zu beiden Seiten des Dorfbaches hinter den Gehöften verliefen. Beide Wege vereinen sich vor Schönwald und hinter Rückersdorf; in Schönwald führt der eine zur Kirche, der andere schneidet das Rasnitzknie an der Grenze von Ober= und Niederdorf ab[40]). Aus dem Vorhandensein dieser Wege außerhalb der Häuserreihen erklärt sich die auffallende Tatsache, daß viele Gehöfte dieser Ortschaften ihr Gesicht nicht dem Dorfbache,

39) [Anonymus Pragensis], a. a. O. S. 41 (1796).
40) Vgl. LA. Mappe 1843. Rückersdorf, Schönwald.

Das Auenhäuschen Nr. 33 von Rückersdorf im Jahre 1841.
Nach dem Gemälde „Mein Vaterhaus“ von Franz Prenzel.

sondern dem Felde zuwenden. Die Aussicht auf die Straßen außerhalb des Dorfes und die Felder war dem Bauern wichtiger als der Blick auf die Dorfaue, wo sich nur der innere Verkehr der Ortschaft vollzog. Diese Stellung des Gehöftes wurde auch dann vorgezogen, wenn unmittelbar hinter dem Hause der Wald begann (z. B. Rückersdorf Nr. 264, 277); in Rückersdorf wenden nicht weniger als 40 Höfe ihren Hauptgiebel dem Felde zu[41]).

Die Dorfwege innerhalb der Häuserreihen befanden sich noch im 19. Jahrhundert in den denkbar schlechtesten Zuständen. Nach der übereinstimmenden Aussage alter Leute betrug die Breite des Dorfweges noch um 1850 $1^1/_2$—2 m, so daß ein gegenseitiges Ausweichen der Fuhrwerke nur an wenigen Stellen möglich war. Dort, wo die Gemeinde nicht selbst in unkluger Weise Teile der Aue als „Auenplänel" an Privatpersonen veräußert hatte, war jeder Bewohner dieses Dorfgebietes bestrebt, sein Privateigen möglichst weit auf Kosten des Gesamtbesitzes auszudehnen. So wurde der Schuster Christoph Lankisch von Friedland im Jahre 1629 mit 5 Schock bestraft, weil er „zu weit heraus in der Hirtengasse ein Plänlein seines Gartens lang von dem gemeinen Gut eingenommen" hatte; die Rückgabe des angeeigneten Grundstückes wurde ihm jedoch im Hinblick auf die erlegte Strafsumme erlassen[42]).

Um eine allmähliche Besserung der Verkehrsverhältnisse herbeizuführen, richtet das Oberamt wiederholt an die Dorfschaften den Auftrag, die Wege und Straßen innerhalb des Dorfgebietes in „fahrbaren Zustand" zu setzen. Auf eine ähnliche Aufforderung hin erstattet das Gemeindeamt Lusdorf am 15. Juni 1845 folgende Anzeige[43]): „Wenn irgendeine Dorfstraße der Reparatur bedarf, so ist es gewiß die in Lusdorf; denn es ist so weit gekommen, daß keine große Leiche mehr aus dem niederen Dorfe heraufgetragen werden kann". Gleichzeitig wird ersucht, dem Gemeindeamte einen strengen Auftrag zur Ausbesserung zugehen zu lassen, da „sonst der größte Teil der Insassen nichts beitragen wolle". Das Oberamt gab die Ausmittelung dieser Dorfstraße mit dem Auftrage aus, sie auf eine Breite von 3 Klaftern zu erweitern und die ungehörigen Beschränkungen des Weges durch Zäune, Düngerhaufen usw. sogleich zu beseitigen. Für die Herstellung dieses „guten, dauerhaften, fahrbaren" Weges waren alle Insassen ohne Ausnahme in Anspruch zu nehmen. Noch im Jahre 1828 hält die Obrigkeit die Feststellung von „gefährlichen Plätzen" für nötig, wo Mensch und Tier verunglücken könnte[44]). Sie läßt sich erst durch die Versicherung beruhigen, daß in den meisten Gemeinden keine „gefährlichen Löcher und Gräben", „keine unverwehrten Brücken, keine Teiche und Dämme" vorhanden seien. Doch noch jahrelang wehrten sich unsere Bauern „mit Händen und Füßen gegen den kunstmäßigen Neubau eines Gemeindeweges und flickten die Löcher so lange mit Fichtenzweigen und Kartoffelstroh, bis sie durch Pfändung und Exekution gezwungen wurden, von diesem köstlichen System des „Naturbaues" abzustehen, welches Frost und Hitze für den besten Straßenbaumeister erklärt"[45]).

Während für die Verkehrswege eine Fülle von Namen vorliegt, läßt sich diese Feststellung nicht für die Flurwege im engeren Sinne machen, die ausschließlich der Bewirtschaftung der Felder dienten. Sie wurden meist nach dem Namen des Besitzers benannt: Auf das Blumrichsche Hubengut führt „Blumrichs erster" und „zweiter Gutweg" (Friedland 933, 945); zu Schuberts Gut gelangt

41) Rückersdorf Nr. 37, 58, 61, 71, 83, 87, 88, 89, 91, 92, 94, 98, 102, 103, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 116, 120, 121, 125, 129, 131, 139, 155, 164, 169, 170, 171, 184, 191, 192, 195, 211, 231, 264, 277.
42) LA. Stadtbuch L fol. 399.
43) SchA. Straßen. 1845, 15/6.
44) SchA. Straßen. 1828, 25/7.
45) Riehl W. H., Naturgeschichte des deutschen Volkes I (1855), S. 68 f.

man auf „Schuberts Gutweg“ (Friedland 994), zu Reſſels Gut auf dem „Reſſelbergweg“ (980). Ein Feldweg, der wegen ſeiner günſtigen Lage als Verbindungslinie Verwendung fand, wurde als „befahrender“ (Friedland 545) oder „breiter Feldweg“ (Ebda. 556) bezeichnet. Die Flurwege blieben, ſo lange ſie ſich nicht als günſtige Verbindungsmöglichkeit zweier Punkte erwieſen, Privatbeſitz. Die Eigenart des heimiſchen Bodens und die Hanglage der Hufen brachte es mit ſich, daß ſie im Laufe der Jahrhunderte zu Hohlwegen wurden, wobei der Gegenſatz zwiſchen dem zuſammengefahrenen Weggrund und der ſtändig mit dem Pfluge gelockerten Ackerkrume des anrainenden Feldes weſentlich zur Verſtärkung dieſes Eindruckes beitrug. Hatte der Bauer ein Intereſſe daran, die fruchtbare Humusſchicht des Ackerfeldes vor den niederſtürzenden Regenmaſſen in unverminderter Stärke zu erhalten, ſo ſtörte es ihn wenig, wenn ſich das Regenwaſſer auf dem Feldwege ein Rinnſal ſuchte und durch die Fortführung von Erdteilchen an der Vertiefung des Weggrundes arbeitete. Die Wegränder beſiedelten ſich bald mit Blumen, Diſteln, Gräſern und Sträuchern; ſie boten mit dem Pflanzenwuchſe der Feldraine zugleich den Ziegen ſo manches armen Häuslers eine dürftige Nahrung und erhöhten in angenehmſter Weiſe den landſchaftlichen Reiz der heimiſchen Fluren[46]).

Von beſonderer Bedeutung für die Flurverfaſſung des Waldhufendorfes ſind die Querwege. Iſt die Einrichtung der Hufenwege der deutlichſte Ausdruck für die Einzelwirtſchaft, welche auf den Flurſtreifen herrſcht, ſo ſtellen die Querwege das Mittel dar, welches eine fallweiſe Zuſammenarbeit aller Hufenbeſitzer auf der Feldflur ermöglicht. Der Querweg nimmt meiſt von dem Fiebig ſeinen Ausgang und verläuft, die Hufenſtreifen halbierend, ſenkrecht zu allen Feldwegen. Er ermöglichte es daher jedem Bauer, die Acker ſeiner Dorfgenoſſen über den eigenen Feldweg zu erreichen. Der Querweg war vor allem für den gemeinſamen Weidetrieb unentbehrlich, wenn vom Fiebig aus dieſe oder jene Treibe erreicht werden ſollte. Die große Bedeutung, welche ihm in der Gemeindeflur zukam, drückt ſich in der Häufigkeit aus, mit der die Flurnamengebung an ihn anknüpft; es gibt wenige Gemeinden im Bezirke, in denen Querweg und Quiere nicht ſtändig erwähnt würden. Die Inſtandhaltung dieſes Weges war inſofern Angelegenheit der Gemeinde, als jeder Bauer für den guten Zuſtand des Wegſtückes auf ſeinem Grunde zu ſorgen hatte. Bei der Anlage von Verbindungswegen zwiſchen den Dörfern wurde der Querweg gern mit beſonderem Vorteil benützt.

Alle Verbindungswege des Bezirkes waren urſprünglich getretene Fußſteige, die unter Umgehung ſchwieriger Verkehrshinderniſſe in der Abſicht angelegt wurden, in möglichſt kurzer Zeit zu dem erwünſchten Ziele zu führen. Für ihre Erhaltung wurden keine irgendwie gearteten Zurichtungen getroffen; allein die Beliebtheit des Weges war für ſeinen Zuſtand ausſchlaggebend. Im allgemeinen wird anzunehmen ſein, daß in früheren Jahrhunderten das Netz der heimiſchen Flurwege und Fußſteige ein bedeutend dichteres als heute war; die geringe Intenſität des Ackerbaues ließ noch ſo manchen Feld- oder Wieſenſtreifen ungenützt, der bald zur Erzielung einer bequemeren Verbindung zweier Punkte herangezogen wurde. In unſeren Dorfſiedlungen, bei denen ſich die zuſammenhängende Ackerflur vorwiegend hinter dem Hauſe erſtreckte, war ein ſolches Vorgehen weniger zu befürchten als in den Städten und beim herrſchaftlichen Beſitze, wo in vielen Fällen Gemenglage der Hufenanteile vorherrſchte. Als ſich auf ſtädtiſchem Boden das Wegerecht ſtrenger auszubilden begann, ſahen ſich die Gemeinden oder Privatbeſitzer gezwungen, Feldſtücke und Wieſen, die eines rechtlichen Zuganges entbehrten, zu veräußern. Aus dieſem Grunde wurden am 31. Mai

46) LA. Kataſter. 1713. Wünſchendorf 31, 35, 46, 47: Wieſen „um die Acker“.

Die Hufen von Rückersdorf.
Nach dem Meßtischblatt.

1835 einige wüstliegende Plätze unweit der Rasnitzbrücke, am Fiebig und unterhalb der Ringenhainer Brücke verkauft[47]). Anläßlich der Ratserneuerung von 1710 wird die Bestimmung erlassen[48]): „Es wird hiemit ernstlich verboten, keine neuen Wege und Stege durch Gärten, Wiesen, Acker und Felder zu treten, sondern es sollen die alten gebräuchlichen Wege beobachtet werden".

Am 26. Oktober 1616 verbot Christoph von Redern, „daß keiner, er sei Bürger, Bauer, Gärtner, Hausgenoß, in Summa wie dieselben mögen genennet werden, die Gründe, es sei zu Wagen, Roß und Fuß außerhalb der kaiserlichen Landstraße und Steige betreten noch beschreiten möge". Die Strafbestimmungen waren für jeden, der „nur mit einem Fuße über das Wagenleis schritte", äußerst streng; ein Bürgersmann hatte 100, ein Bauer 60, ein Gärtner 40, ein Hausgenoß und ein Dienstbote 20 Taler zu erlegen[49]). Nach den Jahrdingsartikeln hatte jeder, der mutwillig über fremde Acker und Wiesen fuhr, den Schaden zu ersetzen und eine Gebühr von 30 Groschen an die Schöppen zu entrichten[50]). Nicht selten kam es vor, daß Wege, die ein Ortsfremder bahnte und deren sich die Öffentlichkeit immer mehr zu bedienen begann, über Auftrag des Amtes mit einer einfachen „Wegschranke" gesperrt wurden. Die Wirtschaftsordnung vom Ausgang des 17. Jahrhunderts verlangt, daß rechtzeitig „Zeichen ausgesteckt" werden, wenn „reisende Leute Fuhrwege oder Steige über die Saat" gemacht hatten[51]). Das Mittel der Wegesperre spielte nicht nur beim Ausbruche nachbarlicher Feindseligkeiten (s. o.), sondern auch bei der Abwehr gefährlicher Seuchen eine wichtige Rolle. Als zu Herbstanfang 1713 in Friedland die sichere Nachricht einlangte, daß zu Prag die Pest ausgebrochen sei, machte der Rat am 15. September 1713 als ersten Punkt der Pestordnung die Bestimmung bekannt, daß alle „Nebenwege unbrauchbar gemacht würden"[52]). Abgesehen von dem unausrottbaren Streben der Menschen, stets neue Wege zu treten, gab auch der Zustand und die Behandlung von Feldwegen zu mannigfachen Rechtsstreitigkeiten Anlaß. Im Jahre 1614 kam es zu einer gerichtlichen Auseinandersetzung zwischen den Friedländer Bürgern und dem Bauer Hans Hoffmann von Ringenhain, weil dieser einen Hohlweg der Stadt „mit den gezogenen Wasserforchten, so er zu halten nicht befugt ist, fast ganz und gar verdorben habe"[53]). Dieses Vorgehen wurde dem Bauer unter Androhung schwerer Strafen streng untersagt.

Da die Feldwege des Waldhufendorfes im allgemeinen in einer Richtung verlaufen, der Querweg aber nicht allen Verkehrsbedürfnissen genügen konnte, wurden bald nach Aussetzung des Dorfes Verbindungswege diagonal über die Ortsflur angelegt. Daraus geht hervor, daß ein großer Teil unserer Bezirkswege und -straßen, die heute durch Breite und gepflegtes Aussehen unser Wohlgefallen erregen, selbst in ihrer ursprünglichen Gestalt jünger als unsere schlichtesten Feldwege sind. Alle nicht zum Wirtschaftssystem des Waldhufendorfes gehörigen Wege wurden als lästiger Zwang empfunden; ihre Instandhaltung mußte bis in die jüngste Zeit nicht selten mit öffentlicher Gewalt erzwungen werden. An dem Ausbau der inneren Verkehrswege des Bezirkes nahmen die Kirchen und das Haindorfer Kloster einen hervorragenden Anteil[54]). Dies geht vor allem aus unseren zahlreichen „Kirchwegen" hervor; zu Schönwald wird ein „Dorf-Kirchweg" (357) verzeichnet, zu Rückersdorf ein „Kirchsteig" (218) genannt, in

7) Helbig Jul., Coll. I 709.
8) StA. Ratsprotokolle 1708—1714, fol. 117 § 7.
9) SchA. Redernakten. 1616. 26/10.
0) SchA. Wallenstein. Jahrdingsartikel. 1625, § 35.
1) SchA. Wirtschaftsordnung Ende 17. Jahrh. Vom Schaffer § 15.
2) Helbig Jul., Coll. I 134.
3) SchA. Allerley Rezeß, Abschiede, Verträge, Vergleichungen 1592—1622 fol. 282b—283b. 1614, 1/7.
4) Über die Allgemeinheit dieser Erscheinung: Gasner Ernst, Zum deutschen Straßenwesen von der ältesten Zeit bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts (1889) S. 112.

Weißbach war neben einem „Dorfweg“ ein „Kirchsteig“ (55) vorhanden. Ein „Kirchweg“ und „Kirchsteig“ werden zu Liebwerda (16) und Haindorf (22) genannt. Nach Heinersdorf führte der „Bärnsdorfer Kirchweg“ (10) und von Mildenau ein „Kirchfußsteig“ nach Friedland (33). Die Katholiken von Ebersdorf bedienten sich des „Berzdorfer Kirchweges“ (122), der auch „immerwährender Kirchweg“ (15) genannt wird. In Tschernhausen wird ein „perpetuierlicher Fußweg“ als „Kirchsteig“ (22) verzeichnet. Das Haindorfer Kloster rief die „Pilgersteige“ ins Leben, von denen einer zu Bärnsdorf (483) und einer zu Mildenau (392) genannt wird; in Dittersbächel erscheint der Kirchweg als „Pfaffensteig“ (33). Da ein Kirchweg so breit sein sollte, daß auf ihm zwei Personen eine Braut und vier einen Toten führen könnten[55]), wurde er auch als „Brautsteig“ (Mildenau 441) und „Leichenweg“ (Wiese 287) bezeichnet.

Eine zweite Gruppe von Namen wird nach dem Ziele des Weges gebildet. Der häufigen Bezeichnung „Feldweg“ steht ein „Waldweg“ (Friedland 627) oder ein „Wassersteig“ (Weißbach 710) gegenüber; einem „Wiesenweg“ ist der „Grasersteig“ (Buschullersdorf 169), einem „Waldweg“ der „Klötzerweg“ (Niederullersdorf 211) gleich zu setzen. Von der Entfernung und Bedeutung des Zieles kann man in vielen Fällen auf die Breite des Weges schließen. Von Wichtigkeit für jede ländliche Siedlung sind die „Mühlwege“; zu Weißbach wird ein „Brettmühlweg“ (294) und ein „Brettmühlsteig“ (803) verzeichnet. Heinersdorf besitzt einen „Feldmühlweg“ (205) neben einem „Feldmühlsteig“ (12). Zu Mildenau wird ein „Mühlsteig“ (781) genannt, wogegen Weigsdorf eine „Mühlstraße“ (403) angelegt hat. Am häufigsten trägt der Weg den Namen der Ortschaft, die sein nahes oder fernes Ziel darstellt. Die Friedländer Ortsflur wird von dem „Dörfler- und Wustunger Kreuzweg“ (651), vom „Klein-Wustunger Weg“ (630), „Arnsdorfer“ (1052) und „Bullendorfer Fahrweg“ (1062) durchquert. Zu Schönwald wird der „Fahrweg nach Arnsdorf“ (6), „nach Bullendorf“ (20), „nach Friedland und Ebersdorf“ (190) genannt. Zu Wiese wird der „Lautschener Fußsteig“ (435) erwähnt. In Niederullersdorf werden von 6 Fluren 5 nach Wegen und Straßen, der „Rückersdorfer“ (2., 4. Fl.), der „Görlitzer“ (5. Fl.), der „Laubner“ (449) und der „Dorfstraße“ (3., 6. Fl.) bezeichnet.

Eine Reihe von Namen gibt uns über Lage und Zustand der Wege Aufschluß. Verläuft er auf der Berghöhe der Wasserscheide entlang, so kennzeichnet ihn der Name „Hochstraße“ (51. Fl.); seine Abzweigungen wurden mit dem Namen „Hohenstraßenweg“ (1292) bedacht. Auf die Bodenbeschaffenheit deutet der „Rote Grundweg“ (1334) hin, der auch kurz als der „Rote“ (1361) bezeichnet wird. Ein „Tonbachweg“ (Weigsdorf 517), ein „Leimgrubenweg“ (Friedland 843) und ein „Dreckweg“[56]) mögen sich in der Zusammensetzung des Fahrdammes nicht von einander unterschieden haben. Die „Tonstraße“, welche von „der Schloßschenke über Ringenhain nach Dittersbach“ führte (855), stimmte in der Bodenbeschaffenheit mit der nächsten Umgebung überein. Die „Steinwege“ (Friedland 1409, Mildenau 8) erfreuen sich in freier Feldflur geringerer Beliebtheit als ihre gleichnamigen Brüder in der inneren Stadt. An Beschwerlichkeit der Benützung mag sich die „Hübelgasse“ (Ebersdorf 158) nicht wesentlich von ihnen unterschieden haben; auch eine „Sandgasse“ (Weigsdorf 3. Fl.) stand bei den Fuhrleuten nicht allzu hoch im Ansehen.

Schließlich geben die Namen über die Bepflanzung der Wegränder mit Bäumen Aufschluß. Dieser Brauch entstammt erst den letzten 2 Jahrhunderten, denn wir wissen, daß in früherer Zeit wald- und strauchfreies Gelände in der

55) Grimm J., Weistümer II 724.
56) SchA. Forstwesen. Waldbeschreibung 1732. Olbersdorfer Forst.

nächsten Umgebung der Straße gewünscht wurde. Erst als das Straßenräuberwesen zum größten Teile ausgerottet war, konnte an eine Bepflanzung des Straßenumlandes gedacht werden, die zunächst auf herrschaftlichem Grund durchgeführt wurde. Der deutsche Adel des 18. Jahrhunderts sah in dem Besitz eines ausgedehnten Netzes prächtiger Alleenwege ein Wahrzeichen seiner herrschaftlichen Würde und nicht selten wurden diesem Schmucke zuliebe Straßen angelegt, derer man nicht unmittelbar bedurfte[57]). Bereits am Ausgang des 18. Jahrhunderts bestanden in der Umgebung des Friedländer Schloßvorwerkes „Alleenwege" (Friedland 1279); vielleicht darf man aus der Bezeichnung „Weichselweg" (Friedland 498) auf die Baumbestände des Wegrandes schließen. Im allgemeinen zieht man reine Laubhölzer den Obstbäumen vor; lange Zeit fand die Kastanie und Linde reiche Anwendung, wovon noch heute die prächtigen Alleen von Tschernhausen und Berzdorf zeugen. Die Esche ist weniger beliebt, da sie ihr Wurzelwerk allzu weit in das Feld des Anrainers vorstreckt; ihr gegenüber wird Ahorn bevorzugt, der gleichfalls ein wertvolles Nutzholz liefert. Von der Vorliebe des napoleonischen Zeitalters für Pappelalleen ist auf heimischem Boden nur mehr wenig zu verspüren[57]). Heute lassen sich die breitkronigen Baumreihen nicht aus dem Bilde der Heimat entfernen, ohne ihr ein köstliches Merkmal ihres landschaftlichen Reizes zu rauben.

Slawische Gründungen.

In die geschichtliche Frühzeit unseres Bezirkes ragen die Reste einer slawischen Vorbesiedlung herein. Für den aufmerksamen Beobachter haben die Sorben nicht nur in Orts- und Flurnamen, sondern auch auf dem Gebiete der Flurgrößen, der Dorfanlage und der Flurverfassung merkbare Spuren hinterlassen. Da der slawische Siedler nicht imstande war, größere Rodungen durchzuführen, und sein leichter Hakenpflug nur zur Bearbeitung von Freilandböden ausreichte, sah er sich von vornherein auf die Niederungen des Bezirkes beschränkt, die nicht Hochwald, sondern nur Haine und Rottbüsche trugen. Wenn man aus späteren Anbauverhältnissen auf ursprüngliche Siedlungsmöglichkeiten schließen darf[58]), so kommen von den Dörfern des Bezirkes, in denen 1785 Weizen gebaut wurde, vor allem Ebersdorf, Engelsdorf, Lautsche, Priedlanz, Tschernhausen, Weigsdorf, Wiese und Wustung als mögliche slawische Siedlungsgebiete in Betracht. Die durchschnittlichen Ackererträge dieser Dörfer überschritten nach den Angaben des Josefinischen Katasters das Bezirksmittel von $5^{15}/_{16}$ Metzen in allen Fällen.

Trotzdem die ursprünglichen Verhältnisse auf dem Gebiete der Flurgrößen durch die Zusammenziehung mehrerer Ortsfluren (Engelsdorf, Lautsche, Philippstal; Weigsdorf, Minkwitz) oder durch spätere Ausweitung (Priedlanz, Tschernhausen) stark verändert sind, fallen doch die Ortschaften Bunzendorf (182 ha), Dörfel (177 ha), Göhe (256 ha), Wiese (280 ha) und Ebersdorf (305 ha) durch den geringen Umfang ihrer Ortsflur auf. Da kaum anzunehmen ist, daß wir es in diesen Dörfern mit jungen Restsiedlungen (z. B. Christiansau, Hohenwald) zu tun haben, dürfen wir sie als ursprünglich slawische Gründungen betrachten[59]), die in einem deutlichen Gegensatz zu den 1200—1500 Hektar umfassenden Waldhufenanlagen unseres Bezirkes stehen.

In Bezug auf die topographische Lage nehmen Tschernhausen, Göhe, Lautsche und Priedlanz eine auffallende Sonderstellung ein; haben wir es bei

57) Riehl W. H., Die Naturgeschichte des deutschen Volkes I (1855), S. 64 f.
58) Friedrich Walter, Beziehungen zwischen Bodenanbau und Siedlungsgeschichte. Deutsche Siedlungsforschungen. Festschrift für Koetzschke (1927). S. 61.
59) Langer Johannes, Siedlungsgeographische Studie über die Flurgrößen der südlichen Waldzone zwischen Elbe und Neiße. N. L. M. 102 (1926) S. 77 ff.

den meisten heimischen Dörfern mit reinen Talsiedlungen zu tun, so wurde hie mit Absicht die Nähe des Baches gemieden und die für slawische Siedlungs weise kennzeichnende Lage auf der Anhöhe oder dem Berghang aufgesucht. Z den erwähnten Merkmalen der Bodengüte, der Flurgröße und der Lage ge sellen sich bei den letzten Ortschaften noch der Ursprung des Namens und Kenn zeichen der Siedlungsform und Flurverfassung, welche für diese Dörfer slawische Ursprung zur Gewißheit machen. An dem Beispiele von Göhe, Lautsche un Priedlanz sei im Folgenden den slawischen Siedelspuren im Flur- und Orts bilde gefolgt[60]).

Bei Göhe zieht vor allem der große Ortsplatz unsere Aufmerksamkeit auf sich; e wird von dem Josefinischen Kataster als „Gemeinde-Aue" bezeichnet, die als Hutweide be nutzt wurde. Fast die Hälfte des Platzes war von Wegen durchquert, die 480 1/6 Klafte Wiese beanspruchten und nur 798 Klafter freiließen. Die Siedlung vermag auf der Mapp von 1843 noch gut den Eindruck eines slawischen Platzdorfes zu erwecken; freilich sind all Gehöfte des weiteren Umkreises als spätere Zutat zu betrachten. Der ursprüngliche Charakte des Platzdorfes, das durch allseitige Geschlossenheit bis auf eine einzige Öffnung bestimm ist, wurde vor allem durch die Anlage von 6 Zufahrtswegen durchbrochen. Man darf mi Wahrscheinlichkeit vermuten, daß das Tor des alten Dorfes gegen Norden führte und de einzige Dorfweg senkrecht auf den Hell- oder Katzbach verlief. Diese Anlage entspricht am meiste der Eigenart des Geländes und wird am frühesten dem angenommenen Zwecke der Siedlun gerecht, einen südlichen Vorposten des Sorbentums darzustellen. In der Größe dürfte di Siedlung wie viele slawische Dörfer der nächsten Umgebung die Häuserzahl 5—10 nicht wei überschritten haben[61]). Wenn das Platzdorf später die Neigung zeigt, sich bei zunehmende Vergrößerung der bebauten Fläche zum Haufendorf zu entwickeln, so deckt sich diese Erschei nung mit einer anderorts gemachten Beobachtung[62]).

Wenn sich die vereinzelt verzeichnete Erscheinung des Zusammenhanges zwischen Rund dörfern und Rundwällen verallgemeinern läßt[63]), so dürfte Lautsche aus einem alte Runddorf hervorgegangen sein[64]). Freilich läßt auch die Mappe von 1843 nichts mehr vo diesem Ursprung der Dorfanlage erkennen, sondern stellt die Siedlung als ein regelloses Haufendorf dar, bei dem ein östlicher und westlicher Siedlungskern festzustellen ist. Dage gen darf man in der Verteilung der Ackerparzellen einen Rest der slawischen Flurverfassun vermuten. Der Kataster von 1713 nennt hier eine flurtechnische Einrichtung, die in der Rege auf Gemenglage der Hufenanteile beschränkt ist: das „Gewende'[65]), welches in dem „Unteren (1), „Kleinen" (4), „Grenz-" (4), „Kraut-" (5), „Braunen" (5), „Quier-" (5) und „Sandge wende" (6) von Lautsche wiederkehrt. Da Lautsche außer einer Bauernwirtschaft von 3 Strich noch im Jahre 1654 nur 7 Chalupner mit 4—8 Strich Grundbesitz und 5 Gärtne ohne Feldbesitz beherbergte, ist hier die Umwandlung der Gewannfluren, die aus der slawi schen Blockverfassung hervorgegangen sind, in die Waldhufenanlage nicht erfolgt. Sonst is jedoch dem Vorhandensein von Gewann-Fluren auf heimischem Boden keine allzu hohe Be weiskraft für den Ursprung der Flurverhältnisse zuzuschreiben, da sich der Ausdruck „Gewen de" in unserer Mundart zur Bezeichnung eines Feldstückes ohne Rücksicht auf Lage und Flurverfassung entwickelt hat. Nur so läßt es sich erklären, daß der Name auch in Ort schaften auftritt, die auf eine slawische Vorbesiedlung nicht zurückblicken können. So sprich man in Mildenau von einem „Langen" (6) und „Tiefen" (10), in Bullendorf von einem „Hinteren Gewende" (38). Die verblaßte Bedeutung des Wortes oder auch die Erinnerung an ursprüngliche Zustände kam beim „Steinrückengewend" von Kunnersdorf (23), beim „Stein- (4), „Brunnen-", „Grenz-" (14) und „Förderen Gewend" (13) von Engelsdorf vorliegen.

Für Priedlanz läßt sich aus der Lage der Ortschaft vermuten, daß die ursprüng liche Siedlung auf den nördlichen Teil der Ortsflur beschränkt war (Glassen Sandhöhe, Hur lachen, Ziegenrücken). Der südliche Siedlungskern, welcher mit dem nördlichen durch ein schüttere Reihe von Häuslerwohnungen in Verbindung steht, ist jüngeren Ursprungs. Fü das höhere Alter des nördlichen Siedlungsteiles spricht die Häufung slawischer Flurname auf dieser Dorfhälfte und der Name der Ortschaft selbst, welcher uns einen Einblick in de

60) Zur Grundlegung: Niederle L., Život starých Slovanů. Díl III. Svazek I S. 191 ff.
61) Hennig A., Die Dorfformen Sachsens. (1912) S. 21. — Die heimischen Slawensiedlungen erreichten nie das Ausmaß vo 20 Hufen, das Gley für die Mittelmark nachgewiesen hat. Gley W., Die Besiedlung der Mittelmark (1926) S. 50
62) Schlüter, RGA I 436 § 141
63) Schlüter, RGA IV 5.
64) In der Frage nach der Herkunft des Rundlings wogt der Streit noch hin und her; nachdem sich die Mehrzahl der For scher auf germ. Ursprung geeinigt hatte, setzt sich Gley W., a. a. O. S. 59 wieder für die slaw. Herkunft ein. Nac unserer Meinung ist der Rundling eine siedlungstechnische Sprachgrenzerscheinung. Das deutsche Reihendorf ist de charakterologisch begründete Ausdruck einer offensiven, das slawische Runddorf einer defensiven Kolonisationspolitik
65) v. Schwerin, RGA II 246.

Der ehemalige „Stangenborn“ von Tschernhausen.
Nach einer Zeichnung von E. Knesche.

Vorgang der Umkolonisierung gewährt. Da slaw. lan „Hufe", das Grundwort unserer Zusammensetzung, aus mhd. lehen übernommen wurde[66]), muß ein Schluß auf das ungefähre Alter des rechtlichen Begriffes lan im heimischen Gebiete möglich sein. Während in böhmischen Urkunden die lanei erst seit 1203 zu belegen sind[67]), tritt das Wort in sorbenländischen Geschichtsquellen bereits seit 1162 mit besonderer Regelmäßigkeit und Häufigkeit auf[68]). Da „Lehn" in der Bedeutung Hufe in Thüringen, Franken und Obersachsen gebraucht wird[69]), ist an dem ostfränkisch-obersächsischen Ursprung des slawischen Lehnwortes nicht zu zweifeln; es kann jedoch erst im Zeitalter der Kolonisation übernommen worden sein, als auf ostelbischem Boden Deutsche und Slawen in lehensrechtliche Beziehungen zu einander traten. Aus der Größe des Meierhofes Priedlanz, der 1713 105 Strich Ackerfeld, 36 Strich Driesch-feld und 30 Strich Ödland also insgesamt 171 Strich Boden umfaßt, darf man schließen, daß dieses Lehengut mit einer Königshufe von 50·3138 Hektar Umfang ausgestattet wurde. Diese Annahme wird durch die Tatsache bestätigt, daß am 18. September 1569 eine „goldene Hufe" für Priedlanz Erwähnung findet[70]). Im heimischen Gebiete ist jedoch der Entwicklung des Umlandes gemäß vor 1100 mit dem Bestande einer Königshufe nicht zu rechnen[71]). Der Ortsname „Priedlanz" ist daher nicht älteren Ursprungs, als die meisten deutschen Namen der Siedlerdörfer des Bezirkes; er muß entstanden sein, als die slawischen Siedler noch die Mehrzahl der Bewohner ausmachten und solange die angelegte Hufe im Gebiete der slawischen Flureinteilung auffiel[72]) Mit der allmählich fortschreitenden Germanisierung der Bewohner ging die Durchführung der deutschen Waldhufenverfassung Hand in Hand, die von der Anlage des südlichen Siedlungskernes ihren Ausgang nahm. Neben Orts- und Flurnamen erinnert heute nur mehr die Haufenform des Dorfes, welche die Lage am Berghang notwenig machte, an den slawischen Ursprung der Siedlung.

Deutsche Gründungen.

Viel gründlicher als bei diesen Ortschaften wurde die Umkolonisierung vermutlich slawischer Fluren bei Bunzendorf, Dörfel, Ebersdorf, Engelsdorf, Weigsdorf und Wustung durchgeführt. Wenn nicht die Untersuchung der Flurnamen zu einem anderen Ergebnis führt, so darf man behaupten, daß hier alle verbürgten Spuren der slawischen Flurverfassung getilgt wurden. Diese Ortschaften stellen sich heute als deutsche Waldhufendörfer dar, welche nur die Kleinheit der Flur von ihren echten Brüdern aus der ostdeutschen Siedelzeit unterscheidet. Echte Vertreter dieses Zeitalters sind bei uns vor allem die Ortschaften des Rasnitztales, das in vier, nahezu gleich große Siedelblöcke für Friedland (1340 ha), Schönwald (1366 ha), Rückersdorf (1432 ha) und Bärnsdorf (1341 ha) zerlegt wurde. Auch Heinersdorf (1453 ha) und Lusdorf (1373 ha), Liebwerda (1340 ha) und Mildenau (1190 ha), Bullendorf (1500 ha) und Berzdorf (1027 ha), Ringenhain (1177 ha) und Kunnersdorf (1313 ha) verraten durch ihre Flurgrößen, daß sie dem gleichen Zeitalter entstammen.

Alle diese Ortschaften sind groß angelegte Reihendörfer, deren lockere Gehöftreihen die Überschwemmungszone des Dorfbaches (Aue) umsäumen. Wir brauchen nicht anzunehmen, daß die unten errechneten Siedlerfamilien der einzelnen Dörfer gleichzeitig ihr Rodungswerk begannen. Da der innere Aufbau des Waldhufendorfes keine gemeinschaftliche Arbeit in Wald und Flur verlangte, konnte der Ausbau des Dorfes mit jeder beliebigen Zahl an Siedlern begonnen und so lange fortgeführt werden, bis die Gemeindegrenzen dem ferneren Zustrom Rodungslustiger Halt geboten. Die Reihendörfer stellten ursprünglich reine Bauernsiedlungen dar, an deren Spitze ein Führer stand, dessen Namen

66) Schmid H. F., Zur Geschichte der Bedeutungsentwicklung westslaw. Lehnwörter für Institutionen der germ.-lat. Kultur. In Streitberg-Festgabe, Leipzig (1924) S. 326—339.
67) Friedrich G., Cod. dipl. Boh. II S. 31 (Nr. 33).
68) Schmid, a. a. O. 332; Derf., Zeitschr. d. Savignystiftung für Rechtsgesch. 44 (1924) germ. Abt. S. 289 f.
69) Meitzen Aug., Handwörterbuch der Staatswissenschaften V (1910) S. 431, Artikel Hufe § 10.
70) Reich E., Sammlung urkundl. Beitr. und Mitt. zur Gesch. von Priedlanz (1924) S. 18.
71) Die Königshufen von Görlitz 1071 genannt. Cod dipl. Sax. II. Urk. d. Meißner Bistums, Bd. 1 S. 35; dazu Meitzen Aug., Agrar- und Siedlungswesen III S. 430.
72) Das ius novalium des Brünner Stadtrechtes von 1353 enthält die Stelle: De laneo. Man sol mercken, das czwai und dreissig daumelen machen ein sail; neron sail lang ond czwai sail prait und ein schritt machen ein lechen. Rößler E. F., Deutsche Rechtsdenkmäler aus Böhmen und Mähren II (1852) S. 223.

das Dorf noch heute trägt. Wenn später der Lehensadel und schließlich die Obrigkeit selbst durch die Anlage von Meierhöfen auch in diesen Siedlungen Fuß faßte, so ist dies eine Entwicklung, die erst dem Ausgang des Mittelalters angehört. Die übrigen Dörfer des Bezirkes sind Restsiedlungen (z. B. Oberschar, Hohenwald); sie verdanken einem späten Vorstoß der Siedler (z. B. Ferdinandstal, Klein-Iser) oder obrigkeitlicher Gründung (Weißbach, Philippstal usw.) ihre Entstehung. Das Schwergewicht des Bezirkes liegt in den großen Waldhufendörfern, denen folgende Bemerkungen gewidmet seien.

Über den ursprünglichen Umfang und den territorialen Ausbau der einzelnen Ortsfluren gibt uns das Urbar von 1381 im Vergleiche mit den späteren Steuerregistern Aufschluß. Doch ist den Angaben unseres ältesten Urbars mit Kritik zu begegnen. Zweifellos richtig sind die Daten über Bärnsdorf, wo sich bei der Annahme eines geringen Schreibfehlers (s. o.) für eine Hufe die Rutenzahl 12 ergibt. Im Jahre 1381 enthielt Bärnsdorf yn syn Reyn 15 Hufen; da sich nach den obigen Ausführungen $^1/_2$ Hube oder 25—30 Strich als die häufigste Flureinheit auswies, so kann ein Schluß auf die Zahl der ersten Siedlerfamilien gezogen werden. Die errechnete Summe läßt sich an dem Verzeichnis des Urbars überprüfen, indem man die Personen mit gleichen Familiennamen als mutmaßliche Angehörige einer Sippe nur einmal zählt. Beide Untersuchungen deuten auf 28—30 Familien als die Gründer des Dorfes hin. Vergleicht man den Ortsumfang von 1381 mit dem von 1654, so ergibt sich, daß innerhalb dieses Zeitraumes keine Erweiterung des Kulturlandes erfolgt ist, da die Teilung von 891 Strich durch 15 die normale Hubengröße von 59·4 Strich liefert. Der Ortsumfang von 1713 mit 895 Strich zeigt keinen wesentlichen Fortschritt dem von 1654 und 1381 gegenüber. Die Aufnahme von 1722 dagegen ergab als Flächeninhalt der Ortsflur 1118 Strich, was einen Hubendurchschnitt von 74·53 Strich bzw. einen Zuwachs von 4 Huben der ursprünglichen Größe bedeutet. Der auffallende Fortschritt von 1713 bis 1722 bei dieser und allen übrigen Ortschaften findet allerdings vor allem durch die Tatsache seine Erklärung, daß die Aufnahme von 1713 im Interesse der Steuerzahler, die von 1722 zum Vorteile der Steuernehmer erfolgte[73]).

Alle Ortschaften des Bezirkes hatten bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts an den Folgen des 30-jährigen Krieges zu leiden. Bei Bärnsdorf lautet die allgemeine Charakteristik im Jahre 1713: „Dieses Dorf ist durch die erlittenen Märsche ruiniert und zum Anbau unfähig geworden und bestehet in schlechten Feldern". Im Jahre 1654 waren hier nur 3 Bauern- und 2 Chalupnergüter in leidlichem Zustande; 28 Bauern- und 22 Chalupnerstellen lagen wüst. Noch im Jahre 1713 war der Wiederaufbau nicht abgeschlossen; es werden 8 wüste Chalupnerhöfe und 25 wüste Baustellen verzeichnet, „allwo weder Ackerbau noch Wieswachs". Die Höhe der verzeichneten Katastralnummern (65) findet darin ihre Erklärung, daß 16 Anwesen des Dorfes den neu entstandenen Bevölkerungsschichten der „Auenhäusler" und „Behäuselten Hausleute" zukamen. Der größte Fortschritt im inneren Ausbau der Dorfflur erfolgte in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts; die Zahl der Hausnummern stieg bis zum Jahre 1785 auf 110 und die Ackerflur nahm einen Umfang von 612 Joch 421 Klafter, d. s. 1224 $^1/_2$ Strich an. Zur Erleichterung der Übersicht wurden die Waldhufen dieser Siedlung vom Josefinischen Kataster entsprechend der Flurverfassung des Gewanndorfes in „Fluren" zusammengefaßt, die nach beherrschenden landschaftlichen Merkmalen bezeichnet wurden. Die „Niedere Flur" reicht von der Rasnitz bis zur Sandhöhe; sie wird von der Friedland-Heinersdorfer Straße durchquert. Die zweite Flur „Auf dem Sandberge" endet an der Wünschendorfer Grenze. Die dritte Flur „Auf dem Hutberge" enthält den Gemeindeanger und die Aue. Der Flur „Kieferberg" (4) gehören Kirche und Kirchhof an. Die „Kreuzberg-"Flur (5) grenzt auf dem Steinberge mit der „Schenkberg-"Flur (6), welche an der Rückersdorfer Gemeindegrenze endet.

Bullendorf besitzt nach dem Urbar von 1381 27 Huben weniger $1^1/_2$ Ruten; der errechnete Hubendurchschnitt von 11·75 Ruten läßt sich bei der Annahme einer kleinen Verschreibung leicht zu 12 Ruten ergänzen. Die Ortschaft ist für heimische Verhältnisse ein typisches Großbauerndorf, denn mit Ausnahme einer einzigen Stelle von 3 Ruten umfassen hier auch die kleinsten Besitzstände eine halbe Hube (7 Stellen). Fünf Bauern nennen 9 Ruten, 10 Bauern 1 Hube ihr eigen, 3 Bauern besitzen 15 Ruten, 1 Bauer $13^1/_2$ Ruten und 1 Bauer $1^1{}_2$ Huben. Bei der Betrachtung dieser Zahlen drängt sich uns die Vermutung auf, daß die Aussetzung des Dorfes nicht nach halben, sondern ganzen Hufen erfolgte. Dazu stimmt auch die Zahl der Siedlerfamilien mit verschiedenen Namen, die 24 beträgt. Bullendorf gehört zu jenen Ortschaften des Bezirkes, die unter den Folgen des Krieges am schwersten zu leiden hatten. Von den 1137 Strich ackerbaren Landes, das zu Beginn des 17. Jahrhunderts vorhanden war und den leidlichen Hubendurchschnitt von 43·54 Strich ergab, lagen im Jahre 1654 30 Bauerngüter, 29 Chalupner- und 8 Gärtnerstellen wüst oder verlassen; nur ein einziger Bauernhof im Umfange von 50 Strich

73) Pekař Jos., České katastry. In Časopis hist. 19 (1913) 17 f, 42 f; 20 (1914) 428 f.

wurde bewirtschaftet. Im Jahre 1713 unterschied sich die Ackerflur mit 1140 Strich nicht wesentlich von der vor dem Kriege; auch der Stand der Chalupner und Gärtner wies keine Veränderung auf bis auf 16 Stellen, die noch eines Wirtes entbehrten. Neun Jahre später ergibt sich bei einem Ortsumfange von 1242 3/4 Strich, das günstigere Hubenmaß von 47·59 Strich. Die Ortschaft erholte sich erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts von den Folgen des Krieges; bis zum Jahre 1785 stieg die Zahl der Hausnummern von 66 auf 131, die Ackerflur nahm bei einem Hubendurchschnitt von 52·74 Strich ein Ausmaß von 1424 Strich an. Die anderorts gemachte Beobachtung, daß Großbauerndörfer länger und schwerer als die übrigen Siedlungen an den Wunden des Krieges zu leiden hatten[74]), findet also auch bei Bullendorf ihre Bestätigung.

Der Umfang der Ortsflur von Dittersbach wird in dem Urbar von 1381 mit 5 1/2 Huben und 5 Ruten zu klein angegeben, da er die unmögliche Hufengröße von 20·67 Ruten notwendig macht. Die Teilung der Ortsflur, welche 1654 425 Strich umfaßt, durch die angegebene Hufenzahl würde eine für die Nachkriegszeit unglaublich günstige Hufengröße von 78·01 Strich ergeben. Es ist daher anzunehmen, daß die Ortsflur im Jahre 1381 9 Huben enthielt; dann bilden 12·35 Ruten das durchschnittliche Hufenausmaß und die Zahl der Siedler mit verschiedenen Familiennamen (22) steht in einem günstigeren Verhältnis zur Größe der Ortsflur. Da Dittersbach im Vergleiche zu den übrigen Ortschaften des Bezirkes im 30-jährigen Kriege nur geringe Verluste erlitten hat (s. Tabelle), konnte bis zum Jahre 1713 eine Erweiterung der Ackerflur auf 475 Strich und eine Vermehrung der Hausnummern von 52 auf 80 erfolgen. Wenn die Ocularvisitation von 1722 als Ausmaß der ackerbaren Ortsflur 973 1/4 Strich angibt, so ist diese Zahl sicher zu hoch gegriffen, da im Jahre 1785 erst 875 Strich Felder vorhanden sind, obgleich die Zahl der Hausnummern auf 128 gestiegen ist.

Einsiedel, das 8 Huben und 1 Rute in seinen Rainen enthält, mag von 16 Familien besiedelt worden sein. Betrachtet man die 3 Familien Vischer, die 2 Familien Wagner und die 2 Familien Syboth als Angehörige je einer Sippe und zählt die Hufenanteile des hinkenden Nickel und des Richters nur einfach, so ergibt sich 16 als Zahl der ursprünglichen Hofstellen. Bei der Teilung der 406·50 Strich des Ortsausmaßes von 1654 durch die Hufenzahl von 1381 erhalten wir die normale Hufengröße von 50·30 Strich. Da von den 45 Hofstellen Einsiedels nur 4 im 30-jährigen Kriege verwüstet wurden, trat bis zum Jahre 1713 eine Erweiterung der Ackerflur auf 523 3/4 Strich und eine Vermehrung der Hausnummern auf 60 ein. Im 18. Jahrhundert schritt der innere Ausbau der Ortschaft rüstig weiter, sodaß 1785 128 Hofstellen mit 757 Strich Ackerland vorhanden waren.

Bei den Angaben des Urbars von 1381 über den Ortsumfang von Hermsdorf mit 3 Huben 4 Ruten muß ein Fehler unterlaufen sein, da die Berechnung die unmögliche Hufengröße von 39·75 Ruten ergibt. Wenn man annimmt, daß bei der Angabe der Hufenzahl eine Verschreibung zwischen iij (3) und vij (7) erfolgt ist, so erhält man den zulässigen Hufendurchschnitt von 13·25 Ruten. Mit der Annahme von 7 Huben 4 Ruten stimmt die mutmaßliche Zahl der ersten Siedlerfamilien überein, die nach Ausschluß zweier einrutiger Besitzstände 16 ergibt; auch bei der Teilung der 440 Strich des Ortsumfanges von 1654 durch 7·35 erhält man die normale Hufengröße von 59·99 Strich. Im 30-jährigen Kriege verlor die Ortschaft aus 44 Hofstellen nur 12 Gärtnerhäuschen, deren Besitzer im Jahre 1654 nicht mehr ermittelt werden konnten. Bis zum Jahre 1713 stieg die Zahl der Hofstellen auf 63, unter denen sich 30 Besitzstände von „behäuselten Hausleuten" befanden; gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurden 731 Strich Ackerland von 96 Hofstellen aus bewirtschaftet.

Kunnersdorf umfaßt 16 1/2 Huben und weist als Durchschnittswert 13·84 Ruten für die Hube aus; nach Streichung der gleichnamigen Bauern ergibt sich 30 als Zahl der ersten Siedlerfamilien. Nach dem 30-jährigen Kriege lag mehr als die Hälfte der in Verwendung stehenden 394 Strich Bodens wüst, 4 Bauern-, 8 Chalupner- und 23 Gärtnerstellen waren verlassen; der Hubendurchschnitt von 25·09 Strich deutet auf die mangelhafte Ausnützung des Bodens hin. Erst im Jahre 1722 wurde mit 57 Stellen und 897 3/4 Strich Ackerflur der Vorkriegsstand erreicht. Im Jahre 1785 fanden 1362 Strich Ackerboden auf 81 Hofstellen Aufteilung.

Wenn Lusdorf nach dem Urbar von 1381 5 Huben besitzt, müßte mit einer Hufengröße von 20·857 Ruten zu rechnen sein; daher ist eine Zusammensetzung der Ortsflur aus 7·5 Huben mit der durchschnittlichen Größe von 12·16 Ruten anzunehmen. Die Zahl der ersten Siedlerfamilien mag den Namensverhältnissen des Zinsregisters gemäß 20 nicht überschritten haben. Bis zum Ausbruch des 30-jährigen Krieges stieg die Zahl der Hofstellen auf 63 und das Ackerland nahm einen Umfang von 635 Strich an, was das günstige Hubenausmaß von 84·66 Strich ergibt. Die 33 verwüsteten Hofstellen vom Jahre 1654 waren erst im Jahre 1713 bis auf fünf wieder hergestellt; die Zahl der Hausnummern des Dorfes stieg bis zum Jahre 1785 auf 107, die Ortsflur nahm einen Umfang von 968 Strich an.

Mildenau umfaßt 1381 7 Huben von 13·7 Ruten durchschnittlicher Größe. Die hohe Zahl der Ortsansässigen trug viel zu dem raschen Ausbau der Ortsflur bei. Bereits vor Aus-

4) Slavik F. A., a. a. O. 3, 47.

bruch des 30-jährigen Krieges waren 519 Strich Ackerland vorhanden, die von 65 Hofstellen aus bewirtschaftet wurden. Im Kriege selbst büßte die Ortschaft nur 14 Gärtnerstellen ein. Bis zum Jahre 1713 blieb der Stand an Bauern unverändert, die Zahl der Chalupner nahm um 3, die der Gärtner um 14 zu (s. Tabelle V). Bei der Ocularvisitation von 1722 werden 941 Strich Ackerland verzeichnet, d. h. die Feldflur der Ortschaft ist seit 1381 um mehr als das Doppelte gewachsen. Auch im 18. Jahrhundert erfolgt neuerlich ein gewaltiger Fortschritt, wenn im Jahre 1785 eine Vermehrung der Hofstellen auf 125 und eine Erweiterung der Ackerflur auf 1245 Strich verzeichnet wird.

Olbersdorf, dessen Ortsflur aus 10 Hufen besteht, übte wegen seiner ungünstigen Bodenverhältnisse keine allzu große Anziehungskraft auf die Siedler aus. Es ist anzunehmen, daß die Ortschaft bereits im 14. Jahrhundert eine teilweise Verödung oder eine sog. „negative Siedlungsperiode“[75]) erlebte. Bei den Flurteilen der 11 Siedlerfamilien von 1381 stehen Feldstücke in den sonst wenig gebräuchlichen Ausmaßen von 9 und 15 Ruten (3×9, 2×15) im Vordergrund; die Zusammensetzung der Flur des Richters aus einer Hufe und 5 Ruten und der Flur des Schiltberger aus 2 halben Hufen legt den Gedanken an eine spätere Vereinigung ursprünglich getrennter Flurteile nahe. Addiert man zu der Zahl der 1381 verzeichneten Bauern die Zahl der bis dahin entwichenen, die sich aus der ungewöhnlichen Zusammensetzung von 7 Besitzständen vermuten läßt, so erhält man 18 als Summe der ursprünglichen Siedlerfamilien. Vor Ausbruch des 30-jährigen Krieges stand mit 309 Strich Ackerland kaum die Hälfte der ursprünglich geplanten Ortsflur in der landwirtschaftlichen Verwertung von 29 Hofstellen. Wenn 1713, als die Zahl der Hausnummern inzwischen auf 37 gestiegen war, noch ein Ortsumfang von gleicher Größe angegeben wird, so entsprach dies dem Stande der Entwicklung nicht mehr; es ist daher nach der Ocularvisitation von 1722 mit einer ackerbaren Bodenfläche von 556¼ Strich zu rechnen. Erst im Jahre 1785 erreicht die Ortschaft mit 58 Hofstellen und 699 Strich Ackerland den bei der Anlegung der Siedlung geplanten Umfang der Ortsflur.

In Ringenhain, dessen Ortsflur 13 Huben und 1½ Ruten umfaßte, mögen 25—30 Familien die erste Dorfgemeinde gebildet haben. Vor Ausbruch des 30-jährigen Krieges bewirtschafteten 65 Familien die 629 Strich Ackergrund der Ortsflur. Nach Wiederherstellung der verhältnismäßig geringen Verluste der Kriegszeit wurde bis zum Jahre 1722 die Zahl der Hofstellen auf 77 und die Größe der Ackerflur auf 1132½ Strich erweitert; im Jahre 1785 standen 1210 Strich Ackerland in der landwirtschaftlichen Benützung von 96 Siedlerfamilien.

Rückersdorf umfaßte 1381 22¾ Huben in der durchschnittlichen Größe von 12·629 Ruten; noch auf der Mappe von 1843 tritt die ursprüngliche Gliederung der Ortsflur deutlich hervor. Die Zahl der ersten Siedlerfamilien mag 35—40 betragen haben. Vor dem großen Kriege betrug das Ausmaß des Ackerlandes der Ortsflur 890 Strich; wir erhalten daher die leidliche Hubengröße von 40·90 Strich. Im Jahre 1654 werden 17 bestehende und 10 verwüstete Bauerngüter verzeichnet; von 14 Chalupnerstellen wurden noch 5 bewirtschaftet, von 56 Gärtnerhäuschen waren nur mehr 10 bewohnt. Von diesen schweren Wunden erholte sich die Ortschaft sehr langsam; im Jahre 1713 werden erst 821 ²/₄ Strich Ackerland gebucht. Die verödeten Bauern- und Chalupnerstellen werden wieder bewirtschaftet, nur von den Gärtnerhäuschen liegen noch 13 wüst; dafür sind 7 neue Häuslerwohnungen entstanden. Die Gesamtcharakteristik lautet im Jahre 1713: „Dieses Dorf ist von denen zeithero erlittenen Märschen völlig ruiniert und erschöpfet worden, daß nichts als Armut vorhanden“. Immerhin mag der Fortschritt größer gewesen sein, als 1713 festgestellt wurde; denn bei der Ocularvisitation von 1722 findet man 1398 ¾ Strich Ackerland, womit jedoch erst der Stand vom Jahre 1381 bei einem Hubendurchschnitt von 64·34 Strich übertroffen wurde. Bis zum Jahre 1785 wurde rüstig weiter gearbeitet, sodaß die Zahl der Hofstellen von 107 auf 155 stieg und das Ausmaß der Ackerflur auf 1744 Strich erweitert wurde.

Nach dem Urbar von 1381 sind in Schönwald 24 Huben 7½ Ruten vorhanden. Da jedoch der Unterschied des Hubendurchschnittes von 8·38 Ruten zum Normalmaß von 12 Ruten zu groß ist und sich bei der Teilung des Ortsumfanges von 1654, d. s. 679 Strich durch 24·66 das allzu geringe Hubenmittel von 27·30 Strich ergibt, ist eine Korrektur an den Angaben des Urbars zulässig. Paläographisch läßt sich am einfachsten eine Verschreibung von xxiiij (24) für xviiij (19) rechtfertigen; zu einem Ortsumfang von 19·66 Hufen stimmt die mutmaßliche Zahl der ersten Siedlerfamilien (36) besser. Die Ortschaft erlitt im 30-jährigen Krieg bedeutende Verluste; von 20 Bauerngütern werden 1654 nur mehr 5 bewirtschaftet, von 21 Chalupnerstellen sind 20, von 27 Gärtnerwohnungen sind 21 verwüstet. Kein Wunder ist es daher, wenn nur ungefähr die Hälfte der Ortsflur (679 Strich) als Kulturland bezeichnet werden kann und sich die durchschnittliche Hubengröße von 34·62 Strich ergibt. Auch hier erfolgte bis 1713 vor allem ein Zuwachs an Häuslern und Gärtnern, doch die Gesamtcharakteristik fällt nicht günstiger als bei Rückersdorf aus. Obgleich der Kataster von 1713 mit 714 Strich Kulturland nur einen geringen Fortschritt gegenüber dem Stande von 1654 verzeichnet, muß der innere Aufbau der Ortschaft

75) Hausrath Hans, Pflanzengeographische Wandlungen der deutschen Landschaft (1911) S. 133. Schlüter O., Siedlungen im nö. Thüringen (1903).

„Wüstes Gut“ von Schönwald. Lichtbild von G. Wurbs.

doch rascher vor sich gegangen sein, denn bei der Ocularvisitation von 1722 werden bereits 1268 1/2 Strich Ackerland genannt, was einen Hubendurchschnitt von 64·50 Strich ergibt und dem bei der Anlegung des Dorfes geplanten Ortsumfange entspricht. Bis 1785 stieg die Zahl der Hausnummern von 86 auf 118 und die Ackerflur wurde auf 1774 Strich erweitert.

Weigsdorf umfaßt 6 1/2 Huben zu 12 Ruten Flächeninhalt. Hier läßt sich die Beobachtung machen, daß man zu dem Ausbau von Gebieten, die weniger dicht mit Wald bestanden oder bereits schwach besiedelt waren, einer geringeren Anzahl von Siedlerfamilien bedurfte; von 5 Bauern, die 1381 genannt werden, besitzt nur einer weniger als 1 Hufe. Da im Jahre 1654 als Umfang der Ortsflur 350 Strich angegeben wird, was einer Hubengröße von 53·84 Strich entspricht, dürfte bis dahin kein weiterer Ausbau des Dorfes erfolgt sein, trotzdem die Zahl der Siedlerfamilien um das Fünffache gestiegen war. Im Jahre 1713 beträgt die Größe der Ackerflur 393 Strich; da die Zahl der Bauern und Chalupner mit der von 1654 übereinstimmt, wird die Zunahme an Ortsareal nur auf die Vermehrung der Gärtner von 13 auf 28 zurückzuführen sein. In Wirklichkeit muß der Zuwachs an Ackerland bis zum Jahre 1713 ein bedeutenderer gewesen sein, da die Ocularvisitation von 1722 als Größe der Ortsflur 633 1/2 Strich angibt. Bis zum Jahre 1785 wurde die Ackerflur, die sich in der Bewirtschaftung von 50 Hofstellen befand, auf 1056 Strich vermehrt.

Bei den übrigen Ortschaften des Bezirkes sind wir nicht in der günstigen Lage, uns auf Nachrichten des ältesten Urbars stützen zu können. Bei Buschullersdorf, Dittersbächel, Haindorf, Heinersdorf und Liebwerda verzeichnet das Urbar zwar die Höhe des Zinses, doch nicht den Umfang der Ortsflur. Für die Beobachtungen, die sich über den inneren Ausbau der Siedlungen an Hand der Aufnahmen von 1654, 1713, 1722 und 1785 anstellen lassen, sei auf die beigefügten Tabellen verwiesen.

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß die Dörfer des unteren Wittigtales und vielleicht auch Nieder-Ullersdorf und Wünschendorf auf eine slawische Vorbesiedlung zurückblicken. Die deutschen Siedler setzten sich auf dem Wege einer „friedlichen Durchdringung“ (pénétration pacifique) in den Besitz dieser Dörfer, die zu deutschen Herrensitzen mit Königshufen (Friedlanz) oder zu freien Bauerndörfern mit großen Hufenanteilen (z. B. Weigsdorf) umgewandelt wurden. Durch Umkolonisierung und fortschreitenden Ausbau wurden im Laufe mehrerer Jahrzehnte die meisten Spuren der slawischen Flurverfassung getilgt.

Als im unteren Wittigtale noch vorwiegend wendisch gesprochen wurde, war bereits der Grund zu den großen Waldhufendörfern des Rasnitz- und des oberen Wittigtales gelegt. Die Siedlungen erlebten im Laufe weniger Jahrzehnte einen raschen Aufstieg, der Ausbau der meisten Ortschaften wurde von 15—35 Siedlerfamilien gegen Ausgang des 13. Jahrhunderts seinem Ende entgegengeführt. Doch bereits im 14. Jahrhundert treten auf weniger fruchtbaren Waldfluren (z. B. Olbersdorf), die man im Übereifer des Siedlungswerkes unter den Pflug genommen hatte, vorübergehende Wüstungen ein. Nach einer Blütezeit im 16. Jahrhundert brachte der 30-jährige Krieg einen schweren Rückschlag, der zur Entvölkerung der meisten Dörfer führte. Erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts wurde der Vorkriegsstand übertroffen und auf alten Wüstungen der bei der Ortsgründung geplante Umfang der Ackerflur erreicht.

Aus dem inneren Aufschwung der Siedlungen entsprang eine Besserung der Verkehrsverhältnisse, die zahlreiche Dörfer an den Durchzugsverkehr von Norden nach Süden und von Westen nach Osten knüpfte. Der Blick weitete sich nach allen Seiten hin und die Dörfer verlernten es allmählich, in der Stadt Friedland ihren alleinigen Mittelpunkt zu sehen. Die Aufnahme von Gewerbe und Industrie ist ein weiterer Schritt auf dem Wege der Verselbständigung, der diese Spuren in den siedlungsmäßigen und gesellschaftlichen Aufbau des Dorfes gräbt. Die Auseinandersetzung zwischen städtischer und ländlicher Kultur ist eine der Lebensfragen der Gegenwart, mit deren Lösung die Zukunft des deutschen Volkes innig verknüpft ist.

Städte.

Friedland ist unter den Siedlungen unseres Bezirkes nicht die älteste; do dank seiner glücklichen Lage wurde ihm die Gunst einer städtischen Entwicklur zu teil. Am Zusammenflusse der beiden wichtigsten Gewässer und dem Kreuzungspunkte der beiden ältesten Straßen unseres Gebietes gelegen, bildet es den ideale Mittelpunkt des landschaftlichen Gebildes, das wir heute Friedländer Bezi nennen. Wie man für Prag und Pilsen mit Recht angenommen hat, daß nic diese Städte die Wege an sich gezogen haben, sondern umgekehrt, die Verkehrslinien an ihrem Kreuzungspunkte die Städte entstehen ließen[1]), so ist auch fi Friedland ein ähnlicher Ursprung der wahrscheinlichste. Die Stadt mit dem fi Ostdeutschland kennzeichnenden Namen[2]) ist von der Burg Friedland aus g gründet worden; von den zahlreichen Fragen, die sich an die Frühgeschichte de Ortes knüpfen, ist für uns nur die Feststellung von Bedeutung, ob in der älteste Friedländer Urkunde vom 7. Feber 1278, nach welcher Rulko von Biberstei das castrum Vridelant cum omnibus iuribus et attinenciis von Ottokar II. z Lehen hält, neben der Burg bereits eine städtische Siedlung dieses Namen bestand. In der häufig vorkommenden Formel „ . . . cum omnibus ad prae dicta loca pertinentibus . . .“[3]) kann man mit Waitz unter den pertinentia d offene Landschaft verstehen[4]) oder mit Friedrichs Streubesitz, wie er für mitte alterliche Burgen charakteristisch war[5]). Im letzten Falle, der für Friedland de wahrscheinlichere ist, wird gleichzeitig das Vorhandensein ländlicher Siedlunge anerkannt. War man früher geneigt, unter dem Zugehör einer Herrschaft m dann mit einer Stadt zu rechnen, wenn diese ausdrücklich durch den Zusa civitas, urbs, forum oder oppidum bezeugt wurde[6]), so hat Seeliger in jüngst Zeit auf Fälle der nächsten Umgebung hingewiesen, wo diese ältere Annahm nicht zutrifft[7]); damit ist aber auch jedem sicheren Schluß aus der Erklärun unserer Urkundenstelle der Boden entzogen.

Burgflecken Friedland.

Dagegen dürfen wir mit Recht annehmen, daß 1278 bereits ei suburbium, ein Burgflecken, bestand, der sich seiner örtlichen Lag nach teilweise mit der späteren „Oberen Vorstadt“ deckte. E bestand in einer einzeiligen Häuserreihe entlang des Weges zum Schlosse un stellte den Wohnort der Burgmannen und herrschaftlichen Bediensteten dar; d Zahl der Gebäude mag ursprünglich 15—20 nicht weit überschritten habe Für diese Annahme läßt sich ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit durch d Tatsache erbringen, daß bei einem großen Teil der sächsischen Städte eine ähn liche Entwicklung vorliegt[8]) und die Vorstadt zur Zeit der Aufnahme unsere ältesten Urbars (1381) in der Zahl der zinspflichtigen Häuser nur wenig de

1) Friedrich W., Historische Geographie Böhmens, S. 93.
2) Helbig Jul., Beitr. 2, 245, zählt 13 Ortschaften dieses Namens auf.
3) Gerlach W., Die Entstehungszeit der Stadtbefestigungen in Deutschland. S. 14.
4) Waitz G., Heinrich I. 3. Aufl. S. 233, Anm. 4.
5) Friedrichs J., Burg und territoriale Grafschaften. Bonner Dissertation 1907, S. 14.
6) Gerlach W., a. a. O., S. 14, 24. Püschel Alfred, Das Anwachsen der deutschen Städte in der Zeit der mittelalterlich Kolonialbewegung. Abhandl. zur Verkehrs- und Seegeschichte Nr. 4, S. 13, 45.
7) Seeliger, Heimatkunde III, 48 f.
8) Kretschmar Joh. R., Die Entstehung von Stadt und Stadtrecht in den Gebieten zwischen der mittleren Saale und d Lausitzer Neiße (1905). Untersuchungen zur deutschen Rechts- und Staatsgeschichte Nr. 75, S. 97 ff.

Die Stadt Friedland in der Mitte des 18. Jahrhunderts nach dem Stich in Rhons Chronik vom Jahre 1763.

1. Das Herrschaftliche obere und untere Schlos. — Die Decanal-Kirche. — 3. Die Dechanten. — 4. die Schul. — 5. das Rath-haus. — 6. das Spithal. — 7. Die Papirmühle. — 8. die Mahl-mühle. — 9. die bretimühle. — 10. die Loh-mühle. 11. die Reit-Schule. — 12. das Forwerck. — 13. Die Schencke. — 14. die obere, oder Schlos-Gasse. — 15. das obere thor. 16. das Niedere thor. — 17. Die Wasser-Kunst. — 18. der Creutz-weeg. — 19. die Ringehayner brücke. — 20. das Schies-haus.

nneren Stadt nachstand (65 : 75). Zu einer Zeit, wo der innere Stadtraum noch ange nicht ausgebaut war, begegnet uns eine Vorstadt von nahezu gleich großem Umfange.

Auch die Betrachtung der ursprünglichen Flurverhältnisse Friedlands führt zu der Erkenntnis, daß bereits vor 1278 eine Siedlung mit Landbesitz im Umfange der späteren städtischen Flur vorhanden war. Nach der Sage bildeten 7 Hubengüter den ersten persönlichen Grundbesitz im Burgflecken Friedland; sie waren im Besitze der 7 Söhne des Wächters vom Turme Indica und sollen „der Stadt, so hernach Friedland genennet worden, einigen Anfang gemacht haben“[9]). Das Urbar von 1381 nennt neben einigen Trägern des Familiennamens „Hübner“ 9 Besitzer einer houestat; es sind dies die Familien Schilling, Köttener, Zimmermann, Knabenickel, Weber, Hentschel, Künzel, Regenhester und Hörning. Da bei diesen Namen die Höhe des zu entrichtenden Zinses nicht angegeben ist, kann auf die Größe des Besitzes kein Schluß gezogen werden; ferner müssen bereits ein oder zwei Güter geteilt worden sein, da für 7 Huben 9 Besitzer genannt werden. Ein sicherer Schluß auf die ursprüngliche Größe eines Hubengutes ist erst aus den Angaben des Katasters von 1785 möglich. Hier wird als 31. Flur „Blumrichs Gut“ genannt, das sich aus 2 Hufen zusammensetzt, welche 1785 im Besitze Anton Hampels und Michael Jäkels waren. Die beiden Güter, welche durch einen Feldweg und das Rasnitzmühlwasser von einander getrennt waren, umfaßten folgende Teile:

Anton Hampel:					Michael Jäckel:				
Wiese	1	Joch	1343	Klafter	Wiese	1	Joch	1323	Klafter
Gestrüpp			1598	„	Wald	1	„	598	„
Drieschfeld	1	„	137	„	Wiese			922	„
Wiese	1	„	1315	„	Drieschfeld	10	„	1396	„
Drieschfeld	7	„	1294	„	Hutweide	5	„	1212	„
Hutung	1	„	819	„	Wiese	1	„	747	„
Wald	14	„	644	„	Drieschfeld	2	„	486	„
Hutung	5	„	150	„	Wald	23	„	1520	„
Drieschfeld	10	„	750	„	Drieschfeld	8	„	1221	„
Wiese	8	„	1120	„	Wiese	18	„	193	„
Wald	22	„	70	„	Wald	12	„	676	„
Summe	70	Joch	9240	Klafter	Summe	81	Joch	10294	Klafter
	75	Joch	1240	Klafter		87	Joch	694	Klafter
	43·616	Hektar				50·326	Hektar		

Die Summe der Flächeninhalte beider Hubengüter ergibt 93·942 Hektar, das arithmetische Mittel 46·971 Hektar. Eine Hufe von diesem Umfang kann nur eine Königshufe sein, für die man einen durchschnittlichen Flächeninhalt von 7·736 Hektar annimmt[10]). Es ergibt sich ein Größenunterschied von $^3/_4$ Hektar, das bei den großen Spielräumen innerhalb der Hubenausmaße ein Fehlbetrag von verschwindender Kleinheit ist, selbst wenn man annimmt, daß auf die Ausmessung der Königshufen besondere Sorgfalt verwendet wurde[11]).

Da Königshufen nur auf Königsland oder doch auf Grund eines königlichen Privilegs ausgesetzt wurden[12]), Friedland aber vor 1278 königliches Gebiet war, darf mit Wahrscheinlichkeit geschlossen werden, daß die sieben Hufen Friedlands bereits vor diesem Zeitpunkte vorhanden waren. Die Flur des Burgfleckens Friedland muß daher bereits vor 1278 jenen Umfang erreicht haben, den sie nach dem Kataster von 1713 zu Beginn des 18. Jahrhunderts einnahm. Nimmt man, den obigen Ausführungen gemäß, als mittlere Größe der heimi-

[9]) Rohn J. C., Chronik S. 18.
[10]) mansus oder hoba regalis, Meitzen Aug., Agrar- und Siedlungswesen II 553.
[11]) Ebda. II 558. Kötzschke R., Deutsche Wirtschaftsgeschichte (in Meisters Grundriß der Geschichtswissenschaft II) S. 69.
[12]) v. Schwerin, RGA II 565.

schen Königshufe 82 Joch oder 164 Strich an und vergleicht das siebenfach Maß dieser Fläche, d. s. 1148 Strich, mit dem 1713 verzeichneten Umfang de Ortsflur, d. s. 1150½ Strich, so zeigt sich eine Übereinstimmung der beide Flächengrößen, die mit größerer Genauigkeit nicht zu erwarten ist. Eine schön Parallele zur heimischen Entwicklung stellen die 8 mansi regales der villa Goreli vom Jahre 1071 dar[13]), die eine Durchschnittsgröße von 48·5 Hektar besitze und in der späteren Stadtflur von Görlitz aufgegangen sind[14]). Wie in diese Stadt waren auch zu Friedland die Hubengüter wechselvollen Schicksalen unter worfen; im Jahre 1713 war keine Hufe mehr in ungeteiltem Zustande erhalten Auf den einzelnen Gütern unterschied man 2—14 Teilbesitzer[15]):

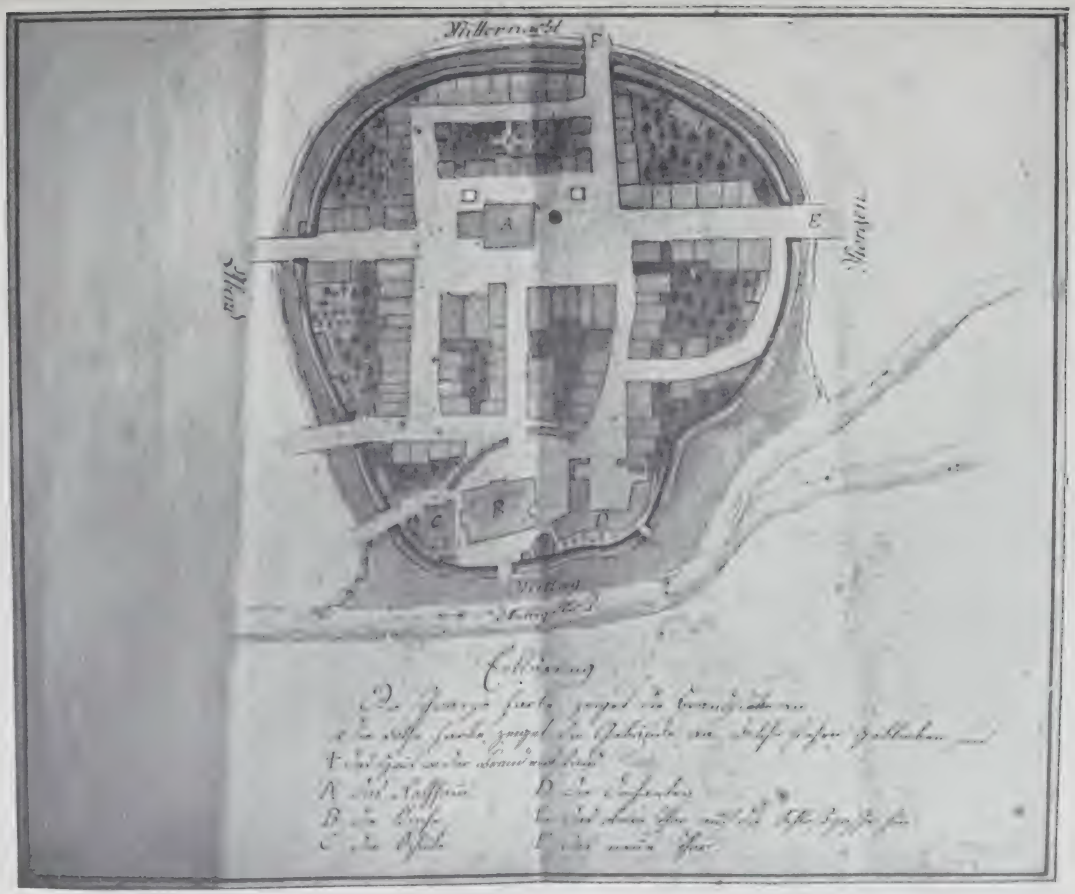
1.	Hube	Michel Tschaschel	und 4	Teilbesitzer
2.	„	Michel Tschaschel	„ 1	„
3.	„	Michael Blumrich	„ 5	„
4.	„	Heinrich Walter	„ 3	„
5.	„	Tobias Stracke	„ 4	„
6.	„	Hans Christoph Walter	„ 2	„
7.	„	Maria Richter	„ 13	„

Stadt Friedland.

Wie zahlreiche sächsische Städte ist das heutige Friedland au einer späteren, selbständigen Gründung hervorgegangen, di räumlich und rechtlich von dem Suburbium getrennt war[16]). Der genaue Zeit punkt der Anlage ist aus Mangel an Urkunden in Dunkel gehüllt. Wen Helbig den Ursprung des städtischen Gemeinwesens in die Jahre 1310—132 verlegt[17]), so ist dies eine nicht näher zu begründende Annahme; wahrscheinlic ist nur, daß bereits der erste der Bibersteine sofort nach der Erwerbung Friedland seine besondere Sorgfalt der nächsten Umgebung der Burg zuwandte. Wen wir wissen, daß weit über die Hälfte der ostelbischen Städte im 13. Jahrhunder angelegt wurde[18]), so war diese Erscheinung Rulko von Biberstein, dem Ange hörigen eines meißnischen Vasallengeschlechtes, sicher nicht unbekannt geblieben sie mußte in ihm das Verlangen nach einer ähnlichen Siedlung im eigene Herrschaftsgebiete erwecken. Vielleicht gelang es bereits ihm oder doch seinen Sohne Johann I., als Krönung einer der Erschließung des Bezirkes gewidmete Lebensarbeit die städtische Siedlung ins Leben zu rufen. Daß die Stadt Friedlan mit viel Wahrscheinlichkeit als Frucht der Bemühungen Rulkos anzusehen ist läßt sich aus einem Chronogramm schließen, das sich nach einer Überlieferun des 17. Jahrhunderts in einem von Joachim II. von Biberstein der Stad Friedland erteilten Wappenbriefe befindet[19]): Joan. CJo. FrJdl. Mur. CJr Cumd. J. (Joannes civitatem Friedland muris circumdedit. MCCCIIII.). Danac hätte Johann I. das Gründungswerk seines Vaters in dessen mutmaßlichen Todesjahre durch Ummauerung der Stadt zum Abschlusse gebracht. Diese Arbei mußte Johann, der seinen kriegerischen Geist durch die Einnahme und teilweis Einäscherung von Nimburg a. d. Elbe im Jahre 1326 genugsam bewies[20]), be sonders nahe liegen. Wir haben keine Ursache, an der Verbürgtheit des Chro nogrammes zu zweifeln, da sich seine Nachrichten so wohl in den überlieferte Tatsachenkreis fügen.

Wie der größte Teil der ostelbischen Städte zeigt auch der Grundriß vo Friedland typische Merkmale einer Gründungsstadt. Der von dem Mauerrin

13) Cod. dipl. Saxoniae reg. II. Urkunden des Meißner Bistums, Bd. 1, S. 35.
14) Meitzen Aug., Agrar- und Siedlungswesen II 441 f., III 430, Anlage 131. Die geschichtlichen Daten bietet Jecht, Geschich von Görlitz bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Neues Lausitzer Magazin, Bd. 70.
15) LA. Stadtbuch P Fol. 920.
16) Kretschmar J. R., a. a. O. S. 98.
17) Helbig Jul., Friedland. Stadtgeschichtlicher Überblick. Deutsche Arbeit, Bd. 10, S. 608.
18) Püschel Alfr., a. a. O. S. 7. Ermisch H., Anfänge des sächsischen Städtewesens (In Wuttke R., Sächsische Volkskund 1. Aufl., S. 120).
19) Nach Helbig Jul., Deutsche Arbeit 10, 608. Anm. 3, im Besitze des Apothekers Plumert in Friedland befindlich.
20) Helbig Jul., Ebda. 10, 601.



Der Friedländer Stadtgrundriß am Ausgang des 18. Jahrhunderts.

Nach einem Plan aus dem Jahre 1797 im Stadtarchiv.

umschlossene Teil der Siedlung ist unabhängig von dem älteren Suburbium geschaffen worden, das nur die Richtung der Mittelachse des Stadtplanes beeinflußte. Diese Einstellung der Stadttore auf das Schloß ist ein deutliches Kennzeichen des grundherrlichen Ursprungs unserer Siedlung; ihre Mittelachse kehrt sich nicht im entferntesten an die Hauptverkehrslinien des Bezirkes[21]) und erst 1792 wurde dieser Mangel durch die Herstellung des Neuen Tores in der Görlitzer Straße teilweise behoben (s. u.). Im Stadtplane von Friedland herrscht durchwegs die gerade Linie und der eckige Winkel vor. Sie stimmt darin mit alten und jungen Gründungsstädten Deutschlands, Nordamerikas, Chinas und Japans überein[22]). Die Hauptachse der Stadt wird durch die Reichenberger und die Schloßgasse gebildet; senkrecht dazu münden von Nordosten die Schiller- und Görlitzer Gasse, von Südwesten die Herren-, Redern- und Kirchgasse am Marktplatze ein; parallel zur Hauptachse verlaufen die Rosen-, Weber- und Pfortegasse. Den Ausgangspunkt für die Gestaltung unseres Stadtplanes stellt der Markt dar, welcher die dem 13. und 14. Jahrhundert angehörige Form der streng regelmäßigen Zentralanlage zeigt[23]). Die Anordnung der Stadträume erfolgt im allgemeinen auf Grund eines rechtwinkligen Koordinatensystems, das freilich an verschiedenen Stellen in Spitzwinkligkeit übergeht, sodaß Hönig den krassen Gegensatz zwischen eckiger und runder Form als besonderes Merkmal des Friedländer Stadtplanes empfindet[24]). Die Eigenart, daß die Hauptstraße den Markt halbiert und senkrecht dazu an den vier Ecken des Ringes Straßen einmünden, hat Friedland unter den deutschen Städten Böhmens nur mit dem 3. Stadtplatze von Brüx gemeinsam[25]). Trotz des Vorherrschens der Rechtwinkligkeit gehört Friedland mit zu jenen ostdeutschen Städten, welche die angestrebte Kreisform des Stadtumrisses nahezu vollkommen erreicht haben. Da der Verlauf der Gassen durch den rechtwinkligen Markt bestimmt wurde, mußte es am Rande des Stadtgebietes zu ungünstigen halb runden und halb eckigen Formen kommen; sie stellten jedoch kein bautechnisches Hindernis dar, weil der Raum zwischen der letzten Häuserzeile und der Stadtmauer mit Küchen- und Obstgärten ausgefüllt war[26]). Diese Art der Straßenführung übte jedoch neben der Einstellung des Stadtplanes auf das Schloß einen ungünstigen Einfluß auf den Fernverkehr aus; die Frachten, welche nach Görlitz befördert wurden, mußten bis 1792 nach dem Verlassen des Obertores auf einem trostlosen Wege entlang der Stadtmauer zur Reichenberg—Görlitzer Straße zurückbefördert werden.

Für die Wahl des Ortes der Stadtanlage war vor allem die Nähe der Wittig ausschlaggebend; der die städtische Siedlung kennzeichnende Zug zur Tiefenlage[27]) hat bei der Gründung der Stadt über kriegstechnische Vorteile gesiegt, welche eine erhöhte Anlage hätte bieten können. Bei der Festsetzung des Stadtumrisses beschränkte sich der Grundherr, der wohl hier wie anderorts diese Handlung vornahm[28]), auf eine Siedlung kleineren Umfanges; die innere Stadt Friedland gehört zu den kleinsten städtischen Anlagen Böhmens, sie deckt eine Bodenfläche, die kleiner als der größte Prager Marktplatz ist[29]). Die kreisförmige Umrißlinie unseres Stadtplanes weist am Südrande eine Ausbuchtung

21) Die Selbständigkeit der Stadt in ihren wichtigsten Straßenzügen ist eine Eigenart Ostdeutschlands. Meurer Franz, Der mittelalterliche Stadtgrundriß im nördlichen Deutschland in seiner Entwicklung zur Regelmäßigkeit auf Grundlage der Marktgestaltung. (1912) S. 70 ff. Klaiber Chr., Die Grundrißbildung der deutschen Stadt im Mittelalter (1912) macht für Westdeutschland Verkehrsrücksichten in höherem Maße für die Grundrißbildung verantwortlich.
22) Büschel A., a. a. O. S. 7, Meurer Fr., a. a. O. S. 1, Hönig Ant., Deutscher Städtebau in Böhmen (1921) S. 15.
23) Meurer Fr., a. a. O. 66.
24) Hönig A., a. a. O. S. 70.
25) Ebda. S. 67 und Plan 33 auf S. 68.
26) S. Stadtplan von 1797 (s. Abb.) StA. Feuerpolizei.
27) Ratzel Fr, Anthropogeographie II 492, Gradmann R., Siedlungsgeographie des Kgr. Württemberg II 149.
28) Für Zittau von Přemysl Ottokar II. 1255 durchgeführt. Vgl. Ermisch, a. a. O. S. 134.
29) Hönig A., a. a. O. S. 20.

auf, die durch die Aufnahme der Kirche in den Stadtring entstanden ist. Wie in vielen anderen Städten nehmen die kirchlichen Gebäude einen besonderen, mit Mauern umgrenzten Bezirk innerhalb des Stadtgebietes ein[30]); ihre Türme grüßen schweigend zum Markte herüber und laden die geschäftige Bürgerschaft zum Besuche ein. Das zweite Gebäude mit auszeichnender Stellung ist das Rathaus, welches als Mittelpunkt der wirtschaftlichen, sozialen und geistigen Interessen der Bürger[31]) einen gebührenden Standplatz inmitten des Marktes gefunden hat und den Brennpunkt der bürgerlichen Freiheit darstellt, die in der Zentralanlage der ostdeutschen Siedelstadt ihren schönsten Ausdruck gewann.

Die Stadtmauer.

Der Ursprung der Friedländer Stadtmauer ist in ein nicht völlig zu klärendes Dunkel gehüllt. Nach dem angeführten Chronogramm des Friedländer Wappenbriefes wurde sie im Jahre 1304 von Johann I. von Biberstein erbaut. Da, nach den Eigenarten des Stadtgrundrisses zu schließen, Friedland eine grundherrliche Gründung darstellt, bei welchen die Anlage der Stadtmauer meist wenige Jahre nach der Lokation mit Unterstützung des Grundherrn erfolgte[32]), hat eine Befestigung der Stadt durch Johann I. viel Wahrscheinlichkeit für sich. Zwar gehört die Ummauerung ursprünglich nicht zum Wesen des Stadtbegriffes, doch wird sie seit dem 13. Jahrhundert ein Merkmal von ständig steigender Bedeutung für das Ansehen der Stadt[33]). Die erste sichere Nachricht vom Bestande einer Befestigung Friedlands erhalten wir durch das Urbar von 1381, wo ein garten, gelegen bey dem stat graben (Bl. 5 b), genannt wird. In ältester Zeit fand außer bei Erddämmen und Verhauen das Holz bei Befestigungswerken reiche Verwendung[34]); noch im Jahre 1693 wurde „ein alter einfallender Holzturm am Zwinger auf der Pastey zur Verhütung von Unglück vollends abgetragen“ (s. u.). Einen großen Teil der Arbeitskräfte und Baustoffe stellte die Obrigkeit zur Verfügung. Daß sie noch im 16. Jahrhundert so manchen Kostenbeitrag zur Erhaltung der Festungswerke bot, läßt sich durch mehrere Beispiele belegen; so schenkte Friedrich von Biberstein der Gemeinde 200 Schock meißn. „zur Erbauung und Aufrichtung gemeiner Stadtmauern“[35]).

Auch die Mauertechnik[36]) der Stadtbefestigung, die nach Helbig „planmäßig und in einem Gusse“ hergestellt wurde[37]), deutet auf eine frühe Entstehungszeit hin. Die Mauern waren von Bruchstein unter verschwenderischer Verwendung von Kalkmörtel gebaut, „der im Verlaufe der Jahrhunderte felsenfest geworden war“. Neben Granit und Kies lieferte der Basalt den wichtigsten Baustoff; Ziegel oder vielmehr Ziegelbruch ließ sich nach Helbig nur an den Stellen nachweisen, bei denen größere Ausbesserungen vom 16. Jahrhundert aufwärts zu vermuten waren[37]). Über den Verlauf der Stadtmauer sagt Helbig folgendes aus: „An der Südseite folgte die Mauer dem Laufe des Wittigflusses bis zur Einmündung des Mühlwassers, wandte sich hinter der Dechantei nordöstlich, lief in gleicher Richtung mit der jetzigen Bibersteingasse bis zum Obertor und von hier aus, einen Halbkreis beschreibend und die jetzige Görlitzer- und Schillerstraße durchschneidend, bis zum Hofgebäude des Landwirtschaftshauses, wo an der Westseite noch Überreste erhalten sind, wurde dann von dem Niedertor durchbrochen und setzte sich, ebenfalls noch Überreste zeigend, von dort bis zur Pforte und dann zum obigen Ausgangspunkte fort“[37]).

30) Meurer Fr., a. a. O. S. 93.
31) Stiehl O., Das deutsche Rathaus im Mittelalter (1905) passim.
32) Z. B. Zittau um 1250 von Ottokar II. begründet, der 1255 den Umfang des Mauerringes bestimmte. Ermisch, a. a. O. 134.
33) Gerlach W., a. a O. S. 6, 24, 76.
34) Für Zittau: Ermisch, a. a. O. S. 134, für Trautenau: Simon Hüttels Chronik der Stadt Trautenau, hg. v. L. Schlesinger (1881) 8, 11, 275, 307 usw.
35) LA. Stadtbuch E Fol. 296, 1571, 17/8.
36) Vgl. Piper O., Abriß der Burgenkunde (1914) S. 24 ff.
37) Helbig Jul., Coll. I 509.

Reste der Stadtmauer.

Ergänzend sei hier hinzugefügt, daß sich weitere Befestigungsreste in der Ringgasse finden (s. Abbildung) und bereits vor dem Jahre 1792 außer Ober- und Niedertor und Pforte eine Anzahl kleinerer Auslaßöffnungen in der Stadtmauer vorhanden waren. Bezeichnet aber schon Pforte im mittelalterlichen Sprachgebrauch einen Einlaß, der nur für Fußgänger benützbar war[38]), so dienten die übrigen Ausschlüpfe oft nur den Bedürfnissen des Anrainers. Bereits in den Jahren 1557 und 1560 wird einer in das „Parchen" führenden Türe gedacht[39]); alte Lücken in der Stadtmauer beim späteren „Neuen Tore", beim „Armensünderturm" und in der „Stöberkeile" ließen auf Einrichtungen ähnlicher Art schließen[40]). Nach dem Stadtplan von 1797 (s. Abb.) führten 2 kleinere Ausschlüpfe vom Dechanteigarten zur Wittig; hinter dem Schulhause war gleichzeitig ein größerer Einlaß vorhanden, von dem noch 1858 „eine Türwölbung aus Geiersberger Platten mit sehr alter Steinfüllung" zu sehen war[41]).

Basteien.

Die Stadtmauer war in Entfernungen von 30—50 m mit „Basteien" gekrönt, wie die sonst üblichen „Weikhäuser"[42]) hier genannt werden. Sie waren viereckig, sprangen innen und außen über die Stadtmauer vor, die sie mit verbreiterter Plattform bedeutend überragten. Nach der Zeichnung in Rohns Chronik (s. Abb.) bestanden zwei solcher Basteien zwischen dem Niedertor und dem „Armensünderturm", der hier am Ende der heutigen Schillergasse eingezeichnet ist. Das beigefügte Bild zeigt diesen Turm, der anläßlich des Neubaues der landwirtschaftlichen Schule der Spitzhaue zum Opfer fiel. Außerdem waren am Nordrande der Stadtmauer einige Bastionen vorhanden, die jedoch auf Rohns Bilde, das in der Wiedergabe von Einzelheiten ungenau ist[43]), nicht verzeichnet sind. Baulichkeiten an einer „Bastei" werden 1631 verrechnet[44]); im Jahre 1693 wird ein Holzturm im Zwinger „auf der Pastey" genannt und wenige Monate später arbeitete der Maurer Hans Lischke von Neugörsdorf an der eingefallenen Bastei bei Hans Christoph Strackes Hause (Nr. 49)[45]). Vereinzelt wurde der Hof eines Bürgers oder ein kleinerer Stadtteil nach einem vorhandenen Mauerturm benannt; so besaß der Müller Sebastian Seidemann am Ausgang des 17. Jahrhunderts ein Haus „in der Pastey"[46]). Am Südrande der Stadtmauer war die bekannteste Bastei der sog. „Marterturm", der auf dem Stadtplan von 1797 als Rundbau verzeichnet und 1689 als „Rundell" belegt ist. Die erste Erwähnung erfolgt zum Jahre 1599, als der Steinmetzer eine neue Türe in seinen geräumigen Innenraum brach, der wohl zur Aufnahme der Folterwerkzeuge diente. Bei dem Hochwasser vom 20. August 1688 wurde der „Marterturm wiederumb" unterwaschen[47]); im folgenden Jahre arbeitete der Maurer Christoph Fuchs aus Schönwald mit einem Gesellen 3 Tage lang an seiner Wiederherstellung. Vier Jahre später wurde er von dem Maurer Hans Lischke von Görsdorf völlig neu erbaut[48]). Als die Stadtmauer ihre Bedeutung für Verteidigungszwecke verloren hatte, ging man daran, auch die Basteien friedlicher Arbeit dienstbar zu machen; sie fanden als Vorratsräume und Schupfen Verwendung. Im Jahre 1789 wurde dem Bäckermeister Franz Blumrich eine Bastei verkauft, der jedoch die Stadtmauer zu

38) Heyne Moritz, Deutsche Hausaltertümer I 320.
39) Helbig Jul., Coll. I 359.
40) Ebda. I 15.
41) Ebda. II 117.
42) Simon Hüttel für Trautenau im 16. Jahrhundert, a. a. O. S. 262, 288, 318. mhd. wīc „Kampf".
43) Helbig Jul., Coll. I 292.
44) Ebda. III 1635.
45) H. Baumeister R. Hampel, Friedland, hatte die Freundlichkeit, mir diese und eine Anzahl anderer Daten bereitwilligst zur Verfügung zu stellen, wofür ihm auch an dieser Stelle herzlichst gedankt sei.
46) Helbig Jul., Coll. III 1470.
47) StA. Ratsprotokolle 1688 Fol. 191.
48) Hampel R., a. a. O.

schonen und als Anerkennung des städtischen Obereigentums einen jährlichen Erbzins von 6 Kreuzer zu entrichten hatte[49]).

Der Stadtgraben. Als ältester belegter Teil der Stadtmauer wurde bereits oben der Stadtgraben bezeichnet. Das Wehr, welches die Zuleitung des Wassers aus dem Mühlgraben ermöglichte, war 1656 „ganz wandelbar" geworden. Die Ausführung größerer Reparaturen, welche dem bekannten Zimmermeister Christoph König von Neustadt übertragen werden sollten, wurde jedoch unterlassen, als der Kostenvoranschlag zu hoch ausfiel. Als am 24. Dezember 1656 das Wehr ganz eingegangen war, wurde es mit Schwarten und Steinen versetzt, „damit das Wasser desto stärker um die Stadt laufen könne". Fünf Tage vorher war auf strengen Befehl des gräflichen Amtes der Stadtgraben, „so ganz verwachsen und eingegangen gewesen", durch Georg Fiebiger von Ringenhain um $10\,^1/_2$ Reichstaler gereinigt worden[50]). Die Auslagen für Säuberung und Instandhaltung des Stadtgrabens bildeten einen wichtigen Posten des Stadthaushaltes. Schon 1619 wurden für das „Ausräumen und Ausstechen" 10 Schock 5 Groschen 1 Pfennig gezahlt[51]); in den Jahren 1648, 1664, 1670, 1695, 1754, 1758, 1774 usw. weisen die Stadtrechnungen größere Beträge für diesen Zweck aus. In Zeiten des materiellen Wohlstandes der Stadt war der Stadtgraben ständig mit Wasser gefüllt, so daß er zur Aufzucht von Fischen dienen konnte, deren Nutzung der Bürgermeister besaß. Im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert wurde auch der Stadtgraben wirtschaftlicher Verwertung zugänglich gemacht. Am 2. Mai 1774 verkaufte die Gemeinde ein Stück Stadtgrabengrund von der hohlen Gasse bis zur Bastei des Bürgermeisters Franz Josef Neumann (Nr. 46) dem Baumgärtner Dominik Pfeifer um 60 Gulden; am folgenden Tag erwarb der Fleischhauer Anton Pohl den anschließenden Teil des Grabens bis zum Niedertor um 20 Gulden. Im Jahre 1802 wurde schließlich der Teil zwischen Pforte und Niedertor dem Schuhmacher Lorenz Hampel gegen eine Kaufsumme von 200 Gulden und einen jährlichen Erbzins von 2 Gulden verkauft[52]). An den Verlauf des Stadtgrabens erinnert heute noch die gemauerte Küvette, welche teilweise erhalten ist.

Die Stadttore. Der Frachtenverkehr mußte sich der beiden Haupttore bedienen, von denen das Obertor neben dem heutigen Postgebäude, das Niedertor in der heutigen Reichenberger Straße beim Haus Nr. 35 stand. Die hölzernen Zugbrücken der Tore, welche seit 1557 häufig genannt werden, liefen mit Hilfe von Eisenzapfen in Lagern, die unter einem Blechstutz geborgen waren. Im Jahre 1561 verfertigte Mathes Kaulfersch um 17 Groschen Wellen und andere Eisenbeschläge für die Torbrücken. Am 10. März 1582 erhalten Hans Stracke und Nickel Wiedemann 48 Groschen für 4 Tage Arbeit an der Zugbrücke. Im Jahre 1695 war das Gewölbe über dem Stadtgraben bei der Pforte eingefallen und wurde durch den Maurer Mathes Laube von Ostritz wieder hergestellt. Aus dieser Nachricht geht hervor, daß die hölzernen Zugbrücken erst nach dem 30-jährigen Kriege durch Steinbauten ersetzt wurden. Größere Ausbesserungen wurden in den Jahren 1736 und 1751 an den Brücken hinter den Toren vorgenommen[53]).

In der Geschichte der Stadtmauern verdienen die Arbeiten, welche der italienische Meister Markus Spazzo de Lancio während seines Friedländer Aufenthaltes im Jahre 1599 und 1602 an Türmen und Toren vornahm, besondere

49) LA. Stadtbuch V 1789, 20/4.
50) Hampel R., a. a. O.
51) Helbig Jul., Coll. I 256.
52) Hampel R., a. a. O.
53) Ebda.

Niedertorturm.

Original-Federzeichnung R. Krause.

Erwähnung. Der baufällige Niederkorturm wurde im März 1602 von Hans Geißeler und Christoph Hocke abgetragen; gleichzeitig begann man mit der Herbeiführung der nötigen Baustoffe für den Neubau. Der Scholz von Ullersdorf lieferte 42 Schock Schindeln, 35 Fuder Zimmerholz und Rüststangen; vom Burggrafen wurden 2 Schock Bretter und von dem Büttner Martin Grollmus Kalkfässer, Eimer, Zuber und Kannen gekauft. Für das Brechen der Bausteine und die Aufführung von 34 1/2 Klafter Mauerwerk erhielt der Steinsetzer Jörg Rößler 22 Schock 13 Groschen 5 Pfennige; der Kalk kostete 21 Schock 36 Groschen 3 Pfennige, die Sandfuhren wurden mit 9 Schock berechnet. Der Zimmermann Michel Kylmann empfing für die Erbauung des Turmhelmes 18 Schock 30 Groschen 6 Pfennige und 1/2 Tonne Bier; der Turmknopf wurde von dem Görlitzer Kupferschmied mit 2 Schock 52 Groschen 2 Pfennigen berechnet, Christoph Schuster verfertigte für 54 Groschen den Wetterhahn. Am 29. August 1602 wurde das neue Gemäuer am Niedertor im Beisein des Bürgermeisters und der Räte gemessen; Gewölbe und Seitenmauern maßen 19 1/2 Klafter, der anschließende Mauerteil zeigte bei einer Höhe von 10 Ellen und einem Umfange von 12 1/2 Klafter einen Rauminhalt von 43 1/2 Klafter. Markus Spazzo von Lancio, der die Oberleitung des Baues führte, erhielt für seine Mühe 30 Schock 10 Groschen 2 Pfennige. Zwischen dem 21. August und 5. Oktober wurden die übrigen Teile der Stadtmauer von den Meistern Hans Prinke, Michael Tille und Hans Schröter ausgebessert und beworfen. Als Gesamtsumme der Ausgaben für Tore und Mauern werden im Jahre 1602 179 Schock 55 Groschen 5 Pfennige verrechnet[53]). Im folgenden Jahre arbeitete Meister Markus Spazzo wiederum an der Ausbesserung des Mauerringes[54]). Bereits 3 Jahre später wurde neuerlich der bedeutende Betrag von 82 Schock 31 Groschen 4 Pfennigen für Arbeiten an Graben und Wall ausgelegt.

Durch diese und zahlreiche kleinere Maßnahmen hatte die Stadt Friedland über Anregung des Bürgermeisters Christoph Zestermann seine Befestigungswerke zu Beginn des 17. Jahrhunderts in guten Stand gesetzt. Viel nützten ihm seine festen Mauern und Tore im 30-jährigen Kriege gegen eine wohlorganisierte militärische Macht freilich nicht[55]); wie bei vielen anderen Städten hatte auch hier der Mauerring seine schönste Ausbildung zu einer Zeit erfahren, als seine praktische Bedeutung infolge der geänderten Schieß- und Belagerungstechnik längst geschwunden war[56]). Doch mag die Stadtmauer die Bewohner vor so manchem Überfalle durch schweifende Söldnerhorden und Straßenräuber, vor Diebstählen durch Landstreicher und entlaufene Landsknechte bewahrt haben. Es ist sicher kein Wunder, wenn im Jahre 1631 die Stadttore, die bis dahin mit „Bäumen", also wohl Holzriegeln, verschlossen wurden, mit eisernen Vorlegschlössern und Schlüsseln versehen werden. Gleichzeitig wurde ein „Türlein" in das Niedertor geschnitten, wohl um den Verkehr besser überwachen zu können. Im gleichen Jahre wurden bei den Torbrücken „Quielen auf die Gräben" gemacht[57]), d. s. Hindernisse in der Art von Schlagbäumen, welche sich im deutschen Festungsbau des Mittelalters großer Beliebtheit erfreuten[58]).

Außerdem beherbergten die Stadttore bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts das Gefängnis[59]). Obgleich bereits 1611 ein Vorlegeschloß an die „Schuldkammer" gekauft wurde[60]), so war es doch mit der Sicherheit dieses

54) Helbig Jul., Coll. I 249.
55) Vgl. Die Ereignisse des Jahres 1634.
56) Dehio Georg, Geschichte der deutschen Kunst II (1923) S. 318.
57) Helbig Jul., Coll. III 1636/37.
58) Heyne M., Deutsche Hausaltertümer I 320.
59) StA. Strafpolizei. Bericht über den Zustand der Kriminalgefängnisse 1791 4/3.
60) Helbig Jul., Coll. III 1520.

Gewahrsams nicht auf das beste bestellt. Auf die wiederholte Anfrage Heinrichs von Grießel über den Verbleib von 5 Burschen, die man „gefänglich eingezogen" hatte, erfolgt am 11. November 1631 die kurze Benachrichtigung, daß alle entlaufen seien[61]).

Bald nach dem Westfälischen Frieden schritt man an die Wiederherstellung der Schäden, welche die Stadtmauern im großen Kriege erlitten hatten. Bereits im Winter des Jahres 1653 wurde das „Thörmel" auf der Mauer bei der Dechantei durch den Zimmermann Melchior Fiebiger neu erbaut; im Jahre 1658 ließ man das „wandelbare" Obertor durch ein neues ersetzen[62]). Drei Jahre später wurde eine neue Schuldkammer auf dem Niedertor eingebaut und die Treppe im Obertor angerichtet. Das Niedertorhäusel, welches in der Nacht des 4. November 1667 abgebrannt war, wurde im Dezember dieses Jahres von Georg und Jeremias Fischer in Gemeinschaft mit einheimischen und fremden Handwerkern neu aufgeführt[63]). Beim Bau des Pfortehäuschens vom Jahre 1671 finden 11 Stämme Holz, 30 Schock Schindeln und 9 Fuhren Lehm Verwendung. Bartel Lichtner setzte einen neuen Ofen von 68 Kacheln, David Schütze verfertigte 2 Fenster, die Christoph Hampel beschlug und Melchior Schuster aus Reichenau verglaste. Die Zimmerarbeiten wurden durch Kasper Michner und Christoph Hilger ausgeführt. Zwei Jahre später erfolgten umfangreiche Ausbesserungen am Niedertorhäuschen, wozu 8 Faß Kalk, 10 Fuder Steine, 30 Fuder Sand und 6 Fuder Lehm verwendet wurden. Die Maurerarbeit besorgte Christian Erben aus Markliffa, der die Stube in Stein ausführte, die Seitenmauern des Tores ausbesserte und mit Ziegeln belegte. Der Zimmermann Michael Ehrentraut deckte die Stube mit Balken und führte ein Halbgeschoß auf. Michael Gärtner aus Hohenwald schlug den Estrich auf die Stube, Mathes Laube aus Ostritz stellte die steinerne Feuereffe und den Kalkverputz her. Christoph Möller aus Markliffa verglaste die Fenster und Michel Neumann setzte den Ofen. Der Zimmermann Kasper Michner dielte die Stube und bereitete das Holz zur Treppe vor; Jeremias Fischer verfertigte die Decke und eine Almer für den Wohnraum[64]).

Zur Reparatur des Obertores wurden 1674 100 Stück Gesimsziegel verwendet[65]); wie bei vornehmen Gebäuden des 17. Jahrhunderts waren die Giebel der Torhäuschen mit Ziegeln ausgesetzt. Im Jahre 1679 wurde der Vordergiebel des Obertores durch den Maurer Elias Schaffer von Zittau unter Verwendung von 1000 Stück Ziegeln neu aufgeführt[66]). Der Teil der Stadtmauer hinter der Dechantei, welcher 1689 durch das Hochwasser eingerissen worden war, wurde im folgenden Jahre durch den Maurer Mathes Laube von Ostritz und Christoph Fuchs aus Schönwald wieder hergestellt[67]); für die Aufführung der 32 Klafter Mauerwerk wurden 12 Schock 48 Kreuzer gezahlt. — Die Erhaltung der Stadtmauer ließ bereits gegen Ende des 17. Jahrhunderts so manches zu wünschen übrig. Im Jahre 1693 besserte der Maurer Hans Lischke aus Neugörsdorf ein Stück Stadtmauer beim Obertor aus, dem ein Sturmwind geschadet hatte[67]). Ein Jahr später mußten Bastei und Mauer hinter Christoph Strackes Hause (Nr. 49) wieder aufgerichtet und Ausbesserungen zwischen Balzer Brettschneiders und Adam Mildners Baustellen vorgenommen werden. Als 1696 die Gefahr bestand, daß bei einer Hochflut das Wasser der Wittig in den

61) Derf., Reichenberger Zeitung 1897 Nr. 8.
62) Helbig Jul., Coll. I 237.
63) Hampel R., a. a. O.
64) Helbig Jul., Coll. I 316 und Hampel J., a. a. O.
65) Ebda. I 317.
66) Ebda. I 318.
67) Hampel R., a. a O.

Oberes Tor.
Nach einer Zeichnung aus dem 18. Jahrhundert (Privatbesitz).

Kirchhof eindringe und die Stadtmauer zum Einsturze bringe, wurde vor ihr eine Schutzmauer aufgeführt und der Zwischenraum mit Sand und Steinen ausgefüllt[67]).

Im Jahre 1700 verfertigten die Zimmerleute Gottfried Neumann und Tobias Scholz den Helm des Niedertortürmels und deckten ihn ein; Friedrich Breuer, Klempner von Zittau, lieferte den Turmknopf von Weißblech und Gottfried Hampel stellte die Spille her. Auf dem Kreuze, das den Turm bis zu seinem Abbruche zierte, war die Jahreszahl 1700 angebracht[67]). In den Jahren 1728 bis 1735 wurden kleinere Arbeiten an den Toren vorgenommen. Im Jahre 1754 mußten neue Torflügel für das Niedertor besorgt werden; gleichzeitig erhielt Franz Tannewitz den Auftrag, die Steine abzutragen, welche „von der Stadtmauer fallen wollten“[67]). Größere Arbeiten an den Dachstühlen der Torhäuschen waren in den Jahren 1774—1776 nötig. Gegen Ende des Jahrhunderts schritt man bereits an die Abtragung überflüssiger Teile der Stadtmauer; im Jahre 1780 wurden 10 Klafter Steine von der abgebrochenen Parchenmauer beim Obertore um 5 Gulden verkauft. — Von den Teilen der Stadtmauer boten vor allem die Tore Gelegenheit zur architektonischen Ausschmückung. In der Karwoche des Jahres 1721 wurde eine holzgeschnitzte Tafel mit den Passionszeichen und der Kreuzigung Christi auf Kosten des Bürgers und Schuhmachers Christian Loth am Obertore angebracht; sie trug die Schrift: „O süßer Jesu, Deine bittern Schmerzen Versetze tief in alle betrübte Herzen“ (Vgl. Abb.)[68]). Später wurde das Bild durch eine Tafel, Christus am Ölberge darstellend, ersetzt, die im Jahre 1781 abgenommen und von dem Maler Franz Höferle aufgefrischt wurde. Aus dem Erlös, den die Veräußerung des Bildes zu Beginn des 19. Jahrhunderts brachte, und den Zinsen eines Fundationskapitals wurde ein eisernes Kreuz mit echt vergoldetem Christus über dem Wassertrog neben Gottfried Meisels Hause aufgestellt, das jetzt die Brücke über den Mühlgraben in der Bahnhofstraße ziert[69]). Vor dem Niedertore wurde im Jahre 1721 das Bild der schmerzhaften Mutter Gottes mit einem Aufwande von 80 Gulden errichtet, die der Fleischhauer und Kirchenvorsteher Gottfried Graber diesem Zwecke gewidmet hatte. Gleichzeitig ließ der herrschaftliche Kornschreiber Christian Wondrak eine steinerne Statue des hl. Johann von Nepomuk vor der Pforte aufstellen[70]). Im Jahre 1780 erhielt ein Friedländer Bildhauer für das Ausmeißeln einer Jahreszahl beim Obertor 9 Kreuzer 2 Pfennige; wenige Monate später setzte der Mauermeister Franz Thum auf die Pfeiler des Obertores zwei steinerne Vasen auf, die der Pankrazer Steinmetzer Josef Jantsch verfertigt und Anton Tannewitz mit Öl getränkt hatte[71]).

Bis zum Jahre 1792 war ein Frachtenverkehr nur durch das Ober- und Niedertor möglich; der Zutritt in die Hohle Gasse mußte auf dem Umwege durch das Obertor und die Grabengasse erfolgen, die sich am Ausgang des 18. Jahrhunderts in einem sehr schlechten Zustande befand. Diesem Übelstande war es zuzuschreiben, daß bei dem Brande des Leglerschen Hauses in der Hohlen Gasse (Nr. 96) vom 13. März 1792 sieben weitere Häuser eingeäschert wurden; der Unglücksfall bildete die Veranlassung zur Herstellung des sog. „Neuen Tores“, das an Stelle des Walterschen Hauses in der Görlitzer Gasse errichtet wurde. Das Tor bestand aus zwei mit Vasen gekrönten Pfeilern, welche die durchbrochene Stadtmauer abschlossen und noch heute teilweise erhalten sind[72]). Im

68) Helbig Jul., Coll. V 501; vgl. LA. Stadtbuch Q Fol. 266.
69) Hampel R., a. a. O.
70) Helbig Jul., Coll. V 501.
71) Hampel R., a. a. O.
72) Helbig Jul., Coll. I 818 b und Hampel J., a. a. O

Jahre 1810 ersuchte Josef Tschaschel um die Erlaubnis, ein Einfuhrstor durch die Stadtmauer bei Nr. 35 brechen zu dürfen; sie wurde ihm gegen eine Entschädigung von 115 Gulden gewährt. Eine weitere Zufahrt wurde 1866 durch die Abtragung des Pohlschen Hauses in der Schillergasse Nr. 47 geschaffen[73]).

In dem Jahre 1829 erfolgte eine Aufnahme der Stadtmauer, die uns besonders über die Größenausmaße der Türme und Tore genau unterrichtet[74]). Das Obertor war 12 Ellen lang, 12 Ellen breit, besaß im Dachstuhl zwei gespindete Böden und war mit Schindeln gedeckt. Der Obertorturm war rund, hatte 10 Ellen im Durchmesser, war spitz gesperrt und gleichfalls mit Schindeln gedeckt. Das Obertorhäuschen zeigte das Längen- und Breitenausmaß von 8×6 Ellen. Das Niedertor enthielt bei dem quadratischen Grundriß von 12 Ellen Seitenlänge eine Wohnstube und Kammer mit gespindeten Böden und Schindeldach. Der Niedertorturm besaß einen kreisförmigen Grundriß von 10 Ellen Durchmesser, war spitz gesperrt und mit Schindeln gedeckt. Das Niedertorhäuschen bedeckte die Grundfläche von 12×8 Ellen und war mit Sturzböden und Schindeldach ausgestattet. Das Pfortehäuschen war 10 Ellen lang und 6 Ellen breit.

In den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts begann man die Stadttore als Verkehrshindernisse zu empfinden. In einem Berichte des Kreisamtes vom 22. August 1831 wird festgestellt, daß ein „geladener Frachtwagen das Niedertor nicht ungehindert passieren" könne[75]). Im Einverständnisse mit Magistrat und Bürgerschaft wird daher die Abtragung des Tores dem Straßenbaupächter Salomon Hahn übertragen, der diese Arbeit gegen Überlassung des Steinmateriales durchführte. Kurz darauf wurde das Niedertorhäuschen von Gottlieb Rasch abgetragen, der es am 25. August 1831 käuflich erworben hatte[76]). Am 31. Juli 1837 gab das Kreisamt auch die Erlaubnis zur Entfernung der Baulichkeiten am Obertore; bereits am 10. März 1838 wurde das Holzwerk von der Bedachung des Obertorturmes veräußert[77]). Am Niedertorturm wurden die letzten Ausbesserungen im Jahre 1867 vorgenommen[78]), bis auch er im Jahre 1888 der Spitzhaue zum Opfer fiel. Heute sind von dem stolzen Baue der Stadtmauer nur mehr geringe Reste in der Rosen- und Ringgasse erhalten.

Ring und Gassen der Stadt.

Den Kern unserer Siedlung bildet der Marktplatz, von dem der Ausbau des Städtchens seinen Anfang nahm. Kam ihm ursprünglich allein die Aufgabe zu, die Durchführung eines wichtigen Merkmals des Stadtwesens, die Abhaltung von Märkten, zu ermöglichen, so gab er bald auch den Ort der öffentlichen Rechtspflege ab, wo Verhöre, Verhandlungen und Jahresdinge stattfanden. Er wurde schließlich zu der Stätte, wo die Bürger ihre Feste feierten, und damit zum wirtschaftlichen, sozialen und geistigen Mittelpunkt der Siedlung überhaupt. In seiner baulichen Eigenart entwickelte er sich allmählich zur guten Stube, zum Empfangsraum des Stadtinnern, in welchem der Reichtum und die Eigenart der Siedlung zum Ausdrucke kam. Die zentrale Lage unseres Marktes mußte den Eindruck seiner Bedeutung für das Gemeindeleben notwendig erhöhen; nach allen Seiten von Baublöcken umgeben, die ihn an Stärke nicht übertrafen, konnte er auch in räumlicher Hinsicht seine beherrschende Stellung im Stadtinnern zur Geltung bringen. Als quadratähnliche Fläche rief er, wie in anderen ostdeutschen Städten[79]), einen

73) Hampel R., a. a. O.
74) Helbig Jul., Coll. I 147
75) StA. Straßen 1831, 22/8.
76) Helbig Jul., Coll. I 137.
77) Ebda. I 144.
78) Ebda. I 798.
79) Meurer Fr., a. a. O. S. 67.

Altes Rathaus.
Aus: „Deutsche Arbeit", Jahrgang 10.

annähernd gleichartigen Ausbau nach allen Seiten hin hervor. Diese auszeichnende Stellung brachte es mit sich, daß von der Entfernung zum Marktplatze der Wert der Bürgerbauten abhing. Es ist daher kein Zufall, wenn das Rathaus, die Verkörperung der Bürgerfreiheit, in den Mittelpunkt des Stadtplatzes tritt. Um den Marktplatz reihen sich die Gebäude der wohlhabenden Handwerker und gräflichen Bediensteten, gegen die Ränder des Stadtgebietes nehmen die Anwesen mit überwiegend landwirtschaftlichem Betriebe zu. Um den Platz selbst ist der Boden am kostbarsten; daher findet man hier, wie in so mancher anderen Stadt Ostdeutschlands, das Bestreben der Bürgerhäuser, sich auf Kosten des Marktes zu erweitern (sog. „Redernhaus")[80]). Der Stadtplatz tritt uns seit der ältesten Zeit als „Ring" entgegen[81]); erst später wird er vereinzelt als „Marktplatz" bezeichnet[82]).

Die Hauptverkehrsstraße, welche den Marktplatz durchquert, wurde nach den Toren der Stadt am häufigsten „Obere" und „Untere Gasse" oder „Obere" und „Untere Torgasse" genannt[83]). Der Bedeutung entsprechend, die das Schloß für die Obervorstadt besaß, wurde die Obergasse zum Jahre 1498 als „Borgkgasse" bezeichnet[84]). Der heutige Name „Schloßgasse" tritt bereits im Jahre 1597 auf[85]), doch wird er später durch das beliebtere „Obergasse", welches seit 1527 belegt ist[86]), fast völlig verdrängt. Bei amtlichen Angaben wird mit Vorliebe der volle Titel „Obere Torgasse" gesetzt[87]). Der Teil der Schloßgasse, welcher innerhalb der Stadtmauer verlief, wies noch 1797 zu beiden Seiten je 5 Häuser auf[88]). Die Reichenberger Gasse hieß früher „Niedergasse", „Niedertorgasse", „Torhausgasse" oder „Spitalgasse"[89]). Da die „Spitalgasse" im Josefinischen Kataster als „Niedervorstadtgasse" bezeichnet wird (201), mag sie auch als Fortsetzung der „Niedertorgasse" aufzufassen sein. In dieser Gasse waren ohne die beiden Eckhäuser gegen den Marktplatz zu je 4 Baustellen vorhanden.

Die Herrengasse führte früher den Namen „Ziegengasse", der zuerst 1528 auftaucht[90]) und in dem Josefinischen Kataster 1785 (6) und der Darstellung Springsholz' vom Brande des Jahres 1797[91]) noch Verwendung findet. In der Wahl dieser Bezeichnung stimmt Friedland mit Breslau[92]), Prag[93]) und vielen anderen Städten überein. Die Gasse wies an dem Baublock längs der Stadtmauer 11 Baustellen, am gegenüberliegenden 5 Häuser auf. Die Parallelstraße dazu, welche heute Rederngasse heißt, führte früher die Bezeichnung „Badergasse", die noch im Josefinischen Kataster genannt wird (11). Doch ist der Name „Badergasse" nicht so eindeutig wie die übrigen Gassenbezeichnungen; während nach Helbig die heutige Rederngasse zur Zeit des Chirurgen Neumeister „Badergasse" heißt[94]), wird dieser Name im Jahre 1659 der jetzigen Herrengasse beigelegt[95]). Ein „Badergassel" wird ferner nach Helbig 1780 in der Obervorstadt genannt und bezeichnet damals das jetzt aufgelassene „Färbergäßchen"[96]).

80) Ebda. S. 59. Stübben im Handbuch der Architektur, Bd. Städtebau, S. 205. Brinkmann, Deutsche Bauzeitung (1910) S. 74.
81) Die allgemeine Annahme, daß „Ring" von poln. rynek und nicht ahd. ring „kreisförmige Versammlung" abgeleitet sei, bedarf einer Nachprüfung. Vgl. Klapper Jos., a. a. O. S. 26.
82) Z. B. LA. Jos. Kat. 1785. Friedland. In diesem Ortsplatz besteht ein gepflasterter Ring oder sog. Marktplatz.
83) LA. Jos. Kat. 57, 98.
84) LA. Stadtbuch A Fol. 64 b.
85) Helbig Jul., Coll. III 1678.
86) Ebda. III 1355.
87) LA. Jos. Kat. 57.
88) S. Stadtplan von 1797.
89) LA. Stadtbuch G 1580, 15/4.
90) Helbig Jul., Coll. III 1355.
91) StA. Feuerpolizei, 1797, 17/1.
92) Püschel A., a. a. O. S. 59.
93) König A., a. a. O. S. 81.
94) Helbig Jul., Coll. V 731. Die Rederngasse wird 1529 und 1555 als Kirchgasse bezeichnet.
95) LA. Stadtbuch N Fol. 485. 1659, 7/9. Die Rederngasse wird 1504 und 1596 Badergasse genannt.
96) Helbig Jul., Coll. V 731.

Die Badergasse besaß an dem Baublocke gegen die Herrengasse 5 Baustellen, an dem gegenüberliegenden aber nur 4. — Die 3. Parallelstraße, die wir heute „Kirchgasse" nennen, führt noch im Josefinischen Kataster die Bezeichnung „Dechanteigasse" (29); allerdings scheint der Name „Kirchgasse" älter zu sein, da er bereits 1557 gebraucht wird[97]). — In die Kirchgasse mündet die heutige Webergasse, der früher der Name „Stöberkeile" zukam[98]). Sie führte außerdem der Stadtmauer entlang bis zum Obertor. Größere Gebäude waren hier nur die Eckhäuser bei der Einmündung in die Kirchgasse; der übrige Teil des Weges wurde von kleineren Häuschen und Gärten umsäumt. Im südlichen Stadtteile ist noch die „Pfortengasse" zu nennen, die durch die Pforte in die „Pfortenvorstadt" (3. Fl.) führte. Durch die Pforte selbst wurde sie in die „Obere" und „Niedere Pfortengasse" geteilt[99]); die „Niedere Pfortengasse" wurde auch als „Klüselkochgasse" bezeichnet, weil ihre Bewohner mit Vorliebe „Klüsel", ein billiges Gebäck aus Aufkehrmehl in Brezelform, genossen. Innerhalb des Mauerringes war die Pfortegasse nur am Südrande mit einer aus 4 Gebäuden bestehenden Häuserzeile ausgestattet. Unweit der Schule führte der „Kirchhofgang" (14) durch die Stadtmauer ins Freie. — Die Straßen der nördlichen Stadthälfte sind bald genannt. Die „Ratgasse" des Josefinischen Katasters (124) führt seit der Herstellung des „Neuen Tores" bis zum Kreuzungspunkte mit dem Stadtgraben die Bezeichnung „Neue Torgasse"[100]). Die heutige Schiller- und Rosengasse trugen noch 1785 den weitverbreiteten Namen „Rosengasse"[101]). An der Innenseite der Ringmauer führte der „Stadtmauergang", der nicht verbaut werden durfte, als den Mauern noch militärische Bedeutung zukam[102]).

Auch in den Vorstädten beginnt sich von 1500 ab ein ausgedehntes Straßennetz zu entwickeln. Die wichtigsten Wege der Vorstädte bildeten natürlich die Fortsetzung der Oberen und Niederen Gasse. Der Josefinische Kataster faßt so den größten Teil der „Niedervorstadt" unter dem Begriffe der „Niedervorstadtgasse" zusammen (4. Fl.); die Straße selbst führt aber den Namen „Spitalgasse" (201). Dagegen wird in der Oberen Vorstadt die Bezeichnung „Obere Gasse" (285) beibehalten. Als wichtigster Weg der „Pforten-Vorstadt" (3. Fl.) ist neben der „Niederen Pfortegasse" (164) die „Schnellefortgasse" zu nennen. Sie ist 1561 als „smele forth" belegt und wird daher von Helbig als „Schmale Furt" erklärt[103]); doch ist an der wörtlichen Auffassung des Namens festzuhalten, da seine Bildung der heimischen Flurnamengebung entspricht (z. B. „Seltenreine") und ähnliche Fügungen auch anderwärts als Straßenbezeichnungen beliebt sind[104]). Die „Schnellefortgasse", welche noch 1785 als amtliche Straßenbezeichnung besteht (154), führt heute den Namen „Fischergasse". Doch auch diese Bezeichnung blickt auf ein bedeutendes Alter zurück, denn sie wird seit 1509 und 1523 häufig erwähnt[105]); sie gehört daher zu den ältesten überlieferten Gassennamen von Friedland.

In der Obervorstadt ist neben der Schloßgasse die „Bleichgasse" (375) zu nennen, die heute den Namen „Parkgasse" führt. Die „Mühlgasse" (333) lebt unter dieser Bezeichnung noch heute fort; weil sie zur großen Mühle führte, wurde sie vereinzelt auch „Große Mühlgasse" genannt[106]). Das heute aufge-

97) Ebda. III 1310.
98) Ebda. I 550. Jos. Kat. „Steiberkeilgasse" (41).
99) Helbig Jul., Coll. III 1678
100) Ebda. V 722.
101) Dieser häufige Name bezeichnete in anderen mittelalterlichen Städten den Aufenthaltsort der „lüsternen Fräulein".
102) Hampel R., a. a. O.
103) Helbig Jul., Coll. III 1334
104) Z. B. Prag „Schnelle Ecke" (Hönig A., a. a. O. S. 87); für die Lausitz: „Schnellforte", Neues Lauf. Mag. 67 (1881) 37ff.
105) Helbig Jul., Coll. V 802. LA. Stadtbuch B Fol. 1.
106) Helbig Jul., Coll. II 1678.

lassene „Färbergäßchen“ hieß früher schlechthin „Gassel“ oder wurde seltener als „Badergassel“ bezeichnet[107]). Im Jahre 1662 bestand vor dem Obertor eine „Töpfergasse“, in der sich ein Schlagbaum befand[108]); man darf vermuten, daß sie in der späteren „Mauergasse“ (278) fortlebte, welche die Aufgabe hatte, den aus der Richtung Reichenberg kommenden Verkehr auf dem Umwege über das Obertor nach der Straße gegen Seidenberg weiterzuleiten. Diese bis zur Eröffnung des „Neuen Tores“ notwendige Verbindung wird 1792 als „ein höchst beschwerlicher Umweg von einer halben Stunde“ bezeichnet, der „zur größten Plackerung des Fuhrwesens durch enge Krümmungen, Morast und Sumpf, zur Winterzeit durch Eisschollen und Pfützen mit Lebensgefahr für Menschen und Vieh unausweichlich gemacht werden mußte“[109]). Zum Jahre 1612 wird mit der „Hirtengasse“ in der Seltenreine ein Straßenname genannt, der gegen Ende des 18. Jahrhunderts nicht mehr bekannt war[110]). Auch im Jahre 1617 wird die „Hirtengasse“ als neben der Schloßgasse und der „Seltenreine“ gelegen bezeichnet[111]); man darf daher wohl der Vermutung Helbigs beistimmen[112]), daß es sich hier um den nach der Erbauung des Schießhauses (1788) an Bedeutung gewinnenden Weg der „Schützengasse“ handle. Nicht mit Sicherheit läßt sich ferner der Verlauf des „Wüsten Gässels“ angeben, das anläßlich des Verkaufes der Besitzstände des „kunstreichen“ Heinrich Bellmann, gewesenen Organisten und Stadtschreibers, zum 7. Jänner 1610 genannt wird[113]). Vielleicht läßt es sich mit einem Wege gleichsetzen, den man nach den Angaben Helbigs aus wiederholten Funden von 2—3 Schuh unter dem Erdboden ruhenden Pflasterresten neben den heutigen Gärten längs der Seltenreine erschließen kann. Die heutige Bibersteingasse ist das frühere „Parchen“[114]), welches neben dem Obertor durch eine Türe von der „Stöberkeile“ her betreten werden konnte. Auch hier waren bereits zu Beginn des 16. Jahrhunderts Spuren eines Weges vorhanden; denn wir erfahren, daß bei der Parchenmauer, d. h. der Quermauer des Stadtgrabens, die 4 Ellen von der „Gasse“ entfernt war, im Jahre 1610 ein „Fleckel“ von Joachim Jobt an Barthel Döring verkauft wurde[115]). Hinter dem Neuen Tor, das durch die „Rat-“ bzw. „Neue Torgasse“ (s. o.) mit dem Markte in Verbindung stand, begann die „Hohle Gasse“, welche 1576 und 1582[116]) das erste Mal genannt wird und auch dem Josefinischen Kataster noch bekannt ist (265). Auch die heutige „Brunnengasse“, welche 1730 den Namen „Rinnelborngasse“ führt[117]), wurde meist unter der Bezeichnung „Hohle Gasse“ begriffen. Der heutige Namen Gartengasse hat erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den älteren, von dem Bache entlehnten Namen „Seltenreine“ verdrängt, den Helbig für das Aussehen des Weges sehr bezeichnend fand[118]). Ein gleichbedeutender Ausdruck von Ringstraße ist „Grabengasse“, der bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts auftaucht[119]); doch bezeichnete sie damals einen Weg, der beim Obertor beginnend, längs des Grabens bis zum Kirchhof und weiter verlief, also das äußere Gegenstück zum Stadtmauerweg darstellte.

---

107) Ebda. V 731, 751.
108) Ebda. I 268.
109) StA. Straßen. 1792, 20/9.
110) Helbig Jul., Coll. III 26.
111) Ebda. I 221.
112) Ebda. III 1678.
113) Ebda. II 597.
114) Mat. barchanus ist der mittelalterliche Ausdruck für einen Teil der Befestigungsmauer. Vgl. die Urkunde Přemysl Ottokars II., die Befestigung Kolins betreffend, Emler, Reg. Boh. Nr. 2391, S. 1035. Dazu Neuwirth Joseph, Geschichte der christlichen Kunst in Böhmen, (1888), S. 340 ff.
115) Helbig Jul., Coll. II 597.
116) Ebda. III 1310, I 245.
117) Ebda. V 557.
118) Ebda. V 751.
119) LA. Jos. Kat. 140.

Über die Einteilung der Siedlung in einzelne Stadtteile gibt uns der Josefinische Kataster Aufschluß. Hier wird die innere Stadt als erste Flur unter der Bezeichnung „Ortsplatz Friedland" zusammengefaßt. Die zweite Flur wird als „Stadtgrabentor" bezeichnet; sie fing beim Obertor an und endete beim Kirchhofe, ihre wichtigsten Merkmale sind „Grabengasse" (140), „Grabenwasser" (141) und „Stadtgrabenwiese" (148). Anschließend daran ist die „Pforten-Vorstadt" als dritte Flur genannt, die beim Kirchhofe anfängt und bei Bartholomäus Hemplers Wohnhaus (180) endet. Sie wurde von der „Schnellefortgassen" (154) und der „Pfortegassen" (164) durchquert und enthält den „Kirchhof" (150) und der Gemeinde „Bleichplanel" (163). Die vierte Flur, welche bei Hemplers Wohnhaus beginnt und an der Ringenhainer Brücke endet, besteht in zwei Häuserzeilen längs der „Spitalgasse" (201). Das „Spitalwasser" (217) hat der fünften Flur den Namen gegeben; sie reicht von der Ringenhainer bis zur „Klein-Fiebig-Brücke" und enthält als wichtigstes Gebäude das „Hospital" (227). Zwischen der „Kleinen" und „Großen Fiebigbrücke" verläuft als sechste Flur der „Kleinfiebigbrückenteil", der von der „Fiebiggasse" (230) durchquert wird. Die siebente Flur „Kleinseltenreine", welche von der „Großen Fiebigbrücke" bis zu Johann Christoph Heinrichs Wohnhaus reicht, wird von dem „Walkgraben" (240) durchflossen und enthält die „Hohle" (265) und die „Mauergasse" (278). Daran schließt sich die achte Flur „Obere Vorstadt", die beim „Schölersteig" (381) endet. Außer der wichtigen „Oberen Gasse" (285) sind hier die „Bleichgasse" (375), „Mühlgasse" (333) und das „Mahlmühlenwasser" (328) vorhanden. Vom Schölersteg über das Obertor bis zum Elis-Kreuz verläuft die neunte Flur, „Bleichplan" genannt, welche die „Lohmühle" (401), das „Mühlplanel" (390) und den „Gemeinde-Bleichplan" (382) enthält. — In früheren Jahrhunderten waren zum Teil andere Namen für die einzelnen Stadtteile üblich. Daß nicht selten Merkmale der Stadtmauer den Ausgangspunkt der Namengebung bildeten, wurde gelegentlich der Behandlung der Basteien erwähnt. Doch diese Bezeichnungen sind ebenso der Vergessenheit anheimgefallen, wie eine Reihe anderer aus dem 16. und 17. Jahrhundert, zu denen die „Freiheit", das „Kraftstück" u. ä. gehören[120]). Ein „Am Damm" genannter Stadtteil dürfte in der Gegend des Mühlteiches zu suchen sein[121]).

Aussehen der Wege.

Über die Breite und das Aussehen der Wege geben uns die Quellen mannigfachen Aufschluß. Mit Ausnahme der Hauptstraße waren sie nicht breiter als die heutige Redern- und Kirchgasse. Seit dem Einsetzen einer reicheren Überlieferung erfahren wir wiederholt von Wegepflasterungen innerhalb des Stadtgebietes. Wie es seit ahd. Zeit üblich ist, wurden gepflasterte Stadtteile als „Steinwege" bezeichnet[122]). Die Pflasterung der Wege dürfte nicht weit über 1500 zurückreichen, wenn man bedenkt, daß eine Stadt wie Augsburg erst 1416 mit dieser Arbeit begann[123]). Der steinweg des Urbars von 1381 mag noch lange vereinzelt dagestanden sein. Noch im 16. Jahrhundert war das Ansehen eines „Steinweges" zu Friedland so groß, daß dieser Ausdruck als Straßenname Verwendung fand. Im Jahre 1570 finden wir einen „Steinweg am Obertor" und einen „Steinweg hinter dem Weinkeller" belegt[124]). Genauere Angaben werden zuerst für den „Steinweg an der Pforte" im Jahre 1558 gemacht; die Arbeit, zu der Sand- und Steinfuhren im Werte von 34 Schock 40 Groschen 3 Pfennigen Verwendung

120) Helbig Jul., Coll. I 242.
121) Ebda. I 869.
122) Heyne M., Deutsche Hausaltertümer I 150, 330; Du Cange 5, 127 clithostrotum agf. stanbrycge, mnd. stênbrugge.
123) Heyne M., a. a. O. I 330.
124) Helbig Jul., Coll. I 359.

Marktplatz.
Nach einem Gemälde des Stadtmuseums.

fanden, wurde von einem Görlitzer Steinsetzer und Rammstoßer ausgeführt. In den Jahren 1560/61 wurde an dem „Steinwege hinter dem Stadtkeller" gearbeitet[125]); ein Pflaster, unter dem die „Röhren" der Wasserleitung liegen, findet 1562 Erwähnung; im Jahre 1565 wurde der „Steinweg auf dem Markte" hergestellt[125]) und 1582 in weitem Umfange erneuert[126]).

Man beschränkte sich bei Pflasterarbeiten bald nicht mehr auf die innere Stadt, sondern nahm sie überall vor, wo es Verkehrsrücksichten notwendig machten; bereits 1583 wurde der Steinweg abgemessen, „da man bei Ringenhain nach der Zittau fährt"[126]). Bei diesen Arbeiten fanden Steine aus dem Wittigbett und vom Geiersberge Anwendung, dessen Steinbrüche bereits zum Jahre 1562 genannt werden[127]). Am 12. Oktober 1607 wurde der Steinsetzer Balthasar Riehler verpflichtet, 160 Klafter Steinweg vom Obertor bis zu Christoph Kleisels Hause und 104 Klafter vor dem Niedertor herzustellen[128]). Im Jahre 1610/11 belief sich der Aufwand für Steinsetzerarbeit auf 1 Schock 46 Groschen 2 Pfennige; in der Folgezeit sind alljährlich kleinere oder größere Ausgaben für Pflasterungen notwendig. — Nach dem 30-jährigen Kriege, der auch auf diesem Gebiete städtebaulicher Tätigkeit eine Stockung herbeigeführt hatte, wurden zuerst im Jahre 1676 auf der Schloßgasse größere Arbeiten vorgenommen. Das alte Pflaster, welches so „wandelbar" war, daß man darauf kaum gehen und fahren konnte, wurde durch ein neues ersetzt, dessen Herstellung mit 15 Kreuzer für die Klafter entlohnt wurde[129]). Auch im 18. Jahrhundert waren häufig umfangreiche Neuerungen nötig, die jährlich einen Betrag von mehr als 100 Gulden erforderten[130]). Im Jahre 1799 wurde der Markt wiederum neu gepflastert; der Steinsetzer Dominik Pfeifer erhielt für 486 Klafter zu 15 Kreuzer einen Betrag von 121 Gulden 30 Kreuzer; die Handlangerarbeit kostete 98 Gulden 42 Kreuzer und für jede der notwendigen 278 Sandfuhren wurde 15 Kreuzer gezahlt. — Die Straßenpflasterung hatte bereits in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts den heutigen Umfang erreicht. Im Jahre 1823 besaß Friedland mit seinen Vorstädten nicht weniger als 7192 Klafter Straßenpflaster, das sich folgendermaßen verteilte[131]):

Innere Stadt	2670	Klafter
Schloßgasse	1871	„
Hohle Gasse	1157	„
Niedere Gasse	1216	„
Pfortegasse	278	„
Summe	7192	Klafter

Das Aussehen dieses Pflasters kennzeichnet treffend ein Wort Julius Helbigs, der berichtet, daß noch in seiner Jugendzeit (gegen 1850) „das Straßenpflaster mehr Marterwerkzeug als Bequemlichkeitsmittel war"[132]).

Trotz der Steinpflasterung unterschieden sich die Straßen der Stadt nicht viel von den Wegen eines Dorfes. Das Polizeistatut von 1597 klagt darüber, daß „täglich auf dem Platz, in den Gassen und sonderlich an den Ecken und Orten, da man gehen und fahren muß, viel Mist über Haufen gehalten wird, daraus dann vornehmlich im Sommer an warmen Tagen gräulicher und ungesunder Schmack erfolget"[133]). In Hinkunft sollten nur diejenigen ihren Unrat auf dem Platze und den Gassen ablagern, „denen solches vom Rate aus erheb-

125) Ebda. I 359.
126) Ebda. I 245.
127) Ebda. I 359.
128) Ebda. I 253.
129) Ebda. I 318.
130) StA. Straßen. 1792, 29/11.
131) StA. Straßen. 1823, 6/7.
132) Helbig Jul., Coll. III 1671.
133) Helbig Jul., Beitr. 3, 164.

lichen Ursachen auf eine Zeitlang zugelassen" worden. Die Gewohnheit etlicher Bürger, „die Enten auf der Gasse und am Markte zu erziehen", wurde gleichzeitig abgeschafft; wer das Verbot übertrat, sollte das Vieh an den Fronboten verlieren und 1 Schock Strafe an die Herrschaft zahlen, „damit aus dem Stadtleben nicht ein Viehweg oder Dorfwesen gemacht werde". Alle Bewohner der Schloßgasse vor und hinter dem Tore waren bei einer Strafe von 2 Schock verpflichtet, jeden Sonnabend vor ihrer Türe rein kehren zu lassen. Zur Ehre der Stadt muß gestanden werden, daß ihre Vorsteher auch in der schwersten Zeit auf die Sauberkeit der Siedlung bedacht waren. Die Stadtinstruktion von 1651 verlangt, daß Unrat und Schutt beseitigt, ausgefahrenes Pflaster gebessert werde und jeder Bürger alle 8 Tage vor seinem Hause kehren lasse[134]). Die Säuberung der Straßen von den Verwüstungen des Krieges nahm wohl mehrere Jahre in Anspruch. Noch im Oktober 1655 wird der Auftrag gegeben, aus der Kirchgasse den Schutt von dem eingeschossenen Gemäuer wegzuräumen[135]). Bei allen Ratserneuerungen des 18. Jahrhunderts kehrt die Forderung nach Reinlichkeit der Straßen wieder. Am 24. März 1710 wird der versammelten Bürgerschaft bekannt gegeben[136]): „Jeder Wirt soll die Gassen vor seiner Türe von Unflat, Dünger und dergleichen rein halten, damit durch solchen Gestank nicht möchte Krankheit oder gar Kontagion erfolgen". Als am 15. September 1713 die Nachricht eintraf, daß in Prag die Pest ausgebrochen sei, wurde diese Bestimmung nachdrücklich wiederholt[137]). Noch die Vorschriften von 1789 verlangen, daß jeder Bürger mindestens einmal wöchentlich vor seinem Hause kehre[138]).

Wasserversorgung. Zu den schwierigsten Fragen der städtischen Wohlfahrtspflege gehörte die Wasserversorgung. Ursprünglich mag auch für Friedland der Brauch gegolten haben, daß man das Trinkwasser einer Quelle oder einem Bächlein der nächsten Umgebung entnahm, wie es bei Gebirgs- und Bauernhäusern vielfach noch heute üblich ist. Daneben aber fanden in Friedland seit alter Zeit Ziehbrunnen Anwendung; im Jahre 1561 wurde auf dem Markte ein Brunnen gegraben, mit Steinen und Ziegeln ausgesetzt und mit einer steinernen Brüstung umgeben. Unter den Ausgaben werden 2 Groschen für ein Brett vermerkt, „daran man den Eimer den Born heraufzeuhet"[139]). Bereits vier Jahre vorher waren auf dem Markte Rohrbütten gesetzt worden, die dazu dienten, das Wasser, welches vom Taschenberge mit Hilfe von Kiefernröhren hereingeleitet wurde, aufzufangen und zu sammeln[139]). Im April 1578 wurde ein Röhrborn hergestellt, zu dem Thomas Brettschneider 18 Fuder Steine zuführte; gleichzeitig wurde ein neuer Röhrkasten verfertigt und alte Wasserrohre durch neue ersetzt[139]). Galten die Rohrstühle auf dem Markte vor allem für die Bewohner der inneren Stadt, so sorgte man auch frühzeitig um die Wasserzufuhr in die Vorstädte. Bereits am Ausgang des 16. Jahrhunderts bestand eine städtische Wasserleitung in der „Hohlen Gasse"; im Jahre 1606 und der folgenden Zeit wird hier wiederholt an den „Börnern" gearbeitet[140]) und später hat das Vorhandensein eines Brunnens einem Teil der Gasse den Namen gegeben (Brunnengasse). Da die Obergasse keine Rohrbütte besaß, ließ Hauptmann Heinrich von Grießel im Jahre 1637 „auf seine eigenen Unkosten einen ganz schönen Rohrkasten den armen Leuten zu Nutzen erbauen"[141]). Das Wasser,

134) StA. Straßen. 1651, 2/3. § 26.
135) Helbig Jul., Coll. I 266.
136) StA. Ratsprotokolle. 1710, 24/3. § 16, S. 117.
137) StA. Ratsprotokolle. 1713, 15/9. § 10.
138) StA. Rechtspflege. 1789, 25/4. § 7.
139) Helbig Jul., Coll. I 359.
140) Ebda. I 252.
141) LA. Stadtbuch M Fol. 94. 1637, 14/1.

Brunnen bei der Kirche.
Nach einem Lichtbild von Gottfried Wurbs.

welches hier aufgefangen wurde, stammte aus der „Quelle oder dem Brunnenwasser an Georg Jäckels Wege“ und wurde mittels Röhren durch der Frau Klöselin Wiesen geleitet, die vertraglich verpflichtet war, Grabungen auf ihren Gründen zu gestatten, falls sich die Notwendigkeit dazu ergäbe[142]).

Die Bürgerschaft war bemüht, außer der Wasserleitung vom Taschenberg andere ergiebige Quellen in die Stadt zu führen. Im Jahre 1667 macht sich der Verwalter Heinrich Wilhelm Neumann erbötig, den „Wasserlauf, der vom Viehwege seinen Lauf den Fahrweg herunter bis zu Nickel Seidemanns Scheuerplan nimmt“, aufzufangen und „in Wasserrinnen auf Säulen ruhend bis in seinen Garten zu führen“[143]). Da in den Wirren der Schwedenzeit die von Hauptmann Grießel errichtete Wasserleitung zu Grunde gegangen war, schritt man 1671 daran, in der Obervorstadt öffentliche Rohrbütten aufzustellen. Die Wasserröhren wurden aus Kiefern des Arnsdorfer gräflichen Busches hergestellt; sie wurden von Tschaschels Brunnen bis zur Obergasse, „auf den Platz bei Christoph Hampel“ gelegt, wo der Binder Christoph Grolmuß die Rohrbütten aufgestellt hatte[144]). — Die Wasserleitungsröhren wurden in früherer Zeit ausschließlich aus Kiefernholz hergestellt; der Wirtschaftskalender nennt den Monat Jänner als günstigste Zeit zum „Röhrstoßen“[145]). Als es zu Beginn des 18. Jahrhunderts schlecht um die heimische Forstwirtschaft stand und Kiefern nur in geringer Zahl vorhanden waren, wird die Anregung ausgegeben[146]), „fichtene Röhren“ zu machen, die den Kiefernstämmen an Haltbarkeit gleichkämen.

Lassen sich bis in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts nur 4 öffentliche Rohrbütten für Friedland nachweisen (2 am Markt, 1 Obergasse, 1 Hohle Gasse), so macht sich seit der Mitte des Jahrhunderts das Bestreben wohlhabender Bürger bemerkbar, das Wasser bis in das eigene Haus zu leiten. Da dem Hauptmann Grießel das Wasser, das er in der Obervorstadt in eine Rohrbütte gefaßt hatte, „gefiel“, ließ er es in seinen Hof führen und dieses Vorrecht im Stadtbuch vermerken[147]). Gleichzeitig wurde dem Riemer Georg Dreßler gestattet, dieses Wasser durch des Hauptmanns Hof in sein eigenes Haus zu führen. Damit war der Anfang zu der Verzweigung der städtischen Wasserleitung in die einzelnen Gebäude gemacht. Da jedoch jeder Bittsteller die Herstellungs- und Erhaltungskosten für die Ableitung selbst zu tragen hatte, war diese Erleichterung der Wasserbeschaffung zunächst nur den wohlhabenden Bürgern vorbehalten. Es verwundert uns nicht, wenn sich nach dem herrschaftlichen Hauptmann als erster der Dechant dieser Bequemlichkeit versicherte und im April 1643 die Rohrwasserleitung in den Dechanteihof führen ließ[148]). Im Jahre 1663 erhielt der Kornschreiber Joseph Möller die Bewilligung, das Rohrwasser in sein Haus zu leiten[149]). Als nächster bekommt der Schönfärber und Stadtrichter Wiedholz zum Danke dafür, daß er mit „großer Mühewaltung“ das Wasser der oberen Rohrbütte in die Stadt geführt habe, im Jahre 1682 die Erlaubnis, eine Abzweigung in sein Haus zu legen[150]). Mit Einwilligung des Rates führt der gewesene gräfliche Kammerdiener Johann Jakob Weinmann im Jahre 1698 die Wasserleitung in sein Haus[151]). Die gleiche Erlaubnis war bereits 1690 dem

142) LA. Stadtbuch L Fol. 439. 1628, 2/8.
143) LA. Stadtbuch N Fol. 504. 1667, 18/8.
144) Helbig Jul., Coll. I 315.
145) SchA. Instruktionen. Ende des 17. Jahrh.
146) SchA. Forstwesen. 1732, 6/10.
147) LA. Stadtbuch M Fol. 94. 1637, 14/1.
148) Helbig Jul., Coll. III 2316.
149) LA. Stadtbuch N Fol. 398. 1663, 12/9.
150) LA. Stadtbuch O Fol. 401. 1682, 2/8. Diese und die folgenden Daten wurden auf Grund der Helbigschen Angaben (Coll. s. Reg. Band) überprüft.
151) LA. Stadtbuch P Fol. 143. 1698, 17/1.

Bürger Gottfried Richter[152]) und dem k. Grenzzoll- und Ungeltseinnehmer Christian August Hanisch zu teil geworden[153]). Am 6. März 1711 wurde diese Begünstigung dem Bürgermeister Heinrich Wilhelm Posselt eingeräumt[154]) und im Jahre 1717 die Zuleitung in den „Schwarzen Adler" gestattet, wobei das Wasser über die Kirchgasse geführt werden mußte[155]). Am 11. März 1728 wurde der Tuchmacherzunft das Wasserbezugsrecht bestätigt[156]) und im Jahre 1734 die Wasserleitung in das „Weiße Rössel" gelegt[157]). Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts war das Netz der Leitungsröhren so reich verzweigt, daß die private Wasserzufuhr keine besondere Auszeichnung mehr darstellte.

Daneben bestand die Einrichtung der öffentlichen Brunnen weiter. Am Marktplatze standen seit 1677 zwei hölzerne Rohrbütten, an denen wiederholt Ausbesserungen vorgenommen werden mußten. Im Jahre 1802 wird zum letztenmale eine hölzerne Rohrbütte vom Binder Rzippa um 22 Gulden 30 Kreuzer geliefert[158]). Nachdem man bereits im Jahre 1800 einen steinernen Wassertrog in der „Dechanteigasse" aufgestellt hatte[159]), wurde 17 Jahre später auch auf dem Obermarkte von dem Steinmetzer Linke ein steinerner Rohrtrog errichtet, der mit einer Bank versehen und mit 2 Vasen geschmückt war; die mit Ölfarbe imprägnierten Ständer trugen eine Aufschrift[160]). Im Jahre 1825 wurde dann auch die Rohrbütte am Niedermarkt durch einen steinernen Trog ersetzt, der die Jahreszahl 1825 trug[161]).

Auch für die Ableitung des verbrauchten Wassers wurde zeitig durch Gräben und Kanäle gesorgt. Die größte „Abzucht"[162]) befand sich beim Niedertore; sie wurde im Jahre 1694 vom Maurer Hans Lischke aus Neugörsdorf 3 Ellen breit und $^6/_4$ Ellen tief angelegt und mit Steinen und Moos ausgesetzt[163]). Die Ableitungsgräben waren im 17. Jahrhundert nicht unterirdisch angebracht, sondern lagen offen zu Tage; das trug nicht zur Erhöhung der Wegereinlichkeit bei. Besondere Schwierigkeiten verursachte „der gemauerte Wasserlauf in der Badergasse", der 1662 gründlich gereinigt[164]) und 1673 neu ausgemauert werden mußte[165]).

Beleuchtung. War der Verkehr durch die Straßen der Stadt schon zur Tageszeit durch mannigfache Hindernisse erschwert, so wurde er bei Nacht durch den Mangel einer Beleuchtung nahezu unmöglich gemacht. Seit dem 16. Jahrhundert wird häufig bei schwerer Strafe verboten, die Straßen mit offenem Lichte zu betreten. Nach dem Polizeistatut von 1597 hatte jeder, der „Windlichter, Späne oder Kien" öffentlich verwendete, der Herrschaft 1 Schock Strafe zu erlegen[166]). Durch diese Vorschrift stellt sich die heimische Stadtverwaltung in offenbaren Gegensatz zu anderen Städten, wo jeder Benutzer der Straße „verpflichtet war, ein brennendes Licht vor sich her zu tragen"[167]). Das heimische Verbot wurde aber als ein Teil der Bestimmungen zur Verhütung von Feuersgefahr aufgefaßt und in der Ratsverordnung von 1687 den Bürgern

152) LA. Stadtbuch O Fol. 635.
153) Helbig Jul., Coll. III 179.
154) Ebda. I 166.
155) Ebda. I 180.
156) LA. Stadtbuch R Fol. 214. 1728, 11/3. Vgl. Helbig Jul., Coll. V 528.
157) Helbig Jul., Coll. V 550.
158) Ebda. I 446.
159) Ebda. I 445.
160) Ebda. I 447.
161) Ebda. I 683, 798.
162) „Abzucht" aus lat. aquaeductus eingedeutscht. Vgl. Heyne M., a. a. O. I 328.
163) Hampel R., a. a. O.
164) Helbig Jul., Coll. I 316.
165) Ebda. II 82.
166) Abgedr. Helbig Jul., Beitr. 3, 163.
167) Heyne M., a. a. O. I 330.

neuerdings nachdrücklich eingeschärft[168]). Beim Leuchten auf der Straße mag eine besondere Gattung von Kienspänen Verwendung gefunden haben; in demselben Verbote wird demjenigen mit besonderer Strafe gedroht, der Späne zu diesem Zwecke verkaufte.

Um den fühlbaren Mangel an Straßenbeleuchtung zu beheben, erklärten sich die Gastwirte im Jahre 1816 zu einer Abgabe von 10 Kreuzer von jedem ausgeschenkten Faß Bier bereit[169]). Doch damit war nicht einmal dem dringendsten Bedürfnisse genügt. Erst im Herbst des Jahres 1834 wurde vom Magistrate im Einverständnis mit dem wichtigsten Teil der Bürgerschaft die Durchführung einer allgemeinen Straßenbeleuchtung für die Monate Dezember 1834, Jänner und Feber 1835 beschlossen. Die vermögenden Bürger sollten zur Anschaffung von Laternen aufgefordert werden, jeder Schauspielunternehmer hatte von bestimmten Vorstellungen ein Viertel der Einnahme für den Beleuchtungsfond zur Verfügung zu stellen. Es fanden insgesamt 6 Stück argantinische Laternen zu 14 Gulden und 16 Stück einfache Laternen Aufstellung; die Ausgaben für Öl und Dochte wurden den verschiedenen Klassen der Bürgerschaft zugeteilt[170]).

Wachdienst. Während der Nachtzeit hatten die Torhüter und Nachtwächter für die Ordnung in der Stadt zu sorgen. Die Torhüter werden seit der Mitte des 16. Jahrhunderts als städtische Bedienstete genannt; sie besaßen Dienstwohnungen im Ober- und Niedertorstübel und außer dem Tordienst oblagen ihnen wichtige Verpflichtungen der Sicherheits- und Zollpolizei. Der Niedertorwächter führte ferner die Aufsicht über die Pforte; er hatte das Weib, das im Pfortehäusel wohnte, zu pünktlicher Ausübung ihres Schließerdienstes anzuhalten und ihr bei nachlässiger Erfüllung ihrer Pflichten täglich 3 Kreuzer von der Besoldung abzuziehen. Für die gewissenhafte Ausführung ihres Dienstes wurden die Torhüter mannigfach belohnt; im November 1673 erhielten sie weiße ungarische Pelzröcke, die ihnen bei großer Kälte die Nachtwache ermöglichen sollten[171]). Als die Torwächter des Jahres 1662 unerwartete Ankömmlinge sogar nächtlicher Weile dem Schlosse bekannt gaben, empfingen sie kleine Gnadengeschenke zum Danke für treue Pflichterfüllung[172]). Über die Pflichten eines Torhüters und Nachtwächters gibt am besten die Wachordnung vom 28. Jänner 1713 Aufschluß, die vom Bürgermeister Heinrich Wilhelm Posselt erlassen wurde[173]). Neben Bestimmungen über den Stadtzoll und das Verhalten beim Ausbruche einer Feuersbrunst finden wir hier vor allem Vorschriften, das Schließen der Tore und die Abhaltung der Nachtwache betreffend. Die Stadttore waren im Winter um 8 Uhr, im Sommer Punkt 9 Uhr zu schließen und frühmorgens im Winter um 5 Uhr, im Sommer um 4 Uhr zu öffnen. Mit der Nachtwache war im Winter um 8 Uhr zu beginnen und um 4 Uhr zu enden; im Sommer hatte sie von 10 Uhr abends bis 3 Uhr morgens zu dauern. Jedem war auf seinen Wunsch innerhalb dieser Zeit das Tor zu öffnen; nur unbekannte, verdächtige Personen sollten von diesem Rechte ausgeschlossen sein. Die Pforte wurde gleichzeitig mit den Toren geschlossen und während der Nachtzeit nur im Falle höchster Not wieder geöffnet. „Wie vor alters" sollten „die Stunden in allen Gassen geschrieen und geblasen werden" (§ 11). Nach einer Nachricht aus dem Jahre 1692 waren die Nachtwächter verpflichtet, die Stunden an folgenden Stellen auszurufen: Innerhalb des Mauerringes beim Ober- und

168) StA. Ratsprotokolle. 1687, 5/9.
169) Helbig Jul., Coll. II 112.
170) Ebda. I 904.
171) Ebda. I 316.
172) Ebda. I 267.
173) StA. Verwaltung. 1713, 28/1.

Niedertor, bei der Dechantei, bei der Pforte, an der Ecke bei Gottfried Seidemann und mitten auf dem Platz; in der Obervorstadt bei der Rohrbütte und auf der Niedergasse beim Hospital[174]). In der Zwischenzeit hatte der Nachtwächter alle Straßen der Stadt zu durchwandern, „auf die Aus- und Eingehenden ein wachsames Auge zu tragen" und jeden ihrer Wünsche mit Bescheidenheit zu erfüllen (§ 11). Bis in den Beginn des 19. Jahrhunderts war er der treue Hort der kleinstädtischen Sicherheit. Der Nachtwächter alten Stils ist mit den Mauern und Toren zugleich aus der Geschichte des heimischen Städtchens geschwunden.

Die Friedländer Stadtflur.

Nach dieser Darstellung der inneren Stadtverhältnisse sei die Schilderung der Friedländer Flurverfassung bis in den Ausgang des 18. Jahrhunderts geführt. Leider gibt das Urbar von 1387 gerade bei Friedland über das Ausmaß der Fluranteile seiner Bewohner keinen Aufschluß, so daß uns die ersten genaueren Nachrichten über Besitzverhältnisse in der Ortsflur erst durch die Steuerrolle von 1654 geboten werden. Damals fanden sich daselbst $563\,^3/_4$ Strich an ackerbarem Felde, wovon $172\,^1/_2$ Strich für Winter-, $158\,^1/_2$ Strich für Sommersaat verwendet wurden, das übrige aber brach lag. Mehr als die Hälfte der Ortsflur, nämlich $586\,^3/_4$ Strich befand sich im wüsten Zustande. In erträglichen Verhältnissen waren nur 16 Nachbarn (sousedi effective) mit 12—36 Strich ackerbarem Feld, 56 Chalupner, von denen jeder 2—9 Strich an Grund besaß, und 66 Gärtner ohne nennenswerten Feldbesitz. Den 138 Stellen, die bewohnt und bewirtschaftet wurden, standen 244 Anwesen gegenüber, von denen 139 wüst und 105 verlassen waren. Die Friedländer Ortsflur hatte also schwerer als die meisten Dörfer unter den Verwüstungen des großen Krieges gelitten.

Durch die Bedrängnis der Kriegsjahre und die religiöse Not der Folgezeit war in den Bewohnern jede Lust zum Beginne des inneren Wiederaufbaues erstorben. Das Stadtbuch N klagt darüber, daß die obrigkeitliche Zug-, Hand- und Hofarbeit in demselben Maße verrichtet werden müsse wie vorher, obwohl die Zahl der Bewohner auf ein Drittel des Vorkriegsstandes gesunken sei[175]). Da niemand die mit Hofarbeit belasteten Acker, Gärten und Häuser kaufen wollte, sah sich die Obrigkeit gezwungen, sie lediglich gegen Erfüllung der Robotpflicht neuen Wirten aufzudrängen[176]). Auch im Stadtgebiete mag dieses Vorgehen nicht selten den bekannten Erfolg gehabt haben, daß der neue Eigentümer von Geldschulden und Robotpflichten erdrückt, bald ein besseres Fortkommen im benachbarten Ausland suchte. Wie es am Ausgang des Krieges um die meisten Höfe Friedlands bestellt war, erfahren wir anläßlich des Verkaufes der Besitzstände Georg Knoblochs, der 1633 mit seiner Frau der Pest erlegen war[177]). Sein Haus in der oberen Vorstadt hatte den Schweden bei der Belagerung des Schlosses als Brandfackel gedient, die Zäune waren gestürzt, die Obstbäume umgehauen, das Gras abgeweidet, die Flur weit im Umkreise verwüstet.

Diese Verödung der Flur, die Verwüstung der Gebäude und die Entvölkerung der Landschaft brachte eine weitgehende Entwertung der Grundstücke mit sich[177]). Hatte im Jahre 1610 Heinrich Feuerbach sein Hubengut um 180 Schock verkauft[178]), so zahlte der Rentschreiber Christoph Scholz im Jahre 1653 nur 100 Schock für die große Hufe des Hans Görlach mit allen ihren

174) Helbig Jul., Coll. I 884.
175) LA. Stadtbuch N (1647—1669) Fol. 158.
176) Helbig Jul., Coll. I 539.
177) Ebda. III 1424.
178) Ebda. II 597.

Dekanalkirche Friedland.
Nach einem Lichtbild von Gottfried Wurbs.

Äckern, Wiesen, Wäldern, Gehölzen, Geräten und Ackerwerkzeugen; er gab sie bereits im Jahre 1657 an Martin Blumrich aus Raspenau um 300 Schock weiter[179]), von dem die noch 1785 gekannte Flurbezeichnung „Blumrichs Gut" herrührt (31. Fl.). Im Jahre 1654 kaufte der Müller Nickel Seidemann, der kurz vorher das verlassene Gut der Heinrich Burgstätterin billig erworben hatte, den „Lärchenberg" um 12 Taler[180]). Sein Schwiegersohn Christoph Kliesel übernahm 1653 den Hausgarten des „entwichenen" Seilers Hans Pietsch gegen die Verpflichtung, die darauf haftenden Hofarbeiten zu verrichten[180]). Um der zunehmenden Verödung der Ortsflur zu steuern, wurde es den entwichenen Protestanten vereinzelt gestattet, ihre verlassenen Güter selbst an den Mann zu bringen. So erhielt der gewesene Friedländer Kantor Friedrich Pfaff die Erlaubnis, seinen Küchengarten nebst Wiese im Jahre 1655 an den Burggrafen Johann Bernhard König zu verkaufen[181]).

Während früher städtischer Besitz in den Dorffluren verstreut lag[182]), gingen in der Nachkriegszeit zahlreiche Feldstücke der Stadtflur in den Besitz von Bauern der umliegenden Dorfschaften über. Vor dem Kriege besaß nur Christian Streit, Scholtes von Ringenhain, in der Stadtflur eine Wiese, die 1614 an Hans Richter, den Scholzen von Schönwald überging[183]). Im Jahre 1655 kaufte Michel Plischke von Ringenhain von dem Friedländer Fleischer Joachim Herbig ein Stück Acker im Tongrunde[184]); 3 Jahre später erwarb Christoph Herrmann von Ringenhain eine Wiese im Tongrund aus dem Besitz des Martin Weise von Friedland[185]). Von dem Friedländer Hans Strohbach ging 1675 ein Ackerfleckel an Christoph Mildner von Ringenhain über[186]); Nikolaus Tschapek von Ringenhain kaufte im Jahre 1689 mehrere Ackerstücke von Wilhelm Neumann in Friedland[187]). In späterer Zeit kommt noch eine größere Zahl ähnlicher Besitzveränderungen vor.

Obwohl im Jahre 1713 zu Friedland an „öd und wüst liegenden Bau- und Brandstellen" noch 142 Stück vorhanden waren, so hatte sich die Stadt von ihren schweren Wunden rascher als manches Dorf des Bezirkes erholt. Mit 1150 1/2 Strich Bodenfläche war das volle Ausmaß der kulturfähigen Ortsflur aus der Vorkriegszeit erreicht; auf 616 1/2 Strich Boden dritter Klasse und 412 1/4 Strich Drieschfeld kamen nur 121 3/4 Strich verwachsenes und wüstes Gebiet[188]). Bei der Ocularvisitation von 1722 ergaben sich 118·775 Strich Boden 2. Klasse, 761·125 Strich Boden 3. Klasse, 298 Strich Driesch- und 239·75 Strich Ödland, was einem Gesamtumfang der Ortsflur von 1417·65 Strich gleichkommt[189]).

Der Kataster von 1785 entwirft uns ein anschauliches Bild von dem Zustande der Stadtflur am Ausgange des 18. Jahrhunderts. Die ersten neun Fluren der Siedlung wurden bei der Besprechung der Stadtteile angeführt; die zehnte Flur „Niederaue am Elis Kreuz" genannt, fing bei Felix Walters Schlagbaum an und endete am „Höllewege". Die 11. und 12. Flur, der „Kleine" und „Große Holenstein", liegen zwischen dem Höllewege und dem Höllengute; sie werden durch den mittleren Hölleweg von einander geschieden und enthalten Teile des Friedländer Kirchenbesitzes. Die 13. Flur „Höllegut" erstreckt sich bis zur Pöcke; sie wird von dem „Weichselwege" durchquert und enthält den 7 Joch 1150 Klafter umfassenden Höllewald. Der „Hartsteig" hat der 14. Flur den Namen gegeben, welche von dem Bächlein „Pöcke" bis zum „Lärchenberg" reicht, der als 15. Flur die „Lärchenbergstraße" und

179) LA. Stadtbuch N Fol. 233.
180) Helbig Jul., Coll. III 1424.
181) LA. Stadtbuch N Fol. 172.
182) Z. B. 1381: Der Pfarrer von Friedland hat 2 Huben zu Schönwald (Bl. 24b) und 9 Ruten zu Rückersdorf (Bl. 30 a).
183) LA. Stadtbuch K Fol. 370.
184) LA. Stadtbuch N Fol. 179.
185) LA. Stadtbuch N Fol. 262.
186) LA. Stadtbuch O Fol. 169.
187) LA. Stadtbuch O Fol. 514. Vgl. dazu Helbig Jul., Coll. I 345.
188) LA. Kataster 1713.
189) LA. Kataster 1713. Ocularvisitation 1722.

den „Breiten Feldweg" aufweist. Der „Dörfler-Weg" kennzeichnet die 16. Flur, welche bis zum „Harteweg" und dem städtischen Besitz in der „Hartlade" reicht. Zwischen dem Harteweg und dem „Dörfler- und Wustunger Kreuzwege" liegt die 17. Flur, „Zwischen Straßen" genannt. Die 18. Flur, die bis zum Schießhause reicht, besitzt als kennzeichnendes Merkmal die „Steinerne Kapelle". Zwischen dem Schießhausweg und dem Fiebig-Kreuzwege erstreckt sich als 19. Flur der „Wachsplan". Die „Wiesengärten" der 20. Flur reichen anschließend daran bis zum großen Fiebigwege. Durch Schießhaus und Schießwiese wird die 21. Flur „Schießplan" gekennzeichnet, der sich bis zum Hochgerichtswege erstreckt. Von hier bis zum Hirtengrunde reicht die „Fischbach"-Flur (22.), die in der Nähe des Wustunger Kreuzweges städtischen Besitz enthält. Die 23. Flur „Hartewald", die sich zwischen dem Hirtengrunde und dem Fischbachwasser erstreckt, besteht aus der Gemeindeharte mit 42 Joch 705 Klafter und der obrigkeitlichen Harte von 128 Joch 1091 Klafter Ausmaß. Der „Fischbachwald" (24. Fl.) wird von dem Fischbachwasser und dem Fischbachweg durchquert. Der „Langenfichtenwald" (25. Fl.) setzt sich aus Privat- und Gemeindewaldungen zusammen; durch den Langenfichtenweg wird er von dem „Langenfichtenberg" (26. Fl.) getrennt, wo Drieschfelder und Wiesen vorhanden sind. Die 27. Flur „Hochgericht" wird durch den „Hochgerichtsplatz" gekennzeichnet, der als Hutweide dient; er wird von dem Leimgrubenweg und der Großen Fiebiggasse durchquert. Der „Oberlangenfichtenberg" (28. Fl.) reicht vom Gerichtsquerwege bis zum Langenfichtengraben, an den sich die „Hubengüter" (29. Fl.) anschließen. Der „Jungfernfiebig" (30. Fl.), welcher ausschließlich städtische Gründe enthält, bildet den Übergang zu „Blumrichs Gut" (31. Fl.), das zwei Königshufen umfaßt (s. o.), zu „Ressels" (32. Fl.) und „Schuberts Gut" (33. Fl.), die durch Gutwege voneinander getrennt werden. Nach der fruchtbaren Flur (34.) „Taubenherd" beginnt der „Reisewinkel" (35. Fl.), der unter dem Sattelsteine „völlig mit Steinen bewachsen" ist. Das gleiche gilt von dem „Knorren" (36. Fl.), der von dem Arnsdorfer und Bullendorfer Fahrweg und der Reichenberg—Görlitzer „Communicationsstraße" überquert wird. Der „Fuchsberg" (37. Fl.) leitet über zum „Rasnitzbrückensand" (38. Fl.) mit dem Rasnitzbrückenweg. Der „Ziegenberg" (39. Fl.) weist Gestrüpp und Steinrücken auf, er geht in die „Walkgrabenflur" (40.) über, die von der Seltenreine und dem Walkgraben durchflossen wird und auf der Hohlen Gasse von der Stadt her betreten werden kann. Der „Taschenberg" (41. Fl.) steht mit der Stadt durch eine Gasse gleichen Namens in Verbindung. Als 42. Flur werden die „Wiesenseltenreingärten" genannt; durch den Schönwälder Weg werden sie von der nach „Tschaschels Kapellenkreuz" bezeichneten 43. Flur getrennt. Zwischen dem Rasnitzsteinwege und dem Alleewege liegt die Flur „Schönwalder Straße" (44.), die das obrigkeitliche Gestrüpp „Fasangarten" enthält, das der „Fasankammer" (45. Fl.) den Namen gegeben hat. Die Flur „Lärchenberg" (46.) reicht vom Schönwalder Grenzweg bis zur Hohen Straße, an die sich der „Pfaffenberger" (47. Fl.) und der städtische „Ohlstrauch" (48. Fl.) anschließen. Als 49. Flur stellt „Kerbs Kreuz" den Übergang zur „Oberen Tschaschels Kapellen" dar (50. Fl.), die beim „Rotengrundwege" endet. Die Flur „Hohe Straße" (51.) enthält die mit „Steinen und Sandgruben bewachsene" obrigkeitliche Hutung „Gesundheitskippe". Der „Rote Grund" zwischen der Hohen Straße und der Schloßschenke bildet 2 Fluren (52., 53.), die von dem Schloßschenkwege, der Roten Gasse und der oberen Schloßgasse durchquert werden. Zwischen dem Schloßschenkkreuz und der zweiten nach Neustadt führenden Hochstraße liegt die Flur „Sieberberg" (54.). Daran schließt sich der „Geiersberg" (55. Fl.), dessen Gipfel ein obrigkeitliches Gestrüpp im Ausmaße von 18 Joch 341 Klafter trägt. Zwischen Steinweg und Bleichweg liegt die Flur „Stechberg" (56. Fl.), welche das obrigkeitliche Bleichhaus, den Meierhof und die Schäferei enthält. Im „Alten Hoppengarten" (57. Fl.) zwischen dem Bleich- und dem Bräuerwege wird das Bräuhaus, die Reitschule, der Holzplan und der Obstgarten der Herrschaft verzeichnet. Die „Schloß"-Flur (58.) enthält außer dem Schloß die Schloßschmiede, das Fischereihaus, 4 Wirtschaftsgebäude, die Leinwandwalke, den Fischhalter, einen Obstgarten, eine Hutweide und einen Holzplan. Die 59. Flur umfaßt den 2 Joch 965 Klafter großen „Lustgarten", der zwischen der Bräuer- und Kuhbrücke gelegen ist. Auf dem „Haagberge" (60. Fl.), der seinen Namen nach der obrigkeitlichen Hutung führt, wird in zwei Gärten Hopfen gepflanzt. Die „Kreuzweg"-Flur (61.) enthält als wichtigstes Merkmal den Schölersteg; die „Klein-Nieder-Aue" (62.) wird durch die Ringenhainer Kirche St. Magdalena gekennzeichnet und durch die Fluren „Ringenhainer Kreuzstein" (63.) und „Ringenhainer Steinweg" (64.) fortgesetzt. Die Flur „Haken" (65.) mit dem Tonbachfloß bildet den Übergang zur letzten Flur „Tongrund", die von dem „Tongrundbrückenweg" durchquert wird.

Neustadt. Neustadt läßt sich in seiner territorialen Entwicklung nicht mit den übrigen Ortschaften des Bezirkes vergleichen. Es trägt von dem Tage seiner Gründung an die Merkmale eines Bergstädtchens an sich und ist in seinem inneren Ausbau mit der Gunst des Bergsegens auf das engste verknüpft

In die Anlage der wenigen Wohnstätten, die in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts auf dem Gebiete des heutigen Neustadt zu entstehen begannen, kam Richtung und Ziel, als die Obrigkeit seit dem Jahre 1584 mit der planmäßigen Ausmittlung, Teilung und Abgabe der Feldgründe und Baustellen begann; durch den Zuzug neuer Siedler sollte der Betrieb des Zinnbergwerkes im Wahlgrunde gefördert werden[190]). Das Bergwerksprivilegium Melchiors von Redern vom Jahre 1592 begnadet alle Bergleute, „die jetzt allhier sind und noch hinzu kommen möchten, mit freien Baustätten zwischen der Lomnitz und dem Roten Floß am Hegewalde gelegen"; dazu gewährt es jedem „frei Bauholz, soviel er dessen zu notdürftigem Bauen bedürftig". Jeder neue Siedler sollte „von Robot, Scharwerk und anderer Beschwerung befreit sein, so lange solches Bergwerk in Würden und baulichem Wesen erhalten wird" (§ 2)[191]). Das Privilegium wurde im Jahre 1628 vom Herzog von Friedland, im Jahre 1639 vom Grafen Matthias Gallas und später häufig bestätigt[192]).

Der Ausbau des Städtchens vollzog sich zunächst langsam und machte erst zu Beginn des 17. Jahrhunderts größere Fortschritte. Im Jahre 1602 waren 32 „Feuerstätten" d. h. Wohnungen zu Neustadt vorhanden[193]); die Gebäude reichten also kaum dazu hin, den großen Marktplatz zu umsäumen, wenn Giebelstellung der Häuser angenommen wird. Im ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts nahm der Umfang des Städtchens rasch zu, so daß am Sonntage Invocavit des Jahres 1611 93 Feuerstätten gezählt wurden. Zwischen 1602 und 1609 wurden an wichtigen Einrichtungen des Gemeinwesens „das Kirchengebäude und Gotteshaus, daneben die Pfarre, Schule, das Röhrwasser und der Zeiger" erbaut[193]). Auch eine Mühle wurde auf Kosten der Gemeindegenossen angelegt. Der Ausbau des Stadtgrundrisses schritt rüstig vorwärts; im Jahre 1608 war bereits die „Kirchgasse" vorhanden, denn am 23. März kauft hier die Gemeinde von Christoph Wagenknecht ein Haus[194]). Am 16. Feber 1615 erfahren wir von dem Bestande einer „Viehgasse", wo Richter und Schöppen um 20 Schock das Haus des Martin Stör übernehmen[195]). Der Marktplatz wurde bereits 1615 nach schlesischem Vorbilde als „Ring" bezeichnet[196]). Die Gebäude des Stadtplatzes müssen vornehmer gewesen sein, als die der übrigen Straßen, da hier der durchschnittliche Kaufwert des Hauses 300 Schock betrug[196]). Während des Krieges geriet die Entwicklung des Städtchens ins Stocken; doch erfahren wir bereits im Jahre 1641 von dem Vorhandensein der „Eisensteingasse"[197]). Zu den Bedrängungen, welche die Siedlung durch Krieg und Gegenreformation erlitt, kam die Feuersbrunst vom 20. Oktober 1653, die in 2 Stunden den ganzen Ring, d. h. 43 Häuser und 14 Scheuern samt Rathaus und Uhrwerk vernichtete[198]).

Die Rolle von 1654 bringt uns die ersten genaueren Angaben über Ortsflur und Einwohnerschaft. Als „wirkliche Nachbarn" werden zwei Bürger mit 6 bzw. 8 Strich Feldbesitz bezeichnet, 16 Chalupner besaßen 2—7 Strich Boden, 35 Gärtner waren ohne Grundbesitz; wüste Chalupnerstellen waren 8, wüste Gärtnerstellen 58 vorhanden. Als Umfang der Ortsflur werden 101 Strich angegeben, von denen 29 mit Winter- und 33 mit Sommergetreide bestellt wurden. — Das wichtigste Ereignis in der Geschichte der Neustädter Ortsflur

190) Helbig Jul., Beitr. I, 293.
191) SchA. Neustadt, 1592.
192) Helbig Jul., Beitr. I, 294.
193) LA. Grundbuch Neustadt A Fol. 298.
194) LA. Grundbuch A Fol. 70.
195) LA. Grundbuch A Fol. 116.
196) LA. Grundbuch A Fol. 121.
197) LA. Grundbuch A Fol. 250.
198) Helbig Jul., Coll. V 86.

ist die Ablösung von 63 Grundstücken aus herrschaftlichem Besitz und ihre Zu teilung an Bewohner der Stadt. Am 30. Oktober 1704 bewilligt Johann Wenze Graf Gallas den Neustädter Bürgern die käufliche Erwerbung jener gepachteter Acker und Wiesen, „welche sie und ihre Vorfahren ausgesteint, mit schwerer Kosten ausgerodet und zum Genuß gebracht hatten“[199]). Die 63 Grundstück wurden nach ihrem Werte um 6 bis 35 Gulden verkauft und mit einem jähr lichen Grundzins von 46 Groschen bis $1\frac{1}{2}$ Schock belegt. Bereits vorher waren durch ähnliche Ablösungen die sog. „Erbstücke“ zustande gekommen, deren jedes 25 Schritt breit war und 12 Groschen Gallizins zahlte[199]).

Nach dem Kataster von 1713 umfaßte die Neustädter Ortsflur $59\frac{1}{2}$ Strich Felder 3. Klasse, 4 Strich Driesch- und $42\frac{1}{2}$ Strich Ödland. Die Wiesen warfen 39 zweispännige Fuder Heu ab; es waren ferner 2 Mahlmühlen und 4 Brett mühlen an unstetem Wasser vorhanden. Die Gesamtcharakteristik lautet: „Dieses Städtchen lieget mit Gebirgen um und um umgeben, hat schlechte Nahrungen und sonsten wenig zum besten, wie denn die Handwerker sich nicht das Brot geschweige etwas übriges verdienen noch ersparen können“[200]). Die Ocularvisitation von 1722 fand 121 Strich Felder 3. Klasse, $25\frac{1}{2}$ Strich Driesch- und $66\frac{1}{4}$ Strich Ödland vor. Als Ertrag der Wiesen werden $56\frac{1}{4}$ zweispännige Fuder Heu und 7 Fuder Grummet verzeichnet. Zum Obstbau wurden 4 Strich, zum Hopfen bau $\frac{5}{8}$ Strich Boden verwendet[201]). Im Jahre 1734 betrug die Zahl der bür gerlichen Wohnhäuser 140[202]); bis zum Jahre 1786 stieg sie auf 214[203]), obwohl die Zeiten des kostenlosen Bauholzbezuges längst vorbei waren und bei doppel geschoßigen Neubauten nur mehr 5, bei kleinen Häusern nur mehr 3 Stamm aus der „Gemeindefreiheit“ geliefert wurden[204]).

Auch bei Neustadt entwirft uns der Josefinische Kataster ein anschauliches Bild de Ortsflur. Als wichtigste Teile der Stadt werden der Ring, welcher „in puren Wegen be steht“, das Rathaus, die Kirche, die Pfarrei und das Schulhaus mit 214 Bürgerhäusern i der ersten Flur zusammengefaßt. Die „Erbstücke“, welche die 2. Flur darstellen, liegen nörd lich davon und werden später als „Obere Erbstücke“ bezeichnet[205]). Der „Müllersche ode der Pfarrberg“ (3. Fl.) enthält die Pfarrwidmut und reicht bis zur Nieder-Mäffersdorfe Straße. Die „Langen Erbstücke“ der 4. Flur erstrecken sich zwischen der Nieder- und Ober Mäffersdorfer Straße. Die „Quer-Erbstücke“ beim Freiheitswald und die „Niederen Erb stücke“ am Roten Floß bilden die 5. und 6. Flur. Die 7. und 8. Flur, welche sich längs de Lusdorfer Straße erstrecken, werden nach der „Weißen“ und „Roten Kapelle“ bezeichnet Die Gründe am „Friedländer Steig“ (9. Fl.) bilden den Übergang zu der Flur „Bergamt (10.), welche das Bergamtsplätzel enthält. Der Hochgerichtsplatz kennzeichnet die Flur „Hoch gericht“ (11.), die dem Fronboten zur Nutznießung zusteht. Die „Schieß-“ und „Pfarrwiese verlaufen als 12. und 13. Flur längs der Lomnitz. Zwischen dem Heinersdorfer Wege un dem Kohlflosse liegen die „Haine oder die Zinspläne“ (14., 15. Fl.). Die 16. Flur wird durc das „Kohlfloß“, die 17. durch den „Hinteren Pfarrberg“ gekennzeichnet. „Brettmühle“ un „Klötzerplan“ haben der 18., die „Schmelzhütte“ der 19. Flur den Namen gegeben De größten Teil der „Jägerhausflur“ (20.) nimmt der Neustadtler Forst ein, der 522 Joch 557 Klafter umfaßt. Der „Gemeinde-Freiheitswald“ (21. Fl.) zwischen Lomnitz und Lusdorfe Straße enthält die „Neue Freiheit“ im Ausmaße von 52 Joch 1575 Klafter und das „Gr räume“ in einem Umfange von 25 Joch 620 Klafter. Nach dem „Schulfelde“ wird die 2 Flur benannt, die sich längs der Lusdorfer Straße erstreckt. „Röhrstuhl“ und „Viehtreibe sind die Kennzeichen der 23., 24. und 25. Flur, die zum Teil aus Baustellen bestehen. D 26. Flur enthält die „Viehhutung“, bestehend aus 28 Joch 113 Klafter schlechtem Grund, un den „Weg, worüber das Vieh auf die Hutung getrieben wird“, im Ausmaße von 4 Joc 1245 Klafter. Die „Schützenwiese“ (27. Fl.) aus dem Eigentum der Schützenbrüderscha besteht zum größten Teil aus Sumpf- und Moosboden. Die beiden anschließenden Flure

199) LA. Grundbuch C Fol. 1—22. Dazu Helbig Jul., Coll. V 87.
200) LA. Kataster 1713.
201) LA. Kataster 1713. Nachträge. Ocularvisitation 1722.
202) LA. Grundbuch C Fol. 193. 1734, 3/11.
203) Schaller J., Topographie des Königreiches Böhmen (1786) 4, 234.
204) LA. Grundbuch C Fol. 193.
205) LA. Mappe von 1843.

enen die „Schießmauer" den Namen gab (28., 29.), sind einer späteren Bebauung mit Bürgerhäusern vorbehalten. Über die „Viehtreibe" (30. Fl.) gelangt man zur „Oberen Hutung" (31. Flur), von wo ein Weg auf die „Alte Freiheit" (32. Fl.) führt, die einen wüsten Grund von 10 Joch 80 Klafter Ausmaß darstellt. Den Abschluß der Stadtflur bilden in dieser Richtung die „Plane auf der oberen Hutung" (33. Fl.).

Die Bedeutung unserer beiden Städte liegt darin, daß sie Mittelpunkte der wirtschaftlichen, rechtlichen, gesellschaftlichen und geistigen Entwicklung unseres Gebietes darstellten. Vor allem hatte Friedland als Lieblingsaufenthalt der Obrigkeit und Hauptsitz der gräflichen Güterverwaltung eine die heutigen Bezirksgrenzen weit überschreitende Bedeutung. Es gehörte zu den wenigen grundherrlichen Städten, die mit einem Mauerringe umgeben waren, und überragte bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts die Nachbarstadt Reichenberg bei weitem an Geltung und Ansehen. Nach dem Vorbilde Zittaus zählte es die Dörfer der Herrschaft zu seinem „Weichbilde" und diese holten sich gelegentlich bei den Schöffen und Stadtvätern Friedlands Rechtsbelehrung. In wirtschaftlicher Hinsicht stellte es den Sammelpunkt der gewerbetätigen und handeltreibenden Bevölkerung des Umlandes dar, die sich nur unter schweren Kämpfen ihre bürgerlichen Rechte mindern ließ.

In dem Bergorte Neustadt war Friedland eine Nachbarsiedlung voll reicher wirtschaftlicher Entwicklungsmöglichkeiten erwachsen, welche die ältere Schwester auf einzelnen Gebieten gewerblicher Tätigkeit bald überflügelte. In der Handhabung städtischen Rechtes und in der Befolgung bürgerlichen Brauches sah jedoch die junge Gründung stets in Friedland ihr Vorbild. Auch in der Anziehungskraft auf neue Siedler und in der Ausstrahlung wirtschaftlicher, geistiger und künstlerischer Anregungen wurde sie stets von Friedland übertroffen, das seine Führerstellung im Kreise der Herrschaft bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts unbestritten behauptete. Es drückte dem Umlande den Stempel seiner Eigenart auf, so daß man dieses Gebiet zur Betonung seiner landschaftlichen und volksmäßigen Geschlossenheit mit Recht als das „Friedländische" bezeichnen darf.

Tschernhausen
Flurverfassung um 1700.

Gezeichnet von Ed. Knesche nach einem Entwurfe von Josef Schubert.

Zur Bezeichnung der einzelnen Wirtschaften dienen deren Hausnummern. Die zu den Feldhäusern gehörenden Grundstücke und die Reste des Fiebigs sind dunkler gehalten. Der Meierhof ist in den heutigen Größenverhältnissen eingezeichnet. Die punktierte Linie über das Grundstück zu Nr. 20 bedeutet den „Mühlfußsteig". Der mutmaßliche Standort des früheren Rittersitzes im Meierhofe ist durch einen Kreis angedeutet.

Anhang.

Zur Flurgeschichte von Tschernhausen.

Von Josef Schubert.

Als ursprüngliche Anlage ist der Block kleiner Wirtschaften um das Dorf aufzufassen, der um 1700 ein Ausmaß von 43 Joch 1242 Klafter hatte, also nicht einmal 6% der ganzen Flur (735 J. 1552 Kl.) enthielt. Er umfaßte die Grundstücke von 13 Feldgärtnern, das Hausumland von 2 Bauerngütern und 1 Joch 839 Klafter Gemeindegrund (Aue und Dorfstraße). Um den auffallend großen Ortsplatz reihten sich unmittelbar 9 Gehöfte, die als ältester Kern des Blockes aufzufassen sind. Die Nordseite war offen, im Nordosten erhob sich der Rittersitz. Auf der Au befand sich der große und sehr ergiebige „Stangenborn", ohne den die Besiedlung der sonst wasserarmen Hochfläche nicht möglich gewesen wäre.

Nördlich des Dorfes erstrecken sich längs der Landesgrenze die Huben, von denen nur 4 nachweisbar sind, 2 bewirtschaftete und 2 wüste. Ihre Fläche führt den Namen „Wüstes Gut". Die Tabelle I von 1654 zählt 6 Bauernhöfe auf. Die fehlenden 2 Huben können sich nur zwischen dem Dorfe und der Hube zu Nr. 24 befunden haben. Das Ausmaß der bewirtschafteten Huben betrug bei jeder im Jahre 1878 etwas über 31 Joch.

Im Zimpelbachtale bestanden um 1700 die 3 Wirtschaften Nr. 7, 9, 11 und die Mühle (10). Sie bildeten den Ortsteil „Feld- oder Zimpelhäuser" und hatten ein Grundausmaß von 18 Joch 209 Klafter. Man sollte meinen, daß nach der Aussetzung von Huben die Notwendigkeit einer Mühle die Besiedlung des Tales veranlaßt habe, aber die Wirtschaft Nr. 9 stellt eine so geschlossene Einheit dar, daß sie entstanden sein muß, als noch genügend Raum für Ackerland zur Verfügung stand. Sie muß daher als die älteste des Tales angesprochen werden. Bei dem Ausmaße von 5 Joch 1167 Klafter war für sie Streubesitz entbehrlich. Dagegen ist die Mühle zwischen diese und die Wirtschaft Nr. 11 derart eingezwängt, daß Streitigkeiten unausweichlich waren, die bis in die neueste Zeit andauerten.

Die Zwergwirtschaften des Blockes dürften frühzeitig ihr Bedürfnis nach Streubesitz befriedigt haben. Er bestand aus mageren oder entlegenen Gründen im Ausmaße von 10 Joch 1281 Klafter. Daß die Gemeinde den Fiebig gleichzeitig mit der Schaffung von Bauerngütern erhielt, ist wahrscheinlich. Er hat die Länge einer Hube und den vierten Teil ihrer Breite. Sein Ausmaß wird aber 1785 nur mit 3 Joch 856 Klaftern angegeben. Vor dem Jahre 1700 dürfte der bäuerliche Grund etwa 256 Joch betragen haben.

Außer den mit „Schlauer" und „Zimpel" zusammengesetzten Namen, die bezeichnenderweise nur an der Priedlanzer Grenze vorkommen, findet man keine wendisch klingenden Flurbezeichnungen. Diese Grenze ist unnatürlich und war noch in neuerer Zeit Änderungen unterworfen.

Tabelle I. Steuerrolle von 1654.

	Feldflur	Winter-	Sommer- saat	Zahl der Bauernhöfe		Zahl der Chalupnerstellen		Zahl der Gärtnerstellen		Zahl der				
	Strich	Strich	Strich	bewirtsch.	wüst	bewirtsch.	wüst	bewirtsch.	wüst	Ochsen	Kühe	Geltvieh	Schafe	Schweine
Friedland	563 3/4	172 2/4	158 2/4	16	—	56	—	66	244	23	164	42	—	—
Neustadt	101	29	33	2	—	16	8	35	58	5	73	20	—	—
Arnsdorf	362	32	45	4	6	8	15	—	—	8	25	2	—	—
Bärnsdorf	891	27	53	3	22	2	22	—	—	12	19	16	—	—
Berzdorf	631	39 2/4	49 3/4	6	14	7	12	4	17	11	33	1	—	—
Bullendorf	1137	10	15	1	30	—	29	—	8	3	6	4	—	—
Dittersbach	425	70 2/4	129	9	1	14	4	18	7	29	73	13	—	—
Dittersbächel	288	10	14	1	9	1	4	1	8	2	6	2	—	—
Ebersdorf	91	28	36	3	—	6	6	—	—	6	13	6	—	—
Einsiedel	406 2/4	56 2/4	157	10	—	14	—	17	4	35	91	25	—	—
Engelsdorf	612	—	—	—	19	—	14	—	7	—	—	—	—	—
Göhe	225	25	41	2	4	8	3	—	—	9	18	5	—	—
Haindorf	166	26	47	3	2	4	2	7	7	12	31	26	—	—
Heinersdorf	564	57 1/4	75	7	9	2	16	1	23	17	33	15	100	—
Hermsdorf	440	102	153	13	—	6	—	13	12	30	56	18	75	—
Hohenwald	31	6 3/4	12 1/4	—	—	8	—	—	6	1	8	1	—	—
Kunnersdorf	394	60 2/4	69	15	4	4	8	—	23	31	37	9	—	—
Lautsche	89	10 2/4	18	—	1	7	—	—	5	—	11	2	—	—
Liebwerda	295	44	81	8	2	10	2	8	7	23	43	20	—	—
Lusdorf	635	63	118	13	11	5	5	12	17	27	70	33	—	—
Mildenau	519	137	189	15	—	14	—	22	14	62	123	65	—	—
Mildeneichen	147	25	34	4	2	4	3	—	—	10	23	12	—	—
Olbersdorf	309	24	57	5	—	7	17	—	—	17	31	6	—	—
Priedlanz	439	170	123	14	—	10	—	30	4	35	97	41	—	—
Raspenau	528	142	118	12	—	21	—	41	22	68	160	98	80	—
Ringenhain	629	93 1/4	153	16	1	12	5	26	5	48	106	49	—	—
Rückersdorf	890	126	190	17	10	5	9	10	46	45	86	23	50	—
Schönwald	679	34	57	5	15	1	20	6	21	12	29	13	125	2
Tschernhausen	208	22	17	2	4	2	7	—	—	5	6	1	—	—
Nieder-Ullersdorf	373	44 1/4	154	7	—	19	—	5	—	24	83	9	—	—
(Busch-)Ullersdorf	—	—	—	—	20	—	—	—	25	—	—	—	—	—
Weigsdorf	350	96 2/4	117	10	—	8	—	12	1	3	6	4	—	—
Weißbach	109 1/4	31 3/4	29 1/4	—	—	28	16	1	13	9	38	8	—	—
Wiese	97	12 2/4	14 3/4	—	2	7	—	—	—	—	14	3	—	—
Wünschendorf	381	71 1/4	112 2/4	11	—	20	2	7	—	24	78	16	—	—
Wustung	253	58	80	8	—	4	—	18	1	19	42	6	—	—

	Anzahl d. Haus-nummern	Ackerflur: Felder Klasse 2. Strich	Ackerflur: Felder Klasse 3. Strich	Ackerflur: Driesch Strich	Ackerflur: Wüst Strich	Wiese: Heu zweispännige Fuder	Wiese: Grummet zweispännige Fuder	Waldung Seil	Mühlen: Mahl-	Mühlen: Brett-	Mühlen: Walk-	Mühlen: Lohe-	Mühlen: Papier-	Teiche: zum Streichen	Teiche: zum Einsetzen
Friedland	—	—	616 2/4	412 1/4	121 3/4	184 3/4	64	—	—	—	1	1	1	—	—
Neustadt	—	—	59 2/4	4	42 2/4	39	—	—	2	4	—	—	—	—	—
Arnsdorf	40	—	111	34	222	22 1/2	8 1/2	—	—	—	—	—	—	—	—
Bärnsdorf	65	—	333 2/4	208 2/4	353	38	4	2	1	1	—	—	—	—	—
Berzdorf	61	—	162 1/4	73 1/4	390 2/4	26	—	—	1	—	—	—	—	—	—
Bullendorf	66	—	266 3/4	193 1/4	680	39	2	1	—	—	—	—	—	—	—
Bunzendorf	19	—	20 1/4	1 3/4	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Dittersbach	80	175	—	52	198	71	18	—	1	—	—	—	—	—	—
Dittersbächel	25	—	89 2/4	70 1/4	90	20	3	—	1	—	—	—	—	—	—
Ebersdorf	19	—	66 7/8	11 1/4	13	9	2	—	—	—	—	—	—	—	—
Einsiedel	60	—	185	72	166 2/4	35 1/2	13	2	3	1	—	—	—	—	—
Engelsdorf	39	—	129	64	391 2/4	19	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Göhe	26	—	139	41	52	22	3 1/2	—	1	1	—	—	—	—	—
Haindorf	56	—	154	—	68	26 1/2	—	—	1	2	—	—	—	—	6
Heinersdorf	57	—	207	98 2/4	259	64	7	—	2	—	—	—	—	—	—
Hermsdorf	63	163	—	62 2/4	164	42	13	—	2	1	—	—	—	—	—
Hohenwald	14	—	18 3/4	12	16 2/4	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Kunnersdorf	57	159	100	36 2/4	88 2/4	73	27	2	—	—	—	—	—	—	—
Lautsche	23	—	34 1/4	23 1/4	59 3/4	7 1/4	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Liebwerda	40	—	111	77	110	36 1/2	5	—	1	1	—	—	—	—	—
Lusdorf	65	—	304	102	248	48	8	—	2	3	—	—	—	—	—
Mildenau	82	—	247	70	220	70	15	—	2	—	—	—	—	—	—
Mildeneichen	17	—	59 2/4	13	69	15	2	—	1	1	—	—	—	—	—
Olbersdorf	37	—	87 2/4	26	195 2/4	42	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Priedlanz	64	—	266	78	99	60	41	2	—	—	—	—	—	—	—
Raspenau	124	—	292	46	226	115	10	—	—	—	—	—	—	—	—
Ringenhain	77	—	350 3/4	146 2/4	124	99	33	2	—	—	—	—	—	—	—
Rückersdorf	107	—	368 2/4	172	281	80	15	2	3	1	—	—	—	5	2
Schönwald	86	—	331	191	192	65 1/2	23 1/2	1	1	—	—	—	—	—	—
Tschernhausen	22	—	50 2/4	7 2/4	151	6	3	—	—	—	—	—	—	—	—
Busch-Ullersdorf	35	—	125	38 1/4	210 3/4	37 1/2	17	—	—	4	—	—	—	—	—
Nieder-Ullersdorf	27	—	69	3	29	18	1	—	—	—	—	—	—	—	—
Weigsdorf	48	—	188	29	176	35	12	—	—	—	—	—	—	—	—
Weißbach	65	—	36 2/4	—	79 2/4	18	—	—	1	1	—	—	—	—	—
Wiese	22	—	25 1/4	10	60 3/4	3	1 1/2	—	—	—	—	—	—	—	—
Wustung	34	—	108 2/4	32	115	19	4	1	—	—	—	—	—	—	—

Tabelle III. Die herrschaftlichen Meierhöfe im Jahre 1713.

Gut	Felder				Wiesen			Gärten		Waldung
	Zahl	Aussaat Strich	Driesch Strich	Wüst Strich	Zahl	Heu 2spännige Fuder	Grummet 2spännige Fuder	Hopfen- Strich	Obst-/ Gras-/ Strich	Stallung
Schloßvorwerk Friedland	23	168	104	130	16	56	27	4 2/4	5 2/4	—
Meierhof Berzdorf	40	196	86	263	19	38	18	2/4	2 2/4	6
„ Bullendorf	17	99	52	120	8	22	9	1/4	3/4	6
„ Bunzendorf	16	76	52	16	5	18 1/2	11	1/2	1	2
„ Ebersdorf	14	104	33	70	7	24	17	1/4	4	3
„ Engelsdorf	16	162	62	50	11	56	21	1 2/4	2	4
„ Hermsdorf	19	73	35	74	9	21	10	2/4	1 2/4	4
„ Priedlanz	22	105	36	30	9	49	28	1/4	2 2/4	4
„ Tschernhausen	22	120	57	45	13	48	22	1	4 2/4	3
„ Ullersdorf	18	93	29	45	6	10	6	2/4	3 2/4	6
„ Weigsdorf	24	71 2/4	37	40	8	16	8	1/4	2	1
„ Wiese	23	101	46	38	10	33	10	1/4	2	1
„ Wustung	27	76	35	49	11	31	15	1/4	3	4
Gütel Raspenau	8	26 2/4	11	22	6	13	3	1/8	1	2
Schäferei Hegewald	13	50	12	28	6	12	4	1/4	2/4	6
Höllener Schäferei	7	24 2/4	5	21	1	8	4	—	—	4

Tabelle IV. Ocularvisitation von 1722.

	Ackerflur					Wiesen		Gärten		Waldung	Zahl der Teiche			Zahl der Mühlen			
	Aussaat	Felder 2. Klasse	3.	Driesch	Wüst	Heu zweispännig	Grummet zweispännig	Obst-	Hopfen-		Streich-	Karpfen-	Forellen-	Mahl- stet	Mahl- unstet	Bretter-	Walk-
	Strich	Strich	Strich	Strich	Strich	Fuder	Fuder	Strich	Strich	Seil							
Friedland	879 15/16	118 13/16	761 1/8	298	239 3/4	200 1/2	75 1/2	35 7/8	1 1/2	73	—	—	—	—	—	—	3
Neustadt	121	—	121	25 2/4	66 1/4	56 1/4	7	4	5/8	—	—	—	—	—	2	4	—
Arnsdorf	158 2/4	—	158 2/4	99 1/4	139	23 1/2	8 3/4	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Bärnsdorf	425 2/4	2	423 2/4	235 2/4	457	60 1/2	5	—	—	—	—	—	—	—	1	1	—
Berzdorf	225 3/4	—	225 3/4	96 3/4	352 1/4	26	1/4	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—
Bullendorf	343 1/4	—	343 1/4	221 1/4	678 1/4	47	11 1/2	1/8	—	36	—	2	1/2	—	—	—	—
Bunzendorf	24 2/4	2	22 2/4	2/4	1	—	—	1/4	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Dittersbach	415	170	245	216 1/4	342	73 1/2	35	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—
Dittersbächel	179 2/4	15	164 2/4	75	145	35	3	1 2/4	—	—	—	—	—	—	1	—	—
Ebersdorf	67 2/4	5	72 2/4	18 3/4	21	9	3 1/4	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Einsiedel	236 1/4	3	233 1/4	107	254 2/4	43 1/2	20	1	—	42	—	—	—	—	3	1	—
Engelsdorf	287 2/4	39 2/4	248	148	237	20 3/4	3 1/2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Göhe	232 2/4	18 2/4	214	105	105	26 1/2	11	—	—	—	—	—	—	1	—	1	—
Haindorf	176 3/4	—	176 3/4	13 3/4	115	38 1/2	10	—	—	—	—	5	—	2	—	2	—
Heinersdorf	326	11	315	133 2/4	369	99	12	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—
Hermsdorf	170	—	170	139	272	46	22	—	—	—	—	—	—	—	2	1	—
Hohenwald	20 2/4	—	20 2/4	13 3/4	21 2/4	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Kunnersdorf	490	163	327	199 3/4	208	90 1/2	43 1/2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Lautsche	71 2/4	—	71 2/4	13 3/4	14	7 1/2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Liebwerda	157	—	157	85	160	38	5	—	—	—	—	—	—	1	—	2	—
Lusdorf	355 2/4	16	339 2/4	116	284	64 1/2	11	1 2/4	—	—	—	—	—	2	—	3	—
Milöenau	510 1/4	73 3/4	436 2/4	139 1/4	291 2/4	94 1/2	36 1/2	8 2/4	—	32	—	—	—	2	—	—	—
Milöeneichen	61 1/4	4 3/4	60 2/4	21	83 2/4	17	2 3/4	—	—	9	—	—	—	1	—	1	—
Olbersdorf	181	—	181	114 1/4	261	54	21 3/4	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Priedlanz	348 5/8	18	330 5/8	186	299	64 1/2	43	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Raspenau	348 1/4	17 2/4	330 3/4	87	336	146	30 1/2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Ringenhain	582 1/4	40 2/4	541 3/4	202 3/4	347 2/4	261 1/2	70	3	—	15	—	—	—	—	—	—	—
Rückersdorf	579	21	558	284 1/4	525 2/4	107	29	—	—	162	1/12	4 1/2	—	—	3	1	—
Schönwald	529	65 2/4	463 2/4	319 2/4	420	90	40	2	—	20	—	2 1/2	—	2	—	—	—
Tschernhausen	88	28	60	20 2/4	38 2/4	6	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Busch-Ullersdorf	189 1/4	—	189 1/4	92 3/4	545	47 3/4	23 1/2	9/16	—	20	—	—	—	—	—	4	—
Nieder-Ullersdorf	136 3/4	—	136 3/4	22	112 2/4	19 1/2	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Weigsdorf	286 2/4	—	286 2/4	114	233	36	17 1/2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Weißbach	60 5/8	—	60 5/8	14	88 2/4	14 3/4	—	—	—	—	—	—	—	1	—	1	—
Wiese	61 1/4	4 2/4	56 3/4	6	12 3/4	3 1/2	1 1/2	2/4	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Wustung	145	10 2/4	134 2/4	77	188	19	7 1/4	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—

Tabelle V.

Namen der Ortschaft	Zahl der Hausnummern	Felder						Wiesen			
		Ausmaß		Ernte in nied.-österr. Metzen				Ausmaß		Ernte in Zentner	
		Joch	Klaft.	Weizen	Korn	Gerste	Hafer	Joch	Klaft.	Heu	Grummet
Friedland	363	1114	271	475	$6777^{9}/_{16}$	$2993^{10}/_{16}$	$13516^{10}/_{16}$	514	477	2341·29	904·91
Neustadt	214	194	395	—	$293^{7}/_{16}$	—	$2760^{1}/_{16}$	266	694	1145·15	266
Arnsdorf	53	431	731	—	$1733^{10}/_{64}$	$239^{14}/_{16}$	$4739^{5}/_{16}$	208	322	507·80	138·40
Bärnsdorf	110	612	421	—	$1795^{10}/_{16}$	—	$6770^{9}/_{16}$	713	82	1313·15	327·21
Berzdorf	102	627	1280	$18^{2}/_{16}$	$2714^{3}/_{16}$	$1006^{3}/_{16}$	$7282^{1}/_{16}$	425	677	1029·96	228·58
Bullendorf	131	711	1510	$25^{9}/_{16}$	$3019^{9}/_{16}$	$734^{13}/_{16}$	$8206^{1}/_{16}$	561	423	1396·62	427·88
Christiansau	43	109	753	—	$348^{1}/_{16}$	$76^{12}/_{16}$	$1178^{10}/_{16}$	93	1121	310·42	96·30
Dittersbach	128	437	467	—	$2124^{10}/_{16}$	$462^{10}/_{16}$	$5336^{11}/_{16}$	554	500	1277·02	306·40
Dittersbächel	41	191	574	—	$752^{14}/_{16}$	—	$2557^{8}/_{16}$	347	1095	749·41	124·86
Ebersdorf	42	212	1397	$93^{11}/_{16}$	$1082^{4}/_{16}$	$632^{14}/_{16}$	$2237^{9}/_{16}$	141	85	417·05	125·86
Einsiedel	92	378	853	—	$1887^{8}/_{16}$	—	$5274^{8}/_{16}$	411	661	1427·38	393·94
Engelsdorf	68	579	391	$10^{15}/_{16}$	$3522^{4}/_{16}$	$800^{4}/_{16}$	$6940^{10}/_{16}$	198	892	860·63	254·44
Göhe	34	216	316	—	$1002^{8}/_{16}$	$389^{10}/_{16}$	$2242^{2}/_{16}$	135	594	448·34	94·75
Haindorf	135	153	100	—	336	—	$1936^{8}/_{16}$	308	571	654·99	79·89
Heinersdorf	120	513	1325	—	$2458^{3}/_{16}$	—	$6944^{12}/_{16}$	621	817	1290·57	223·46
Hermsdorf	96	365	829	—	$1979^{9}/_{16}$	$611^{2}/_{16}$	$4334^{7}/_{16}$	211	1515	668	205·74
Karolinthal	39	60	115	—	$75^{2}/_{64}$	—	$537^{56}/_{64}$	64	999	139·14	30·24
Kunnersdorf	81	686	85	—	$4429^{8}/_{16}$	$716^{9}/_{16}$	$8631^{2}/_{16}$	569	337	1454·57	388·70
Lautsche	26	178	1555	$68^{9}/_{16}$	$1069^{15}/_{16}$	$648^{9}/_{16}$	$1747^{11}/_{16}$	85	1388	440·12	179·25
Liebwerda	78	255	112	—	$918^{4}/_{16}$	—	$3119^{4}/_{16}$	340	167	480·18	52·77
Lusdorf	107	483	1237	—	$2106^{4}/_{16}$	$50^{5}/_{16}$	$6071^{1}/_{16}$	692	1002	1610·62	253·52
Mildenau	125	622	1457	—	$3864^{6}/_{16}$	$336^{2}/_{16}$	$8229^{8}/_{16}$	480	206	1226·01	319·19
Mildeneichen	28	172	192	—	$528^{14}/_{16}$	—	$1934^{3}/_{16}$	153	229	350·44	77·22
Olbersdorf	58	299	665	—	$1064^{2}/_{16}$	—	$3574^{5}/_{16}$	240	1441	751·59	166·64
Priedlanz	66	572	1341	$166^{14}/_{16}$	$4142^{11}/_{16}$	$2453^{15}/_{16}$	$6635^{11}/_{16}$	364	1097	2405·11	1649·37
Raspenau	170	621	671	—	$3457^{7}/_{16}$	$246^{15}/_{16}$	$8169^{12}/_{16}$	794	1237	2371·42	704·71
Ringenhain	96	604	1361	—	$3542^{11}/_{16}$	$758^{12}/_{16}$	$8307^{15}/_{16}$	603	1101	1806·05	481·37
Rückersdorf	155	871	1085	—	3072	—	$9979^{6}/_{16}$	995	880	2077·15	346·89
Schönwald	118	886	1119	—	$3292^{8}/_{16}$	$415^{5}/_{16}$	9505	929	393	1417·92	320·49
Tschernhausen	32	304	372	$153^{4}/_{16}$	$1973^{2}/_{16}$	$733^{15}/_{16}$	$3717^{9}/_{16}$	167	144	747·75	340
Busch-Ullersdorf	56	318	360	—	$1243^{7}/_{16}$	—	$3811^{8}/_{16}$	419	1262	1184·15	273·86
Nied.-Ullersdorf	58	319	542	—	$1502^{4}/_{16}$	$64^{3}/_{16}$	$4231^{14}/_{16}$	281	1480	535·74	143·06
Weigsdorf	50	527	1385	$40^{2}/_{16}$	$3047^{2}/_{16}$	$1919^{13}/_{16}$	$6200^{12}/_{16}$	209	198	875	324
Weißbach	131	197	1001	—	$372^{7}/_{16}$	—	$2638^{7}/_{16}$	595	54	859·91	77·87
Wiese	30	345	1058	$169^{8}/_{16}$	$2000^{5}/_{16}$	$802^{12}/_{16}$	$3777^{4}/_{16}$	207	1009	1271·33	440·35
Wustung	51	342	320	$32^{2}/_{16}$	$1842^{6}/_{16}$	$708^{8}/_{16}$	$3882^{15}/_{16}$	149	1246	525·23	125·12

Kataſter 1785.

Wälder				Erträgnis in 1 Jahr					Durchſchnitt für Joch und Jahr		
Ausmaß		Ertrag in Klafter		Acker	Wieſe		Wald				
Joch	Klafter	Weich	Hart	n.-ö. Metzen	Heu Zentner	Grummet Zentner	Weich Klafter	Hart Klafter	Acker n.-ö. Metzen	Wieſe Zentner	Wald Klafter
447	1300	340 16/64	—	7920 15/16	2341·29	904·91	340 16/64	—	7 1/16	6·30	48/64
613	1324	315 29/64	99 6/64	1017 3/16	1145·51	266	315 29/64	99 6/64	5 4/16	5·30	49/64
456	934	366 56/64	—	2256 4/16	507·80	138·40	366 56/64	—	5 7/16	3·10	51/64
446	1272	315 50/64	—	2855 6/16	1313·15	327·21	315 50/64	—	4 7/16	2·30	43/64
548	1381	399 52/64	—	3673 5/16	1029·96	228·58	399 52/64	—	5 14/16	2·96	47/64
1084	1412	1034 5/64	—	3995 4/16	1396·62	427·88	1034 5/64	—	5 9/16	3·35	61/64
—	—	—	—	534 8/16	310·42	96·30	—	—	4 13/16	4·36	—
430	1556	245 23/64	81	2641 5/16	1277·02	306·40	245 23/64	81	6	2·85	48/64
1363	984	694 18/64	740 8/64	1103 6/16	749·41	124·86	694 18/64	740 8/16	5 12/16	2·49	1 3/64
176	751	141 3/64	4 59/64	1349 7/16	417·05	125·86	141 3/64	4 59/64	6 5/16	3·85	58/64
630	1071	417	56 16/64	2387 5/16	1427·38	393·94	417	56 16/64	6 5/16	4·42	48/64
107	1482	87 2/64	—	3824 4/16	860·63	254·44	87 2/64	—	6 8/16	5·63	51/64
67	317	48 25/64	—	1211 8/16	448·34	94·75	48 25/64	—	5 10/16	4·03	46/64
2429	1423	1587 13/64	206 25/64	757 8/16	654·99	79·89	1587 13/64	206 25/64	4 15/16	2·37	46/64
404	1339	291 61/64	–	3134 5/16	1290·57	223·46	291 61/64	—	6 1/16	2·44	46/64
373	358	240 53/64	77 26/64	2305	668	205·74	240 53/64	77 26/64	6 5/16	4·16	54/64
29	389	19 30/64	—	204 16/64	139·14	30·24	19 30/64	—	3 10/16	2·60	46/64
617	620	437 61/64	—	4592 6/16	1454·57	388·70	437 61/64	—	6 11/16	3·23	46/64
181	1083	126 63/64	—	1178 4/16	440·12	179·25	126 63/64	—	6 10/16	7·23	45/64
1360	1239	633 48/64	206 33/64	1345 13/16	480 18	52·77	633 48/64	206 33/64	5 9/16	1·56	42/64
1421	281	624 21/64	361 14/64	2742 8/16	1610 62	253·52	624 21/64	361 14/64	5 12/16	2 53	45/64
703	375	467 18/64	209 3/64	4143 6/16	1226·01	319·19	467 18/64	209 3/64	6 3/16	3·21	61/64
158	1306	119 42/64	—	821	350·44	77·22	119 42/64	—	4 12/16	2·79	48/64
477	566	287 24/64	111 14/64	1546 2/16	751·59	166·64	287 24/64	111 14/64	5 1/16	3·91	53/64
244	1482	183 50/64	3 3/64	4466 6/16	2405·11	1649·37	183 50/64	3 3/64	7 12/16	3·70	48/64
2705	142	1413 28/64	445 54/64	3958 1/16	2371·42	704·71	1413 28/64	445 54/64	6 5/16	3·86	44/64
607	2	299·28	149·28	4203 2/16	1806·05	481·37	299·28	149·28	7	3·77	47/64
882	1109	689 22/64	—	4350 7/16	2077·15	346·89	689 22/64	—	5	2·44	50/64
396	105	316 24/64	—	4404 4/16	1417·92	320·49	316 24/64	—	5	1·87	51/64
108	57	77 48/64	6 12/64	2192 11/16	747·75	340	77 48/64	6 12/64	7 4/16	6·51	49/64
1487	761	791 5/64	189 38/64	1684 14/16	1184 15	273·86	791 5/64	189 38/64	5 5/16	3·49	42/64
637	734	576 18/64	43 26/64	1932 11/16	535·74	143·06	576 18/64	43 26/64	6	2·39	62/64
80	782	60 32/64	—	3735 15/16	875	324	60 32/64	—	7 1/16	5·73	48/64
8439	384	4368 23/64	257 23/64	1003 10/16	859·91	77·87	4368 23/64	257 23/64	5 1/16	1·58	35/64
105	1249	85 47/64	—	2249 13/16	1271·33	440·35	85 47/64	—	6 8/16	8·24	51/64
232	851	172 4/64	10 4/64	2155 5/16	525·23	125·12	172 4/64	10 4/64	6 4/16	4·34	48/64

Tabelle VI.

Katastral-Zergliederungssummarium 1832.

	Gründe				Summe	
	Dominikale		Rustikale			
	Joch	Klafter	Joch	Klafter	Joch	Klafter
Ackerbare Felder	2748	1141	11538	173	14286	1314
Teiche mit Äckern verglichen	45	669	4	351	49	1020
Drieschfelder	88	566	1345	897	1433	1463
Wiesen	1946	943	6597	99	8543	1042
Gärten	8	1258	10	1060	19	718
Teiche mit Wiesen verglichen	147	1114	13	1069	161	583
Hutweiden	1091	839	4519	356	5610	1195
Waldungen	24324	731	6352	1242	30677	373
Überhaupt	30401	861	30381	447	60782	1308

Buch- und Steindruckerei

Franz Riemer, Friedland

Modern eingerichtetes, leistungsfähiges Unternehmen zur Herstellung von Drucksachen jeder Art.

Gegründet 1895 Fernruf Nr. 11

Liefert alle Druckarbeiten für Gewerbe, Handel, Industrie und Landwirtschaft, Ämter, Vereine und Private in jeder gewünschten Ausführung in Schwarz- und Buntdruck, geschmackvoll, rasch und preiswert. Verlangen Sie bei Bedarf Preise und Muster.

„Friedländer Zeitung"

Erscheint Mittwoch und Samstag früh.

Seit 30 Jahren in allen Kreisen eingewurzelt, daher wirksames, dabei billiges Inseratenblatt.

KOLONIALWAREN
UND DELIKATESSEN

JOSEF HAGENAUER

FRIEDLAND i. B.

Schloßgasse - Marktplatz

EN GROS EN DETAIL

Modewarenhaus und Damenkonfektion

E. Zimmermann, Friedland

Solide Preise! **Schloßgasse** Riesenauswahl!

Sämtliche Aufputzartikel und Zugehöre für Damenschneiderinnen

Für Schulen alle Handarbeitsartikel zu ermäßigten Preisen!

Größte Auswahl in Schafwoll- und Baumwoll-Stoffen für Kleider, Kostüme, Mäntel und Blusen

Fertige Kostüme, Mäntel, Kleider und Blusen in einfachster und feinster Ausführung

Eigene Wäsche- und Schürzenerzeugung, daher billigster Einkauf in sämtlichen Weißwaren und Blaudrucken — Sämtliche Strick- und Wirkwaren, Herrenwäsche, Krägen, Krawatten, sowie Sportartikel in riesengroßer, nur guter Auswahl.

Ferdinand Pfeifer

Friedland i. B.

Kolonialwaren, Südfrüchte, Delikatessen

En gros En detail

Lager erstklassiger ungar. Mehle

Das Beste in Kaffee, stets frisch gebrannt. - Billigste Preise.

Gute Ware

J. F. Schicketanz

Ges. m. b. H.

FRIEDLAND i. B.

Abteilung I

Eisen, Eisenwaren, Haus- und Küchengeräte

Abteilung II

Engroshandel in Werkzeugen für alle Berufe

Landw. An- und Verkaufsverein

reg. G. m. b. H.

Gegründet 1887. **Friedland in Böhm.** Gegründet 1887.

Erste Kleesamen-Reinigungsstation.

Erste Getreide-Reinigungs- und Saatgut-Veredlungsanlage.

Liefert Sämereien aller Art nur unter Garantie von Reinheit, Keimkraft und Herkunft. Rotkleesamenexport. Grassamenmischungen für Kleegras, Dauerweiden, Dauerwiesen, Rieselwiesen, Waldweiden und Bodenbefestigungen werden nach Angabe der Bodenverhältnisse verläßlich zusammengestellt und prompt geliefert.

Kunstdünger und Futtermittel zu den jeweiligen Tagespreisen.

Der Vorstand.

Friedländer Sparkasse

Friedland in Böhmen

Älteste Geldanstalt am Platze

Unter Haftung der Stadtgemeinde Friedland

Verwaltungskapital über 40 Millionen Kč. Spareinlagen werden bestmöglichst verzinst. Überweisungen nach dem In- und Auslande, sowie alle einschlägigen Geldgeschäfte werden kulantest durchgeführt. Strengste Wahrung des Amtsgeheimnisses. Vermietbare Schrankfächer. Scheckverkehr.

Friedländer Bankgesellschaft

W. Neumann & Co., Friedland in Böhmen

Reichenbergergasse Nr. 12. Telephon Nr. 58.

Kassastunden: 8–12 und 2–4 Uhr, Samstag 8–1 Uhr.

Günstigste Durchführung aller Bank-, Börsen-, Wechsel- und Finanzgeschäfte.

Kreditgewährung

Auskünfte in allen finanziellen Fragen bereitwilligst.

Verzinsung der Einlagen:

im Kontokorrente auf Scheck- oder Girokonto mit	5%
auf Gegenbuch oder Einlagenkonto bei freier Verfügung ohne Sperre	5¼%
bei Kündigungsfrist je nach Dauer	5½–6%

Bezirkssparkasse Friedland

Gegründet 1873.

Hauptanstalt in Raspenau. Einhebekassen in Friedland, Neustadt a. T., Haindorf. Sammelstelle Ebersdorf.

Günstigste Verzinsung von

Einlagen auf Sparkassebüchel und in laufender Rechnung.

Durchführung sämtlicher in den Sparkassebetrieb fallenden Geschäfte.

Eigener und Sparkassenscheckverkehr.

Umwechslung fremder Geldsorten.

Postscheckkonto 48.739. Fernruf Nr. 16 Friedland.

Buch- u. Steindruckerei Franz Rienter, Friedland

Heimatkunde

des Bezirkes Friedland in Böhmen

Allgemeiner Teil II. 4. Heft

Preis 8.– K

W. F. JÄGER.

Inhalt.

Haus und Hausrat von Bruno Schier.

	Seite
Einleitung	231
Das Haus	233
Namen des Hauses	233
Das Dach	239
Die Hauswände	251
Herd und Ofen	270
Türe und Fenster	288
Fußboden und Decke, Keller und Boden, Stube und Kammer	299

Mitteilungen.

Die Folge 11 wird den Schluß der vorliegenden Arbeit bringen.

Bisher erschienene Hefte:

I/1, Wanderungen in der Heimat von Josef Schmieb.

I/2, Die Erdgeschichte der Heimat von Heinrich Stenzel. – Die Minerale und Gesteine des Friedländer Bezirkes. Die Iserwiese von Josef Blumrich.

I/3, Die Pflanzendecke des Friedländischen von Franz Firbas.

II/1, Die Mundart des Bezirkes Friedland von Hans Dittrich.

II/2, 3, Flur und Siedlung von Bruno Schier.

III/1, 2, 3, Die Geschichte des Friedländischen bis zum Ausbruch des 30jährigen Krieges von E. A. Seeliger.

Um Angabe der Anschrift von Heimatgenossen, die außerhalb des Bezirkes wohnen, wird höflichst ersucht.

Heimatkunde des Bezirkes Friedland in Böhmen

Im Auftrage
des Friedländer Lehrervereines und des
Vereines für Heimatkunde des Jeschken-
Isergaues herausgegeben von

Erich Gierach und **Josef Schubert**

O. ö. Professor der Deutschen Universität in Prag

Schulleiter in Tschernhausen

Allgemeiner Teil II

Die Friedländer Volkskunde

Verlag des Friedländer Lehrervereines

Druck der Buch- und Steindruckerei Franz Riemer,
Friedland in Böhmen

Die Friedländer Volkskunde

3.

Haus und Hausrat

von Bruno Schier

Friedland 1929

G. Wurbs.

Auenhäuschen.

Bruno Schier

Haus und Hausrat

Dem Andenken
meiner lieben Mutter

Einleitung.

Gegenstand der folgenden Untersuchung ist die Entwicklung der volkstümlichen Bauweise im Friedländer Bezirk. Dem behandelten Stoffe liegt nicht eine landschaftliche Einheit, sondern der willkürliche Umfang eines Verwaltungsgebietes zugrunde. Da aber der ländliche Wohnbau wie kaum eine zweite Äußerung der volkstümlichen Kultur mit dem Boden und seinen Bedingungen verknüpft ist, werden die festgestellten Beobachtungen für ein weiteres Gebiet Gültigkeit haben, das durch ähnliche Untersuchungen ermittelt werden könnte. Daher wird es auch gestattet sein, in wenigen Fällen aus dem Tatsachenbestande des Umlandes jene Einzelheiten zu entnehmen, die zufällig in den Grenzen des Bezirkes nicht überliefert sind.

Unter volkstümlicher Bauweise sei die Gesamtheit aller Merkmale des Hauses und seiner Geräte verstanden, die sich als das bodenständige Erzeugnis der heimischen Bevölkerung ausweisen. Dazu gehören die Gegenstände, welche unter dem Eindrucke fremdvölkischer Eigenart oder einer Kunstströmung geschaffen wurden, erst dann, wenn sie, der dauernden Beeinflußung ihres Ausgangspunktes entrückt, unter den heimischen Bedingungen selbständig weiter entwickelt wurden. Unter Bauweise oder Wohnbau ist die auf dem Wege der Abstraktion vieler Einzeltatsachen gewonnene Gesamterscheinung des heimischen Hauses zu verstehen; die konkreten Beispiele, an denen sich häufig die abgezogene Eigenart zu greifbarer Gestalt verdichtet, seien nicht als Einzelfälle, sondern als Typen betrachtet. Damit scheiden im Gegensatze zur Kunstgeschichte die Namen von Persönlichkeiten aus der Darstellung des volkstümlichen Wohnbaues aus; wenn im folgenden einzelne heimische Meister genannt werden, geschieht dies nicht in ihrer Eigenschaft als Erzeuger eines Einzelwerkes, sondern als geschichtlich erfaßbare Förderer der Methode.

Das Schwergewicht der Betrachtung soll auf die Entwicklung der volkstümlichen Bauweise gelegt werden, womit ein Beitrag zu der noch arg vernachlässigten historischen Hausforschung versucht sei. Von besonderem Werte ist dabei die Feststellung fremder Einflüsse, der Dauer und des Grades ihrer Verwurzelung im Heimatboden, Ausgang und Richtung des eindringenden Kulturstromes, Zeitpunkt und Art der beginnenden Wirksamkeit von Blütezeiten des deutschen Bau- und Kunstgewerbes, die Rückwirkung von Perioden des politischen und wirtschaftlichen Hoch- oder Tiefstandes auf dem Gebiete der Wohnungskultur. In unlöslichem Zusammenhange mit der Entwicklung von Haus und Hausrat steht das Emporkommen des heimischen Handwerks, das in steter Verfeinerung seiner Methoden der hausgewerblichen Tätigkeit immer neue Arbeitsgebiete abringt. So erfolgt die Ausbildung der heimischen Bauweise in steter Wechselwirkung zwischen den Bedingungen des Bodens und den Bedürfnissen der Bewohner; die Lebendigkeit des Entwicklungsfortschrittes legt ein Zeugnis für die Kulturfreude der Erbauer ab; das Ergebnis ist ein Werk vieler namenloser Künstler, in dem sich Heimatvolk und Heimatboden spiegeln.

Die vorliegende Arbeit wurde bereits im Herbst 1924 in allen wesentlichen Teilen fertiggestellt; den mitgeteilten Tatsachen über gegenwärtige Zustände kommt da-

her schon teilweise historische Geltung zu. So ist zum Beispiel das älteste Fachwerkhaus unseres Bezirkes (Dörfel Nr. 62), das aus dem Jahre 1642 stammt, seither stark verändert worden, während die dem Jahre 1582 angehörende Scheune bereits 1921 einer Brandlegung zum Opfer fiel. Auch die wissenschaftliche Hausbauforschung ist seit 1924 kräftig vorwärts geschritten. Doch freut es uns, feststellen zu können, daß wir bereits lange vor dem Erscheinen des Helbokschen Aufsatzes über den germanischen Ursprung des oberdeutschen Bauernhauses, der dem Verfasser erst im Herbst 1928 zugänglich war, gegen das Alter und die keltische Herkunft des hochdeutschen Bauernhauses starke Bedenken hegten. Auch die von Kloeppel vorgeschlagene Gliederung der Dacharten in Pfetten- und Kehlbalkendach wurde von dem Verfasser unter Anlehnung an das Rhammsche Ans- und Sparrendach bereits 1924 andeutend vertreten. Schließlich wurde auch das landschaftlich-konstruktive Element des Bauernhauses, auf das letzthin besonders Steinbach hingewiesen hat, gegenüber den volkhaft bedingten Eigentümlichkeiten stark betont. Der Verfasser hat die allgemeinen Entwicklungszüge des nordböhmisch-lausitzischen Bauernhauses in einer 1928 geschriebenen Abhandlung über den Wohnbau des Reichenberger Bezirkes schärfer herausgearbeitet. Dem Bauernhaus wird in Hinkunft eine weit höhere Bedeutung in der deutschen Volkstumsforschung einzuräumen sein; wir müssen in ihm eines der wichtigsten Mittel zur Bestimmung alter Kultur- und Landschaftsgrenzen erkennen.

Das Haus.

Die Namen des Hauses.

Die geschichtliche Überlieferung des Friedländer Bezirkes beginnt zu einer Zeit, wo Fahrnis und Liegenschaften längst in Privatbesitz übergegangen sind. Der alte Gegensatz von beweglichem und unbeweglichem Besitz wirkt nur mehr in der formelhaften Wendung „varnde vnd vnfornde habe" der heimischen Urkunden nach[1]). Eine schwache Erinnerung an den Urzustand, wo ein Sondereigentum nur an beweglichen Sachen bestand, haben uns die Gegenüberstellungen in der Formel „erbe vnd guth, woyn vnd pfat, pflug vnd eden" bewahrt.[2]) Hier ist „erbe", das ursprünglich nur den beweglichen Besitz bezeichnet[3]), wohl mit „Haus" gleichzusetzen, wodurch — doch kaum mit Bewußtheit — die Wohnstätte den beweglichen Sachgütern zugezählt wird.

Das germanische Haus ist sicherlich nur deshalb als „fahrende Habe" betrachtet worden, weil es als Erzeugnis seines Bewohners Sonderbesitz darstellte[4]), während der Grund und Boden, auf dem es stand, noch lange Zeit Gesamteigen (d. i. unbewegliche Habe) blieb[5]). Doch schon frühzeitig zeigt sich das Bestreben, das Stück Land, wo der Hof steht, aus dem Gemeindeeigentum abzulösen. Dieser Vorgang geht anschaulich aus Orts- und Flurnamen des Bezirkes hervor; doch hat er sich kaum erst innerhalb unseres Gebietes vollzogen. So bewahrt der Name Liebwerda in seinem zweiten Bestandteile ein germ. Wort, das zur Bildung von Ortsnamen in der Lausitz beliebt wurde (Bischofswerda, Elsterwerda, Liebenwerda). Gleichgültig, ob man es mit Heyne zu nhd. werden, got. wairthan, lat. vertere, tsch. vrátiti „kehren, wenden, abschneiden, abtrennen" oder mit Falk-Torp zu nhd. wehren, germ. *warjan „umschließen, umgeben, umwehren, abdämmen" stellt[6]), jedenfalls bezeichnet es ein umhegtes Gebiet, das im Gegensatz zum herrenlosen Umland Sonderbesitz eines Einzelnen oder einer Gemeinschaft darstellte. Ebenso wie die Ablautsform Wurt, Wort im Friesischen und Niederdeutschen „Hofstätte" bedeutet[7]), könnte das heimische Wert des 15. Jahrhunderts den Fluranteil eines Hofes bezeichnet haben[8]). Ein ähn-

1) LA. Stadtbuch A Fol. 28 b, zuerst 1498.
2) LA. Ebda. Fol. 13 b (1498). Diese Bedeutung gilt natürlich nur für unsere ältesten Urkunden; seit dem 16. Jahrhundert wird unter „Erbe" unzweideutig „liegende" und „fahrende" Habe verstanden.
3) an. arfr Ochse, agf. orf, ierfe Vieh, Gut. Vgl. v. Amira[3], Grdr. d. germ. Rechtes S. 173, Meyer H., RGA I 530.
4) Es ist daher verfehlt, wenn ältere Darstellungen aus dieser Eigenschaft Schlüsse auf den baulichen Charakter des germ. Hauses ziehen wollen.
5) Ein ähnlicher Zustand herrschte bis 1920 bei den Bauden des Riesengebirges, deren Grund und Boden der Herrschaft gehörte.
6) Heyne, DHA I 12. Falk-Torp, Et. Wb. II 1385, 1402.
7) Schiller-Lübben 5, 790.
8) Brief Ulrichs von Bebirstein an Land und Stat Gorlitz . . . 23. Dez. 1430 [Bericht über die Plünderung durch die Hussiten] . . . Und haben die kirche zu Reichenaro gewunnen und die leute roeggeführt vnd sint herotin offgebrochin. Als hoben sy myne Werthleute zu Hirszfelde gelossen. Palacky Fr., Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Hussitenkrieges (Prag 1873).

licher Ausdruck für Hofstatt ist „Bante", der sich aus Flurnamen des Bezirkes erschließen läßt. Ahd. biunda, mhd. biunde, biunte ist zusammengezogen aus altem *biwenda, das eine Ableitung von got. biwandjan „sich abkehren, vermeiden", ahd. biwendan „umwenden" darstellt. In beiden Bezeichnungen wird die Loslösung des Sondereigentums aus dem Gemeindebesitz zum Ausdruck gebracht.

Ein jüngerer, über das gesamte deutsche Sprachgebiet verbreiteter Name ist „Hofstatt", der in unserem Gebiete zuerst im Urbar von 1381 als houestat genannt wird ($2^a - 3^b$). Sie bezeichnet hier den Platz des städtischen Wohnhauses; zu den 77 zinspflichtigen Bürgern Friedlands gehören 9 Besitzer einer houestat. Auch in Neustadt war die Bezeichnung bekannt, wo zum Jahre 1599 „hawß undt hoffestadt" genannt werden[9]). Für die spätere Zeit liegen aus bürgerlichen und bäuerlichen Kreisen zahlreiche Belege vor, die bereits den Bedeutungswandel vom leeren zum bebauten Platze erlebt haben[10]). Daneben wird seit der ältesten Zeit die Bezeichnung „Baustatt" genannt[11]), die ihrer alten Bedeutung bis zur Gegenwart treu geblieben ist. Als Bezeichnung für die Baustatt kommt schließlich noch der Name „Planel, Plänel" in Betracht, der sein jüngeres Alter durch die romanische Herkunft verrät. Der Begriff Plan, der von vornherein auf die Dorfaue beschränkt bleibt, ist freilich nicht ganz klar. Bald bezeichnet er den Bauplatz, bald diesen und das umliegende Land[12]).

Auf der Hofstatt erheben sich Wohnhaus und Wirtschaftsgebäude, die zusammen den Kernpunkt des bäuerlichen Besitzes bilden. Die heimische Mundart hat für sie die weitverbreitete, formelhafte Gesamtbezeichnung „Haus und Hof", die zuerst 1497 als „hawß vnd hoff" auftritt[13]) und in der Folgezeit häufig auf Bürger- und Bauernhaus Anwendung findet, freilich mit deutlicher Beschränkung auf ein später zu umschreibendes Mindestausmaß des Besitzes. Man versteht darunter den Hof mit seinen Gebäuden und Bauteilen, soweit sie „Dach-, Windt-, Leim- und Nagelfest" sind[14]), d. h. also nach spätmittelalterlicher Auffassung „unbewegliche Habe" waren. Die Besitzanteile an der Flur, der Hausrat und die Wirtschaftsgebäude, die sich außerhalb der Hofstatt befinden, müssen daher in den Kaufverträgen stets besonders genannt werden[15]). „Haus" bezeichnet in unserer Formel nur den Aufenthaltsort der Menschen, d. i. Hausflur, Küche, Stube, während alles übrige unter dem Begriffe „Hof" zusammengefaßt wird. Der Bauer gebraucht noch heute die Bezeichnung „Haus" sehr sparsam und vorsichtig; er hütet sich, z. B. eine Mühle Haus zu nennen. So wirkt die Wertschätzung des Wortes „Haus", das dem Gotischen nur in der Zusammensetzung gudhús „Gotteshaus" bekannt war, bis zur Gegenwart fort. Unser ältestes Urbar bezeichnet das Schloß in echt mittelalterlicher Weise als huz (Bl. 6^a)[16]).

9) LA. Friedländer Grundbücher 1, S. 2a.
10) Der Vollzug des Bedeutungswandels bereits in ahd. Glossen: arale hovestat, curtile idem, fundus idem Steinmeyer 3, 381, 21.
11) Urbar 1381 5b brostat für Friedland, LA 1, 30a zu 1604 Bawstadt für Neustadt.
12) So wird 1673 „Planel" mit „wiesenfleckel" gleichgesetzt (LA 61, 5b); dagegen heißt es 1674: „ . . . Erb-Kauff vmb einen Plan daselbst, auf welchem vor diesem eine Schmidte gestanden . . . " (LA 61, 6a). Mhd. plan bezeichnet nur den Platz am Fuße der Burg, wo die ritterlichen Spiele stattfanden.
13) LA 85, 11a.
14) LA 61, 3a.
15) z. B. LA. 85, 44a, „ . .. verkawfft seinen garten mit der alden schewne bey dem hirtenhause vnd alles was da zu dem hawße vnd hosse gehört woyne vnd pfat . . ."
16) Dasselbe Urbar überliefert uns eine zweite, später nicht mehr verwendete Formel für Haus und Hof: Hof und Erbe. Der Zusammenhang gibt uns wertvolle Aufschlüsse über die Bedeutung der beiden Begriffe: Merke Erdczins vnd Erbczins in der stat vnd vor der stat von hoeuen vnd von Erben. „Hof" ist hier weiter zu fassen als in der vorhergehenden Formel; es bezeichnet die gesamte Liegenschaft, wie aus dem darauf entfallenden Erdzins hervorgeht. Unter „Erbe" können die Gebäude verstanden sein, so daß sich auch hier rein formelhaft die Zuzählung des Hausbesitzes zur beweglichen Habe erhalten hat. Für den Bedeutungswandel von „Erbe" ist es jedoch wichtig, daß der Ausdruck bereits im Altprager Stadtrecht bald mit „Eigen" bald mit das „Ererbte" gleichgesetzt wird (Rößler E. F., Deutsche Rechtsdenkmäler aus Böhmen I (1845), LX), was auch in der heimischen Überlieferung seit früher Zeit der Fall ist.

Neben diesen allgemeinen Bezeichnungen für die bebaute Hofstätte sind mehrere Hausnamen vorhanden, die von dem Stande des Besitzers ausgehen. Am häufigsten bezeichnen unsere Quellen den Landmann mit dem begriffsweiten Worte „Bauer", das ursprünglich den Mitangesiedelten bedeutet[17]), sich jedoch bereits vor dem Einsetzen unserer Überlieferung zur Bezeichnung des Standes, der die Landwirtschaft gewerbsmäßig betreibt, ausgebildet hat. Zuerst tritt uns das Wort mit dieser Bedeutung im Urbar von 1381 entgegen, wo es in der Kollektivbildung die gebuwere unterschiedslos zur Bezeichnung der landbauenden Dorfbevölkerung dient. Diese weite Anwendungsmöglichkeit kommt dem Begriffe in der Folgezeit nicht mehr zu; seine Verengerung, die sich zwischen 1500 — 1800 vollzieht, ist eine Folge der grundherrschaftlichen Entwicklung; sie wird ferner durch gesellschaftliche Umschichtungen und die Eigenart des bäuerlichen Erbganges bedingt. Die Grundlage für die Rangbezeichnung ist die Größe des Besitzes, die Stellung in der Dorfschaft oder das Verhältnis zur Obrigkeit; meist fließt aber die rechtliche Stellung des Bauern aus den wirtschaftlichen Voraussetzungen seines Besitzes. Die folgenden Zeilen wollen die verwickelten Abhängigkeitsverhältnisse nur von der philologischen Seite beleuchten.

Eine alte, den Dorf- und Stadtsiedlungen bekannte Einrichtung ist das Richteramt. Die Bezeichnung Richter, die im Urbar 1381 noch ausschließlich vorkommt, wird später vor allem für die Dorfsiedlung durch Scholze ersetzt[18]). „Scholze", das zu mhd. schultheize, ahd. scultheizo[19]) gehört, kennzeichnet den Träger dieses Namens als einen gerichtlichen Vollziehungsbeamten, zu dem sich der alte „Richter" — natürlich vor unserer Überlieferung — im Dienste des Grafen entwickelt hat. Scholzereien befinden sich bis zur Abschaffung der Obrigkeitsverhältnisse in allen Gemeinden. Die Größe ihres Grundbesitzes hat im Laufe der Jahre mannigfache Veränderungen erfahren. So schwankt schon das Grundausmaß der Richter unseres ältesten Urbars zwischen 8—14 Ruten und 1—4 Huben. Wenn nach einem Berichte vom Jahre 1628 die Scholzereien in Schönwald, Rückersdorf, Bärnsdorf, Heinersdorf, Raspenau, Mildenau, Haindorf, Dittersbach, Kunnersdorf und Ringenhain als ganze, jene in Dittersbächel, Liebwerda, Hermsdorf und Lusdorf als halbe Lehen gelten[20]), so ist damit für unsere Erkenntnis nichts gewonnen, da Lehen hier nicht als wirtschaftlicher, sondern rechtlicher Begriff zu fassen ist. Noch gegenwärtig gibt es Scholzereien, die sich einen ausgedehnten Grundbesitz erhalten haben (Rückersdorf Nr. 29, 90 Joch), während an anderen fast nur das Schankrecht aus der Vergangenheit haften geblieben ist (Wüstung Nr. 1)[21]).

Als Inhaber des Schankrechtes wurde der Scholze vielfach mit „Schenke" bezeichnet[22]). Daher konnte auch vielerorts der deutsche Hausname „Scholzerei" durch die slawische Bezeichnung für Dorfgasthaus = „Kretscham" verdrängt werden[23]). Dieses Wort, welches in der ostmitteldeutschen Literatur seit dem 16. Jahrhundert häufiger belegt ist, finden wir zuerst in dem Redernschen Brauurbar von 1589, aus dem deutlich hervorgeht, daß Scholzerei und Kretscham ursprünglich zwei fremde Begriffe waren[24]). Auch die „Taxa" von 1634 bringt die „Kretschmen" zwar mit den „Schänckheußern", nicht aber mit den „Schult-

17) contribules gipûra gipûrin Steinmeyer 1, 700, 13 ff.
18) LA. 86, 87a, ad. 1524; LA. 60, 118a, 176a.
19) exactor publicus sculdheizo Steinmeyer. 1, 278, 729. „Der Verpflichtungen befiehlt" Vgl. Schröder[2], RG 127.
20) A. Fr. Reffel, die Gemeinden Raspenau, Mildenau, Mildeneichen. S. 44, Anm.
21) Wichtige Belege für die Beurteilung der rechtlichen Stellung der Scholzen finden sich AP. Wirtschaftsberichte 1734, 21. 2. LA 86, 87a, LA 60, 118a, 176a.
22) So beschwert sich z. B. 1736 der Edelmann von Dobschütz zu Hartmannsdorf in Sachsen, daß „der Schenke von Wünschendorff in einem strittigen Gehölze gehauen" habe (AP. Wirtschaftsberichte 1736, 6. 5.).
23) tsch. krčma, wend. korčma, poln. karczma „Schenke".
24) Abgedr. Helbig Jul., Beitr. II 8.

heissen“ in Verbindung[25]). Der erste nachweisbare Beleg für die Gleichsetzung der beiden Begriffe mag aus dem Jahre 1675 stammen, wo von „Hans Sterzens Erbkretscham-Kauff zu Tschirnhauße“ gesprochen wird[26]). Seit dieser Zeit hat in dörflichen Kreisen krätschn gegenüber „Scholzerei“ die Oberhand gewonnen. Das Vorhandensein eines „Kretschams“ deutet also durchaus nicht auf slawische Vorbesiedlung hin.

Dem Scholzen werden in unserem ältesten Urbar die gebuwere oder lüte gegenübergestellt. Obgleich bereits damals Unterschiede in den Besitzverhältnissen vorhanden waren, werden diese erst seit dem 16. Jahrhunderte in der Standesbezeichnung zum Ausdrucke gebracht. Wir behandeln zunächst jene Gruppe von Landbewohnern, deren gemeinsames Merkmal der Besitz eines „Bauerngutes“ ist. Da ist zuerst die Klasse der Freibauern, die im Besitze von „Freilehen-Erbgütern“ oder „Bauernlehengütern“ stehen[27]). Ihre Auszeichnung vor den übrigen Dorfgenossen bestand in der Robotfreiheit. Solcher Freibauern gab es 1628 in Schönwald 15, Bärnsdorf 2, Lusdorf 2, Liebwerda 2, Raspenau 3 und Kunnersdorf 2. Die Bewirtschaftung der Pfarrwidmut war Aufgabe der Besitzer von „Widmutsgütern“, die sich seit dem ältesten Urbar für alle Kirchorte des Bezirkes nachweisen lassen. Nahmen diese beiden Gruppen eine Ausnahmsstellung in der Robotleistung ein, so ist der Name der beiden folgenden Klassen von der Art der Dienstleistung gebildet. Die „Fahrbauern“ waren im allgemeinen die Besitzer größerer Güter und genügten „mit Rossen“ ihrer Robotpflicht. Sie werden auch „zweispännige Bauern“ genannt, weil sie mit einem Gespann Pferden oder Ochsen für den Grundherrn zu arbeiten hatten[27]). Dagegen oblag es dem Besitzer eines „Handgutes“ — das Wort ist jung, seit 1675 belegt[28]) — Handarbeit auf dem Besitze des Grafen zu leisten[29]).

Die Benennung von Besitzern noch kleinerer Einheiten erfolgt nach dem wertvollsten Stücke ihrer Habe. Da ist zunächst der Gärtner oder Feldgärtner zu nennen, dem nach den gegenwärtigen Maßstäben des ländlichen Besitzes 2—3 ha Grundfläche zukommen. Das Wort Garten, das der Feldgärtner in seinem Namen führt, hat im Laufe der Zeit eine starke Begriffsverengung erfahren. Von dem bedeutungsweiten got. gards „Haus, Hauswesen“, „Hof“, „Platz vor dem Hofe“ bis zu nhd. Garten (Zier-, Blumen-, Obstgarten usw.) ist ein weiter Weg. In halber Höhe hält ungefähr unser Begriff Garten, der zuerst durch das Urbar von 1381 belegt wird. Hier bezeichnet er seinem Bedeutungskerne gemäß den umhegten Besitz des Landwirtes, allerdings mit deutlicher Einschränkung auf Landflächen, die eine bestimmte Größe nicht überschreiten. Seit 1493 tritt in der Überlieferung häufig die Formel „Haus und Garten“ auf[30]). Wenn die heutige Mundart unter Garten nur „Wiesenstück“ versteht, so bedeutet dies eine Begriffsverengung, die erst im vorigen Jahrhundert unter dem Einflusse der Schriftsprache erfolgt ist. Vor dieser Zeit bezeichnet Garten jedes Stück der Flur, gleichgültig ob Wiese oder Feld. So heißt es z. B. 1493 „vnd hot im abegekowfft eyn garthen vnd eyn weßenfleck darneben“[31]). Daher ist Gärtner für die ältere Zeit etwa „Kleinbauer“ gleichzusetzen; sein Haus wird als „Gärtnerheußel“ bezeichnet[32]). Erst unter dem schriftsprachlichen Einfluß taucht die Bezeichnung „Feldgärtner“ auf[33]), während die Mundart an dem einfachen „Gärtner“ noch

25) Kopie im StA fasc. II 108, abgedruckt bei Helbig, Beitr. II 279.
26) LA 61, 49b.
27) Vgl. Ressel, die Gemeinden Raspenau, Mildenau, Mildeneichen, S. 66.
28) LA 61, 65a.
29) Vgl. die Jahr- und Dreidingsartikel von 1692, § 55.
30) LA 85, 13a, abgekowfft seyn hawß vnd den garthen vor xxx margk.
31) LA 85, 17a.
32) AP. Wirtschaftsberichte 1729. 16. 3.
33) LA 61, 65a, Feldtgartkenkawff 1675.

G. Plischke.

Dörfel Nr. 70.

G. Plischke.

„Alter Weg" Weigsdorf Nr. 47.

heute festhält. Als besondere Auszeichnung führten 45 Bürger Friedlands (meist Vorstädter) den Titel „Hofgärtner“ und hatten Verpflichtungen, die in der Transaktionsurkunde von 1671 näher umschrieben wurden. Nach der Art ihrer Dienstleistung gliederten sie sich in „Rechen-“ und „Bindegärtner“[34]).

Das kleinste Stück Land nennt der „Häusler“ sein eigen. Auf seinen höchstens 2 ha großen „Wiesenfleck“ wird bei der Benennung keine Rücksicht genommen. In den Quellen ist stets das Häuschen als einziger Besitz des Häuslers bezeichnet[35]). Der Mangel von größeren Stallungen und Wirtschaftsgebäuden soll anscheinend durch die nur beim Häusler gebräuchliche Bezeichnung „Wohnhäußel“ ausgedrückt werden[36]). Seine Bewohner sind nicht Landwirte, sondern Handwerker, Tagelöhner und Heimarbeiter; „Holtzschlager vnd Ackersleuthe“ finden wir 1735 genannt[37]). Sie werden von der Obrigkeit als die „Beheußelten“ zusammengefaßt[38]); auf die „Heußler, so arme Leythe sind“, wird bei der Robotausschreibung besondere Rücksicht genommen[39]). Die Zahl der Häusler ist mit dem zunehmenden Ausbau des Landes gestiegen, doch war dieser Stand bereits dem Urbar von 1381 bekannt. Es wird hier eyn housener (2b) und der loedechte huzman genannt (17b), der als Besitzer eines Gartens wohl als Häusler aufzufassen ist. Unter dem hawschin bey dem steyn wege ist gleichfalls das Heim eines Häuslers zu verstehen (5b).

Eine ganz besondere Einschränkung erfährt diese Bezeichnung, wenn sie mit dem Worte „Aue“ in Verbindung tritt[40]). In dem „Auenplanel“ oder „Auengärtel“ handelt es sich um einen Bauplatz in der Dorfaue, die sich längs des Dorfbaches zwischen den beiden Gehöftreihen erstreckt (vgl. Niederullersdorf). Die Vergebung des Platzes obliegt der Gemeinde oder der Grundherrschaft. Er kann käuflich erworben oder in Erbpacht genommen werden. Im Jahre 1732 erfahren wir, daß „ein Planel zur Baustelle abgeraint“ wurde[41]) und 1674 kauft der Scholze der Gemeinde Bärnsdorf einen Plan zur Errichtung einer Schmiede[42]). Häufiger kommt der Fall vor, daß ein Teil der Dorfaue verpachtet wird; dann spricht man von einem „Zins-Planel“[43]), das „zum Sommergrase“[44]) oder zur Errichtung eines „Auenhäußleins“[45]) verwendet wird. Ein solches „Wohnheuslein auf der Auen“[46]) kann schließlich, wenn es durch besondere Kleinheit und Armlichkeit auffällt, nach dem Vorbilde des „Halb-Pauern-Gutes“[47]) als „Halb-Auen-Heußel“[48]) bezeichnet werden. Damit haben wir aber die kleinste Besitzeinheit erreicht, die ihren Träger noch zu einem Mitgliede der Dorfschaft machen kann: es gehört ihm nur das Haus, das er sich selbst gebaut, während für den Grund, auf dem es steht, der Gemeinde oder der Herrschaft gezinst werden muß[49]).

Von der Größe und dem Wert des Hauses hängt die Stellung des Bauern im Dorfe ab; sie war aber auch entscheidend für das Ansehen des Bürgers

34) Vgl. Helbig, Beitr. IV, 145.
35) häußel, heußel, heussel u. a. z. B. LA 61, 19af.
36) SchA. Gründungsurk. v. Weißbach 1594, LA 61, 5b.
37) AP. Wirtschaftsberichte 1735, 18. 9.
38) DB 1732, 13. 12.
39) AP. Wirtschaftsberichte 1734, 20. 2.
40) Zuerst 1493 (LA 85, 15b) abegekowfft eyne awe; später oft z. B. LA 61, 30a ad 1673.
41) AP. Dekretenbuch 1732, 5. 6.
42) LA 61, 6a.
43) LA 1, 147a ad 1610 für Neustadt.
44) LA 60, 285b, ad 1580.
45) LA 60, 92a, ad 1574.
46) LA 60, 181a, ad 1574.
47) LA 61, 97a, ad 1678.
48) Ebda. 327a ad 1690.
49) In der Umgebung von Trautenau heißt dieser kleinste Besitz „Tripphäusel“; von der Bodenfläche gehört dem Hausbesitzer nur so viel, als von der Dachtraufe „umtropft“ wird. Vgl. Lutsch Hans, Schlesien = Das Bauernhaus im deutschen Reich und seinen Grenzgebieten (1906) S. 168; Schier Br., Das deutsche Bauernhaus Ostböhmens S. 51. Vgl. Grimm J., Deutsche Rechtsaltertümer II (1922) S. 78 f.

in der Stadt. Wurde doch von dem Besitze eines Hauses der Anspruch auf Erlangung des Bürgerrechtes abhängig gemacht. Seit dem Ausgang des 30jährigen Krieges werden die Hausleute fast alljährlich aufgefordert, „sich anzukaufen", da so mancher Hausmann geldlich besser gestellt sei als der Wirt, der zu den Kosten der Einquartierungen und öffentlichen Arbeiten beizutragen habe[50]). Wiederholte Strafmaßnahmen liehen diesem Gebote den nötigen Nachdruck; im März 1716 wurde Anton Hoffmann solange eingesperrt, bis er sich zum Hauskaufe entschloß[51]). Eine Durchbrechung dieses Grundsatzes erfolgte erst am Ausgang des 18. Jahrhunderts. Als im Jahre 1795 die Gemeinde den Rat Josef Jäkel von der Bürgermeisterstelle deshalb ausschließen wollte, weil er kein erbeigentümliches Bürgerhaus besitze, betonte das obrigkeitliche Wirtschaftsamt, daß kein Gesetz für Bürgermeister und Räte die Hausansässigkeit verlange; den Anwärter müsse vielmehr der Nachweis von Rechtschaffenheit, Redlichkeit, guter Sitte und gesunder Vernunft empfehlen[52]). Doch erst dem 19. Jahrhundert blieb es vorbehalten, auch dem Besitzlosen den Zutritt zu bürgerlichen Rechten, städtischen Ämtern und gesellschaftlichen Würden zu eröffnen.

50) StA. Ratsprotokolle 1688 Dez.
51) StA. Ratsprotokolle 1716 März.
52) Helbig Jul., Coll. I 335.

Das Dach.

Es erscheint auf den ersten Blick befremdend, daß eine Darstellung des Bauernhauses mit der Schilderung des Daches beginnt; denn das Dach geht beim Hausbaue zuletzt seiner Vollendung entgegen und unter dem Einflusse einer romanischen Kunstströmung versuchte man sogar, die ungegliederte Dachfläche hinter Blendgiebeln zu verbergen. Unter den Bräuchen des deutschen Richtfestes lassen sich ferner vereinzelt die Spuren einer alten symbolischen Besitzergreifung des neuen Hauses durch den Bauherrn erkennen, die vor der Fertigstellung der Dachhaut erfolgt. Sie scheint ihren ursprünglichen Charakter in einer Bestimmung der altfranzösischen saisie féodale bewahrt zu haben[1]); denn nur die völlig anders geartete Struktur des romanischen Hauses rechtfertigt das Übersehen der Dachdecke bei dieser symbolischen Handlung. Daneben aber haben sich vor allem in bäuerlichen Kreisen Anzeichen für die hohe Wertschätzung des Daches erhalten: Nach dem Volksglauben hält es schädliche Geister vom Hause ab[2]), unsere Redewendung vom „gastlichen Dach" gibt den Eindruck des Bergenden ebenso wieder wie die alte Bauernweisheit: „Wenns Dach gutt is, fält m Hause nischt" (Dörfel Nr. 62)[3]). Die Entwicklung, die das Dach am Stadthause genommen hat, darf uns nicht über seine ursprüngliche Bedeutung täuschen: Das Dach ist der älteste Bestandteil unseres Hauses, dessen Konstruktionsweise seit der Bronzezeit nur unwesentliche Veränderungen erfahren hat, in dessen innerem Aufbau sich das modernste Stadthaus kaum vom einfachen Bauernhause unterscheidet.

Dachgerüst. Wer im Spätherbste, kurz vor dem Eintritte des Schneefalles aufmerksam das Iser- oder Riesengebirge durchwandert, wird häufig auf Lichtungen oder am Waldesrande auf kleine, hürdenartige Gestelle stoßen, in denen er nach einigem Nachdenken Futterhütten für das Rotwild erkennt. Die Hütte, welche ungefähr 120 cm — 150 cm an Höhe, Breite und Tiefe messen mag, ist aus fauststarken, berindeten Fichtenstämmchen gefügt; die Verbände sind oft ohne Nut und Fuge mit Nägeln oder durch Verschnürung der sich kreuzenden Enden hergestellt. Den rechteckigen oder quadratischen Grundriß bezeichnet ein 10 — 20 cm tiefer Graben, wo die 3 — 4 Dachsparren jeder Breitseite mit Hilfe von Steinen festgekeilt sind, um von hier mit der nötigen Dachschräge zum Firstbalken zu laufen, der an beiden Enden von senkrecht stehenden Firstsäulen gestützt wird. Vertikal über die Sparren laufen mehrere Latten, die mit Reisig verflochten sind. Diese Dachdecke wird unter Zuhilfenahme von Fichtenrinde weiter verdichtet; die hintere Giebelseite ist in ähnlicher Weise verschlossen, während der windgeschützte Vordergiebel offen bleibt. In diesen Futterhütten haben wir verkleinerte, flüchtige Abbilder der alten „Dachhäuser" vor uns, als die sich die bronzezeitlichen Grabhügel Sachsens (Leubingen, Helmsdorf u. a.)[4]) darstellen. In diesem Falle darf man „Haus" mit „Dach" gleich-

1) Die in Betracht kommende Stelle ist bei Grimm⁴, RA I 269 ausgezogen: le seigneur se transportoit sur le fief, y posoit la main et y plantoit un bâton garni de paille ou d'un morceau de drap.
2) Sartori, Das Dach im Volksglauben. Zschr. f. Vke. 25 (1915) 230.
3) Vgl. Mitt. d. Schles. Ges. f. Vke. XVII 94: Valerius Herberger, Traverbinden (1609) VI 196: Wenn das Dach wird baubeständig erhalten, so kann auch eine schiefe Kalippe lange stehen.
4) Jahresschrift f. d. Vorgesch. d. sächs.-thür. Länder 5 (1906) 1 ff. Götze, Altertümer Thüringens 108 f. Behn Fr., Prähist. Zschr. 1918.

setzen, der „Boden" des Hauses ist hier der Erdboden. Dachhäuser werden bei uns nur mehr als Hundehütten verwendet, sie dienen zur Verdeckung des Schöpfbrunnens oder eines Kellers im Freien. Eine sekundäre Erscheinung ist es, wenn in den gebirgigen Teilen des Bezirkes das Dach an der Rückseite oft fast den Boden berührt.

Besteht also bei der Herstellung einer solchen Dachhütte die bauliche Leistung in der sorgfältigen Aufrichtung des Daches, so wird mit derselben Umsicht bei der Verfertigung eines wirklichen Dachstuhles zu Werke gegangen. Sie hat dem heimischen Bauherrn, der meist sein eigener Baumeister war, viel Kopfzerbrechen bereitet: davon zeugt die Fülle der Namen und Konstruktionsweisen, die für die einzelnen Bauteile vorhanden sind. Den Ausgangspunkt für die folgenden Darlegungen bildet die gebräuchlichste Dachform unseres Bezirkes, das Giebeldach, d. i. das Satteldach ohne Walmflächen. Die einfachste Bauart dieses Daches verdient nicht den Namen „Sparrendachstuhl", der ihr in technischen Schriften gegeben wird[5]); es handelt sich dabei nicht um einen Stuhl oder eine Stütze für First und Sparren, da diese allein, höchstens durch Windriesten versteift, das Dach zu tragen haben. Daher ist die genannte Konstruktion, welche sich auch in den Quellen nicht weiter nachweisen läßt, auf kleine, schuppenartige Gebäude mit geringer Dachhöhe beschränkt geblieben.

Wichtig ist nur die Tatsache, daß auch die einfachste vorhandene Dachform der „Sparren" nicht entbehren kann. Zum ersten Male werden sie im Jahre 1557 erwähnt[6]); doch ist aus der Entwicklung des deutschen Hauses anzunehmen, daß sie im Bezirke seit den Tagen seiner Besiedlung gebräuchlich sind. Die Gesamtheit der beim Hause benötigten Sparren wurde „Gesperr, Gesparr" genannt[7]). Die erwähnten „Sparnhölzer" dürften unbearbeitete Fichtenstämmchen gewesen sein; ob sie aber auch in diesem Zustande zum Hausbaue verwendet wurden, erscheint sehr fraglich; sicher ist nur, daß unser ältestes Bauernhaus in Dörfel (Nr. 62, 1642) die Sparren mit dem Beile bearbeitet zeigt. Am First sind je zwei gegenüberliegende Sparren durch Schlitzzapfen miteinander verbunden, das untere Ende wird auf das Rahmenholz oder die Mauerlatten aufgekämmt. Der zweite unentbehrliche Bestandteil jedes Daches ist der „Firstbaum"[8]) oder „Firstbalken", für den stets ein besonders gutes Stück gewählt wurde. Die Besitzer alter Häuser (Dörfel Nr. 62) weisen mit Stolz darauf hin, daß ihre Rahme und ihr Firstbaum „ungestückelt" seien.

In den weiteren Bauteilen des Daches weichen die einzelnen Häuser von einander ab. Das Dach der oben erwähnten Futterhütte wäre als ein Nachkomme des germanischen Ans- oder Pfettendaches anzusehen[9]), wobei die senkrechten Stützen des Firstbalkens der alten firstsûl gleichkämen. Alle nunmehr zu behandelnden Dachbildungen nehmen ihren Ausgang bei dem deutschen Sparrendach oder besser Kehlbalkendach, bei dem die Sparren in halber Höhe durch eine Neuerung, den Dachstuhl, gestützt werden. Eine gemeinsame Einführung der beiden Unterarten des Dachstuhles ist der „Kehlbalke" oder das „Hahnband"[10]) (ma. hoinbånd), welches wohl richtiger als „Hainband" zu bezeichnen ist. Man

5) Reymann Karl, Technische Vorkenntnisse zur Hausforschung. Mitt. d. Anthrop. Ges. Wien XXIII [24].
6) StA. Rechnungsbücher I 109a: „Christoph Hoffmann in Schönwald hat Sparnhölzer hereingeschickt".
7) StA. Ebda I 182a ad 1562.
8) StA. Ebda I 109a ad 1557.
9) Zur Grundlegung vgl.: Rhamm K., Ethnographische Beiträge zur germ.-slaw. Altertumskunde II 1 S. 541 ff. und jetzt auch Kloeppel O., Das Weichsel-Nogat-Delta S. 108 ff.
10) Diese in der volkskundlichen Literatur übliche Schreibung beruht auf einer falschen Ableitung des Wortes. Die ma. Form hoinband deutet auf nhd. Hainband (Hagenband) hin, das auch im DWb 4. 2, 165 belegt wird. Da meist über den Kehlbalken eine Bretterlage läuft, welche den Bodenraum teilt, so wäre seine Bezeichnung mit Hainband = „das trennende Band" verständlich. Im ersten Bestandteile könnte auch „Hagen" = „Buschholz" aufgegangen sein. Jedenfalls lachte mich ein Bauer aus, als ich ihn fragte, ob auf dem „Hahnband" manchmal der Hahn sitze.

versteht darunter den wagrechten Balken, der in halber Bodenhöhe in zwei gegenüberliegende Sparren eingezapft ist. Diese Verbindung wird als „Gebinde" bezeichnet. Die beiden Unterarten des Dachstuhles werden durch die treffenden Namen „liegender" und „stehender" Stuhl auseinander gehalten. Nach dem Volksglauben ist der „liegende Stuhl", der nur mehr an wenigen Häusern zu sehen ist und heute vom Zimmermann nicht mehr aufgeführt wird, die ältere Bauweise. Doch schon früher scheint er zu den Seltenheiten und sein Vorhandensein zu einer besonderen Auszeichnung des Hauses gehört zu haben; denn 1732 wird zum Bau des Friedländer Brauhauses ein Zimmermann aus Grafenstein gegen die besondere Entlohnung von 18 Kreuzer bestellt[11]), „weilen hier keiner auf einen liegenden Stuhl bauen kann". Man darf daher annehmen, daß diese Bauweise nicht ländlichen Ursprungs ist, sondern auf städtischen Einfluß zurückgeht. Sie stellt eine Vereinfachung des städtischen doppelten Hängewerkes dar, das seine erste Ausbildung an den altchristlichen Basiliken gefunden hat. Der liegende Stuhl, der also das gelehrte Element beim Dachbaue unseres Bauernhauses bildet, ist daher unzweifelhaft jünger als der stehende Stuhl. Die erste Vereinfachung gegenüber dem Hängewerk besteht darin, daß nur jeder sechste Sparren mit einer Strebe versehen wird, die bis zum Ansatze des Hainbandes reicht. An dieser Stelle ist ein weiterer Balken befestigt, der horizontal in halber Dachhöhe alle Sparren mit Ansatz starr untereinander verbindet; in ihm lebt die Pfette des alten Ansdaches weiter. Am hinteren und vorderen Giebelende sind beide Pfetten durch Querbalken in Verbindung gebracht, wodurch eine völlig geschlossene, viereckige Rahme zustande kommt. In der Mitte des Dachbodens läuft senkrecht über alle Hainbänder ein Balken, der am vorderen und hinteren Giebelende in die Rahme des liegenden Dachstuhls eingestemmt ist. Er wird als „Windrüste" bezeichnet, doch ist er scharf zu trennen von der Einrichtung gleichen Namens, die sich beim stehenden Stuhl findet. Die entscheidende Vereinfachung gegenüber dem Hängewerk besteht in dem Fehlen der Hängesäulen, was dem Boden die erwünschte Raumfreiheit verschafft und den Vorteil des liegenden Stuhles gegenüber dem stehenden bedeutet.

Der stehende Stuhl ist als die über das Kehlbalkendach erfolgte, organische Weiterentwicklung des germanischen Ansdaches anzusehen. Den entscheidenden Anstoß dazu gab der Beginn der horizontalen Gliederung des Hauses in Erdgeschoß und Dachraum, über deren Eintritt im Bezirksgebiete unten zu handeln sein wird. Damit war die alte firstsûl unmöglich geworden; sie wird zur Stuhlsäule verkürzt und erhält ihren Stützpunkt in der Bodendecke, was eine Reihe konstruktiver Neuerungen in der Deckenbildung zur Folge hat. Für die Entwicklung der alten firstsûl zur Stuhlsäule läßt sich kein bestimmter Zeitpunkt angeben; mancherorts soll die Firstsäule noch vor 50 Jahren zu sehen gewesen sein, während bei größeren Gebäuden sicherlich schon am Beginne unserer Überlieferung nur mehr mit der Stuhlsäule zu rechnen ist.

Beim stehenden Stuhl sind wieder zwei Unterabteilungen zu scheiden, die sich parallel zu der beim Ansdache üblichen doppelten oder einfachen Reihe der firstsûlen entwickelt haben. Bei der einfacheren Art wird immer das vierte oder sechste Hainband in der Mitte durch die „Stuhlsäule"[12]) gestützt. Bei der zweiten Art sind die Stuhlsäulen im Schnittpunkt von Sparren und Hainband angebracht. Über dem Stemmloche der Stuhlsäule läuft in beiden Fällen ein Balken, der den Bodenraum parallel zur Längsachse durchzieht. Auch dieser sonst „Reiter" genannte Balken[13]) wurde mir an einzelnen Stellen fälschlich als „Windrüste" bezeichnet; doch aus der Überlieferung und den Aussagen verläß-

11) AP. Wirtschaftsberichte 1732, 23. 2.
12) Belege für „Stuhlsäule" nnd „Kehlbalke" aus dem Jahre 1722 bei Helbig J., Beitr. III 49.
13) Rhamm K., Ethnogr. Beitr. II_1, 542.

siger Gewährsmänner (Hermsdorf Nr. 91) geht hervor, daß man unter „Windrüste“ eine Stützvorrichtung für die Sparren zu verstehen hat. Als 1666 in Friedland ein neues Hospital gebaut wird, müssen „die Sparrn auf einer Windtrüsten“ errichtet werden[14]). Man bezeichnet damit jenen Kreuzbalken, der von der Spitze des vorderen Giebels schräg nach unten verläuft und in der Mitte der Traufenseite beim Dachansatze mit der Windrüste, die von der hinteren Giebelspitze kommt, verbunden ist.

Dachform.

Ausschlaggebend für das Aussehen des Hauses ist der Giebelwinkel, der bei den älteren Bauten des Bezirkes fast nie 90 Grad übersteigt. Der Bauer bezeichnet ein Haus, dessen Giebelwinkel kleiner bezw. größer als 90 Grad ist, als „über“ bezw. „unter dem Winkel gesperrt“ (Hermsdorf Nr. 91). Trotz größerer technischer Schwierigkeiten entschließt sich der Bauer zur Herstellung des Steildaches, das durch die heimische Witterung, die Art der Bedachung und das Bestreben, einen großen Bodenraum zu schaffen, gefordert wird. Das Volk liebt dieses hochgesperrte Dach, wie aus der häufigen Verwendung der Verbindung „hohes Haus“ im Volksliede hervorgeht. Einen besonderen Reiz übt das geschwungene Dach aus. Seine Eigenart besteht darin, daß die Dachfläche in zwei Ebenen zerlegt wird, von denen der Dachstreif bei der Traufe schmäler ist und einen geringen Bruch zur Horizontalen erfahren hat. Diese Art der Dachbildung, die vor allem im oberen Wittigtale herrscht, übt eine vorteilhafte künstlerische Wirkung aus; sie leiht dem Dache einen angenehmen Schwung nach oben und erweckt dadurch den Eindruck leicht beschwingter Zierlichkeit.

Der Bauer aber ist nicht aus ästhetischen Erwägungen zum geschwungenen Dache gekommen, zumal da auch hier die ebene Dachform einfacher herzustellen ist; denn um die Brechung zum Ausdrucke zu bringen, muß am unteren Drittel eines jeden Sparrens ein „Keil“ oder „Aufschiebling“ angeschäftet werden. Die Ursache für die Verwendung des geschwungenen Daches liegt in der Art des Dachansatzes. Der Bauer ist bestrebt, zur Schonung der Hauswand die Dachränder möglichst weit über die Traufenseite des Hauses vorspringen zu lassen, eine sog. „Ausladung“ („auslådche“) zu erzielen. Bei Erdgeschoßhäusern, die nicht auf den Bock gebaut sind, wird dies am einfachsten dadurch erreicht, daß die Deckbalken der Stube gleichzeitig als Dachträger Verwendung finden; auf ihren weit vorkragenden Enden sind die Sparren aufgekämmt. Das ist ein in seiner Einfachheit genialer Baugedanke; bei größter Stoffersparnis wird hier gleichzeitig durch die Verlegung des Angriffspunktes der Dachlast außerhalb der stützenden Hauswände einem Durchbiegen des Dachbodens hebelartig entgegengewirkt, ein weiter Dachvorsprung erzielt und die Beibehaltung des ebenen Daches ermöglicht.

Doch dieser Haustypus ist nur in wenigen Vertretern im Bezirke vorhanden. Die Regel bildet hier das Erdgeschoßhaus mit Bock oder das einstöckige Gebäude. Die Vergrößerung des Bodenraumes, welche der Bock anstrebt, würde jedoch vereitelt werden, wollte man den gewonnenen Raum mit Balken überspannen, die das „Gesperr“ tragen sollen; daher stemmt man die Sparren in den Bock ein. Doch damit wird eine zweite Einrichtung unmöglich, die ebenso wünschenswert ist: der Vorsprung des Daches. Um diesen zu erhalten, werden in der angedeuteten Weise den Sparren Keile aufgeschäftet, wodurch die Traufenlinie den gewünschten Abstand von der Hauswand erhält und dem Dache die geschwungene Form verliehen wird, die eine so angenehme Wirkung ausübt. Bei Neubauten wird der gleiche Zweck durch Verwendung des „Schweizerdaches“ erreicht, das jedoch den Charakter der heimischen Bauweise grob verletzt.

14) StA. Rechnungsbuch V 405b.

Deckmittel. Die weitere Behandlung des Gesperres hängt von dem Deckmittel ab. Beim Stroh-, Schilf-, Schindel- und Ziegeldach genügt ein einfacher Rost hölzerner Leisten als Unterlage. Dazu braucht man mehrere Schock „Latten“[15]), deren Befestigung mit Hilfe von „Lattennägeln“[16]) erfolgt. Nach dieser Vorbereitung ist das Dachgerüst bereit, die Dachhaut aufzunehmen.

Baumrinde, die als Dachdecke der Futterhütte erwähnt wurde, dürfte kaum je zur Bedachung des Wohnhauses verwendet worden sein. Wie weit der von Hübler genannte Besenginster als Deckmittel im Isergebirge Verwendung fand, vermag ich nicht zu entscheiden[17]). Auch über die Verbreitung des Schilfdaches, das nach der Aussage eines Gewährsmannes vereinzelt im unteren Wittigtale vorgekommen ist, läßt sich in den Quellen und der mündlichen Überlieferung nichts Bestimmtes ermitteln; nur die Wallensteinsche Wirtschaftsordnung empfiehlt zur Ersparung von Dachstroh Schilfrohr[18]).

Die beliebteste Dachdecke war das Stroh. Seine Verwendung zu diesem Zwecke reicht in die älteste Zeit zurück. Die Wallensteinsche Wirtschaftsordnung schlägt das Stroh als empfehlenswertes Ersatzmittel für die Schindelbedachung vor; es sollte der Schindel vor allem deshalb vorgezogen werden, weil es nach mehrjähriger Dienstleistung auf dem Dache noch immer als Streu und Düngemittel verwendbar war[19]). Noch heute können sich viele Bauern nicht entschließen, das Strohdach seiner unbestreitbaren Vorzüge wegen aufzugeben, trotz der vielen Verfolgungen, denen es von verschiedenen Seiten ausgesetzt ist; daher ist in einzelnen Orten noch ein beträchtlicher Prozentsatz der Häuser mit Stroh gedeckt. Die erste Stelle nehmen dabei Bullendorf mit 36.03%, Priedlanz mit 21.21%, Wustung 19.73% ein, die wenigsten Strohdächer der Landgemeinden hat Mildenau mit 10.15%; der mittlere Prozentsatz für den ganzen Bezirk betrug 1924 ungefähr 16%.

Das Strohdach wird im Volksmunde nach den „Strohschauben“[20]) „Schejbdach“ genannt. Im südlichen Teil des Bezirkes kann man für den Strohbüschel auch den Namen „Toschke“ hören[21]). Diese Schauben stellte sich der Bauer einst selbst her. Nach dem Drusch wurde stets eine bestimmte Menge von langhalmigem Roggenstroh diesem besonderen Zwecke vorbehalten, ja sogar in das Inventar aufgenommen[22]). Nach der Wallensteinschen Wirtschaftsordnung sollte es „außgeschittelt vnd zu Garben gemachet“ werden. Je zwei Büschel dieses Langstrohs wurden durch ein Strohseil miteinander verknüpft. Nach einem alten Vorschlage war diese Arbeit am besten um die Mitte des Monats November vorzunehmen[23]). Mitunter besorgte ein ärmerer Dorfbewohner, der darin besonders geschickt war, als „Schejben-“ oder „Toschkenmacher“ die Herstellung der Schauben für die größeren Höfe. Eine Wirtschaftsordnung aus dem ausgehenden 17. Jahrhundert schreibt als Entlohnung für die Verfertigung eines Schockes Strohschauben 1 Kreuzer vor[24]). Die fertigen Schauben wurden zu Bündeln von je 30 Stück zusammengeflochten, die dann als „gebundt Schauben“ in den Handel kamen[25]).

Größere Schwierigkeiten bereitete erst die Befestigung der Schauben am Lattennetz des Dachgerüstes. Diese Arbeit war auch nicht ungefährlich und es

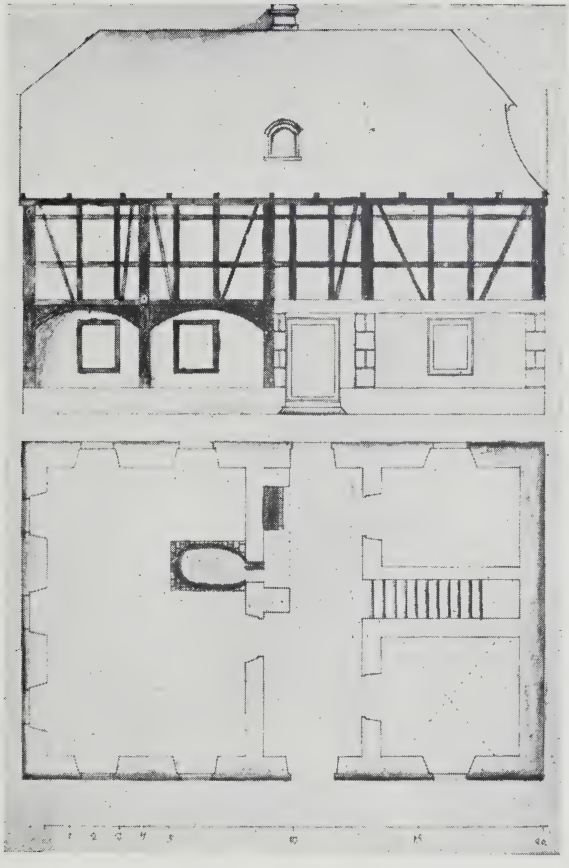
15) StA. Rechnungsbuch I 109a ad 1557.
16) StA. Ebda. I 110a.
17) Hübler, Jb. d. Jeschk. u. Isergebirgsver. 7, (1897) S. 55.
18) SchA. Wallensteinsche Wirtschaftsordnung 1628, 14. 6.
19) SchA. Ebda.
20) Mhd. schoup, ahd. scoub, an. skôf.
21) Hübler, Jb. d. Jeschk. u. Isergeb. ver. 7 (1897) S. 54. Zu tschech. došek.
22) GA. Berzdorf, Schöppenbuch 1783, 31. 10. Schb. Bzd. 1783, 31. 10. Langstroh zum machen der schauben.
23) SchA. Wirtschaftsordnung. Ende des 17. Jahrhunderts.
24) SchA. Ebda.
25) Helbig J., Coll. I 235 ad 1711.

kam ab und zu vor, daß auch der geübteste „Schauben-Reicher" zur Erde fiel[26]). Am Ausgange des 17. Jahrhunderts zahlte man für das „Eindecken" eines Schockes Schauben 3 Pfennige[27]). Die einzelnen Strohschauben wurden dicht nebeneinander mit den freien Enden des Strohseiles an die Latten gebunden, so daß die Ähren nach aufwärts, die Halmenden nach abwärts kamen. Über diese erste Schicht wurde eine Holzleiste gepreßt, die starr mit der Dachlatte verbunden und gleichfalls mit einer Reihe von Schauben versehen war; schließlich ließ man eine dritte Schaubenschicht folgen. Zuletzt wurden die einzelnen Reihen der Schauben, die sich schuppenförmig übereinander legten, durch Schlagen und Pressen zwischen zwei geeigneten Brettern in eine Ebene gebracht. Auf diese Weise wurden 1711 beim Decken des Dechanteihofes „hundert Gebundt Schauben" verwendet[28]).

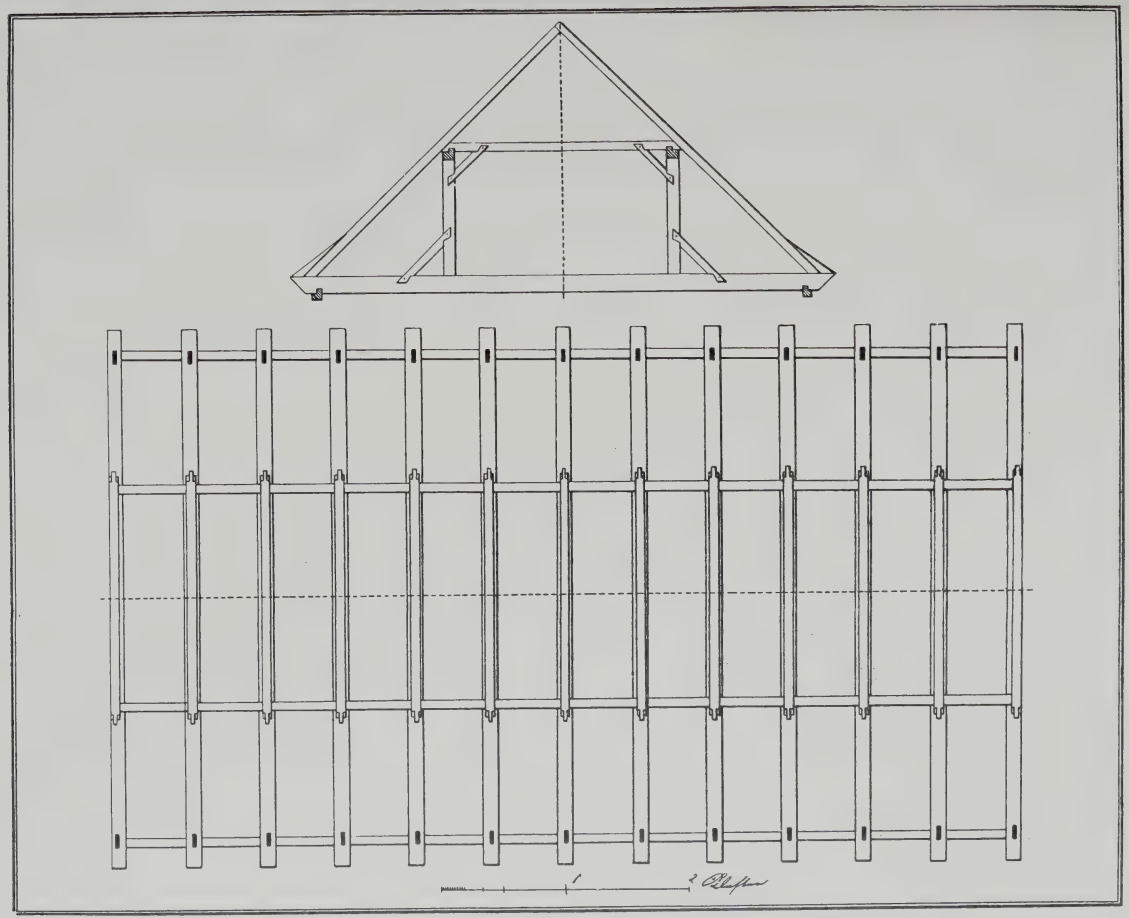
Eine besondere Schwierigkeit bildet das Eindecken der Dachränder; hier ist die Gefahr, daß der Verband der Schauben durch den anstürmenden Wind gelöst werde, am größten; daher wird diesen Stellen besondere Sorgfalt gewidmet. Beginnen wir bei der Firstkante, so war es die naheliegendste, aber auch unsicherste Lösung, sie mehrfach mit langen Strohseilen zu überflechten. Einen besseren Erfolg erzielte die gleiche Maßnahme mit den „Wallern", Strohseilen, die sorgfältig in Lehm getränkt wurden (Rückersdorf Nr. 189). Am verbreitetsten ist der Brauch, eine dichte Reihe von Steckruten, von denen je zwei scherenartig durch einen Holzdübel miteinander verbunden sind, über der Firstkante aufzusetzen. Schließlich findet auch hier der Schindelsaum, der von den übrigen Dachrändern seinen Ausgang genommen hat, Anwendung. Die frei endende Strohschicht wird dabei durch Schindeln und Scheite niedergehalten. Daneben ist vereinzelt die in der Lausitz geübte Strohummantelung der Dachränder gebräuchlich, bei der hohlziegelartige Dachschauben besonders dicht in einander geschoben werden[29]). Bei jüngeren Strohdächern finden häufig die Ortbretter[30]) Verwendung, die, den nordischen vindskeid vergleichbar, den Windschutz der Dachkanten übernehmen. Doch auch die übrige Dachfläche bedarf einer Sicherung, die meist durch ein Lattennetz erfolgt, das je nach dem Bedürfnisse bald eng-, bald weitmaschig ausfällt. An windgefährdeten Stellen (z. B. oberer Teil von Lusdorf) nimmt ein solches Dach oft wunderliche Formen an, da das Lattennetz im Notfalle regellos ergänzt wird.

Waren diese Maßnahmen gegen den Wind gerichtet, so konnte mir auch von einem Abwehrmittel gegen den zweiten gefährlichen Feind des Strohdaches, das Feuer, berichtet werden (Engelsdorf Nr. 98); ein Dach dieser Art wurde jedoch nicht festgestellt[31]). Es handelt sich dabei um die Herstellung der Strohdecke aus Schauben, die teilweise mit Lehm getränkt und so zu dem Dache verflochten wurden, daß die Lehmseite nach innen kam. Dadurch gewährte die Dachfläche von innen das Bild einer Lehmschichte; sicherlich wurde damit ihre Feuergefährlichkeit bedeutend herabgemindert. Die beste Abwehr gegen das Feuer schafft sich das Dach selbst. Sobald es ein Alter von mehreren Monaten erreicht hat, beginnen sich Moos und verschiedene Gräserarten darauf anzusiedeln, Sperlinge und Bachstelzen bauen unter den windzerzausten Stellen des Strohes ihr Nest; sie werden gern geduldet, denn sie bieten nach der Meinung des Bauern Schutz gegen Blitzgefahr[32]). Dasselbe erhofft er sich von der Dachwurz (Semper vivum tectorum), dem Mauerpfeffer (Sedum acre), Johanniskraut (Hypericum perforatum). Das Dach wird durchfurcht von zahlreichen Rinnsalen, die sich das

26) AP. Wirtschaftsberichte 1738, 19. 7. „ . der Schauben-Reicher inwendig vom Balken auf die bloße Tenne gefallen . ."
27) SchA. Wirtschaftsordnung. Ende des 17. Jahrhunderts.
28) Helbig J., Coll. I 235.
29) Zschr. f. Vk. 14, 160.
30) Mhd. ort „Spitze, Ende, Rand, Winkel, Platz".
31) Von einer ähnlichen Dachart berichtet Lauffer im Archiv f. Frankfurts Geschichte und Kunst III. Folge, X Bd., S. 253.
32) Taubmann, Jb. d. Jeschk. u. Isergebirgsver. 7 (1897) 29.



Ein Ackerbürgerhaus vom Jahre 1785.
(Nach einem Plan im Stadtarchiv Friedland).



Ein stehender Dachstuhl (Nach einem Plan aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts im Stadtarchiv Friedland).

abströmende Regenwasser geschaffen hat. So gleicht diese dickfilzige, breitkrempige Haube eher einem Stück Natur als einem Hausdache. Ganz aus der Wirtschaft des Bauern hervorgegangen, nimmt es auch dahin seinen Weg zurück, wenn es das Haus ein Jahrzehnt lang geschirmt hat: es findet als vorzüglicher Dünger Verwendung. Wir verstehen es daher, daß das Stroh des Bauern liebstes Dach abgibt.

Obgleich das Schindeldach früher und häufiger in unseren Quellen erwähnt wird, so stellt es doch die jüngere Art der Dachbedeckung dar; doch dieser Umstand zeugt für das größere Ansehen, das die Schindel genoß. Alle bedeutenden städtischen Gebäude, wie Kirche, Rathaus, Schule, Spital, Brauhaus, Badestube usw. waren bis ungefähr 1700 ausschließlich mit Schindeln gedeckt. Ebenso war es der Stolz der reicheren Bürger, stets ein möglichst großes Schindellager beim Hause zu haben[33]). In den Gebirgssiedlungen sicherten der Mangel an Stroh und die rauhen Witterungsverhältnisse der Schindel das Übergewicht.

Von den zwei üblichen Schindelarten, der Leg- und der Scharschindel, kommt für das heimische Gebiet nur die letzte in Betracht, die allein zur Bedeckung von Steildächern geeignet ist. Die Legschindel, deren Befestigung am Flachdache ohne Nägel erfolgt, scheidet auch deshalb aus, weil stets gleichzeitig mit den Schindeln die nötige Anzahl von „Decknägeln" genannt wird[34]). Auch die Schindeln erzeugte sich der Bauer ursprünglich selbst; doch bald bildete sich auch hier ein eigner Handwerkerstand aus: Schon dem Urbar von 1381 ist der Berufsname schindeler bekannt. „Schindelmacher" werden 1692 in den Jahrdingsartikeln erwähnt (§ 114); es wird ihnen verboten, „in der Herrschaft Gehölzen die Bäume und zwar die schönsten zu pflökkern und große Spinde daraus zu hauen". Der Schindelmacher kann nur „sönnig" nicht „widersönnig" gewachsenes Fichtenholz verwenden. Bei sönnig gewachsenem Holze, das sich leicht spalten läßt und schwer wirft[35]), verlaufen die Holzfasern im Sinne linksgängiger Schraubenlinien. Daher wird das Schindelholz stets scharf vom übrigen Bauholze geschieden[36]); wenn die Herrschaft einem „Supplikanten" besonders wohlgesinnt war, so schenkte sie ihm außer den Bauhölzern „mehrere Stamm Schindelholz"[37]).

Es wurden früher zwei Arten von Scharschindeln hergestellt: die Klieb- und die Falzschindel. Die Kliebschindel[38]), die nur mehr alten Leuten bekannt ist (Engelsdorf Nr. 98), wurde von dem geviertteilten Stamm gespalten, mit dem Schnittmesser und Hobel auf der Schnittbank keilförmig zugeschnitten; auf dem Dache greift dieses schwächere Ende stets über die tiefer liegende Kliebschindel hinweg, die meist nur zur Bedachung von Nebengebäuden diente. Allgemeiner üblich ist die Falzschindel, welche ungefähr 2 Schuh lang (63 cm), 10—15 cm breit und $1^1/_2$ cm dick ist. Sie wird auf der einen Seite mit einer Nute versehen, auf der andern keilförmig zugeschnitten. In ihrer Herstellung waren vor allem die Bewohner von Dittersbach geschickt, von wo seit 1557 die Schindeln für städtische Zwecke bezogen wurden[39]). Später tritt am häufigsten Schaler von Ullersdorf als Schindellieferant der Stadt Friedland auf. Er verlangte z. B. im Jahre 1682 für 24 Schock Schindeln 1 Schock 42 Groschen, das sind 4 Groschen für ein Schock[40]). Im Jahre 1722 kostete 1 Schock Schindeln 9 Kreuzer. Zum Jahre

33) LA 85, 1b dreyssigk schogk schindil ad 1493.
34) StA. Rechnungsbuch I 109a.
35) Gruner O., Beiträge zur Erforschung der volkstümlichen Bauweise in Sachsen und Nordböhmen S. 24.
36) AP. Dekretenbuch 1732, 7. 7.
37) AP. Ebda. 1732, 30. 6.
38) Mhd. klieben, ahd. klioban, chliuban, „spalten, klieben".
39) StA. Rechnungsbuch I 109a.
40) StA. Ebda. VI 46b.

1783 werden 16 Kasten Schindeln für 13 Gulden 20 Kreuzer verzeichnet[41]). Vor dem Weltkriege zahlte man für 1 Schock 3—4 Kronen. Je drei Schock wurden zu einem „Kasten" vereinigt, von denen eine größere Anzahl zum ständigen Inventar jedes besseren Hofes gehörte. Sie fanden mit den Bau- und Brennholzvorräten zugleich beim Hause Aufstellung, denn nur so ist es erklärlich, daß das Hochwasser von 1732 bei vielen Gebäuden gleichzeitig Brennholz und Schindeln forttragen konnte[42]).

Die Schindeln werden so aneinander gereiht, daß die Feder der einen stets in die Nut der folgenden greift, und mit „Decknägeln" an den Latten des Dachgerüstes befestigt. Um diese Arbeit zu erleichtern, wurden die Decknägel vor dem Einschlagen in Leinöl getaucht[43]). Da für die große Zahl der erforderlichen Decknägel stets ein bedeutender Betrag ausgelegt werden mußte, schrieb schon die Wallensteinsche Wirtschaftsordnung größte Sparsamkeit vor. Heute rechnet der Bauer bei dichterem Belage mit einem Schock Schindeln für den Quadratmeter Dachfläche. Früher ging man beim Bauernhause weit sparsamer mit der Schindel um, denn 1580 werden zum Eindecken des Hirtenhauses der Stadt Friedland nur 40 Schock verwendet[44]). Dagegen ist beim städtischen Hause mit einem wesentlich dichteren Belage zu rechnen; für den Neubau des Rathauses im Jahre 1663 werden nicht weniger als 600 Schock Schindeln und 24000 Decknägel gebraucht[45]).

Die Schindel, welche ein dichtes und doch luftiges Dach liefert, hat dem Strohdache gegenüber den Vorteil, daß sie den Übergang von einer Dachfläche in die andere ohne Anwendung von Gratblechen gestattet; daher griff man bei der zunehmenden Auflösung der Dachhaut durch Zwerchfenster, Erker, Flügelbauten, bei Dachverschneidungen, Türmen gern zu ihr. Durch keilförmige Gestaltung der Schindeln werden die Grate abgerundet, was dem schindelgedeckten Hause auch bei weitgehender Gliederung des Daches durch Walmflächen, Simse usw. den Eindruck starker Geschlossenheit leiht (Klein-Iser). Außerdem bieten sie Gelegenheit, durch Kerbung der freien Endteile eine zierliche Randleiste für den Dachsaum zu erzielen.

Stroh und Schindel sind die beiden bodenständigen Deckmittel, die der Bauer aus den Erzeugnissen seiner eigenen Wirtschaft liefern kann. Auf fremden Einfluß gehen alle folgenden Arten der Bedachung zurück. Am frühesten läßt sich die Einführung des Blechdaches nachweisen; doch scheint das Blech ursprünglich nur zur Bedeckung schwieriger, winkeliger Ecken und Türme, bei denen die übrigen Deckmittel versagten, gedient zu haben. Daher bezieht man das Blech nur in geringen Mengen und zwar meist aus Görlitz, wo man sich z. B. 1601 und 1605 je 3 Tafeln holen läßt[46]). Zum ersten Male wird die Verwendung von Blech 1557 erwähnt; doch läßt sich aus der Stelle nichts Sicheres schließen[47]). Am ausführlichsten wird von der Eindeckung des Rathausturmes berichtet, an der alle kundigen Meister der Umgebung mitwirken. Schon im Jahre 1585 scheut man die bedeutende Ausgabe von 151 Schock 49 Groschen 2 Pfennige für diese Zierde der Stadt nicht[48]). Das verschalte Gerüst des Turmes wurde mit Schwarzblech überzogen, das einen grünen Anstrich erhielt. Die Arbeit, zu der man nicht weniger als 12.000 Zwecken verwendete, wurde von Franz Becker

41) StA. II C 1 fasc I Nr. 1.
42) AP. Wirtschaftsberichte 1732, 10. 7.
43) StA. VE ad 1663.
44) StA. Rechnungsbuch II 441 a.
45) StA. VE Rathausrechnung.
46) StA. Rechnungsbuch III 46 a, 185 a.
47) StA. Ebda. I 34 a. Die Webermit mit bleche beschlagen.
48) StA. Ebda. II 227 a.

aus Marienberg durchgeführt. Im Jahre 1588 deckt bereits wieder Balthasar Ullrich von Zittau für 30 Schock 51 Groschen 3 Pfennige den Turm, wobei der Hammerschmied Karl Frey von Wiesental das Blech lieferte und der Maler Georg Gläser den Anstrich besorgte. Die Farben hatte er aus einer Görlitzer Apotheke mitgebracht und um die Herbeischaffung des Leines zu dem nötigen Öle machte sich der Pfarrer von Lusdorf verdient[49]). Aus der Schwierigkeit der Stoffbeschaffung läßt sich annehmen, daß dem Blechdache kaum eine größere Verbreitung zukam. Dazu gesellte sich als weiterer Übelstand seine geringe Haltbarkeit, die schon aus dem obigen Beispiel und den Erfahrungen mit dem Turme der Haindorfer Kirche hervorgeht. Trotz des hohen Kostenaufwandes, unter dem er 1722 durch den Prager Klempner Anton Gottmann geschaffen worden war[50]), sind die Wirtschaftsberichte von 1735 bereits voller Klagen über seine Schadhaftigkeit[51]). Es ist daher kein Wunder, wenn das Blech bis heute die am wenigsten gebräuchliche Dachdecke geblieben ist.

Vor 1700 erfahren wir nichts von einem weiteren Deckmittel. Im Jahre 1675 durchreiste zwar „Mathes Birner, ein Schieferdecker aus Bernau in der Pfalz", den Bezirk; doch war er „lahm und krank" und daher kaum arbeitsfähig[52]). Dieser Meister war ein verunglückter Vorbote der zunehmenden Ausbreitung, die das Schieferdach seit dem Ausgang des Mittelalters von den Rheingegenden nach den Ostländern nahm[53]). Vor der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat es in unserem Bezirke kaum eine weitere Verbreitung gefunden; nur die Schiefer des Kupferberges bei Neustadt erfreuten sich vorübergehender Beliebtheit. Noch heute ist der Anteil des Schiefers an der Dachbedeckung nicht groß. Die beiden Ortschaften mit dem größten und kleinsten Prozentsatz sind Bullendorf 7.98% und Wustung 1.35%; das ungefähre Mittel beträgt 5%.

Eine größere Bedeutung kommt dem Dachziegel zu. Er hat seit der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts vor allem in den lehmreichen Niederungen des unteren Wittigtales Verbreitung gefunden. Seine Einführung dürfte auf sächsischen Einfluß zurückgehen, da bereits 1491 in Dresden durchweg Ziegelbedachung verlangt wird[54]). Beim Bau des Friedländer Rathauses 1733 werden Ziegel aus Seidenberg, Schwerta, Gerlachsheim bezogen[55]). Ihr Anteil an den Deckmitteln einiger Dörfer ist: Wustung 77.67%, Priedlanz 36.36%, Bullendorf 55.40%. Die verbreitetste Form des Dachziegels ist der Flachdachstein, der „Biberschwanz", „Biberzahl"[55a]), dessen unteres Ende abgerundet ist, während das obere einen nasenartigen Vorsprung trägt, der den Ziegel an der Latte festhalten soll. Entsprechend der Bedeutung des Gebäudes wird eine einfache oder doppelte Lage von Biberschwänzen verwendet, so daß das „Spließ-"[56]) bzw. „Doppeldach" zustande kommt. Die Längsfugen zwischen den Ziegeln werden mit Spänen dicht gemacht, zwischen die ebenen Flächen wird Moos gestopft; ein Querschlag von Weißkalk übernimmt die übrige Dichtung. Die mit dem Fachausdruck „Kronen- und Ritterdach" zu bezeichnende Deckart kommt selten vor. Von krummen Ziegelformen ist nur der halbrunde Hohlziegel zu erwähnen. Er findet vor allem als Schutz der Firstkante und der übrigen Dachgrate Anwendung. Daß er zum sogenannten „Mönch- und Nonnendach" verwendet wurde, konnte nicht festgestellt werden. Die rasche Ver-

49) StA. Ebda. II 346b.
50) Helbig J., Beitr. III 50.
51) AP. Wirtschaftsberichte 1735, 26. 6.
52) StA. Rechnungsbuch VI 209a.
53) Lauffer O., Das deutsche Haus in Dorf und Stadt, S. 92.
54) A. v. Eye, Das bürgerliche Wohnhaus in seiner geschichtlichen Wandlung, (= Raumers Historisches Taschenbuch, N.F., IX. Bd., (1868) S. 335).
55) StA. VE 5.
55a) beberczeile: Cod. dipl. Sil. III Brsl. 1387.
56) Mhd. splizen „spalten".

breitung, die das Ziegeldach in so kurzer Zeit im Bezirke gefunden hat, ist auf den Lehmreichtum unserer Niederungen zurückzuführen, denen im Biberschwanz ein bodenständiges Deckmittel gegeben wurde, das die erwünschte Eigenschaft der Feuersicherheit besaß. Vom Standpunkt der Heimatschönheit ist seine weitere Verbreitung dem aufdringlichen Schieferdach gegenüber nur zu begrüßen.

Gliederung des Daches.

Die Auflösungen der ungegliederten Dachhaut sind verschiedenster Art: Sie bewegen sich von der einfachsten Dachnase bis zur schwierigsten Dachverschneidung mit Erker und Flügelbau, in der man die Fertigkeit des Dorfzimmermannes nicht genug bewundern kann. Hier ist zunächst das Walmdach zu nennen, das, wenn man von vereinzelten Ausnahmen (Brunnenhäuschen in der Brunnengasse zu Friedland) absieht, nur in der Form des Giebelwalms vorkommt. Die technische Bedeutung dieser Einrichtung ist leicht ersichtlich; sie dient dem Wind- und Regenschutze des Giebeldreiecks, während für die darunter liegenden Fenster die Giebeltraufe, das sogenannte „Simsdachl", diese Aufgabe übernommen hat. Daß das vordere und hintere Giebelende besonders gefährdet waren, zeigt ein Vorfall des Jahres 1672, wo „vom Windt daß förder Keull-End mit sambt den schindeln heruntergeworfen" wurde[58]). Da nicht der ganze Hausgiebel vom Winde entfernt werden kann, dürfte es sich hier um eines jener halbkugelförmig aus der Ebene des Dachvorschusses herausspringenden Schopfdächlein handeln, in denen sich gemeinsam mit dem Simsdächlein eine Kreuzungserscheinung zwischen der ursprünglich deutschen Dachform, dem Steilgiebel, und der slawischen Dachform, dem Vollwalm, nachweisen ließ[57]). Nach dem allmählichen Schwinden der windgefährdeten Schopfdächlein mag freilich der Name Käulende auf den gesamten Giebel übertragen worden sein.

Das Wort „Walm" ist der Mundart unbekannt; meist läßt man die Einrichtung unbezeichnet oder nennt sie „gebrochenes Kappel" (Weißbach Nr. 160) und „Scherz" [Giebelscherz (Klein-Iser)]. In beiden Fällen liegen Bezeichnungen vor, die von dem äußeren Eindruck dieser Bauart, nicht ihrer Bestimmung ausgehen, welche der Landbewohner meist nicht kennt. Man darf daraus schließen, daß das Walmdach keine bodenständige Baueigentümlichkeit ist. Diese Annahme findet eine Stütze durch die Verhältnisse in Klein-Iser, wo nur diejenigen Häuser, die von der Firma Riedel erbaut wurden, den Giebelwalm zeigen; nur eine einzige Ausnahme ist vorhanden, die sich aber auf den ersten Blick als eine bewußte, aber etwas mißglückte Nachahmung erweist. In dieser Ortschaft fällt ferner auf, daß die Walmfläche von einem winzigen Giebeldreieck überragt wird. Diese bauliche Eigenart, welche die Walmfläche durch einen kräftigen Schattenpunkt angenehm belebt, wird durch die vorhandene Schindeldachung bedingt, für welche die Grundkreise der Abrundung an der Giebelspitze zu klein werden. Sie muß sich daher mit der einfachen Bretterverschalung begnügen. Durch die Abwalmung der beiden Giebeldreiecke wird der Eindruck des Bergenden und Hüllenden, den das Dach gewährt, noch bedeutend erhöht; man darf daher diese Art des Hausabschlusses mit Recht als die „ansprechendste Dachform" bezeichnen[59]).

Aus der Fremde ist auch das Mansardendach übernommen, das sich am vornehmen Dorf- und Stadthause findet. Seine Einführung erfolgte nach dem Vorbilde sächsischer Herrenhäuser gegen Ende des 18. Jahrhunderts, wie aus den beiden schönsten Trägern dieses Daches, dem Riedelhaus in Haindorf und dem Löwenhof in Rückersdorf (Nr. 37), die im Jahre 1795 gebaut wurden, hervorgeht.

57) Vgl. jetzt Schier Br., Steilgiebel, Vollwalm und „Käulende" am Bauernhaus der Sudeten- und Karpathenländer = Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde 1 (1928) S. 144—155.
58) StA. Rechnungsbuch VI 96a,
59) Lutsch Hans, Wanderungen durch Ostdeutschland zur Erforschung volkstümlicher Bauweise, 1888, S. 13.

Ungern vermissen wir bei einer Besprechung des Daches die kleinen, halbrunden Fensterchen, die wie „bewimperte Augen“[60]) aus der bemoosten Stroh- oder Schindelfläche hervorsehen. Da auch die geringste Auflösung der Dachhaut eine Erschwerung der Konstruktion bedeutet, so werden wir für die ältere Zeit nur mit den sog. „Käulendfenstern“ zu rechnen haben. Dem Oberboden des Friedländer Rathauses dienen bis 1672 nur „runthe löcher“ als Lichtöffnungen[61]); daß diese nicht in der Dachfläche waren, versteht sich von selbst. Das Aufkommen des eigentlichen Dachfensters am Bauernhause scheint der letzte Ausläufer eines bedeutsamen baugeschichtlichen Ereignisses zu sein, der sog. Firstschwenkung des Daches, durch die unser bürgerliches Wohnhaus unter dem Einfluß des Renaissancegeschmackes von einem Giebel- zu einem Traufenhause wird[62]). Die dadurch bedingte städtische Einrichtung des Zwerchfensters rief dann wohl als letzte ländliche Spiegelung den „Dachkaffer“ („Dachkafter“) hervor[63]).

Die einfachste Lösung wurde hier mit Hilfe der „Schubschindel“ gefunden (Karolinthal), welche nach Art der „Fensterlider“ (s. u.) eine Öffnung verschließt, die nicht aus der Dachebene herausspringt. Später erhielt diese Öffnung einen Glasverschluß, der noch heute beim Stadthause üblich ist. Bald darauf — beim Bauernhause aber wohl erst zu Beginn des vorigen Jahrhunderts — wurde die Öffnung vertikal gestellt, was nur durch Anwendung einer Rahme und durch Hebung des Sparrens und der Latten möglich war. Der Übergang aus der Dachfläche zum Lichteinlaß wird besonders bei den bildsamen Schuppen des Stroh- und Schindeldaches durch leise geschwungene Linien vollzogen, die in ihrer ruhigen Aufeinanderfolge der Dachdecke eine wellige Bewegung leihen. Es sind meist drei Dachkaffer vorhanden, die sich in windreichen Gebirgsdörfern zaghaft der Dachfläche anschmiegen, in den Dörfern der Niederungen etwas kecker darüber emporschauen.

Weiter unten im Tale begnügt man sich nicht mehr mit Fenstern dieser Art. Besonders bei Erdgeschoßhäuschen, deren Dachboden das fehlende Stockwerk ersetzen soll, baut man größere Öffnungen, die unvermittelt und aufdringlich aus der Dachfläche heraustreten; die Mundart nimmt für sie die Bezeichnung „Erkerfenster“ in Anspruch. Die drei bis vier Dachfenster dieser Art fließen oft zu einem einzigen langen „Aufsatzfenster“ zusammen, das die ganze Dachfläche durchschneidet. Dieses Fenster, das natürlich nicht mehr als Erzeugnis des volkstümlichen Wohnbaues anzusehen ist, sondern eine Einführung des zünftigen Zimmermeisters darstellt, hat bezeichnenderweise seine weiteste Verbreitung in Gebirgsortschaften (Weißbach) gefunden, wo das Erdgeschoßhaus vorherrscht.

Auf städtischen Einfluß geht die Einführung der Dachrinne zurück. Schon im Mittelalter sind die deutschen Stadthäuser vom freien Tropfenfall zur Dachrinne übergegangen[64]). Für Friedland werden Dachrinnen zuerst 1557 genannt, als Nickel Kaulfersch von Olbersdorf den Auftrag erhält, „zwey Rinnen auffs Radehaus und Fleischbenke“ herzustellen[65]). Die Rinnen bestanden aus halbrunden, ausgehöhlten Holzstangen, wie sie noch heute fast ausschließlich beim Bauernhause üblich sind. So erhält 1677 Caspar Michner ein Schock für die Rinnen, die er an Dach und Turm des Obertorhäuschens verfertigte[66]). Es

60) Mit trefflicher Anschaulichkeit geben die alten Bezeichnungen got. augadaúro, an. vindauga, engl. windowo diesen Eindruck wieder; vgl. dazu Mielke Rob., Zschr. d. Ver. f. Vke. XVI 63. Im nahen Sachsen vereinzelt als „Ochsenaugen“ bezeichnet; Schmidt Br., Das sächsische Bauernhaus v. J. S. 11.
61) StA. Rechnungsbuch VI 84b.
62) Vgl. Lauffer, Das deutsche Haus in Dorf und Stadt, S. 116.
63) Wohl zu mlat. capisterium gehörig. Vgl. PBB 18, 228, Zschr. f. rom. Phil. 38, 62. Schier Br., Das deutsche Bauernhaus Ostböhmens = Schneider K., Das Riesengebirge und sein Vorland (1924) S. 50.
64) Lauffer, Das deutsche Haus, S. 116.
65) StA. Rechnungsbuch I 105a.
66) StA. Ebda. VI 282a.

handelte sich für diese Zeit ausschließlich um „Gießrinnen“[67]), die ungefähr eine Elle über die Giebelwand hinausragten und den abströmenden Regen in weitem Bogen auf die Straße abfließen ließen. Sie sind noch heute beim Bauernhause vorhanden und werden unter der Dachkante mit einer Aststwiesel oder einer phantastisch beschnitzten Holzstütze festgehalten (Rückersdorf Nr. 3). Einen Fortschritt in der Ableitung des Regenwassers bedeutete die Einführung der „Kahlrinnen“[68]), die 1671 am Rathause erfolgte; gleichzeitig damit dürften Standrinnen angebracht worden sein, die sich an den Bürgerhäusern wohl erst 100 Jahre später durchzusetzen begannen, während sich das Bauernhaus bis heute mit der Gießrinne begnügt.

67) StA. Ebda. VI 50a.
68) StA. Ebda. VI 50a.

Die Hauswände.

Ließ sich in der Konstruktion des Daches eine große Übereinstimmung von Bürger- und Bauernhaus in neuer und alter Zeit feststellen, so kommt der Beobachter schon in Verlegenheit, wenn er einen Ausdruck sucht, der sich auf alle vorhandenen Hausumfassungen anwenden ließe. Dieser Mangel ist ein guter Beweis für die ursprüngliche Wesensfremdheit der drei Bauarten, des Block- Fachwerk- und Steinbaues. Wenn heute sehr viele Häuser des Bezirkes an allen drei Baumöglichkeiten zugleich teilhaben, so sind sie das Ergebnis der Zusammenarbeit verschiedener Landschaften, Zeiten, Kulturen. Der eine große Kulturfortschritt, der diese Verschiedenheiten auf den Plan rief, ist allen Hausumfassungen gemeinsam: der Übergang vom Dachhaus zum Wandhaus. Dieses wichtige Ereignis war längst vollzogen, bevor wir von dem heimischen Wohnbau Kunde erhalten[1]); zu untersuchen aber, ob sich im Bezirke die Holzfäller, Kohlenbrenner, Forstleute zu vorübergehendem Gebrauche jemals der Dachhütte bedienten, kann nicht unsere Aufgabe sein.

Das Bauholz. Für Fach- und Blockbau ist die Beschaffung des Zimmerholzes von gleicher Bedeutung. In den frühesten Siedeljahren erfolgte sie durch eine planlose Ausforstung der Wälder in nächster Umgebung der Baustätte. Erst seit dem beginnenden 16. Jahrhundert griff die Obrigkeit regelnd in den Holzverbrauch und den Abtrieb der Wälder ein[2]).

Die Bewohner des Bezirkes wurden verpflichtet, ihr Bau- und Brennholz bei der Herrschaft zu kaufen[3]). Eine vorherige Auswahl der Stämme war dem Käufer nicht gestattet; er mußte sich mit den Bäumen zufrieden geben, die der Förster und die Anweisung des Amtes als schlagreif bezeichnet hatten[4]). Obgleich die Einführung der Holzmärkte[5]) den Untertanen eine angenehme Erleichterung brachte, so blieb doch der Abtransport des zugewiesenen Holzes mit großen Schwierigkeiten verbunden. Nur die Forste der Niederungen waren durch Wege erschlossen, die bei günstigen Witterungsverhältnissen auch mit Ochsengespannen befahren werden konnten[6]); die Gebirgswaldungen waren aber bis in die 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts unwegbar, so daß die „Leuthe alles auf den Buckeln mit großer mühe und arbeith herbei schafften“[7]).

Für den Bau oder die Ausbesserung eines Wohnhauses stellte die Herrschaft den Untertanen auf ihr Ansuchen hin einen Teil des Holzes zu einem ermäßigten Preise oder unentgeltlich zur Verfügung[8]). In der Regel erhielt der Bittsteller 2 Stamm Bau- oder Zimmerholz[9]), in besonders berücksichtigenswerten Fällen wurden ihm außerdem eine ansehnliche Menge von Sperr- und Schindelhölzern gewährt[10]). Den Scholzen und Geschworenen war aber strenge befohlen,

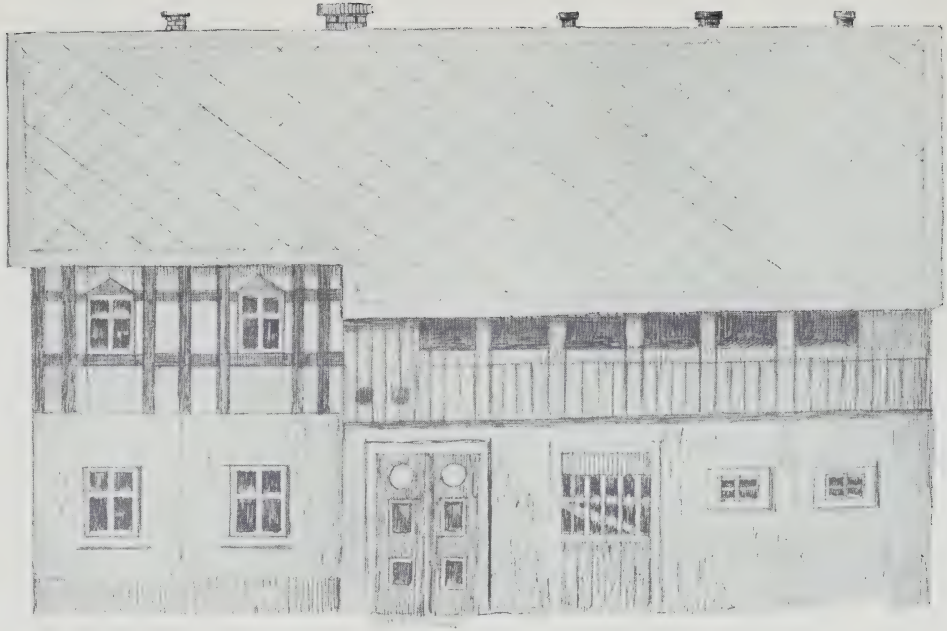
1) Kauffmann vermutet, daß sich dieser Vorgang bei den Germanen in der Eisenzeit unter keltischem Einflusse vollzog. Kauffmann Fr., Deutsche Altertumskunde 1913, S. 305.
2) Vgl. Heimatkunde II, S. 74 f.
3) SchA. Jahrdingsartikel 1692, § 93.
4) SchA. Ebda. § 25, § 114.
5) Heimatkunde II, 83.
6) AP. Wirtschaftsberichte 1734, 20. 2.
7) AP. Ebda. 1735, 24. 4.
8) SchA. Jahrdingsartikel 1692, § 99.
9) AP. Dekretenbuch 1732, 27. 5., 4. 6.
10) AP. Ebda. 1732, 5. 6.

darauf zu achten, daß das Holz ausschließlich zu dem angegebenen Zwecke verwendet werde; in jedem anderen Falle mußte es sechsfach bezahlt werden[11]).

Die Balken blieben nur für wenige Bauten im Rohzustande. Wie unten gezeigt wird, treffen die Andeutungen dafür vor allem Scheuern, Schuppen und Ställe. Die Wohnräume sind auch bei uns seit der ältesten Zeit aus bearbeiteten Balken gefügt worden. Für den zum Bau bestimmten Baumstamm überliefern uns die Quellen die Bezeichnung „Zimmer“[12]), die zuerst 1562 und später sehr häufig auftritt[13]). Das Wort bezeichnet das unbehauene Bauholz und wird daher zur Verdeutlichung häufig mit „Stamm“ verbunden[14]). Um 1750 kommt es allmählich außer Sprachgebrauch und die Bezeichnung „Stamm“ bleibt allein zurück[15]). Für das Behauen des Baumstammes hat die heimische Mundart die Bezeichnung „bearbeiten“; ein behauenes Bauholz ist ihr ein „ausgearbeithetes Zimmer“[16]). Diese Maßnahme wurde entweder von dem Bauern selbst oder dem berufsmäßigen Hausbauer, dem Zimmermann vollzogen. Daß sich der Bauer oder Gärtner sein Haus selbst baut, kommt in ganz seltenen Fällen noch heute vor; für die frühere Zeit ist eine bedeutend weitere Verbreitung dieses Brauches anzunehmen, ja es kam vor, daß Kirche, Pfarre und Schule einer Siedlung aus der gemeinsamen Arbeit der Bewohner hervorgingen, wie dies bei Neustadt im Jahre 1602 der Fall war[17]). Daneben ist im Bezirke seit alter Zeit der berufsmäßige Zimmermann bekannt. Schon 1381 lebt in Friedland der heyne czymmermann[18]) als Besitzer einer Hofstatt (Bl. 2[a]); später war vor allem Neustadt durch Vertreter dieses Berufes bekannt. Diese junge Siedlung hatte 1651 5 Zimmerleute, aus deren Reihen sie 11 Jahre später den Stadtrichter und Zimmermeister Christoph König der Stadt Friedland zur Erbauung ihres Rathauses zur Verfügung stellte[19]).

Die Geräte, welche zum Hausbaue dienten, werden in den Inventaren als „Baurat“ zusammengefaßt, der vor allem in Axt, Beil, Säge und Bohrer bestand[20]). Axt und Beil, die zu den ältesten menschlichen Werkzeugen gehören, unterscheiden sich durch die Länge des Stieles und die Breite der Schärfe; man verwendet sie zum Fällen, bezw. Abkanten der Stämme. Die Säge diente weniger zu Längs-, als zu Querschnitten. Der Bohrer, der sich durch seine alte Bezeichnung (mundartlich „Nawörch“) als ursprüngliches Gerät des Wagners ausweist[21]), ist für die Herstellung von Balkenverbindungen unentbehrlich. Das Friedländer Schloßvorwerk besaß 1667 „1 alt Latten-Näbiger, 1 Kopf-Näbiger“; der Priedlanzer Meierhof bewahrte „1 Hohl-Näbiger“; das Inventar des Tschernhauser Vorwerkes unterscheidet einen „Kopf- und Latten-Näbiger“ von einem kleinen „Böhrlein“[22]). Diese Geräte werden je nach ihrer Eignung und ihrem Aussehen durch verschiedene Sonderbezeichnungen auseinander gehalten: So steht eine „Bindeaxt“[23]) neben einer „Saulaxt“[24]), die „Peuelaxt“[25]) bildet den Übergang zu den „Hand-Peuel“[26]), die man wieder in „Kleinbeil“ oder „Deckebeil“

11) SchA. Jahrdingsartikel 1692, § 99.
12) Mhd. zimber, ahd. zimbar, as. timbar, ae. engl. timber, an. timbr. urverwandt mit lat. domus, gr. domos, abg. dom—.
13) StA. Rechnungsbuch I 182a.
14) LA. 60, 278a (8 stemmichen Zimmer gekauft ad 1580).
15) GA. Ringenhain. Schöppenbuch 1751, 13. 1.
16) LA. 61, 14b ad 1673.
17) LA. 1, 298b f.
18) Zimbarmann Graff 5, 672.
19) StA. VE Rathausrechnung.
20) StA. VC 5 ad 1617, 11. 12.
21) Ahd. nabager, nabiger, as. nabuger, agf. nafagar, an. nafarr, „ein ger, d. i. spitzes Eisen, um damit die Nabe zu bohren“, DWb. 7, 8. Vgl. die Lehnwörter: tsch.-slowen. nabozec und finn. napakaira.
22) SchA. Inventare 1667.
23) LA. 60, 369a ad 1580.
24) LA. 79, 95a ad 1719.
25) LA. 60, 369a ad 1580.
26) Ebda.



Rückersdorf Nr. 58. W. Fischer.

Rückersdorf Nr. 45. W. Fischer.

Rückersdorf Nr. 18. W. Fischer.

unterscheidet[27]). Die Sägen"[28]) zerfallen in „Bügelsägen"[29]), „Spannsägen"[30]) und das „kleine Stoßsägel"[31]), den heutigen „Fuchsschwanz". Kleine Geräte, die in den Quellen nicht genannt werden, sind der „Keil" und die „Zimmerschnur"; doch der Keil ist zum Spalten starker Stämme ebenso unentbehrlich, wie die Zimmerschnur, in rote Farbe getaucht, zur Bezeichnung der Richtung beim Behauen des Balkens dient[32]). Der Hobel wird erst seit ungefähr 1700 genannt; dieses feine Gerät hat der Zimmermann erst spät aus der Tischlerwerkstatt entlehnt. Vielleicht aber stellt die noch heute übliche „Ziehklinge" in gröberer Gestalt eine Vorform des Hobels dar, für die die ahd. Bezeichnung scaba vorhanden ist[33]). Im übrigen aber hat wohl die heutige „Rauhbank", der größte und gröbste Hobel, in Form und Namen die meiste Ähnlichkeit mit der ahd. ritibanc bewahrt[34]).

Blockbau. Die Verbreitung von Block- oder Fachwerk ist in den materiellen Voraussetzungen des Bodens begründet. In einem Gebiete, das sich durch Reichtum an Nadelhölzern auszeichnet, sind die Bedingungen zur Entwicklung eines reinen Blockbaues gegeben. Dies trifft vor allem für den gebirgigen Teil des Bezirkes zu; es ist daher kein Wunder, wenn hier bei Holzbauten fast ausschließlich die „Bohlenwand" herrscht. Quellen und Denkmäler geben keinen Anhaltspunkt zu der Annahme, daß hier einst beide Arten dieser alten Bauweise, der stehende und liegende Blockbau, vorhanden waren, wie sich für Ostböhmen und die Lausitz vermuten läßt[35]). Doch die allgemeine Verbreitung des stehenden Blockbaues bis ins späte Mittelalter hinein, läßt sein Auftreten als möglich erscheinen; man darf sogar annehmen, daß er durch das Zusammentreffen der Block- und Fachbautechnik, das in unserem Bezirke erfolgt, eine Förderung in seinem Bestande erfahren hat; denn durch die Verwendung von Schwellen und Rüstbalken bildet er einen Übergang vom Blockbau zum Fachwerk.

Bei der einfachsten Art des liegenden Blockbaues wurden die Stämme zunächst nur an zwei Seiten mit dem Beile behauen, um eine größere Berührungsfläche der übereinander geschichteten Balken zu erzielen. Der Eckverband erfolgte in der Weise, daß in das Balkenende von beiden Seiten eine Auskerbung von $^1/_4$ Balkenhöhe gemacht wurde. Dieser Balkenkopf, der über die Umfassungswand vorspringt, trägt in der Mundart die Bezeichnung „Wetkop"; daraus kann man mit Meringer auf ein germ. *wedan als den „Ausdruck für die Bindung der Balken an den Enden durch Auskerbung, Verzahnung, Verzinkung" schließen[36]). Diesen rohen Blockbau läßt sich vereinzelt noch heute an Schuppen und Ställen beobachten (Klein-Iser Nr. 3). Der nächste Schritt war es natürlich, die Balken an drei und schließlich an allen vier Seiten abzukanten, um so eine glatte Außen- und Innenseite zu ermöglichen. Die Bearbeitung erfolgte noch ausschließlich mit dem Beile, das man freilich sehr sauber zu handhaben verstand. Diesen Stand zeigen die ältesten erhaltenen Blockwände (Dörfel Nr. 62). Beim rohen Blockbaue mußte man sich mit schwächeren Stämmen begnügen, hier konnte man Baumriesen verwenden, die im baufertigen Zustande bis zu 20×40 cm maßen. Jetzt ging man auch zu einer sorgfältigeren

27) StA. VC 5 ad 1617, 11. 12.
28) LA. Stadtbuch A Fol. 4b ad 1493.
29) LA. 60, 369a ad 1580; „Große biegel-Sehge" StA. VC 5 ad 1617.
30) LA. 60, 369a ad 1580.
31) StA. VC 5, ad 1617.
32) sam der mit eime kile zerklübe grôziu blöcher K. v. Würzburg, Troj. Krieg 32960. zimbersnuor Steinmeyer 3, 639, 17.
33) scaba ferrum quo planatur lignum Steinmeyer 3, 285, 26. Nach Heyne, D. dt. Handwerk S. 12, hat sich der Hobel seit dem 15. Jahrhdt. zu der heutigen Gestalt entwickelt.
34) runcina ritibanc, ritipanch. Steinmeyer, 3, 678, 27. Der jüngere Name ist stôzbloch (Dieffenbach 440a plana stozzbloch vel hobel).
35) Schier B. in Schneider K., Das Riesengebirge und sein Vorland, S. 48. Für die Lausitz und Thüringen vgl. Lutsch H., Schlesien nebst Grenzgebieten = Das Bauernhaus im deutschen Reich (1906) S. 180, 212.
36) Meringer, Idg. Forschungen 16 (1904) 177.

Eckverbindung über, die ohne Verwendung von Vorköpfen erfolgte. Man bedient sich in der Regel der Schwalbenschweifform, die auch mit geschwungenen Zapfen auftritt, und versetzt die Balken mit Holzdübeln, um das Auseinandergehen zu verhindern. In der sorgfältigen Verfertigung von Eckverbänden waren die alten Zimmerleute Meister und jeder Bauer bezeugt es, daß sich neuere Balkenverbindungen mit den alten an Genauigkeit nicht messen können[37]). Kunstvolle Eckverbände, die verschiedene Balkenstärken verlangen, stehen neben solchen einfachster Art, bei denen der Zusammenhalt durch eingeschlagene Holzkeile hergestellt wird (Kunnersdorf Nr. 80).

Der nächste Schritt in der äußeren Behandlung der Balken führt zur Behobelung. Diesen Stand hat der heimische Hausbau vor allem beim Stadthause zeitig erreicht; so wird z. B. dem Zimmermeister von Neustadt, Christoph König, beim Neubau des Hospitals 1666 zur Pflicht gemacht, „das Holtz auszuarbeiten, die balken zu behubeln und zu legen“[38]).

Da der Stubenstock meist in Blockwerk gebaut wird, war die Art der Fugendichtung von großer Bedeutung. Ihre Herstellung war die Aufgabe der „Stopper“, der Vertreter eines unserer vielen ausgestorbenen Dorfgewerbe[39]). Sie entledigten sich ihrer Arbeit in zweifacher Weise: Bei unbehobelten Balken, die noch die sogen. Waldkanten zeigen, ist eine dreieckige Fuge vorhanden, welche mit Moos, Lehm, Spänen oder Hadern von innen und außen verstopft und mit einer Mörtelschichte abgeschlossen wird. Durch diese weißen Bänder, welche die Hauswände überqueren, ist gleichzeitig ein charakteristischer Wandschmuck geschaffen, der in die ältesten Zeiten zurückreicht; denn nichts steht der Annahme im Wege, daß die vielgedeutete Stelle bei Tacitus, Germania cap. 16 auf einen ähnlichen Fugenverschluß bezogen werde[40]). Bei gehobelten, viereckigen Balken ohne Waldkanten wird in die Lagerflächen eine Rinne eingefalzt, die mit den obenerwähnten Mitteln dicht ausgestopft wird. Dieser Verschluß, der jüngeren Ursprungs zu sein scheint und vor allem im unteren Wittigtal verbreitet ist, wird im allgemeinen als die zuverlässigere Art der Fugendichtung angesehen.

Der Ausgangspunkt aller Neuerungen beim Blockbau ist der Stubenstock, der als Aufenthaltsort der Menschen die sorgfältigste Ausführung im besten Holze erfuhr. Daher besaß er auch eine die übrigen Bauteile überdauernde Haltbarkeit. Nicht selten wurde der Stubenstock eines alten Hauses zur Herstellung einer neuen Wohnung verwendet. So wird beim Bau des Hirtenhauses der Stadt Friedland neben „16 fuhren Zimmer à 6 Groschen“ „eine alte Stube“ verwendet, die 3 Schock 24 Groschen kostete[41]). Das gleiche erfolgte 1588 beim Bau des Brechhauses zu Friedland, wo man für „eine alte Stuben“ 2 Schock 35 Groschen zahlt und weitere 1 Schock 12 Groschen auslegt, um diese Stube von ihrem alten Standplatze in Haindorf hereinzuholen[42]). Mit Vorliebe werden Gedinghäuser aus altem Material errichtet. So wurde nach der Chronik des Herrn Ferdinand Richter, das Gedinghaus zu Nr. 44 in Engelsdorf 1805 aus dem Bauholze eines Hauses von Weißbach aufgeführt. Daher wird es bei Gutsübertragungen oft urkundlich festgelegt, daß das Gedingehaus aus neuem Holz, „von Stammeln aus dem Püschl“ gebaut werden muß[43]). Auch das Rüstholz, das von Kirchenbauten übrig blieb, war zum Baue von Holzhäusern besonders begehrt; nur auf diese Weise konnte Arnsdorf 1738 ein neues Schulgebäude erhalten[44]).

37) Im Ahd. gab es neben zimbarmann die besondere Bezeichnung tubilari, dessen Kunst wohl in der Verfertigung solcher Verbindungen bestand, vgl. Heyne, Dt. Handwerk S. 14.
38) StA. Rechnungsbuch V 405a.
39) Hübler, Jb. d. Jeschken- u. Isergebirgsvereins VII 55.
40) quaedam loca diligentius illinunt terra ita pura ac splendente ut picturam ac liniamenta colorum imitetur.
41) StA. Rechnungsbuch I 441a ad 1580.
42) StA. Ebda II 34b ad 1588.
43) GA. Ringenhain, Schöppenbuch 1751, 13. 1.
44) AP. Wirtschaftsberichte 1738, 27. 7.

Fachwerk.

Neben der Blockwand ist vor allem das Fachwerk an der Bildung der Hauswände beteiligt. Das „Bindewerk=" oder „Spickwand=haus" ist vor allem dort zu finden, wo Mangel an Nadelhölzern herrscht, dagegen Lehm und Stroh in größeren Mengen zur Verfügung stehen. Das gilt für die fruchtbaren Niederungen des unteren Wittigtales. Die Spickwand zeigt noch geringere Entwicklungsmöglichkeiten als das Blockwerk; die Technik bei unseren ältesten Häusern mag sich nicht wesentlich von derjenigen vorgeschichtlicher Bauten unterscheiden. Ein Fortschritt, den das Spickwandhaus in unserem Gebiete gemacht haben mag, ist die Einführung der Schwelle und des Riegels. Im Riegel, d. i. jenem horizontalen Balken, der zwei Ständer miteinander verbindet, hat man römischen Ursprung vermutet, weil er mit dem einzigen lateinischen Lehnworte beim Fachwerkbau bezeichnet wird[45]). Doch ist kaum eine solche Herkunft der Einrichtung anzunehmen, die noch heute in unserem Gebiete bald vorhanden ist, bald fehlen kann. Sie strebt eine Versteifung der Gefache an, die der sorgsame Bauherr für nötig hält, welche aber tatsächlich von keiner hohen konstruktiven Bedeutung zu sein scheint.

Anders ist es mit der Schwelle, unter der man den horizontalen Grundbalken versteht, in welchen die Ständer eingestemmt sind. Wie unten gezeigt wird, taucht der Steinsockel für unser Gebiet erst im 17. Jahrhundert auf. Die ebendort erwähnten „Saulsteine" können sich gleicherweise auf die Säulen des Umgebindes und die Ständer des Fachwerkbaues beziehen. Ebenso lassen sich Häuser mit Fachwerkerdgeschoß nachweisen (s. u.). Es ist daher sehr leicht möglich, daß die Ständer solcher Häuser nicht in die Schwelle, sondern in den Erdboden eingelassen und mit „Saulsteinen" unterlegt waren[46]). Wenn heute überall Schwellen vorhanden sind, so bedeutet dies einen konstruktiven Fortschritt der Vergangenheit gegenüber. Außer den Schwellen sind 2 bis 3 Rahmen feststellbar, die in übereinander liegenden wagrechten Schichten das Haus umspannen. Mit besonderem Stolze heben die Besitzer alter Häuser hervor, daß die Längsbalken ihrer Rahme aus einem einzigen Stücke seien (Dörfel Nr. 62). Senkrecht dazu stehen die Ständer, 3—8 an der Zahl, die in jede Rahme eingestemmt sind. Nach der Durchsetzung der Gefache mit Streben kann man sechs Hauptarten des heimischen Spickwandbaues unterscheiden.

Die Hauptursache für die verschiedene Anordnung der Streben sind Größe und Stellung der Fenster im Oberstock. Wir müssen damit rechnen, daß beim ältesten Bauernhause der erste Stock weniger als Wohnraum, denn als Vorratskammer verwendet wurde und daher überhaupt keine oder nur sehr kleine Fenster besaß. Es wird daher jene Strebenführung die älteste sein, welche auf die Fenster wenig oder überhaupt nicht Rücksicht nimmt. 1) Die älteste Anordnung zeigen also jene Streben, die von der Ständersäule unterhalb der ersten Rahme ausgehen und bis zur dritten Rahme hinaufreichen; sie boten nur zur Anbringung sehr kleiner Fenster Gelegenheit. 2) Die Fenster konnten vergrößert werden, wenn die Streben der Mittelsäule bei der zweiten Rahme verkürzt wurden. Doch auch hier blieb der leitende Gesichtspunkt der Strebenführung ein konstruktiver, denn das Fenster konnte noch nicht die ihm gebührende Mittellage innerhalb des Gefaches erringen. 3) Dieser Zustand tritt ein, sobald auch die zweite Strebe an der Mittelrahme verkürzt wird. Außer der Mittellage des Fensters konnte nunmehr auch das schöne Motiv des Andreaskreuzes den Besitzer erfreuen. 4) Ein gewisses Wohlgefallen an der Art der Gefachfüllung äußert sich auch

45) Lauffer O., Archiv f. Frankfurts Geschichte und Kunst III. Folge, X. Band, S. 223. Lutsch H., Schlesien nebst Grenzgebieten = Bauernhaus im deutschen Reich (1906) S. 172 sieht mit Unrecht in der Art der Gefachbildung einen Fingerzeig für die Herkunft der Siedler.

46) Ohne Schwellen bauten die Bayern ihre Häuser, wie aus den Leges Baiuvariorum (MGLL 3, 366), hervorgeht.

darin, die Streben durch stärkere Schrägstellung unter dem Fenster zu einem Rhombus zu vereinen, der durch einen entsprechenden Anstrich zu besonderer Geltung gebracht werden kann. 5) Der Rücksicht auf die bisher arg vernachlässigte obere Rahme entspringt es, wenn man schließlich ein Strebenpaar einführt, das die Gefache parallel zu den Hauptstreben durchquert. Ganz unbewußt hat damit der Bauer die Höhenwirkung seines Gebäudes bedeutend gesteigert. 6) Um 1800 stellt sich mit dem Ausbau von Wohnkammern im ersten Stock das Bedürfnis nach größeren Fenstern ein; man muß daher die Mittelrahme nach unten verschieben, um die Möglichkeit zu größeren Lichtöffnungen zu erhalten. Durch die Verlängerung der zahlreichen Fensterstöcke gelangt man ferner zu einer vierten Rahme, bezw. zu zahlreichen Streben, welche die Rahme senkrecht überqueren. Es erschien überflüssig, nun noch eine Querstrebe von der Ständersäule heraufzuführen, ja man löste den Zusammenhang zwischen den Säulen des Umgebindes und dem Fachwerke ganz, indem der Balken, welcher früher von der Dachrahme bis zum Erdboden reichte, aus zwei verschiedenen Stücken hergestellt wurde, die nur lose aufeinander ruhten. Der nüchterne Zimmermann begnügte sich also mit der stattlichen Zahl der durch die Fensterwangen gebildeten, rechteckigen Gefache, die sich für den Aussatz mit Ziegeln so vorteilhaft eigneten; ein mehr ästhetisch eingestellter Bauherr drang jedoch auch hier auf die Einführung von schiefen Streben, die zwar konstruktiv belanglos waren, jedoch dem Bedürfnis nach Abwechslung und Belebung der langweiligen Reihe gleichartiger Gefache genügten.

Die weitere Behandlung des Balkengerüstes erfolgt, sobald das Haus unter Dach gebracht wurde; ist dies geschehen, so kann man bereits von „Dach und Fach", d. h. einem konstruktiv fertigen Hause sprechen; die folgende Arbeit dient nur dem inneren Ausbau der luftigen Gefache. Häufig wurde nach der Fertigstellung des Fachwerkes der gedungene Zimmermann entlassen, die Arbeit vom Bauer und seiner Familie fortgeführt. Die nächste Aufgabe besteht darin, die Gefache mit Holzpflöcken auszusetzen, bis die ganze Rahme einem Gitterwerke gleicht. Die Holzpflöcke werden aus schwachen, ausgeforsteten Fichtenstämmchen, den sog. „Steckruten" oder „Reifstäben" hergestellt. Die Auswahl der Stäbe unterlag der Aufsicht der Obrigkeit, die bei einer Strafe von 59 Schock verbot, ohne Vorwissen des Amtes „Reifstäbe zu hauen"[47]). Im 16. Jahrhundert scheint man für das Gitterwerk die Bezeichnung „stückholtz" gehabt zu haben[48]). Die Arbeit selbst wurde das „Auspflöcken" genannt[49]).

Lange bevor der Bauer mit dem Bau des Hauses begonnen, hat er sich den für den folgenden Vorgang nötigen Lehm verschafft. Bestimmte Stellen des Gemeindegrundes mögen sich eines besonders vortrefflichen Lehmes erfreut haben; daher wurden sie ausschließlich dem Abbau dieses notwendigen Baustoffes vorbehalten. Alte Flurnamen des Bezirkes, z. B. der „Tongrund" bei Friedland[50]), gehen teilweise auf diesen Brauch zurück. In den meisten Fällen wurde der Lehm im Herbste gegraben und blieb den Winter über Schnee und Frost ausgesetzt. Die weitere Verarbeitung erfolgte kurz vor seiner Verwendung. Er wurde mit Wasser übergossen und von Erwachsenen, Kindern oder Tieren durchgetreten und von allen dabei zu Tage kommenden Steinen befreit. Hatte man durch sorgfältiges Kneten eine gleichartige Masse geschaffen, so war der Lehm zur Verwendung bereit.

Inzwischen hatten die weiblichen Angehörigen der Wirtschaft aus je drei Bündeln Langstroh eine stattliche Menge von Strohzöpfen geflochten. Nach diesen

47) SchA. Jahrdingsartikel 1692, § 29.
48) StA. Rechnungsbuch I 109a ad 1557, I 249a ad 1565.
49) StA. Rechnungsbuch I 260a. Der Kolbelin stube gepflockt und gekleybet.
50) LA. Stadtbuch A Fol. 6a. ad 1493.

Vorbereitungen wurde mit dem „Auskleiben" begonnen[51]), das als kleyben seit 1557 belegt ist. Da diese Arbeit stets vor dem Eintrocknen des feuchten Lehmes vollendet sein mußte, so waren vor allem in den wärmeren Sommertagen eine stattliche Anzahl von Mitarbeitern nötig. Darin besteht der Sinn des alten „Kleitages", der sich anderwärts bis in die neueste Zeit erhalten hat[52]), für unser Gebiet aber nur aus den undeutlichen Erinnerungen alter Leute erschlossen werden kann (Ferdinand Richter, Engelsdorf Nr. 98). Es halfen an diesem Tage nicht nur die Angehörigen der eigenen Wirtschaft, sondern Nachbarn und Freunde, Frauen und Männer mit.

Zu tun gab es dabei wirklich genug. Zunächst die Herstellung von sog. „Wallern"[53]), worunter man die Strohzöpfe verstand, welche mit einem dünnen Lehmbrei durchtränkt wurden. Damit durchflicht man die ausgepflockten Gefache, so daß eine „Wallerwand" zustande kommt, die eine „Wand" in des Wortes ursprünglichster Bedeutung darstellt[54]). Der weitere Vorgang wird als das „Ausspicken" oder das „Machen" schlechthin bezeichnet[55]). Die „Wallerwand" wird von außen und innen mit Lehm, der mit Hackstroh durchsetzt ist, so lange beworfen, bis sie Balkenstärke erreicht hat. Zu diesem Zwecke wurden ganz ansehnliche Mengen von Lehm benötigt; 1580 fanden beim Bau des Friedländer Hirtenhauses „20 Fuhren leim" zu 3 Groschen, also im Gesamtwerte von 1 Schock Anwendung. Hat der Bauer die Absicht, die Lehmwand mit einem Kalkverputz zu versehen, der hier erfahrungsgemäß schwer hält, so wird die Wand absichtlich rauh gelassen; nur die vorstehenden Enden der Strohhalme werden mit einem Kienspane abgebrannt. Häufig wird die Wand am Schlusse mit Holzbrettchen geglättet; daraufhin werden mit einem „Reißer"[56]) geometrische Ornamente eingekratzt, die aus Furchen-, Stich- und Rautenmustern mit gewellten kurzen Mittelstrichen bestehen und eine große Ähnlichkeit mit der vorgeschichtlichen Ritzkammusterung aufweisen[57]).

Auch für die Behandlung des Balkengerüstes der Spickwand hat sich frühzeitig ein Dorfgewerbe ausgebildet, das sich bis an die Schwelle der Gegenwart erhielt. Im Jahre 1588 wurde z. B. Krauße von Dittersbach nach Friedland gerufen, damit er die Scheuer des Kaplans kleibe[58]). Im 17. Jahrhundert waren vor allem die „Kleyber von Reichenaw" bekannt, die wiederholt in Friedland Beschäftigung fanden[59]). Die Kleiber waren ursprünglich gut entlohnt; denn man zahlte z. B. 1580 beim Bau des Hirtenhauses 2 Schock 24 Groschen für ihre Arbeit; doch nach dem 30-jährigen Kriege kam der Stand herab, so daß man ihn mit den Taglöhnern gleichsetzte[60]).

51) Mhd., ahd. kleiben „festheften, befestigen"; Kausativum zu einem ausgestorbenen kliban, as. bikliban „kleben, haften".
52) Küch, Bauernleben der Lüneburger Heide S. 187 f, Jostes, Westfälisches Trachtenbuch, S. 27 f.
53) weller, erdenklos „gleba" Hs. I Q 103 Breslau Univ.-Bibl. (Vgl. Klapper J., a. a. O. 122), mnd. weller Schiller-Lübben 5, 666, fries. willer. Das Wort scheint mit nhd. „Welle" und „wallen" verwandt zu sein. Als Bedeutungskern ist der Begriff des „Gedrehten, Gewälzten" anzunehmen, der dem wohl urverwandten lat. volvere zugrunde liegt. (Vgl. Kluge 9, s. v. Welle).
54) Mnd. wellerwant Schiller-Lübben 5, 666. Durch die Zusammensetzung mit „Wand", welche zu „winden" gehört (vgl. Meringer, Festgabe f. Heinzel 1898: Etymologien zum geflochtenen Haus, S. 177), wird der Begriff des „Geflochtenen" doppelt ausgedrückt.
55) Zu „Machen" vgl. Meringer, Idg. Forschungen 17, 147. Mnd. heißt das Herstellen der Lehmwand wêch maken; ahd. mahhon ist urverwandt dem abg. mazati (schmieren), lat. maceria (Umhegung, Mauer). „Machen" heißt ursprünglich „dicht machen". „Gemach" (ahd. gimah) ist der durch abgedichtete Wände geschützte Wohnraum.
Bei „Auspicken" haben wir es nicht mit einem von „Speck" abgeleiteten Ztw. zu tun, sondern es liegt mhd. spache, ahd. spahho, spahha zugrunde. das „Reisig" bedeutet. So wird eine Knüppelbrücke in der Wetterau und in Hessen als „Specke" bezeichnet (Kluge[3] 429). „Auspicken" bedeutet daher ursprünglich dasselbe, was in den Quellen ausschließlich „Auspflocken" genannt wird.
56) Zu mhd. rizen, ahd. rizzan (rorizzan), as. writan, agf. writan, engl. write „reißen" hier in der Bedeutung „zeichnen", vgl. Reißbrett, Reißzeug.
57) Mitt. d. Landesvereines Sächs. Heimatschutz 15 (1926) S. 328—333. Vgl. Lutsch H., Schlesien nebst Grenzgebieten = Das Bauernhaus im Deutschen Reich (1906) S. 180.
58) StA. Rechnungsbuch II 351a.
59) StA. Rechnungsbuch V 466b ad 1669.
60) Mitt. d. Ver. f. schles. Vke. XVII 99. Valerius Herberger, Trawerbinden III 559. Der geringste Tagelöhner, der ärmste Leimklecker mag sich darauf verlassen. (Im Jahre 1679 (V 396a) erhält z. B. „Martin Gärtner, welcher das Häusel auf dem Viehwege gekleybet", nur mehr 1 Schock 19 Groschen.)

Während für die alte Zeit der Aussatz des Fachwerkes fast ausschließlich mit Lehm und Stroh in der angegebenen Weise erfolgte, ist man gegenwärtig zur Verwendung von Ziegeln übergegangen. Dieser Fortschritt wird auch in der volkstümlichen Namengebung zum Ausdruck gebracht. Neben der „Spickwand" kennt man das „Bind-" oder „Bundwerk"[61]), bei dem die Gefache mit Ziegeln ausgesetzt sind. Dieser Brauch, der schon im 8. Jahrhundert den Langobarden bekannt war[62]), taucht bei städtischen Bauten Friedlands erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts auf. Die Bemerkung zum Jahre 1661, daß beim Rathausturm „die Creutzbänder inwendig ausgemauert" wurden, ist auf etwas ähnliches zurückzuführen. Im Jahre 1667 wird bei einem Bürgerhause der „fordere Giebel mit Ziegeln ausgesetzt"[63]). Heute findet diese Bauweise vor allem in den lehmarmen Gebirgsdörfern des Bezirkes Anwendung.

Die Verbindung von Blockbau und Fachwerk.

In welcher Weise sind Block- und Fachwerk am Aufbau des Hauses beteiligt? Welche Bauart genießt mehr Zutrauen und daher mehr Ansehen beim ländlichen Bauherrn? Man findet wohl im Gebirge Häuser, die nur aus Blockwänden aufgebaut sind; doch kommt im Tieflande kein Wohngebäude vor, das nur aus Fachwerk bestünde. Wenn das Blockwerk zum Baue des Stubenstockes als des vornehmsten Hausteiles auch dort verwendet wird, wo die Bedingungen zur Entwicklung eines reinen Fachbaues gegeben sind, so kann man daraus auf seine höhere Zweckmäßigkeit für die heimische Landschaft schließen. Mit Vorsicht ließe sich auch an eine spätere, freilich schon vor dem Einsetzen unserer Quellen erfolgte Einführung des Fachbaues in unser Gebiet denken, die durch den abnehmenden Waldreichtum der Niederungen begünstigt wurde. Diese Vermutung stimmt zu den Schlüssen, welche die moderne Hausbauforschung aus der kartographischen Festlegung der Baustoffgebiete des europäischen Hauses gezogen hat. In den Landschaften mit reinem Blockbau, die noch heute in den Alpen, den Sudeten und Karpathen erhalten sind, sieht man Rückzugsgebiete einer ehedem viel weiter verbreiteten Holzbaukunst. Auch die Tatsache, daß man in dem Fachwerkbau Mitteleuropas eine Mischform aus dem Blockbau des europäischen Nordostens und dem Lehmbau des europäischen Südostens vermutet, kann auf ein späteres Eindringen des Fachwerkbaues schließen lassen[63a]).

Wie dem auch immer sei, sicher ist nur, daß beide Bauarten im heimischen Bezirke eine eigenartige Verbindung eingegangen sind, die der Eigenart beider durchaus gerecht wird: Die Blockwand hat sich zur Bauart des Erdgeschosses, die Spickwand zu der des Oberstockes entwickelt. Die Ursachen dafür sind leicht einzusehen: Die Blockwand als Umfassung des Erdgeschoßraumes ist massiver und wärmer, die Spickwand am Obergeschoß ist leichter, erfordert beim Aufbaue keine Gerüstkonstruktion und ermöglicht die wünschenswerte Einrichtung des Überhanges.

Wann diese Verbindung eingetreten ist, läßt sich mit Sicherheit nicht feststellen. Doch kann man aus der Angabe der Baustoffe für das Friedländer Hirtenhaus (1580) schließen, daß es sich hier bereits um ein Bauwerk in der heute üblichen Verbindung von Block- und Fachbau handelt[64]). Wenn wir kurz zuvor hören (1569), daß der „Kolbelin (einer Stadtarmen) Stube gepflockt und gekleybet" wurde, so liegt hier ein Haus vor, das ganz aus Fachwerk bestand[65]); doch

61) In unserer Überlieferung vereinzelt mit „Gebinde" gleichzusetzen. AP. Wirtschaftsberichte 1737, 31. 3.
62) Edikt Liutprands (712—744). Vgl. Lauffer, Das dt. Haus 44.
63) StA. Rechnungsbuch V 465b.
63a) Vgl. jetzt Steinbach Fr., Studien zur westdeutschen Stammes- und Volksgeschichte (1926), S. 97f; Helbok A., Siedlungsgeschichte und Volkskunde (1928), S. 26f.
64) StA. Rechnungsbuch I 441a.
65) StA. Ebda. I 260a.

ist es zweifellos ein Erdgeschoßhäuschen, während das Hirtenhaus mit einem Stockwerk ausgestattet war. Daraus darf man schließen, daß die Verbindung Block- und Spickwand ihren Ausgang von dem Bestreben nahm, mit den verfügbaren Baustoffen ein dauerhaftes Geschoßhaus zu bauen, dessen erster geschichtlich nachweisbarer Vertreter im Hirtenhaus von 1580 zu suchen ist.

Man kann ferner annehmen, daß der Ersatz der Spickwand durch Blockbau zuerst im Stubenstock erfolgt ist. Die Ställe, Brechhäuser, Geräteschuppen und Scheuern hielten sich länger in der ersten Bauart, einzelne Vertreter dafür kann man noch heute sehen (z. B. Jäckelstal). So wird 1586 der „Schulstall gestöckt und gekleybt“[66]), die Gemeindescheuer von 1589 wird als Spickwandbau errichtet[67]) und wiederholt von der Kleibung des Brechhauses erzählt. Schwieriger ist eine Entscheidung über die Bauart des Büttelhauses zu treffen[68]). Da hier „8 Schock Pflökell an die Stubenwand vor 6 Groschen, 6 Pfennige“ gebucht werden und „6 Fuder Saulsteine“ erwähnt sind, kann es sich um ein einstöckiges Haus mit Umgebinde und Spickwandstubenstock handeln oder wahrscheinlicher um ein Erdgeschoßhaus in Fachbau, bei dem in altertümlicher Weise die Schwellen noch nicht vorhanden sind.

Beim ursprünglichen Bauernhaus reicht die Spickwand nie weiter als bis zum Dachansatze. Es ist also ein Brettergiebel vorhanden. Wenn heute in wenigen Fällen (z. B. Tschernhausen Nr. 19, gebaut 1818) auch das Giebeldreieck in Spickwand gebaut ist, so muß dies auf städtischen Einfluß zurückgeführt werden. Beim Stadthause wurde seit alter Zeit die Spickwand bis zur Firstspitze durchgeführt. Das ist ja die Voraussetzung für den städtischen Geschoßgiebel, der noch heute vorhanden ist (Friedland Nr. 33, Nr. 34). Im Jahre 1667 werden „zwey fuder leim“ gebucht, „so zur auskleibung der zweyen Giebell über der Weinkellerstube“ verwendet wurden[69]). Auf der Rückseite hat sich auch beim Stadthause der Brettergiebel lange gehalten. So erfahren wir, daß im gleichen Jahre beim Friedländer Hospital der „förder Giebel mit Ziegeln ausgesetzt“, während „der hintere Giebel mit Brettern verschlagen“ wurde[70]). Das Ausmauern des Giebels ist eine Neuerung, die dem Schutze vor Feuersgefahr dient.

Der Zusammenhang von Block- und Fachbau wird in mechanischer, d. h. leicht lösbarer Verbindung durch das sog. „Umgebinde“[71]) hergestellt. Die heimische Mundart spricht von „Stubbundsaulen“ oder sie bezeichnet das Haus als „auf die Rahme“ gebaut, wodurch das Umgebinde als Traggerüst von Dach oder Oberstock gut gekennzeichnet wird. Es wäre verfehlt, aus der Bezeichnung „Umgebinde“ schließen zu wollen, diese Einrichtung habe den Zweck, die Blockwand zusammenzuhalten; ein Blick auf die älteren Häuser des Bezirkes, bei denen das Umgebinde von der Hauswand losgelöst ist (z. B. Tschernhausen Nr. 2, 1737), erweist die Unrichtigkeit dieser Annahme.

Unter den Ansichten über die Herkunft dieser Einrichtung ist diejenige am bestechendsten, welche slawischen Ursprung geltend macht[72]). Doch ähnliche Erschei-

66) StA. Ebda. II 282 b.
67) StA. Ebda. II 410 a.
68) StA. Ebda. II 282 b ad 1586.
69) StA. Ebda. V 453 b.
70) StA. Ebda. V 465 b.
71) Diese Bezeichnung, die zuerst 1897 O. Gruner, Beiträge zur Erforschung volkstümlicher Bauweise in Sachsen und Nordböhmen S. 37, in der Lausitz festgestellt hat, hat sich in der Fachliteratur eingebürgert. Der technische Ausdruck würde „Bohlenstuhl“ lauten. Nach Schmidt Br., Das sächsische Bauernhaus und seine Dorfgenossen S. 40, auch als „Umschrot“ bezeichnet, ein Ausdruck, der in den Reichenberger Stadtrechnungsbüchern seit 1561 wiederholt als „Umbschrot“, „Umbschrutt“ überliefert ist (z. B. 1587 „ von dem Umbschrutt umb die Bütteley zu machen 2 Schock“). Ob der von Dachler a. a. O., S. 100 überlieferte Name „Ständerwerk“ volkstümlich ist, vermag ich nicht zu beurteilen.
72) Zuerst Gruner O., Haus und Hof im sächs. Dorfe in Wuttke Robert, Sächsische Volkskunde 1900. Nach ihm Dachler in Ost. Ing.- und Arch.-Verein, Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn S. 73, S. 200. Dagegen hat Ranck, Kulturgeschichte des dt. Bauernhauses S. 58, Reste eines Laubenganges darin gesehen.

nungen, die bei dem germanischen Hause der Bayern und der Angelsachsen oder beim heutigen Schwarzwaldhause vorkommen[73]), lassen erkennen, daß es sich um eine konstruktiv notwendige Einrichtung handelt, die bei ähnlichen Voraussetzungen überall eintreten kann. Sie wird sich vor allem in Grenz- und Übergangsgebieten von Block- und Fachwerkbau finden. Eine Erklärung des Umgebindes muß von der Tatsache ausgehen, daß seine Säulen ein Bestandteil des Fachwerkes im Obergeschoß sind; sie stellen die über die untere Rahme bis zum Erdboden verlängerten Ständer des Balkengerüstes dar. Der Stubenstock macht den Eindruck einer viereckigen Kiste, die nachträglich und ohne konstruktiven Zusammenhang unter diesen Säulenkranz gestellt wurde[74]). Daß dieser Eindruck den geschichtlichen Tatsachen entsprechen mag, zeigt folgende Überlegung: Da das heimische Bauernhaus den Steinsockel nicht kennt, ist der Baumeister bestrebt, den Stubenstock zu entlasten. Dies erfolgt, indem man Stockwerk und Dachstuhl nicht auf den Stubenstock, sondern auf das Säulensystem des Umgebindes aufsetzt. Da sich diese Säulen durch eine große Tragkraft auszuzeichnen hatten, stellte man sie ursprünglich aus Eichenholz her; so ist der große Bedarf an Eichen im Stadthaushalte erklärlich[75]). Ferner erfährt nicht der Stubenstock, sondern der Säulenkranz des Umgebindes die erste Untermauerung mit Steinen. Lange bevor ein Steinsockel erwähnt wird, spricht man von „Saulsteinen“[76]) oder 1557 von „zweyen fuder steyne under die säulen“[77]).

Noch heute kann man viele Häuser finden, die keinen Steinsockel, sondern nur eine Untermauerung der Säulen zeigen. Daraus geht deutlich hervor, daß das Umgebinde das Traggerüst für Oberstock und Dach darstellt, die als konstruktiv selbständige Teile neben dem Stubenstock stehen. Es hat den Anschein, als ob der Übergang von der Dachhütte zum Geschoßhaus hier nochmals wiederholt worden wäre; die neuerliche Hebung des Daches und seiner Gefache hat die Aufnahme des Stubenstocks ermöglicht und rechtfertigt die Redensart, daß das „Haus“ unter „Dach und Fach“ gebracht sei.

Wie das Umgebinde seiner konstruktiven Bestimmung allmählich entfremdet und zur Zierform gewandelt wurde, zeigt ein Blick auf die verschiedenen Entwicklungsstufen dieser Einrichtung. Die Säulen des Umgebindes fallen, wie erwähnt, mit den Ständern des Fachwerks zusammen. Sie reichen von dem angebrannten Ende, das im Erdboden auf den Saulsteinen aufruht, bis unter die Dachtraufe. Ihre enge Verbindung mit dem Fachwerke wird ferner durch die Schräghölzer veranschaulicht, die in der Form von Zugbändern vom Säulenkopfe bis zur zweiten Rahme des Oberstockes reichen. Die Verbindung erfolgt durch eine einfache Schwalbenschwanzüberblattung[77a]) unter Anwendung von Holzdübeln. In dieser einfachen Art ist das Umgebinde beim größten Teile unserer Bauernhäuser des unteren Wittigtales gestaltet. Auf der nächsten Stufe ist der enge Zusammenhang von Fachwerk und Umgebinde insofern gelockert, als das Zugband durch ein kürzeres Kopfband ersetzt wird, das vom Säulenkopfe zur Dachrahme oder Schwelle des Obergeschosses reicht. Auch hier ist alles in gerad-

73) In der lex Baiuvariorum, entstanden 744—748 (Amira, Grdr. d. germ. Rechtes 25) wird das Haus eines Freien (liberi domus) vorgeführt (MGLL. III 366), das diese Bauart zeigt. Es fehlen hier die unteren Schweller wie bei unserem Hause, die oberen werden spangae genannt. Die Eckständer werden als columnae angulares bezeichnet, die Zwischenräume durch asseres et axes gefüllt. (Vgl. dazu Stephani, Der älteste deutsche Wohnbau I 325). — Ebenso baute man bei den Angelsachsen. Byrhtferd (11. Jhrhdt.) beschreibt diesen stehenden Blockbau: tha syllan man faegere gefegth and tha beamas gelegth (zitiert bei Hoops RGA 4, 478). Über eine ähnliche Erscheinung beim Schwarzwaldhause, das man als „Blockständerbau“ bezeichnet hat, vgl. Rud. Schilling, Das alte Schwarzwaldhaus S. 31 ff.

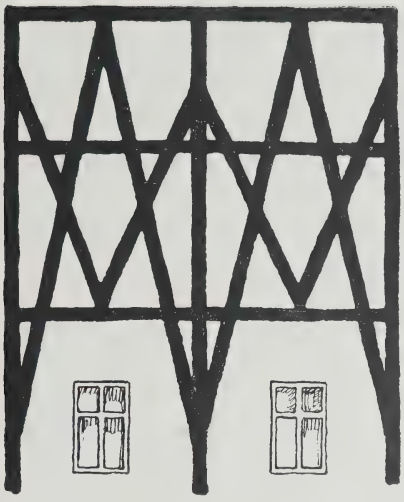
74) Über die entwicklungsgeschichtliche Bedeutung dieser Erscheinung weiter unten.

75) StA. Rechnungsbuch I 316a ad 1569 und später oft.

76) StA. Rechnungsbuch II 282b ad 1586.

77) StA. Ebd. I 109a ad 1557. Auch im benachbarten Schlesien dienen Feldsteine als Säulenunterlage; vgl. Lutsch H., Schlesien nebst Grenzgebieten. = Das Bauernhaus im deutschen Reich (1906), S. 172.

77a) Es geht kaum an, für diese Holzverbindung slawischen Ursprung in Anspruch zu nehmen, wie es Schmidt K. F. L. Sachsen = Das Bauernhaus im Deutschen Reich (1906), S. 184, tut.



1

2

3

4

Die Entwicklung von Fachwerk und Umgebinde.

5

6

7

Die Entwicklung von Fachwerk und Umgebinde.

linig-geometrischer Weise durchgeführt. Ein weiterer Schritt zur Verselbständigung des Umgebindes ist die Einführung der Spannriegel, die sich zwischen den Säulenköpfen erstrecken. Damit beginnt auch die künstlerische Ausgestaltung: Kopfbänder, die zwickel- oder knaggenartig behandelt werden, und Spannriegel formt der geschickte Zimmermann zu einem gefälligen Korb- oder Stichbogen, dessen fernere Betrachtung dem Abschnitt über die Zierformen zuzuweisen ist. Betont sei nur noch, daß die konstruktive Bedeutung des Umgebindes vom Volke nur noch selten gefühlt wird; dagegen hat sich das Auge an die wirksame Gliederung, die seine Säulen der Hauswand gewähren, so gewöhnt, daß man sie selbst beim Steinhause nicht missen wollte. Durch aufgeputzte Lisenen, Friese und Zwickel wurde am Friedländer Niedertorturm unter dem Turmhelm der Eindruck eines Umgebindes erweckt. Häufig sucht man beim Ziegelhause durch Bretterverschalungen den gleichen Zweck zu erreichen (Hermsdorf Nr. 33).

Das Umgebinde der geschilderten Art ist nur möglich bei einem Hause, dessen Dachstuhl auf einer Rahme aufruht. Wird das Dachgebälk durch die vorkragende Bundtrame gestützt, so sucht man auf ähnliche Weise eine Entlastung des Stubenstockes zu erreichen. Dabei unterscheidet man zwei Arten: Entweder wird in schmuckloser Weise die Reihe der Trame durch einen Unterzug verbunden, der unter jedem Balken durch eine Holzsäule gestützt wird, oder man nützt diese technische Notwendigkeit geschickt zu künstlerischen Zwecken aus, indem man Unterzug und Tragsäulen an das Balkenende rückt und eine Säulenreihe erstehen läßt, die laubenartig vor die Hauswand tritt (Hegewald).

Schließlich seien noch zwei bauliche Erscheinungen genannt, die aus dem Bestreben, den Dachraum zu vergrößern, entstanden sind, aber auf das Aussehen der Hauswand entscheidenden Einfluß ausüben. Die Balkenreihe, welche sich über dem Umgebinde befindet und den Dachstuhl heben soll, wird als „Bock" bezeichnet. Er besteht meist aus 3—4 übereinander liegenden Balken, seltener wird er in Spickwand ausgeführt (z. B. Kunnersdorf Nr. 41). Der Bock, der auch beim Steinhaus Aufnahme gefunden hat, kam frühzeitig in Anwendung. Bereits 1557 wird „ein new bock auffs kauffhaus gemacht"[78]). Handelt es sich um eine Spickwand, die etwa halb so hoch ist wie der gewöhnliche Oberstock, so wird sie als „Kniewand" bezeichnet (Göhe Nr. 6) oder „Kniestock" bzw. „Drempelgeschoß" benannt. Die zweite, dem Fachwerkhause eigenartige Erscheinung ist der „Überhang", der darin besteht, daß das Stockwerk über das Erdgeschoß vorgetrieben wird. Da aber reiner Fachbau vermutlich nur bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts häufiger vorkam, hat der Überhang nur eine geringe Verbreitung gefunden; er blieb auf den städtischen Geschoßgiebel beschränkt. Seine Weiterbildung ist durch die des Umgebindes abgelöst worden, über dessen vermutliches Alter hier noch eine Bemerkung gestattet sei. Die heimischen Quellen weisen uns für sein wahrscheinliches Vorhandensein nicht über das Jahr 1557 zurück[79]). Doch sei hier auf eine Stelle bei dem Zittauer Chronisten Johann von Guben verwiesen, aus der hervorgeht, daß das Umgebinde bereits vor der Mitte des 14. Jahrhunderts in der Stadt bekannt war, von der die meisten baulichen Anregungen für unser Gebiet ausgingen[80]). Zweifellos ist jedoch das Umgebinde noch viel älter. Es stellt eine am Boden und seinen Baumitteln haftende Eigenart des Lausitzer Hauses dar, die wahrscheinlich bereits

78) StA. Ebda. I 33a.
79) StA. Ebda. I 109a.
80) „Danoch in deme mccclxiiij Jar in die iij nonas Apriliz, alz die Stat vor vorbrant was, gebot Keysir Karl daz man nicht fulde buwen mit hulcze sunder mit steynen, und die steynwende an den husern sulden ufgen by den voerdirsten sulen vorne an den husern". Script. rer. Lusat. NF. I(1839) 10.

den Illyriern, den ersten namentlich bekannten Bewohnern dieser Landschaft, nicht fremd war[80a]).

Steinbau.

Die Nachricht von Zittau berührt den ärgsten Feind unseres Holzhauses, das Feuer. Besonders der städtischen Siedlung war es gefährlich und seit dem Jahre 1428[81]) hören wir wiederholt von Feuersbrünsten in Friedland, denen oft alle Holzhäuser mit Ausnahme der steinernen Kirche, Schule, Dechantei zum Opfer fielen. Solche Unglücksfälle traten in den Jahren 1433, 1572, 1588, 1606, 1634, 1642, 1659, 1667, 1687, 1690, 1697, 1705, 1711, 1797, 1811, 1853 ein[82]). Daher erachteten es Obrigkeit und Stadtbehörde als ihre Aufgabe, den Untertanen und Bürgern wiederholt feuerpolizeiliche Maßnahmen einzuschärfen. Zuerst geschieht dies im Polizeistatut vom Jahre 1597, nach welchem jeder Bürger sein Haus mit Leitern, Feuerhaken und Wasser zu versehen hatte[83]). Für die städtischen Verhältnisse der späteren Zeit wurde die Stadt-Instruktion von 1725 maßgebend, deren § 18 lautet[84]):

„Zur Vermeidung von Feuersgefahr haben die Gemeindeältesten längstens alle 14 Tage die Häuser und Kamine zu untersuchen, namentlich ob die letzteren sauber geputzt sind und ob für Wasser und Kannen Vorsorge getroffen ist. Nachlässig befundene Bürger sind sogleich mit Arrest zu bestrafen. Auf den meisten Häusern sollen starke Feuerleitern und -haken nach Bedarf vorhanden sein, ebenso in Rat- und Gemeindehäusern Feuer-Amper, Kannen und andere zum Löschen dienliche Gefäße, bei den Rohrkästen auch Ständer oder Fässer auf Schleifen zum Wassertransport."

Unter den Vorschriften zur Vermeidung von Feuersgefahr taucht seit 1660 immer wieder das Verbot des Tabakrauchens auf, das „ein gefährlich wesen" sei[85]). Im Jahre 1708 wurde die Verwendung des Rauchtabaks nicht nur in Scheunen, Brechhäusern, Stuben, sondern auch auf Straßen und öffentlichen Plätzen untersagt[86]). Auch die Feuerlöschordnung von 1755 brachte eine neuerliche Verschärfung alter Bestimmungen[87]). Hatte bereits Christoph v. Redern, als er in „glaubwürdige Erfahrung gebracht, daß ezliche vom benachbarten Adel, sobald sie über den Durst getrunken und sich im Wein übernommen, mit bürenschießen allerhand unwillen im Städtlein treiben", dieses Vorgehen scharf gerügt[88]), so wurde nunmehr unbefugtes Schießen, Werfen von Schwärmern und Raketen, sogar die Veranstaltung des Johannisfeuers bei 1 Schock Strafe verboten.

Für die Dorfsiedelungen waren die Bestimmungen der Jahrdingsartikel des 17. Jahrhunderts ausschlaggebend, wo Dachleiter, Feuerhaken, Stangen, Axt und Wasserkannen als die wichtigsten Feuerlöschgeräte genannt werden und jeder Untertan unter Androhung von Strafe verpflichtet wurde, mit einem dieser Geräte an der Brandstätte zu erscheinen[89]). Die Anfänge der modernen Feuerwehr waren es, wenn um 1800 für ein etwaiges Dorffeuer jedem Bewohner eine bestimmte Aufgabe zugeteilt wurde, die auf der Tafel der Hausnummer ersichtlich war (s. u.). Der Besitzer des in Brand geratenen Hauses hatte die Pflicht, „das Feuer alsbald zu beschreien" d. h. die Ortschaft zu alarmieren; falls er es aber „vertuschen täte", so sollte er eine Gefängnisstrafe erleiden und 10 Schock erlegen. Der letzte Fall scheint häufig vorgekommen zu sein, da auf den Ausbruch eines Feuers, der auf des „Bauern oder seines Gesindes Verwahrlosung" zurückging, bereits eine Gefängnis- und Geldstrafe

80a) Schier Br., Deutsch-slawische Kulturüberschichtungen am Bauernhaus der Sudeten- und Karpathenländer = Festschrift für Minister Spina S. 86.
81) Klotz, Sammlung hist. Nachrichten von Seidenberg S. 344.
82) Helbig, Beitr. IV 109, ders. Coll. III 674.
83) Helbig Jul., Beitr. III 162 § 13.
84) Ebda. III 219.
85) Helbig J., Coll. I 267, 878.
86) Ebda. I 161.
87) StA. Feuerpolizei.
88) SchA. Missiven 1617. 14. 9.
89) SchA. Jahrdingsartikel 1625, 1636, 1652, 1692: § 60, 61.

von 5 Schock ausgesetzt war. In berücksichtigenswerten Fällen hat man seit Beginn des 18. Jahrhunderts von dieser harten Bestimmung Abstand genommen[90]), doch wurden wie vorher die Untertanen an Amttagen und bei allen Jahrdingen zur Vorsicht gegenüber dem Feuer ermahnt[91]).

Diese Feuersgefahr ließ der Obrigkeit und dem Bauherrn den Übergang zum Steinbau wünschenswert erscheinen. Wenn man diesen Vorgang in seinem langsamen Fortschreiten verfolgt, so könnte man von einem organischen Wachstum des Steinbaues sprechen, der den Holzbau allmählich von innen heraus verdrängt. Er nimmt in der Mitte des Hauses seinen Ausgang. Die an den Ofen schließende Stubenwand wird zeitig gemauert; so wird 1605 eine Ausgabe an Martin Hockauf gebucht, „der in 4 Tagen die mawer neben der Thür im Stübell gemawret“[92]). Dann kommen jene Teile des Hauses, die ständig der Feuchtigkeit ausgesetzt sind, nämlich Ställe und Schwellbalken an die Reihe. Freilich hat sich gerade beim Stall der Übergang nur zögernd vollzogen, weil man sich nur schwer entschließen konnte, den warmen Holzstall dem kalten Steinbau zu opfern. Man griff daher auch beim Blockhause zu der Übergangsform des Spickwandstalles, der warm und doch widerstandsfähig gegen die Feuchtigkeit ist (z. B. Jäckelsthal).

Auch der Ersatz der Schwellbalken durch einen Steinsockel wurde durch die örtlichen Verhältnisse nicht begünstigt. Ob man beim Bauernhause früher oder später zur Untermauerung übergeht, hängt von der Beschaffenheit des Bodens ab. Während in Ostböhmen mit seinem wenig tragfähigem Rotliegenden eine Steingrundlage des Stubenstockes sich zeitig für notwendig erwies[93]), kann man noch heute im Friedländer Bezirke eine stattliche Anzahl von Bauernhäusern ohne Sockel antreffen, da der Granit oder kristalline Schiefer des Bodens eine sichere Unterlage für das Haus bietet. Beim städtischen Hause hat der Steinsockel wohl im Verlaufe des 17. Jahrhunderts Eingang gefunden; im Jahre 1667 wird zum ersten Male von einem „Stein-Sockel“ gesprochen[94]). Beim Bauernhause wurde die Grundmauer oft erst später unterfangen; so ist z. B. in Tschernhausen Nr. 2 der Steinsockel jüngeren Ursprungs als die Blockwand, die darauf ruht.

Der Steinsockel, welcher ungefähr 1 m über die Erde ragt, greift mit seiner Plinthe ungefähr um Ziegelbreite über die Blockwand vor, um Platz für das Aufruhen der Säulen des Umgebindes zu schaffen. Seine Kanten sind meist abgeschrägt und mit Schiefer, Ziegeln oder Schindeln eingedeckt. Auch dieser Brauch bestand bereits im 17. Jahrhundert; denn 1667 werden Schindeln erwähnt, „welche zur Eindeckung des Stein-Sockels, allwo das Branntweinhauß hingemacht werden soll, verbrauchet worden“[95]).

Der Steinsockel reicht also kaum über die Umfassungswände des Hauses hinaus. Es ist daher nicht zur Ausbildung der sog. „Gred“ oder „Saspe“ gekommen, die sich auf ostböhmischem Gebiete so zweckmäßig erwiesen hat. Nur beim Gebirgshause, wo man den Sockel infolge der Unebenheiten des Bodens auf der einen Seite oft höher herausbauen muß, hat man einen teilweisen Ersatz dafür in der uflōft (Stelle, wo man „hinaufläuft“) gefunden (Klein-Iser), d. i. einer sanften Böschung von Steinen längs der Hauswand, über die man zu der Haustüre gelangen kann.

---

90) AP. Wirtschaftsberichte 1734, 8. 2.
91) AP. Ebda. 1732, 2. 3.
92) StA. Rechnungsbuch III 184 b.
93) Schier B., a. a. O. S. 48.
94) StA. Rechnungsbuch V 453 b,
95) StA. Ebda. V 453 b.

Von der steinernen Ofenwand, dem Steinsockel und dem Steinstall greift die Mauertechnik auch allmählich auf die Wände des Stubenstocks über. Hier hat sich die Blockwand ihrer unschätzbaren Vorteile wegen am längsten gehalten und das Loblied, das bereits Ammianus Marcellinus dem germanischen Holzhause sang, kann man noch heute aus vieler Bauern Mund hören. Die Steinwände bleiben zunächst auf das Erdgeschoß beschränkt; das Stockwerk wird wie vorher in Fachbau errichtet (Schwindenhof in Niederberzdorf[96]). Die Verdrängung des Holzwerkes durch den Steinbau, die in den letzten dreißig Jahren so große Fortschritte gemacht hat, ist in Dorf- und Stadtsiedlungen bei weitem noch nicht zu Ende geführt. Im August 1924 nahm Holz und Stein an dem Aufbau der Häuser in den angeführten Ortschaften folgenden Anteil:

Klein-Iser,				100·—% Holzhäuser,
Priedlanz,	59 Holz-	und gemischte Bauten,	36 Steinhäuser	= 62·15% Holzhäuser,
Hohenwald,	24 Holz-		16 Steinhäuser	= 60·— % Holzbauten,
Christiansau,	45 Holz-		43 Steinhäuser	= 51·14% Holzbauten,
Weißbach,	151 Holz-		251 Steinhäuser	= 37·49% Holzbauten,
Bullendorf,	100 Holz-	(darunter 71 gemischte)	179 Steinhäuser	= 35·84% Holzbauten,
Wustung,				28·94% Holzbauten,
Mildenau,	56 Holz-		240 Steinhäuser	= 18·92% Holzhäuser,
Mildeneichen,	16 Holz-		73 Steinhäuser	= 17·98% Holzh. usw.

Ein Blick auf diese Zahlen bestätigt die bekannte Tatsache, daß Wald- und Ackerwirtschaft der Erhaltung der urtümlichen Bauweise günstig sind, das Vorhandensein von Industrie aber den Übergang zum Steinbau fördert.

Neben diesem selbsttätigen Umsichgreifen erfährt die Steinbautechnik von außen her eine Förderung, die in ihrem größeren Ansehen und ihrer weiteren Verwendungsmöglichkeit begründet ist. Die Errichtung des ersten Steinhauses im Bezirke liegt natürlich weit vor dem Einsetzen einer reicheren Überlieferung. Schloß und Kirche von Friedland dürften es gewesen sein[97]). Die Aufführung der ersten Steinbauten war ein Werk fremder Meister; welsche Bauleute haben dabei gearbeitet. Die Erinnerung daran lebt in der Bezeichnung „Wale“[98]) weiter, welche die Maurer des heimischen Gebietes im 16. Jahrhundert führen. Am Neubau der Schule arbeitet z. B. 1565 der „whale Hans Piläus“, dessen Name für romanische Herkunft spricht[99]). Auch Markus Spazzo von Lancio, der Erbauer der Redernkapelle, des Niedertores und der Rasnitzbrücke, ist den Quellen unter dem Titel Wälscher oder Wale bekannt.

Der Baustoff des eindringenden Steinbaues war anfangs wie überall in Mittel- und Oberdeutschland vorwiegend Bruchstein. Beim Schulbau 1565 erfahren wir von mehreren „wegen, darauff man steyne gewegen“[100]). Zu dem neuen „Rathsturm“, den man 1586 zum Preise von 151 Schock 49 Groschen 2 Pfennige aufführen ließ[101]), wurden 22 Stöße Steine im Geiersberge gebrochen und weiterer Steinbedarf aus 14 Dörfern zugeführt. Die Grundsteine stammten vom Resselsberg. Zur Mauerarbeit, die Meister Jakob besorgte, wurden außerdem 60 Faß Kalk und 285 Fuhren Sand, aber nur 300 Ziegel verwendet. Die Taxa von 1634 kennt einen „Steinbruch, der zum Einheimbischen Bawen beygelaßen“ wird[102]).

Jüngeren Ursprungs ist der Ziegelbau, der seine Heimat in Niederdeutschland hat. Im 12. und 13. Jahrhundert ist er durch niederländische Kolonisten

96) Der Wirtschaftsfreund, Beilage zur Friedländer Zeitung 1900, Nr. 3 (17. Jänner), S. 4.
97) Von dem Vorhandensein von Holzkirchen, die in Ostböhmen bis in die jüngste Vergangenheit reichlich vorkamen, ist im Bezirksgebiete wenig bekannt. Über die Kirche von Friedland vgl. Helbig, Beitr. I 6.
98) Vgl. Heimatkunde II 105. Dem DWb. 13,544 ist Wale in der Bedeutung Maurer unbekannt. Man wird also darunter jeden Fremdling romanischer Herkunft, der ein fremdartiges Gewerbe treibt, zu verstehen haben.
99) StA. Rechnungsbuch I 249a.
100) StA. Ebda. I 251a. Mhd. wegen „machen, daß sich etwas bewegt“.
101) StA. Ebda. II 227a.
102) Helbig J., Beitr. II 284.

in seiner Verbreitung stark gefördert worden, im 14. Jahrhundert stand er in Mitteldeutschland in zunehmendem Gebrauche[103]). Für unser Gebiet wird bereits im Urbar von 1381 (Bl. 5b) eine Ziegelscheune (czigil scherone) genannt. Doch darf man aus den Stadtrechnungsbüchern schließen, daß der Ziegelbau erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts zu steigendem Ansehen gelangte. Die Kunst der Ziegelerzeugung mag man von deutschen Meistern gelernt haben; im Jahre 1564 war der Ziegelstecher von Görlitz, im folgenden Jahre der Ziegelstecher von Zittau in Friedland beschäftigt[104]). Auch die Taxa von 1634 kennt nur „2 Ziegel Scheinen und 1 Kalk Ofen, die zum Einheimbischen Gebew beygelaßen" werden; für den Bau des Haindorfer Klosters im Jahre 1722 wurde ein eigner Ziegelofen samt Scheuer errichtet[105]). Der Bauer verfertigte sich in den meisten Fällen seine Ziegeln selbst. Da er sich mit „Luft-", d. h. ungebrannten Ziegeln begnügte, so benötigte er hiezu außer dem Lehmgrunde nur einige Formen, ein Grabscheit, eine Schoßradber, die uns schon 1667 als die Inventarstücke der gräflichen Ziegelscheune genannt werden[106]). Noch vor wenigen Jahren befand sich auf dem Gute Rückersdorf Nr. 250 so ein altertümlicher Bau, der im Volksmunde den Namen „Ruine Batzenstein" führte. In der gräflichen Ziegelei fing man gegen die Mitte des Monats April an, „Ziegel zu schlagen"; im Herbst grub man eine größere Menge Lehms und ließ sie liegen, damit der Winter sie „mürbe mache". Der Ziegelstecher erhielt für die Verfertigung je eines Tausends Dachziegel 2 Gulden, für 1000 Mauer- oder Gewölbziegel 1 Gulden 10 Kreuzer, für 1000 Pflasterziegel 1 Gulden 30 Kreuzer[107]).

Obgleich bereits im 16. Jahrhundert in Mittel- und Süddeutschland der Ruhm des Backsteins laut verkündet wurde und größere Städte der Nachbarschaft schon im 15. Jahrhundert die Einführung des Ziegelbaues anstrebten[108]), scheint man auf heimischem Boden nur zögernd zu ihm gegriffen zu haben. Denn Albrecht von Wallenstein bemüht sich in einer Reihe von Schreiben, die zunächst der Residenzstadt Jitschin, aber wohl auch den übrigen Städten des Herzogtums galten[109]), um seine Verwendung. Nach einer Anordnung vom 30. August 1627 waren „zum wenigsten die Bürgerhäuser auf dem Platz und in den Gassen mit Giebeln auszumauren". Als der Landeshauptmann 1630 in einem Dekret die Worte gebraucht hatte: „Die Bürger sollen bauen oder Ihre fürstliche Gnaden wollen sie vertreiben", erfolgt 1632 darauf der herzogliche Bescheid: „Die Bürger keineswegs zum Bauen zu zwingen, sondern denen, die nicht bauen wollen, die alten Häuser abzuschätzen, zu bezahlen und auf herzogliche Kosten zu bauen; denen Bürgern, die da bauen, soll alle mögliche Assistenz und Vorschüsse geleistet, wie auch billige Materialien geliefert und ihre Modells von dem Hofbaumeister gefertigt werden." Daß der zugesicherte Beistand von einem Friedländer Bürger beansprucht wurde, konnte nicht nachgewiesen werden. Doch scheint die Forderung, die Giebel auszumauern, nicht ungehört verklungen zu sein, denn 1667 erfahren wir von einem Giebel, der mit Ziegeln ausgesetzt und „vorne herunter ausgeputzt wurde"[110]).

Im übrigen machte sich Wallensteins Bauluft, die in anderen Städten des Herzogtums so bedeutende Spuren hinterlassen hat (z. B. Reichenberg, Jitschin), in Friedland nicht stark bemerkbar[111]). Zwar teilt Heinrich von Grießel am

103) Lauffer O., Das deutsche Haus, S. 89. Heyne M., Das deutsche Wohnungswesen, S. 212.
104) StA. Stadtrechnungsbuch I 243a, 258a.
105) Helbig J., Beitr. III 49.
106) SchA. Inventare.
107) SchA. Wirtschaftsordnungen. Ende 17. Jhdt.
108) Leonhard Frönsperger, Bauordnung 1564, Fol. 63b, 64a. W. Dietrich, Beiträge zur Entwicklung des bürgerlichen Wohnhauses in Sachsen 1904, S. 1.
109) Zitiert nach Hoffmann, P. Ant., Geschichte der alten Häuser von Reichenberg (1888) 25.
110) StA. Rechnungsbuch V 465b.
111) Vgl. W. Hocke, Das Herzogtum Friedland. Österr. landwirtsch. Wochenblatt 1888, Nr. 18.

12. Juni 1628 mit, daß Wallenstein bei seinem Friedländer Besuche die Errichtung zahlreicher neuer Gebäude angeordnet habe; doch da Wallenstein nicht einmal seinen Plan, kleine Änderungen am Schlosse vorzunehmen, zur Durchführung brachte[112]), so wird es auch in der übrigen Bautätigkeit für Friedland bei dem Umbau des Brauhauses im Jahre 1629 geblieben sein. Die Friedländer Bürger mochten bei dem Fürsten seit ihrer standhaften Weigerung, die Braupfannen herauszugeben, nicht gut angeschrieben sein. Auch nach dem 30-jährigen Kriege machte die Einführung des Steinbaues nur langsam Fortschritte. Infolge der gänzlichen Verarmung der Einwohner sah sich die neue Herrschaft gezwungen, einen Teil der Brandstellen von 1634 auf eigene Kosten aufzubauen und an die Bürger zu mäßigen Ratenzahlungen zu verkaufen. Am 21. Juli 1644 gab die Obrigkeit 8 solcher Häuser ab, deren Preis zwischen 190 und 330 Gulden schwankte[113]); nach Lankischs Angabe waren es keine Steinbauten, sondern „gleichmäßige" Fachwerkhäuser mit Stockwerk, Giebel und Lauben[114]).

Im Jahre 1662 besaß Friedland noch keinen einheimischen Meister, der die Maurerarbeit beim Neubau des Rathauses übernommen hätte; sie wurde Christoph Erben aus Marklissa und Hans Hahn aus Lauban übertragen[115]). Gegen Ende des Jahrhunderts, als neuer Wohlstand aufzublühen begann, hatte Friedland außer den öffentlichen Gebäuden erst eine bescheidene Zahl von Steinhäusern, unter denen das Wohnhaus des Ferdinand von Röhrich, Gallas'schen Hauptmanns, das 1672 neu „mit Steinen" erbaut worden war, noch lange den vornehmsten Eindruck machte[116]).

Um diese Zeit werden auch in den Dorfschaften die ersten Steinhäuser errichtet. Die Anregungen dazu gehen von den gräflichen Meierhöfen, den Edelsitzen und Kretschamen aus. Vom Jahre 1695 ist uns ein Bauvertrag erhalten, der zwischen dem Grafen und dem Maurermeister David Würfel von Kratzau wegen Erbauung des Kretschams von Einsiedel abgeschlossen wurde[117]); er gewährt ein deutliches Bild von dem Aussehen der ersten steinernen Bauernhäuser:

„. . . es verspricht besagter Maurermeister solch Steinen gebewde dem gemachten Abrisse nach 43 Ehlen lang vnd 24 Ehlen breit Umb und Umb von Mauerwergk: den grundt bies 2 Ehlen tief und 6 Ehlen breith; Vnd auff den grundt von Außen 6 Ehlen hoch in der rechten gewöhnlichen Dicke durchgehentß aufzuführen; Inwendig die große stuben 18 Ehlen Lang vndt 14 Ehlen Braydt sambt dem backoffen; die kammer daneben 7 Ehlen lang vndt 6½ Ehlen breit; das stübel daneben 7 Ehlen Lang und 7 Ehlen Braydt; die daran stoßende Kuchel 7 Ehlen lang vndt 7 Ehlen Braydt: gewölbet und gepflastert, sambt dem Heerde; neben gesagter großer Stuben fornenher daß Vorhauß 14½ Ehlen lang vnd 12 Ehlen braidt. Hinterher nebst besagter Kuchel einen freyen gang hintenauß 3 Ehlen Braydt; darneben die Fleischkammer 7 Ehlen lang vndt 5 Ehlen Braydt; Vndt darneben den Khuestall durchgehentß 21 Ehlen lang vnd 8 Ehlen Braydt; sambt denen zur großen stube und dem stübel gehörigen offenfüßen vndt allen Zubehörungen, quer- undt schiedtmauern auffs beste tauerhafteste vnd beständigste außzusetzen in rechter proportionierter abmeßung vnd winkelmaße (bies auf die Zimmerleuthe vndt andere außwertige arbeith) dem obgedachten abrisse nach außzufertigen, zu Pflastern, Auch alles und jedes gehörig zu bekalken, zu bewerfen Vndt außzupollieren auch vor die Beständigkeit solchen Baues mit seinem Vermögen undt Gutt zu stehen."

Leider ist der „Abriß" des Kretschams verloren gegangen, so daß wir uns mit einer Rekonstruktion des Grundrisses nach den Zahlenangaben begnügen müssen (siehe Zeichnung). Daraus geht hervor, daß die Umfassungsmauern eine gleichmäßige Stärke von 1½ Ellen aufwiesen, während für die Innenmauern mit 2 Wandstärken zu rechnen ist; die Scheidewände von Stube und Kuhstall

112) SchA. Copeybuch 1628, 2. Juni.
113) LA. Stadtbuch M Fol. 279|89.
114) Helbig, Coll. III 1395a.
115) StA. VE 5 Rathausrechnung.
116) LA. Stadtbuch O, Fol. 90.
117) StA. Bauwesen.

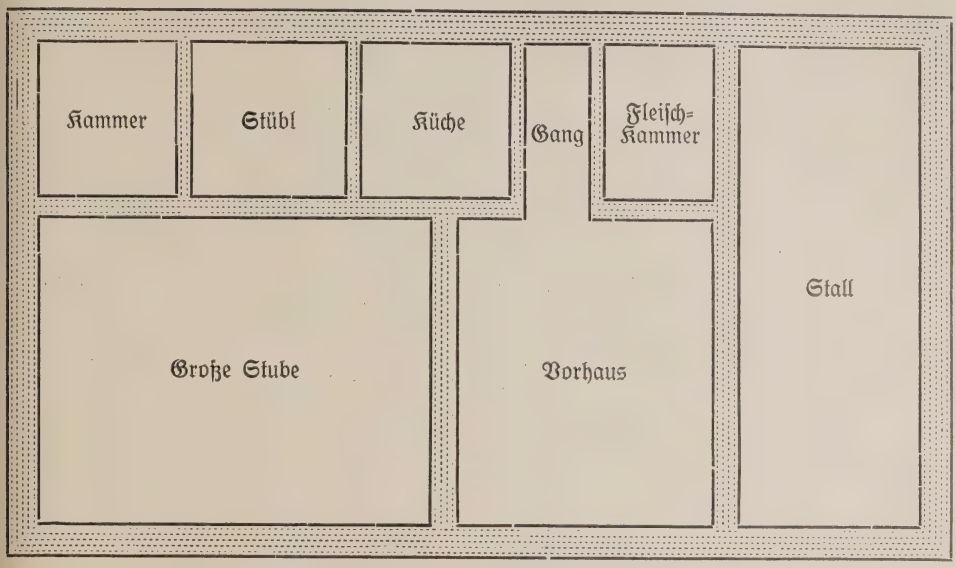
G. Pfischke.

„Alter Weg“ Weigsdorf.

G. Pfischke.

„Windburg“ Bärnsdorf Nr. 23.

sind je 1 Elle dick, alle übrigen je $^5/_8$ Ellen. Wenn die Außenmauer bis zum Dachansatze 6 Ellen hoch war, so dürften die Stube und die Kammern dieses einstöckigen Hauses nicht viel niedriger gewesen sein; dagegen wurden noch lange Holzhäuser gebaut, deren Deckbalken kaum 2 m vom Fußboden abstanden (Dörfel Nr. 62 u. v. a.).



Grundriß des Einsiedler Kretschams vom Jahre 1695.

Die Herrschaft freute sich, wenn ein Untertan mit der Bitte an sie herantrat, einen Steinbau errichten zu dürfen; er konnte dann mit einem größeren Zuschuß aus der herrschaftlichen Ziegelscheune rechnen[118]). So gewann der Steinbau auch auf ländlichem Boden seit dem Beginne des 18. Jahrhunderts immer mehr an Verbreitung. Aus dem Wettstreit mit den herrschaftlichen Meierhöfen, die gegen Ende des Jahrhunderts ihre Blüte erlebten, gingen die beiden stattlichsten Bauernhöfe des Bezirkes hervor, die im Besitze der alten Scholzenfamilie Jomrich stehen. Das Gehöft Nr. 37 von Rückersdorf wurde im Jahre 1795 nach dem Vorbilde eines schlesischen Herrensitzes im Barockstile errichtet. Es ist ein richtiges Bauernschloß geworden. Dagegen zeigt der Geschwisterhof Rückersdorf Nr. 29 einen burgartigen Charakter; es ist ein Massivbau, der sich auf einer wohl 5 m hohen Bastion über dem Dorfwege erhebt.

Wandverkleidungen. Das Bild der Hauswand wäre unvollständig, wenn man nicht auch der Wandverkleidungen gedächte. Sie sind dem Bestreben entwachsen, die Wände vor den Einflüssen der Witterung zu schützen. Dem gleichen Zwecke sahen wir bereits das weite Vorkragen der Dachränder und den Überhang dienen. Die üblichsten Arten der Wandverkleidung, Anstrich und Bretterverschlag, mögen von der Spickwand ihren Ausgang genommen haben, deren Bestand bei freiem Zutritt des Schlagregens durch stetes Abbröckeln des Lehmes stark gefährdet ist. Dem Anstriche scheint der Bretterwand gegenüber das höhere Alter zuzukommen, denn schon die Nachricht bei Tacitus cap. 16 deutet auf einen stellenweisen Anwurf des Hauses mit einer glänzenden

118) AP., Dekretenbuch 1732, 10.7.

Erdart hin. Bereits oben wurde erwähnt, daß die Lehmwand mit Rillen versehen wird, um dem folgenden Kalkanwurfe eine größere Haftmöglichkeit zu gewähren. Den Vorgang nannte man das „Ausputzen"; im Jahre 1667 wird ein „Giebel vorne herunter gantz ausgeputzet und schwartz gestrichen"[119]). Schwarz wurden natürlich nur die Balken gestrichen, der Kalkverputz blieb weiß. Auch über die Herstellung dieser Farbe erfahren wir etwas: „Dem George Dreßler vor Schwartze Farbe undt Andre Strecke vor ein Pfund Vnßlat unter solche Farbe, womit das Hospital angestrichen, 20 Groschen 3 Pfennig"[120]). Als 1673 Mathes Laube, Maurer von Ostritz, das Niedertorhäusel von Friedland „aus- und inwendig bewarf, mit Kalk weißte und schwarz anstrich", wurden unter die schwarze Farbe, welche aus Königshain stammte, 4 Seidel Leinöl gemischt[121]). Diese Art des Anstriches, die noch heute in Friedland Nr. 34 erhalten ist, scheint allgemein städtisch gewesen zu sein; auch auf dem Lande fand sie später Verbreitung und herrscht heute im unteren Wittigtale vor[122]).

Trotzdem sich die Blockwand länger ohne Schutzmittel gegen die Witterungseinflüsse erhalten kann, läßt sich seit der ältesten Zeit ein einfacher Kalkanwurf für den germanischen Blockbau nachweisen[123]). Er mag hier vor allem als Feuerschutz gedient haben. Derselben Aufgabe kommt er noch heute an einer Reihe von Häuslerwohnungen im oberen Wittigtale nach. Diese einfache Kalkschicht bildet die Vorstufe zur völligen Ummauerung der Hauswände; man füllt die Fensternischen, die durch das Umgebinde gebildet werden, mit einer Ziegelschicht aus, so daß der Eindruck einer Steinwand hervorgerufen wird, der auch den Kenner zu täuschen vermag. Über Alter und Herkunft dieses Brauches klärt uns ein Blick auf die oben angeführte Verordnung Karls IV. für Zittau auf, die in dem Berichte Johanns von Guben wiedergegeben wurde. Im 16. Jahrhundert wurde von Leonhard Frönsperger die Ummauerung von Holzwänden unzweideutig verlangt[124]).

Gegenüber dieser Vermauerung des Umgebindes tritt der Anstrich der Blockwand in den Hintergrund. Er soll erst seit der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts üblich sein und ist außer Oberschar, wo man vor allem die grüne und braune Farbe liebt, nur vereinzelt zu finden. Der charakteristische Wandschutz des Bezirkes ist der Bretterverschlag, welcher in allen Teilen unseres Gebietes in reicher und mannigfaltiger Verwendung steht. Ob man in einer Ortschaft mehr oder weniger Verschläge findet, hängt von der leichteren oder schwereren Beschaffensmöglichkeit der Bretter ab. An Brettmühlen war seit der frühesten Zeit kein Mangel vorhanden[125]). Neben zahlreichen Privat- und Gemeindemühlen sorgte vor allem die „Schloßmühle[126])", welche „Bretter, Latten und Schwarten" von 9 Ellen Länge schnitt[127]), für den Bretterbedarf der Untertanen. Man unterschied 3 Hauptarten von Brettern, für die man im Monate Feber 1724 zu Neustadt folgendes zahlte: „1 Spinde-Brett 4 Kreuzer 3 Pfennige, 1 Tischler-Brett 3 Kreuzer, 1 Bau-Brett 1 Kreuzer 3 Pfennige"[128]). In der Hauptsache wurden Fichtenbretter hergestellt; doch finden auch „büchene und lindene Bretter" Erwähnung[129]).

119) StA. Rechnungsbuch V 465 b.
120) StA. Ebda. V 466 a ad 1667.
121) StA. Ebda. VI 119 a.
122) Am häufigsten in Priedlanz, schön ausgeprägt Tschernhausen Nr. 19.
123) Schuchhardt, RGA 3, 137.
124) L. Frönsperger, Bauordnung 1564, Fol. 12. Vgl. Lauffer O., Das deutsche Haus, S. 85. Die Tschechen haben für diesen Vorgang die anschauliche Redensart: stěny dávají se do kožichu. Die Österr.-ung. Monarchie in Wort und Bild. Böhmen I, S. 427.
125) Vgl. Heimatkunde II 106.
126) SchA. Jahrdingsartikel 1692, § 49.
127) AP. Dekretenbuch 1732, 18.6.
128) LA. 7, 3a.
129) StA. Rechnungsbuch I 329 b.

Die Gesamtheit der zum Verschlagen des Hauses verwendeten Bretter und Leisten wird in den Quellen als „schallholtz" bezeichnet; die Bretter im besonderen werden „Verschlagebretter" genannt[130]). Sie wurden mit Hilfe von „Bretternageln" befestigt, von denen z. B. beim Schulbau 1565 20 Schock verzeichnet sind[131]). Man ging in der früheren Zeit bei der Verwendung von Schalbrettern sparsam um; 1679 braucht man für das „Häusell am Viehweg 40 Bretter um 1 Schock 4 Groschen", für das städtische Branntweinhaus wird 1669 1 Schock Bretter benötigt[132]).

Bezeichnenderweise gilt die erste Erwähnung eines Bretterverschlages einer Spickwand, die vorher „gestöckt und gekleybt" wurde[133]). Später wird auch die Blockwand verschlagen. Jede Ortschaft hat kleine Besonderheiten in der Herstellung der Bretterwände. So sind beim größten Teil der Häuser von Klein-Iser die Umfassungswände, Giebel und Vorbauten mit einem gleichmäßigen grauen Bretterüberzug versehen, der sogar den hervorragenden Kaminstutz einhüllt. In Ringenhain dagegen, wo das Geschoßhaus vorherrscht, wird nur die Spickwand des ersten Stockes mit Brettern verkleidet, die bis zur Höhe des Umgebindes herabreichen. Der Bauer kennt zwei Arten des Bretterverschlages. In einfacher und alter Weise wird das Balkengerüst von Schuppen verschalt, indem man zwischen den einzelnen Brettern Fugen von 5—10 cm Breite läßt. Diese werden in der Form „Kriech und Decke"[134]) mit Schwarten überzogen, bei denen man die natürliche Wölbung und Textur, die der Witterung besser als die freie Schnittfläche widerstehen kann, nach außen nimmt. Bei der vornehmeren Art des Verschlages kommen nur gesäumte Bretter in Anwendung, die durch aufgenagelte, abgefaste Leisten fugendicht gemacht werden. Bei einem etwaigen Anstrich der Bretterwand werden die Leisten durch dunklere Farbe gekennzeichnet. Wie der Bretterverschlag zum wirksamen Wandschmuck umgestaltet wird, soll unten gezeigt werden; doch schon die einfache, gleichtönige Bretterwand bietet einen angenehmen Anblick, den wir im Landschaftsbilde der Heimat ungern vermissen. Es ist zwar nicht jene sattbraune, warme Farbe, die wir an den hölzernen Häusern der Alpengegenden bewundern[135]), aber das schlichte Schiefergrau, das als Ergebnis eines oberflächlichen Verwesungsprozesses die Holzwände unserer Häuser umkleidet, ist uns eben so lieb.

130) StA. Ebda. III 103b.
131) StA. Ebda. I 249b. Man unterscheidet mehrere Arten von diesen Erzeugnissen der Handschmiedekunst; „Bretter-, Sparren-, Latten- und Decknägel" sind die wichtigsten.
132) StA. Ebda. V 552a.
133) StA. Ebda. I 325a ad 1570.
134) Diese Art der Wandverkleidung kommt nicht nur noch in Ostböhmen und Sachsen vor (vgl. Gruner O., Beiträge zur Erforschung der volkstümlichen Bauweise in Sachsen und Nordböhmen, S. 32), sie ist durch weite Verbreitung und hohes Alter ausgezeichnet; wahrscheinlich dürfte schon die Stelle bei Gregor von Tours, Hist. Franc. l. V, cap. 4 auf eine ähnliche Bauart zu beziehen sein.
135) „Deutsche Zeitung", Wien 1893 (Nr. 7763, 7767). Die braune Farbe rührt nach Prof. Julius Wiesner, Wien, von der Verwitterung des Holzes zu Humin her, das der Farbe der gebrannten Sepia gleicht.

Herd und Ofen.

Der Formel „Dach und Fach", die in ihrer Bedeutung für das volkstümliche Haus unseres Bezirkes bisher behandelt wurde, läßt sich eine zweite, „Haus und Herd", gegenüberstellen. In die Sprache der heimischen Urkunden übertragen, lautet sie etwas weniger poetisch „ofentopff und herbrig[1])", doch läßt sie mit größerer Anschaulichkeit den Gegensatz der beiden ersten Formeln erkennen. Während „Dach und Fach" zunächst das bauliche Gefüge meint, steht bei „Haus und Herd" die Vorstellung des Innenraumes und seiner wichtigsten Einrichtung im Vordergrunde. Die heimische Mundart bezeichnet mit „Haus" den Hausflur; daraus spricht die Erinnerung, daß dieser Raum die Urzelle des Hauses war. Nehmen wir dazu noch den zum Jahre 1498 erwähnten „hawßhird"[2]), so haben wir das wichtigste Stück der Inneneinrichtung eines sogen. „Herdhauses" genannt, das die Vorstufe aller europäischen Hausarten darstellt. In der geschichtlichen Zeit unseres Bezirkes hat dieses Urhaus gewiß nicht mehr als ständige Wohnstätte des Menschen gedient; aber als vorübergehender Aufenthalt für Holzfäller, Köhler, Forstleute u. a. stand es bis in die jüngste Vergangenheit in Verwendung. Den Mittelpunkt dieser Blockhütte bildete eine Erderhöhung, die mit Steinen umsäumt war und als „einfacher Herd"[2]) zur Bereitung der Speisen diente. Der Rauch suchte sich durch die Fugen des Blockwerkes und die Türe den Weg ins Freie.

Herd und Herdgeräte.

Der „hawßhird" von 1498 stand im Hausflur an die Stubenwand angelehnt. Aus der Herstellung späterer „Herde" darf man schließen, daß er von dem Lehmestrich des Vorhauses durch einen ungefähr meterhohen Steinkranz geschieden war, dessen Sand- oder Steinfüllung eine dicke Lehmschichte nach oben abschloß; nur die Herdleiste sprang einige Zentimeter vor. Der gleichzeitig genannte „kessil obir dem herde" war wohl ein großer Kupferkessel, da für ihn die hohe Summe von 1 Mark gezahlt wurde. Aus der Erwähnung eines kesselers im Urbar von 1381 (Bl. 5b) darf man schließen, daß Friedland in der Erzeugung dieser wichtigen Geräte selbständig war. Über die Befestigung des Kessels gibt eine Urkunde zum Jahre 1580 Aufschluß[3]): „Item ein Kessel sambt der Ketten daran er hanget". Diese Kette, welche wie in der Umgebung den Namen „hōl" trug, gestattete es, den Kessel höher oder tiefer zu hängen[4]). Später wurde der Eisenstab mit Zahnschnitteinsatz üblich, der auch beim heimischen „gānōfen" vorkommt[5]). Die Kesselkette hat die leider nicht erwähnte Kesselschwinge zur Voraussetzung, d. i. „einen an der Wand neben dem Herde befestigten Drehbalken, über dessen Ende der Kessel gehängt wird"[6]). Die Verbindung zwischen Kessel und Kette wurde wohl durch die seit der frühesten Zeit belegten, beweglichen Drahthenkel hergestellt[7]). Wurden die zumeist kugelbauchförmigen

1) LA 1, 19b, 1599. Dagegen nimbt die Verkäufferin aus den ofentopff und die herbrig bis auff künftig pfingsten.
2) LA 85, 28b; ahd. mhd. hert „Herd", „Erdboden".
3) LA. 60, 176a: Eintragung ins Breslauer Stadtbuch ad 1448 (exzerpiert von A. Schultz im Anzeiger f. Kunde dt. Vorzeit 1871, sp. 46): Item eynen kessel obir dem hert mit seyme hole, das ist eyne kethe doran er hanget. Hâbel > hōl gehört zu mhd. hâhen (<*hanhan) „hängen" Diefenbach, Mittellat.-hochdt.-böhm. Glossarium 86b hâhel.
4) Du Cange II 239 beschreibt die einfachste Form: catena cremathra, catenae ferreae species ad sustinendum unco pedentem in foco lebetem. Ebda. die erste bekannte nähere Beschreibung des Kesselhakens, die um 1320 der Anonymus Ticinensis gibt in seiner Schrift De laudibus papiae (Muratori, Script. Ital. XI. col. 26). Vgl. Lauffer O., a. a. O.
5) Lauffer O., Mitteil. des Germ. Nationalmuseums 1901, S. 24.
6) Ebda. S. 27. Ähnlich Meringer, Mitt. d. Anthrop. Ges. Wien XXI 133.
7) Schmidt Hub., RGA. I, 318.

Kessel[8]) auf den Boden gesetzt, so mußte ihnen der „Kesselring", ein geflochtener Strohkranz, zur Stütze dienen[9]). Eine jüngere Nebenform des Kessels mit Kette ist der Kessel mit Dreifuß, wobei die Verbindung der beiden Geräte eine starre oder bewegliche sein konnte. Das erste scheint bei dem 1783 erwähnten „Kessel mit Dreifuß" der Fall zu sein[10]), während in Dörfel Nr. 62 noch vor 1914 ein Kupferkessel mit beweglichem Eisendreifuß verwendet wurde. In seltenen Fällen war der Kessel mit einem Deckel versehen; so wird 1822 ein großer kupferner Kessel mit Deckel genannt, der 2 Gulden 45 Kreuzer kostete[11]). Um dem siedenden Wasser des Kessels Fleischstücke zu entnehmen, verwendete man noch vor kurzem in Dörfel einen Holzstab mit zurückgebogenen Eisenzinken, dessen Name dem Besitzer entfallen war. Es handelt sich dabei um eine Abart des sogen. „Kräuels", der heute nur mehr im Oberdeutschen bekannt ist, bis zum 16. Jahrhundert aber allgemein üblich war[12]). Für Böhmen ist er aus Funden bei Stradonitz nachweisbar und wird auf Gemälden des 11. Jahrhunderts als Marterwerkzeug des Teufels dargestellt[13]).

Eines der wichtigsten und ältesten Geräte des Herdes, das kaum wesentliche Veränderungen im Wandel der Jahrhunderte erfahren hat[14]), ist der Bratspieß. Wie schon der Name sagt, ist als Vorstufe des späteren Eisenspießes der Holzspieß anzusehen[15]). Für unser Gebiet werden zum Jahre 1575 „ein Bradtspieß für Tauben und zimbliche Braten" und „zwei kleine Vogelspieße" genannt[16]). Zum Jahre 1589 erfahren wir[17]): „Auff Erben Rohers guttachten sind sieben grosse bradspieß zu gemainer Stadt nieß gemacht worden, dazu sind kommen anderthalb centner eysen". Die städtische Garküche verfügte also wie jeder größere Haushalt über mehrere Spieße[18]). Im Jahre 1609 wird ein weiterer Eisenspieß um 12 Groschen gekauft[19]). Im Schloßinventare von 1667 ist außer „4 Bradt Spießen" „1 Schwein Spieß" genannt; die letzte Erwähnung von „4 Prathspießen" erfolgt zum Jahre 1783[20]). Da sich anscheinend kein derartiges Gerät im Bezirksgebiete erhalten hat, kann uns ohne Bedenken ein Bratspieß des Germ. Museums ein Bild dieser einfachen Vorrichtung vermitteln[21]). Drei Viertel der Länge des Eisenstabes bilden die Bratspießklinge, die vierkantig ist und in eine runde Spitze ausläuft. Um das Abrutschen des Bratens gegen den Griff, der in einer Öse endet, zu verhindern, ist die Übergangsstelle von Klinge zu Griff lanzettförmig verbreitert. Der gerade Spieß erfordert eine Handhabung mit beiden Händen; ist der Griff kurbelförmig abgebogen, so kann der auf zwei Ständern ruhende Spieß mit einer Hand gedreht werden. Um den Braten zu zwingen, die Drehung des Spießes mitzumachen, wurde er durch quergestellte Holzpflöcke, später durch die eiserne „Seele" starr mit der Klinge verbunden[22]).

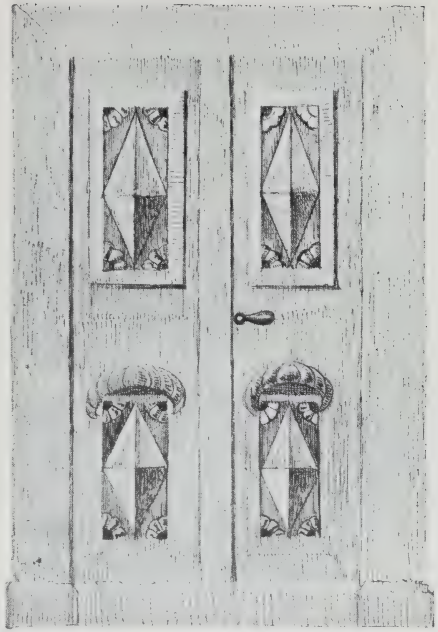
8) Für Böhmen Pič, Urnengräber Böhmen, Tafel 53, 13.
9) Dt. Wb. 5, 627 f. v. Kesselring: und da es kaum gar, satzte man den kessel auf einen ströhernen kesselring, vatter, mutter, und kinder darum herum und assen das ganze kalb auf einmal auf.
10) StA. II C 1 fasc. I Nr. 1.
11) StA. Ebda.
12) Fuhse, Wörter und Sachen III 80. Ahd. chrowil, chrewil. mhd. kröuwel, kröul, glossiert als fuscinula, tridens, harpago, uncus.
13) Pič, Le Hradischt de Stradonitz en Böhème, Tafel XXXV. J. F. Lahner, Die böhmische Malerschule des XI. Jahrhunderts, Tafel XVII.
14) Schrader, R. idg. A. 440. Havard H., Dictionnaire de l'ameublement et de la decoration depuis le XIIIe siècle jusqu 'à nos jours I 411: Il semble que dès la première heure sa forme peu compliquée soit parvenue à son point de perfection.
15) Heyne M., DHA. II 291 an. teinn, agf. tân, ahd. mhd. zein „Rute, Gerte, Stab", agl. spitu, ahd. mhd. spiz „zugespitztes Holz".
16) LA. 90, 357.
17) StA. Rechnungsbuch III 413a.
18) Lauffer O., Mitteil. des Germ. Nat.-Museums 1901, S. 71.
19) StA. Rechnungsbuch III 556a.
20) StA. II C 1 fasc. I Nr. 1.
21) Lauffer O., Mitt. d. Germ. Nat.-Museums 1901, S. 71.
22) Vgl. Die Nürnbergische wohl unterwiesene Köchin. 1779, S. 456|57. „Man nimmt zwei hölzerne Zweck und stecket mit dem einen die Füsse bei den Schenkeln stark hinauf, den andern aber unter den Flügeln durch und alsdann den Auerhahn auf den Spieß". Vgl. Lauffer O., Mitt. 1901 S. 112.

Die „4 Prathspieße“ vom Jahre 1783 sind mit „2 protern und fiesseln“ versehen. Unter den „protern“ (nhd. Bratern) wird man eine jener sinnreichen Vorrichtungen zu verstehen haben, welche die langwierige Arbeit des Bratenwendens, das im Mittelalter die Aufgabe des Küchenjungen war[23]), dem Menschen abnahmen. Daß es sich bei unseren Bratern um kleine Warmluftturbinen in der Art des „Rauchhansels“ (engl. smokejack) handelt, die keinen geringeren als Leonardo da Vinci zum Erfinder haben[24]), oder daß ein kleiner Göpel vorliegt, der durch Hunde bewegt wird[25]), erscheint für unseren Fall zweifelhaft. Am wahrscheinlichsten ist die Annahme, daß die heimischen Brater kleine Uhrwerke waren, die mit Hilfe von Gewichten oder Stahlfedern betrieben wurden[25a]). Vielleicht wurde gelegentlich wie bei Wiege und Butterfaß (s. u.) ein vorbeifließendes Wasser als treibende Kraft verwendet. Am häufigsten aber wurde der Bratspieß von einem Bediensteten gedreht. Das reichhaltige Inventar der Küchengeräte des Schlosses von 1667 erwähnt keine mechanische Vorrichtung zu diesem Zwecke; im Jahre 1590 zahlte man anläßlich eines „Ehrenmahles“ auf dem Rathause für „ein Rind samt dem nötigen Fuder Holz zum Braten“ 3 Schock; 7 Groschen erhielt der Fleischer und 3 Groschen der Diener, welcher „den Bratspieß wendete“.

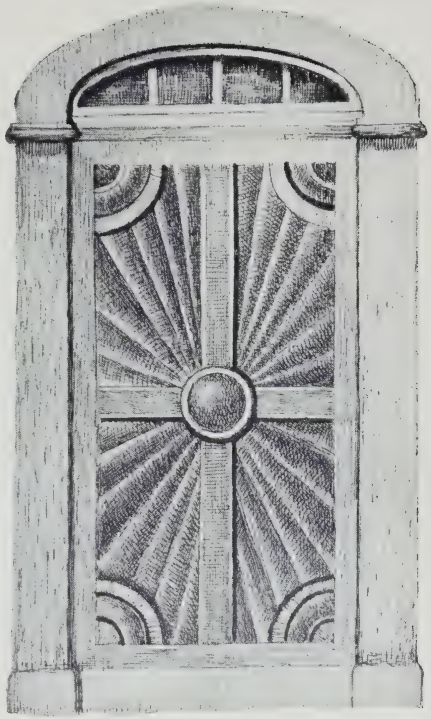
Unklar bleibt es, wie wir uns die neben den „protern“ genannten „fiesseln“ vorzustellen haben. Sicher ist nur, daß man darunter eine Art Bratspießlager zu verstehen hat. In den Sammlungen des Germanischen Nationalmuseums findet sich eine böhmische Miniatur aus dem Beginn des 15. Jahrhunderts (Nr. 67)[26]), auf der man jene älteste Art der geraden Bratspieße erkennt, die wir auch für unser Gebiet vorausgesetzt haben. Das Bratspießlager besteht aus gebranntem Ton, „der obere Rand ist in drei gleich hohen Kurven gewellt und unter jeder derselben ist, wieder gleich hoch über dem Erdboden, je ein Loch zum Einstecken des Spießes angebracht“[27]). Auf irgendeiner Entwicklungsstufe des heimischen Herdes, für dessen Bau der Lehm in reichlichem Maße Verwendung fand, kann man bestimmt tönerne Bratspießlager vorfinden; noch früher hat wohl eine Astzwiesel und später ein Holzbock diesen Dienst erfüllt. Die „4 Bradtfüsse“ des Schloßinventars von 1667 und die „Fiesseln“ vom Jahre 1783 dürften eiserne Bratspießständer sein, die in einer durch drei Füße gestützten Eisenstange bestehen, welche an beiden Seiten Haken und an der Spitze einen Halbring trägt, so daß eine verschieden hohe Lagerung des Bratspießes möglich ist.

Die Aufgabe des Bratspießständers konnte unter Umständen auch der Feuerbock übernehmen, der gleichfalls eine Erfindung alter Zeiten ist[28]). Für seine Einführung war das Bestreben ausschlaggebend, die Holzscheite von der Herdsohle zu lüften, um eine lebendigere Flamme zu erzielen. Der gleiche Zweck mag auch bei uns durch das Anlehnen des Brennholzes an die Herdleiste oder einen Stein erreicht worden sein. Leider konnte auch kein Feuerbock im Bezirksgebiete gefunden werden; doch nach Mitteilung des Herrn J. Schubert verstand man unter „Feuerbock“ beim altdeutschen Ofen „die Erhöhung von Ziegeln (Stein) und Lehm hinter dem Feuerplatz, über die der Rauch zieht“.

23) Mhd. bratære Bratenwender.
24) Meringer R., Wörter und Sachen IV 197 ff. Der Bratspieß wird mittels eines Windrades gedreht, das von dem aufsteigenden Rauch in Bewegung gesetzt wird.
25) Johann Coler, Oeconomia 1595 (1206): „An etlichen Ortern braten die Hunde, so darzu gewenet sein, daß sie im Rade laufen, vnd also den Spieß und den Braten vmbdrehen“.
25a) Jakobssohn Joh. K., Technologisches Wörterbuch, Berlin 1782. I 280: Einige Bratenwender haben Gewichte und auch eine Feder, welche die Räder und Getriebe in Bewegung setzen, diese sind nur großen Turmuhren ähnlich, aber einfacher. Diejenigen, so statt des Gewichtes eine starke Feder haben, sind die bequemsten. Sie nehmen den geringsten Platz in der Küche ein und überdies sind sie auf einem Klotz befestigt, den man von dem Feuerherd bequem in einen Winkel stellen kann, wenn der Bratenwender nicht gebraucht wird. Nach Lauffer, Mitt. 1901, S. 112.
26) Abgebildet von Essenwein in den Mitt. d. Germ. Nationalmuseums 1886, S. 272.
27) Lauffer O., Mitt. d. Germ. Nationalmuseums 1901, S. 34.
28) Hoernes M., Mitt. der prähist. Kom. d. Ak. d. W. Wien I 116; Meringer R. Idg. Forsch. XVI. 137.

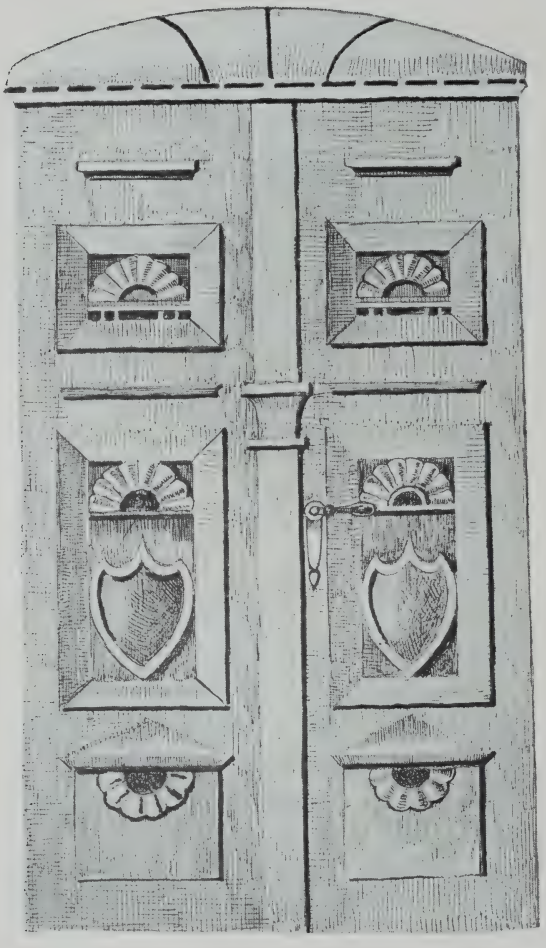


W. Fischer.



W. Fischer.

Türen aus Rückersdorf.



W. Fischer.

Türe aus Rückersdorf.

Danach würde sich diese Einrichtung mit der Leiste oder dem Wilstein des offenen Herdes decken, dem die eben erwähnte Bedeutung zukam, und könnte von dort übernommen sein.

Neben dem Fortleben der Bezeichnung „Feuerbock" ist die Erwähnung von „Brandreiten" ein Beleg für das frühere Vorhandensein dieses Gegenstandes. Im Schöppenbuche von Tschernhausen werden seit dem Jahre 1719 häufig Brandreiten genannt; im Schloßinventar 1667 werden zahlreiche große und kleine „Brandtreuthen" erwähnt; die Missiven berichten im Jänner 1632 von einer „Brandreute" für das Saliterhaus in Friedland. Nach H. E. Hoffmann, Friedland, verstand der Landmann unter „Brandreite"[29]) einen ellipsenförmigen Ring von Bandeisen mit 4 Füßen, der nach H. K. Baier in Art des Dreifußes die Töpfe über dem Feuer aufnahm[30]). Danach hätte die Brandreite wenig mit dem ursprünglichen Feuerbock zu tun. Aber das Schloßinventar von 1667 nennt Brandreiten nicht nur für die Küche, sondern auch für die Ambts-, Kanzlei- und Rentstube und für den unteren Saal, deren Öfen sicher nie als Kochfeuer Verwendung fanden; das gleiche scheint im Saliterhaus und der Friedländer Brettmühle der Fall gewesen zu sein. Man wird daher mit der Annahme nicht fehlgehen, daß der Bedeutungswandel von „Brantreite" = „Stützgerät für brennende Holzscheite" zu „vierbeiniger Untersatz der Töpfe im altdeutschen Ofen" sich erst nach dem Schwinden des offenen Herdfeuers vollzogen hat (s. u.). Nicht nur dem Namen, sondern auch der Form nach war die frühere Brandreite anders geartet; während die gleichnamigen Gegenstände jüngeren Ursprungs geschmiedet wurden, gingen die älteren Stücke vielfach aus der Werkstätte des Eisengießers hervor. Als im Jänner 1632 der Raspenauer Hochofen nicht „gangbar" war, wurde eine „Brandreite" aus Friedländer Eisen zu Gersdorf gegossen[31]). Die Heimatschutzstätte Reichenberg bewahrt zwei kleinere „Brandreiten", bei denen ein 30—40 cm langes Eisen mit halsartig emporgebogenen Enden auf breitständigen Füßen ruht.

Schließlich bleibt uns als sicherer Nachweis für eine Verwendungsart des Feuerbockes noch die Kaffeetrommel übrig, die sich noch heute im Bauernhause vorfindet (Niederberzdorf Nr. 28). Sie kann aber nur für die jüngere Zeit bürgen; denn der Kaffee fand als Hausgetränk erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in unserem Bürgerhause, weitere 50 Jahre später im Bauernhause Eingang[32]). Die Welle der Trommel läuft in den hochgezogenen Hälsen des Bockes, so daß das Kurbelende von den auseinandergebogenen Hörnern, das andere Ende von einem Rundlager gehalten wird.

Ein altes Herdgerät ist ferner der Dreifuß, welcher aus einem ringförmigen oder dreieckigen Bandeisen und 3 Beinen besteht. Ein runder Dreifuß von bedeutender Größe, der als Träger des Kessels diente, ist noch heute in Dörfel Nr. 62 vorhanden. Kleinere „Dreyfüße" werden noch 1822 genannt[33]). Wie anderwärts mag man sich für Tontöpfe des eckigen Dreifußes bedient haben[34]); runder und eckiger Dreifuß haben außerhalb ihres Ursprungsgebietes eine vielseitige Verwendung in Gewerbe und Hauswirtschaft als Pfanneisen, Ständer des Bügeleisens u. a. gefunden. Dem Dreifuß verwandt, aber jüngeren Ursprungs ist der Rost. Bis in das 14/15. Jahrhundert aus einem Rohrgeflechte herge-

29) Dieffenbach 34a andela brantreit. Tucher, Haushaltbuch (1516) ist es näher beschrieben. S 133: Fur grosz eisen in ofen, so man einhaiczt, die scheit vorn drauf zu legen.
30) Baier Karl, Vu dr Sunnenseite, S. 44.
31) Helbig Jul., Rb. Zt. 1898, Nr. 5.
32) Lauffer O., Mitteil. des Germ. Nat.-Museums 1901, S. 110.
33) StA. II C I fasc. I Nr. 3.
34) Meringer, Mitt. d. Anthrop. Ges. Wien XXI, 134.

stellt[35]), sind die „2 Rost", welche 1656 in des Rittmeisters Küche geliefert werden[36]), bestimmt schon aus Eisen verfertigt. Das Inventar des Schlosses führt 1667 ausdrücklich „2 Eiserne Roste" an; später wird ein „Roß" noch 1783 genannt[37]). Das zu bratende Stück Fleisch wurde auf den Rost gelegt und in die Nähe der Flammen geschoben; unter den Rost wurde die „große küpferne Bratpfanne" aufgestellt[38]), die das vom Braten herabrinnende Fett auffing. Nicht selten mußte auch die „küpferne Fisch-" und „Blutpfanne" dieser Aufgabe dienen. Noch zum Jahre 1783 wird eine „Pratpfanne" mit der geschilderten Verwendungsart genannt.

Küche.

Beim schlichten Bauernhause stand der Herd stets im Hausflur; beim Steinhause des reichen Bauern und Städters ging man zeitig zu einem besonderen Raum für den offenen Herd, zur „Küche" über. In dem Abkommen, das im April 1695 zwischen dem Grafen und dem Kratzauer Maurermeister David Würfel wegen „Erbauung des Einsiedler Kretschams" geschlossen wurde, wird neben Stube und Stübel eine „Kuchel 7 Ehlen lang vnd 7 Ehlen Braydt: gewölbet und gepflastert samt dem Heerde" verlangt. Diese Küche lag auf der Rückseite des Hauses und war mit einem Fenster versehen. Ähnliche Küchen, die vom Hofe und vom Hausflur aus erleuchtet werden, sind noch heute in Schönwald Nr. 61 und Rückersdorf Nr. 37 zu sehen.

Größerer Beliebtheit erfreute sich die sog. „schwarze Küche", d. i. ein fensterloser Innenraum des Hauses, der nur durch das Feuer am Herde erhellt wird. Ein gut erhaltenes Beispiel dieser Art findet sich in Neustadt Nr. 148, wo der Kamin seitlich in den ungef. 2×2.5 m großen Raum frei mündet, dessen Decke trichterförmig zu der Kaminöffnung hin gewölbt ist. Der Herd befand sich in der Wandnische gegenüber der Eingangstüre.

Schwarze Küchen bestanden meist nur im Erdgeschoß; doch beim städt. Hause gesellte sich dazu noch häufig ein ähnlicher Raum im 1. Stock. Nicht immer war der Verschluß der Küchen so rauchsicher wie zu Neustadt Nr. 148. Am 7. Oktober 1784 erstattete Wenzel Knirsch beim Friedländer Stadtgericht die Anzeige, daß sein Nachbar Franz Effenberger weder in der „unteren" noch in der „oberen Kuchel" eine „Feuermauer" (Kamin) besitze, wodurch des Klägers Haus „beräuchert" und der Feuersgefahr ausgesetzt werde. Daraufhin stellte eine Kommission von Bausachverständigen fest, daß nur ein Teil des Rauches durch den schadhaften Holzkamin abzog, der Rest aber durch das Küchenfenster einen Ausweg suchte. Kein Wunder ist es daher, wenn der Rat so häufig die „vollkommene Herstellung" der Küchen, Kamine und Feuerstätten forderte.

Vorgelege.

Fast allen Dorfhäusern und einem großen Teil der städtischen Bauten war ein besonderer Küchenraum unbekannt. Der Herd lehnte sich hier an die Wand neben der Stubentüre und das öfter erwähnte Ausmauern dieses Hausteiles[39]) wurde zum Schutze gegen Feuersgefahr unternommen. Vielleicht handelte es sich bereits damals um die Herstellung jenes eigenartigen Steinbaues im Hausflur, der heute in ländlichen Kreisen „Vürgelē" (Vorgelege) genannt wird. Der Plan eines Stadthauses aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zeigt diese Einrichtung (s. Abb.) bereits in ihrer heutigen Gestalt. Sie besteht in einem laubenartigen Vorbau unter der Einmündungs-

35) Lauffer, Mitt. 1901, S. 66. — Wenn Kluge[9] Etym. Wb. 373 für Rost die Grundbedeutung „Eisengeflecht" annimmt, so steht dies mit den Tatsachen in Widerspruch. Im „Buch von guter Speise" hg. Edw. Schröder wird S. 4 für das Braten des Ferkels die Vorschrift gegeben: lege ez uf einen hülzinen rost und brate ez sanfte. Für die Zubereitung des Hechtes S. 7 backe in uf eime hülzinen roste.
36) StA. Rechnungsbuch V 29a.
37) StA. II C 1 fasc. I, Nr. 1i
38) SchA. Schloßinventar 1667.
39) StA. Rechnungsbuch III 184b.

stelle des Kamines und wird durch 2 Seitenwände gebildet, die bei alten Häusern oft über 1·5 m in den Hausflur vorspringen (z. B. Dörfel Nr. 62, Lusdorf Nr. 9, Rückersdorf Nr. 129 u. a. m.); diese Mauern werden in Reichhöhe durch einen Gurtbogen miteinander verbunden, der gleichzeitig die Aufgabe hat, die Last des Kamines auf die Seitenwände des Vorgeleges zu übertragen. Vom Vorgelege aus ist ein freier Durchblick durch den Kamin bis zum Himmel möglich; heute münden hier die Feueröffnungen des Back- und Stubenofens und deren Rauchlöcher. Früher stand hier außerdem der Herd, wie aus dem Plane des Friedländer Hauses Nr. 29 vom Jahre 1784 deutlich hervorgeht. Die Erinnerung an diesen Standplatz des Herdes lebt noch in alten Gewohnheiten des ländlichen Haushaltes weiter; in Dörfel Nr. 62 war es noch 1914 bei jedem Schweineschlachten üblich, den großen Kupferkessel, der der Kriegsmetallsammlung zum Opfer gefallen ist, im Vorgelege über einem offenen Feuer zu verwenden. So hat sich die kulturgeschichtliche Bedeutung des Hausflures als des Raumes, in dem ein offenes Feuer brennt, bis in die jüngste Vergangenheit erhalten. Das Vorgelege muß als letzte Zufluchtsstätte des Herdes im Hausflur angesehen werden; aus dem „offenen" Herde ist ein „geschützter" geworden in einer Entwicklung, die vom niederdeutschen Hause her bekannt ist[40]).

Das allmähliche Schwinden des offenen Herdfeuers nahm von Häusern seinen Ausgang, die eines geschlossenen oder geschützten Herdraumes entbehrten. Das Herdfeuer bedurfte stets aufmerksamer Wartung, da dieser Raum mit einer Reihe feuergefährlicher Gegenstände angefüllt war. Obgleich bereits die Feuerlöschordnung von 1755 verlangt hatte, daß Flachs, Hanf, Haar, Wolle und Papierabfälle nicht im Herdraume, sondern in wohlverwahrten Gewölben aufzubewahren sind, Hunden und Katzen aber die Nacht über der Aufenthalt in heizbaren Räumen zu verwehren sei, kamen noch häufig Übertretungen dieser Verordnung vor. Bekanntlich wurde der große Stadtbrand von Friedland im Jahre 1797 durch nachlässige Bedienung des Herdfeuers verursacht. Springsholz gibt an, daß das Feuer vom Herde, auf dem des Anton Lankisch Weib das Essen wärmte, infolge der leichtsinnigen Abwesenheit dieser Frau „die dabei liegenden Schieferspäne entzündete und daselbst befindliche alte Lumpen ergriff"[41]). Da vor allem die Landgegenden das Verbreitungsgebiet des küchenlosen Hauses sind, die schlichte Lebensweise des Dorfbewohners aber seltener Gelegenheit zur Handhabung des Bratspießes gab, so mag das offene Herdfeuer schon vor 1800 im Bauernhause relativ seltener als im Stadthause verwendet worden sein. Doch auch im Bürgerhause beginnt der Herd um diese Zeit allmählich zu schwinden. Wenn im Jahre 1783 „4 Prathspieße, 2 proter und 4 fiesseln" noch mit 1 Gulden 30 Kreuzer berechnet werden, darf man schließen, daß noch Anwendungsmöglichkeiten für solche Gegenstände bestanden; der bereits erwähnte Plan von 1784 zeichnet den offenen Herd noch unter dem Vorgelege ein. Doch der Plan eines Steinhäuschens, der kurz nach 1800 entstanden ist, hält das Vorgelege zwar bei, der Herd aber ist daraus verschwunden.

Auch im geschlossenen Küchenraum hat sich der Herd nicht mehr allzulange gehalten. Der Plan eines städtischen Steinhauses aus der Zeit um 1820 führt uns 2 Entwicklungsstufen nebeneinander vor. Die Küche des ersten Stockes hat den alten offenen Herd beibehalten, die Küche des Erdgeschoßes weist einen altdeutschen Ofen auf, der vom Küchenraume aus bedient wird. Dem ausführlichen Inventar von 1822 sind typische Herdgeräte nicht mehr bekannt. So mag seit den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts den städtischen Neubauten kein Herd mehr beigegeben worden sein.

40) Vgl. Meringer, Das dt. Haus, S. 13, Abb. 7. Der geschützte Herd kommt noch heute im nd. Bauernhause vor.
41) StA. V A fasc. 2.

Ofen.

In der letzten Zeit ist die Meinung vertreten worden, daß zwei wichtige Ereignisse in der Geschichte des deutschen Hauses auf keltischen Einfluß zurückzuführen sind: Der Übergang von der Wohngrube zum Geschoßhaus[42]) und die Abspaltung eines Wohnraumes mit Heizfeuer von dem Herdraume[43]). In beiden Fällen mag es noch an Beweismaterial fehlen, das die ältere Ansicht, welche ein langsames Eindringen des Wohnraumes in den volkstümlichen Hausbau seit der Karolingischen Zeit annimmt, entkräftet[44]). Wie dem auch immer sei, beim heimischen Hause ist von der frühesten geschichtlich erfaßbaren Zeit bis zur Gegenwart eine hohe Wertschätzung der Stube zu beobachten, die den Kulturraum des deutschen Hauses darstellt. Die heimische Bauart bringt die besondere Bedeutung dieses Raumes bereits im baulichen Gefüge zum Ausdruck. Bei den ältesten typischen Vertretern unseres Wohnbaues (z. B. Friedländer Hirtenhaus) wurde nur der Stubenstock aus Blockwerk, Ställe und Obergeschoß in Spickwand errichtet. Die sauber gefügte Blockwand, die ohne konstruktiven Zusammenhang hinter den Säulen des Umgebindes stand, mußte den Eindruck einer späteren, vornehm ausgestatteten Zutat machen. Wie wohltuend sich die Stube von den übrigen Räumen des Hauses durch die vorhandene Decke abhob, wird später gezeigt werden. Die besondere Wertbetontheit, deren sich die Stube in der Anschauung des Volkes erfreut, geht wiederholt aus unserer städtischen und ländlichen Überlieferung hervor[45]).

Die heimische Mundart ersetzt bisweilen die Raumbezeichnung „em Hause" durch den Ausdruck „vorm Ufn" (Weißbach). Durch diesen Übergang wird trefflich der Fortschritt vom einzelligen Hause zu Stube und Herdraum veranschaulicht. Schwebte der ersten Bezeichnung die Vorstellung des deckenlosen Hausflurs als der Urzelle des Hauses vor, so wird dieser im zweiten Falle als Vorraum der Stube bezeichnet, die uns durch den Ofen, ihr wichtigstes Gerät, vorgeführt wird. Der Ofen wird als fester Mittelpunkt des Hauses gefühlt, von dem aus Raum- und Grenzbestimmungen möglich sind. Er wird in den Ausgedingen unserer Kaufverträge als Ausgangspunkt für Teilungen der Stube genommen[46]): „Item in der Stuben ein Fleckl vom Ofen an bis zum hinteren Fenster 3 Ellen breit".

Der Ofen, welcher ursprünglich nur dem oberdeutschen Hause zukommt, ist die treibende Kraft in der Entwicklung der Stube. Das gemeingerm. Wort „Ofen" deutet auf das hohe Alter dieser Einrichtung hin und läßt aus seiner ursprünglichen Bedeutung „Topf" auf die Herkunft des Ofens schließen[47]). Zum Jahre 1783 wird in einem bürgerlichen Inventar ein „Gluthpfannel" genannt[48]), das wohl einen Nachfahren der alten Kohlentöpfe darstellt, die bis in die jüngste Zeit vor allem in Niederdeutschland — dem zunächst ofenlosen Gebiete — verwendet wurden[49]). Der „Fewer Korb" des Schloßinventares mag einen älteren, plumperen Vertreter dieses bürgerlichen Gerätes darstellen. Im Kohlentopf sieht man die Urform des Ofens[50]), bei der bereits der Hauptunterschied zu der älteren Feuerstätte des Herdes deutlich wird: Das Feuer brennt auf dem Herde, aber in dem Ofen.

42) Kauffmann Fr., Deutsche Altertumskunde I 305.
43) Lauffer O., Das dt. Haus, S. 41. Lauffer hält hier das obd. Haus für ein keltisches Erbe. Wenn aber die Keimkraft zur Entwicklung der Stube im Ofen liegt (ebda. S. 12), so müßte dann für den Ofen keltische Herkunft anzunehmen sein, für den (zumindestens den Steinofen) Lauffer (ebda. 13, Wörter und Sachen VI 154) germanischen Ursprung zu erweisen suchte.
44) Heyne, DHA. I 166.
45) LA. 1, 30a, ad 1604: „Mathes Legler verkaufft seine Baustadt, dazu gewerdt er dem Michel Lachmann ein Stuben, ein Deck und ein geschnitten Tiergericht".
46) GA. Ringenhain Schöppenbuch S. 11 ad 1740.
47) mhd. oven, ahd. ovan, mnd. oven, agf. ofen, engl. oven, an. ofn, ogn, (schwed. ugn), got. aúhns. verwandt mit ai. ukhá „Topf", gr. ipnós „Ofen".
48) StA. II C 1 fasc. I Nr. 1.
49) Lauffer O., Das deutsche Haus, S. 13.
50) Seit Heyne, DHA. I 58.

G. Plischke.

Rückersdorf Nr. 37.

G. Plischke.

Türe in Schönwald Nr. 155.

Die volkstümlichen Namen der Einzelteile des Ofens deuten darauf hin, daß man eine Entstehung des Ofens aus dem Herde annimmt, indem dieser nach oben mit einem Feuermantel abgeschlossen wird. „Herd" bezeichnet beim Ofen die innere Bodenfläche, auf der das Feuer brennt; so spricht man 1580 von einem „Herd im Backofen"[51]). „Ofen" sind die Lehm-, Stein- oder Kachelwände, die über den Herd gestülpt werden; 1568 wird „ein offen auf den herd gemacht"[52]). Beide Teile zusammen scheint man vereinzelt „Ofenherd" genannt zu haben; 1662 wird in „die Rathstube neben dem Gewelbe ein Newer Offenherdt verfertigt"[53]). Die letzte Bezeichnung besitzt eine große Ähnlichkeit mit dem wissenschaftlichen Begriffe des „Herdofens"[54]), in dem man den osteuropäischen Ofentyp sieht. Beim Herdofen sind Herd und Ofen verschmolzen, so daß er gleichzeitig als Koch- und Heizfeuer verwendet werden kann. Für den tschechischen Landesteil Böhmens läßt er sich aus den Beobachtungen des Johannes Butzbach um 1500 nachweisen[55]). Berücksichtigt man die Tatsache, daß wir verhältnismäßig wenig vom heimischen Herde der Vergangenheit wissen und daß im 19. Jahrhundert fast ausschließlich im Stubenofen gekocht wurde, während das Bauernhaus Innerdeutschlands noch lange an dem Herde festgehalten hat, so wird man sich der Einsicht nicht verschließen können, daß hier unter slawischem Einfluß der Übergang vom Zweifeuer- zum Einfeuerhaus vollzogen wurde. Tatsächlich konnte gezeigt werden, daß der ostdeutsche Brauch, im Backofen zu kochen, auf slawischen Einfluß zurückgeht[56]). Das Haus der die Sudetenländer besiedelnden Deutschen war ursprünglich durch den Herd im Hausflur, den Wärmofen in der Stube und den Backofen im Freien gekennzeichnet; den Slawen Böhmens war jedoch nur die osteuropäische pec bekannt, die gleichzeitig als Koch-, Wärm- und Backofen diente. Durch die kargen Erträge des eben gerodeten Neulandes zu äußerster Sparsamkeit gedrängt, lernte der Deutsche vom anwohnenden Tschechen, daß man recht gut auch mit einem einzigen Ofen auskommen könne; er übernahm daher die osteuropäische pec, verwendete sie jedoch nicht als Vorder-, sondern als Hinterlader, d. h. er beließ die Ofenöffnung und damit die vorgelagerte Herdstelle im Hausflur. Die Armen schränkten bald die Verwendung des Herdes auf die Sommermonate ein und nur für die Häuser der Reichen ist ungeschmälerter Weiterbestand des Herd- und Heizfeuers anzunehmen. Die Küche wird sogar bisweilen neben dem Herde mit einem Wärmeofen ausgestattet; im Jahre 1570 wurde vom Steinsetzer in die Küche des Pfarrhauses „der Herd und das öfflichen gemacht"[57]). Der Brauch, den Stubenofen gleichzeitig als Koch- und Backofen zu verwenden, erfreute sich auch im übrigen Ostdeutschland großer Beliebtheit[58]).

Herstellung des Ofens.

Man hat an der älteren Ansicht festzuhalten, daß der Stubenofen aus dem Arbeitsofen hervorgegangen ist[59]). Die erste Erwähnung eines Ofens im Gebiete des Bezirkes gilt „dem offen in der badestube" zu Friedland[60]). Zum Jahre 1580 werden „4 fuder Leym" genannt, die zum „Herde im Backofen" des Pfarrhauses Verwendung finden[61]).

1) StA. Rechnungsbuch I 440b.
2) StA. Ebda. I 255a.
3) StA. V C 5, Rathausrechnung.
4) v. Geramb, Wörter und Sachen III, 3f.
5) Des Johannes Butzbach Wanderbüchlein. Aus der lakein. Handschrift übersetzt von Dr. D. J. Becker, S. 53. „Sie haben aus Tannenbalken gezimmerte Wohnstuben mit steinernen Ofen, so breit wie Backöfen, in welchem sie auch ihre Speise kochen".
6) Schier Br., Deutsch-slawische Kulturüberschichtungen am Bauernhaus der Sudeten- und Karpathenländer-Festschrift für Minister Spina, S. 85ff.
7) StA. Rechnungsbuch I 330a.
8) Vgl. Coler J., Oeconomia oder Haußbuch I (1595) 206f.
9) Heyne, DHA. I 58.
10) StA. Rechnungsbuch I 33a, ad 1557.
11) StA. Ebda. I 440b.

Im Jahre 1562 wird der „Dharoffen“ von dem Steinsetzer in „ungebrandten Zigeln“ aufgeführt[62]). An die Zeit, da man die Backöfen aus Lehm herstellte, können sich noch unsere ältesten Bauern erinnern. Auf einer Bruchsteingrundlage wurde ein ebener „Lehmherd“ geschlichtet, der ein korbartiges Geflecht in der gewünschten Größe des Ofenraumes trug. Dieses wurde mit einer gleichmäßig 30—40 cm starken Lehmschichte überzogen und außen mit Kalk geweißt. Die Ränder des „Herdes“ sprangen unter der Haube des Ofens vor und bildeten eine natürliche Ofenbank. (H. Ferdinand Richter, Engelsdorf Nr. 98)[63]).

Neben dem Lehm wurden Bruchsteine zur Herstellung der Ofenwände verwendet. Die Verfertigung der Steinöfen, die als „welwen“ bezeichnet wird[64]), lag in den Händen der Maurer. Im Jahre 1608 wurden „Martin Höhnisch, dem maurer, 54 Groschen gegeben, weil er den Ofen in der badstube gewelwet und verfertiget“. Es waren dazu 4 Fuder Lehm und 8 Fuder Steine notwendig.

In der Zeit der hausgewerblichen Tätigkeit wurden jedoch Steinsetzer[65]) und Maurer[66]) nur selten zur Herstellung der Öfen herangezogen. Das wird anders, als nach der Mitte des 16. Jahrhunderts, zum ersten Male geschichtlich nachweisbar, an die Friedländer die Notwendigkeit herantrat, einen Heizofen zu verfertigen. Die Bezeichnung „Heizofen“ als das Gegenstück zu Arbeitsofen tritt zwar erst im 18. Jahrhundert auf[67]), doch handelt es sich bei den Schulöfen von 1565 bestimmt um reine Wärmfeuerstätten. Da man mit den heimischen Handwerkern nicht auskam, schickte man 1565 kurz nacheinander um die Ziegelstecher von Görlitz und Zittau[68]). Obgleich schon kurz vorher ein heimischer Steinsetzer beim „Dharoffen“ „ungebrandte Zigeln“ verwendet hatte[69]), scheinen hier die Friedländer zum ersten Male mit einem echten „Zigeloffen“ bekannt geworden zu sein[70]).

Sieht man von Schule, Pfarre und Rathaus ab, so wird die Entscheidung darüber, wann im heimischen Bauernhause zum ersten Male neben dem Backofen ein reines Heizfeuer in der Form eines Stubenofens auftritt, schwer zu treffen sein. Einen dürftigen Anhaltspunkt gewähren hier nur das Polizeistatut von 1597 und die Jahrdingsartikel von 1692. Im § 14 der ersten Bestimmungen heißt es: „Dafern sich jemand unterstünde, in seinem Hause oder Backofen den Flachs zu dörren und auszubrechen . . . soll zur Pön 10 Schock erlegen“. „In seinem Hause“ ist hier als im Hausflur zu verstehen, wo der Herd steht. „Backofen“ dürfte der Ofen sein, der in die Stube hineinragt[71]). Es ist zweifelhaft, ob sich neben ihm noch ein Stubenofen befand. Im § 73 der Jahrdingsartikel heißt es ungefähr 100 Jahre später: „Es wird hiemit das Flachs- und Hanfdörren in den Stuben und Ofen gänzlich aufgehoben und abgeschafft, dann daraus gemeiniglich unvermeidlicher Schaden entsteht“. Auf die Verwendung eines Herdes deutet hier nichts hin; da außer den „Stuben“, zu deren Wesen das Vorhandensein eines Ofens gehört, von „Öfen“ gesprochen wird, ist für die einzelnen Gebäude je ein Stuben- und Backofen anzunehmen. Daraus wird zu schließen sein, daß bei der Mehrzahl der Bauernwohnungen

62) StA. Ebda. I 182a.
63) Diese alte Technik kannten bereits die Römer. Kenner Fr., Jahrbuch der k. k. Zentralkommission für Kunst und historische Denkmale II 166. Schedulae diversarum artium, Quellenschriften für Kunstgeschichte v. R. Eitelberger v. Edelberg, VII 126f. Für das verflossene Jahrhundert in Sachsen bezeugt durch Gruner O., Haus und Hof in Wuttke Rob., Sächsische Volkskunde, 1900. Für die Gegenwart bei den Huzulen durch Kaindl, Mitt. d. Anthr. Ges. Wien XXVIII 239.
64) StA. Rechnungsbuch III 362a, ad 1608.
65) StA. Ebda. I 142a.
66) StA. Ebda. III 362a.
67) AP. Wirtschaftsberichte 1732, 27. 3., StA. II C 1 fasc. I Nr. 1, 1742, 16. 2.
68) StA. Rechnungsbuch I 243a, I 257b.
69) StA. Ebda. I 182a.
70) StA. Ebda. I 243a.
71) Der Brauch, den Backofen nach obd. Art abseits vom Hause als selbständiges Gebäude zu errichten, ist auf heimischem Boden und in der weiteren Umgebung nicht nachweisbar.

die Ablösung des Stubenofens vom Backofen nach 1600 erfolgte. Die Bürgerhäuser hatten diesen Fortschritt wohl nach herrschaftlichem Vorbilde und mit Unterstützung reichsdeutscher Meister seit der Mitte des 16. Jahrhunderts vollzogen. Die Tatsache, daß beim heimischen Bauernhause der Backofen noch heute in die Stube hereinragt, während er in Süd- und Westdeutschland abseits vom Hause steht, ist der beste Beweis für seine ursprüngliche Bedeutung als Wärmekörper der Stube, die erst seit dem 16. Jahrhundert mit dem Stubenofen geheizt wurde.

Der obengenannte „Ziegelofen" bildet die erste Stufe des heimischen Stubenofens, denn die Verwendung von Bruchsteinen blieb auf den Arbeitsofen und die Herstellung von Ofenfüßen beschränkt; während die „offenfüsse" der Schulöfen vom Walen aus Steinen hergestellt werden[72]), wird der Ofenkörper aus „offenzigeln" verfertigt, für die Kalk als Bindemittel dient[73]). Die Ofenziegel, die aus gebranntem Lehm bestanden, unterschieden sich wohl stark von gewöhnlichen Ziegeln, da sonst kaum der Begriffsumfang des Gattungsnamens durch das Bestimmungswort eingeschränkt und ihre Herstellung kaum fremden Ziegelstechern anvertraut worden wäre. Die Ofenziegel ähnelten in ihren Umrissen und praktischen Verwendungsmöglichkeiten wohl schon stark den Kacheln[74]), die für das Gebiet des Bezirkes zum ersten Male im Jahre 1589 erwähnt werden[75]), als sie bei der Ausbesserung des Ofens in der Stube des Kaplans Verwendung finden. Der Hauptunterschied dürfte in dem anspruchsloseren Äußeren liegen. Die Ofenziegel waren ohne Glasur und wohl auch ohne Prägung. Die aus ihnen hergestellten Öfen wurden geweißt[76]), eine Gewohnheit, die man noch heute bei den Backöfen des Bezirkes beobachten kann.

Man pflegt die Kacheln in Konvex-, Konkav- oder Hohlkacheln und Flach- oder Blattkacheln einzuteilen. Die beiden ersten Arten, welche gleichaltrig sind, werden übereinstimmend auf römischen Ursprung zurückgeführt[77]). Die Blattkachel läßt sich seit 1500 nachweisen; Meringer leitet ihre Herkunft auf die Konvex-, Lauffer auf die Konkavkachel zurück, nachdem vorher Ambrosiani eine ähnliche Anschauung vertreten hatte. Nach unserer Meinung ist an einen Zusammenhang der Topf-(Konvex- und Konkav-)Kacheln mit den volkstümlichen Blattkacheln Ostdeutschlands überhaupt nicht zu denken. Diese stellen vielmehr eine Weiterbildung der Ofenziegel dar, die bisher von der Forschung unberücksichtigt blieben, sich aber in unserem Bezirke und wohl noch in vielen anderen Gebieten belegen lassen. Bei einem solchen Ursprung erklärt sich das späte Auftreten der Blattkachel, es fallen die Schwierigkeiten ihrer Herleitung von der Topfkachel weg und das Fehlen von Übergangsformen von der runden zur eckigen Gestalt ist selbstverständlich. Doch bedarf diese Ansicht noch der Nachprüfung an der Überlieferung anderer Landschaften.

Wenn im Jahre 1589 der Name „Ofenziegel" verschwindet und an seine Stelle die Bezeichnung „Kachel" tritt, so handelt es sich nicht um die Einführung einer neuen Sache, sondern um eine Namensänderung, die wohl auf den Sprachgebrauch eines zweiten Schreibers zurückzuführen ist. Am sichersten spricht aber die Ausbesserung eines mit „offenzigeln" gebauten Ofens in der Badestube durch „newe kacheln" für die Gleichheit der beiden Bezeichnungen[78]). Im Jahre

72) StA. Rechnungsbuch I 244a.
73) StA. Ebda. I 249a.
74) mhd. kachel, kachele, ahd. kachala „irdenes Gefäß, Geschirr, Ofenkachel, Hafen, Deckel". Lehnwort aus lat. caculus, dem Deminutivum zu cacabus. Da das Wort die hochdeutsche Lautverschiebung mitgemacht hat, muß es vor dem 6. Jahrhundert entlehnt sein. Vgl. Meyer-Lübke, Ztschr. f. roman. Philol. XV 242.
75) StA. Rechnungsbuch I 409a.
76) StA. Ebda. I 249a, ad 1565.
77) Meringer R., Wörter und Sachen III 156ff. Lauffer O., Ebda. VI 145ff.
78) StA. Rechnungsbuch III 249b, ad 1606.

1608 wird „Nicol Schmidt, der töpfer, geholt, daß er den ofen in dem kleinen brechhause auffs new vbersatzt, dazu genommen new kachel 45“[79]).

Über die Beschaffenheit der Kacheln erfahren wir bis in die 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts nichts Näheres; es handelt sich nur um Blattkacheln, Konkav- und Konvexkacheln scheinen ganz zu fehlen. Im Jahre 1667 wird zum ersten Male von zwei Arten gesprochen: den gewöhnlichen, von denen 22 Stück zu 1 Groschen, und den Eckkacheln, von denen 4 Stück zu 2 Groschen zum Bau des Ofens im Niedertorstübel gebraucht werden[80]). Im gleichen Jahre werden 25 Stück zu 1 Groschen und 5 Stück zu 1 Groschen 3 Pfennigen benötigt[81]). Die Ratstube erhält 1661 einen „Newen Brawnen Offen“, der 8 Gulden 30 Kreuzer kostete[82]). Der niedrige Preis nötigt zu der Annahme, daß die einzelnen Kacheln keine Glasur besaßen, sondern eine Braunfärbung aufwiesen, die mit Hilfe des Schmauchverfahrens[83]) erreicht wurde, das bei den heimischen Tonwaren vielfache Anwendung fand. Dabei wurden frische Zweige in den Töpferofen eingeführt, die durch den entstehenden Qualm den ursprünglichen, rötlichen und gelblichen Ton dunkel färbten. Im Jahre 1684 werden zuerst „weiße kacheln“ genannt[84]), aus deren Preis man auf eine vorhandene Glasur schließen darf (27 Stück 1 Gulden).

Um 1650 wurde im Stadtgebiete Friedlands, das in Bartel Lichtner einen seiner ersten zünftigen Ofensetzer besaß[85]), kaum mehr ein schmuckloser Ziegelkasten als Ofen hingestellt. Die Zunftordnung der Töpfer von Friedland aus dem Jahre 1663 bestimmt, daß kein Geselle ohne Vorwissen des Meisters einen Ofen machen dürfe. Der Meister hatte dafür zu sorgen, daß der Ofen „tüchtig und wehrhaft“ aufgeführt werde. Als Meisterstück hatte der Töpfergeselle neben einem Topf und einem Krug von einer Elle Höhe einen Ofen mit „einem gevierten Turm“ zu verfertigen[86]). Die Kachel mit Glasur findet im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts Eingang, während die Kachel mit Prägung noch weitere 50 Jahre auf sich warten läßt. Nach dem Kachelfunde von Bunzendorf (jetzt Stadtmuseum Friedland) und den Resten im Schloßmuseum waren Kachelprägungen bereits um 1600 in den herrschaftlichen Kreisen des Bezirkes beliebt; die ältesten auf dem Lande erhaltenen Zierkacheln (Weißbach Nr. 160) weisen Prägungen im Rokokogeschmacke auf, die aber ihre weiteste Verbreitung erst nach 1800 fanden. In der Herstellung dieser Kacheln ist der Bezirk von dem benachbarten Sachsen und Schlesien abhängig, die durch ihre Kunsttöpferei, welche zum Teil von einer starken volkstümlichen Unterströmung getragen wurde, seit der spätgotischen Zeit bekannt sind[87]). Der sächsische Einfluß läßt sich von den Werken der beiden sächsischen Ziegelstecher im 16. Jahrhundert bis zu der Übereinstimmung in der Anwendung von Motiven des Zopfstiles auf den Kacheln des beginnenden 19. Jahrhunderts verfolgen. Die grün glasierten Kacheln mit den weißen Rokokomustern in Verbindung mit Muschelwerk und Rocailleornamenten, die man noch heute vereinzelt auf dem Lande findet, sind in der gleichen Ausführung in den Museen zu Bautzen, Liegnitz und Görlitz vorhanden[88]). Sächsischen Ursprungs dürften auch die Kacheln des Priedlanzer Ortsmuseums sein; die eine davon fand sich in einem alten Ofen des Hauses Nr. 84 eingemauert,

79) StA. Ebda. III 403a, ad 1608.
80) StA. Ebda. V 425a.
81) StA. Ebda. V 456a.
82) StA. V C 5 Rathausrechnung.
83) Vgl. Kramarsch-Heeren, Technolog. Wörterbuch (1857) III 486.
84) StA. Rechnungsbuch V 537a.
85) StA. V C 5. Nach dem Religionsverzeichnis besaß Neustadt noch 1651 keinen Töpfer.
86) SchA. Zunftwesen 1663, 3. 8.
87) Kurzwelly A., Die bäuerliche Kleinkunst = Rob. Mutke, Sächsische Volkskunde (1900) 437ff. Konrad Strauß, Die Entwicklung der Töpferkunst in Niederschlesien, III. Mitt. d. Gesch.- u. Altertumsvereines zu Liegnitz 9 (1922|23) S. 85ff.
88) Mitt. des Ver. f. deutsche Volkstrachten Berlin. Bd. IV, Heft 2, S. 80. Strauß K., a. a. O., S. 96.

Blick durch den Hausflur. A. Klinger.

zeigt grünlichen Ton und als Prägung das Bild des Gekreuzigten mit 2 Figuren, wahrscheinlich Johannes und Maria darstellend. Eine weiße Kachel, die in ähnlicher Weise bei einem Ofen in Nr. 63 verwendet wurde, stellt in grün-weißer Prägung das Bild einer Frauengestalt und einer Marmorbüste zwischen 2 Bäumen dar. Eine dritte Kachel ist geschmückt durch eine Frau in Biedermeierkleidung, die einen Kranz hochhält. Das Stadtmuseum Friedland verwahrt Kacheln, die mit Bildern von Heiligen geziert sind, unter denen der hl. Florian an seinen Symbolen deutlich erkennbar ist. Ein selbständiges Erzeugnis des heimischen Gebietes scheinen die Kacheln mit der Prägung des Doppeladlers zu sein. Sie sind kleiner als die eben genannten Stücke, besitzen nahezu quadratische Form, sind stets unglasiert und nur wenig gebrannt. Reste dieser Kachelart sind in den 3 Museen des Bezirkes vorhanden; zu Neustadt wurde ein altdeutscher Ofen daraus hergestellt. Diese grünen Kacheln, deren Bleiglasur durch einen Zusatz von Kupferoxyd erreicht wurde, haben sich seit dem Beginne des 18. Jahrhunderts besonderer Beliebtheit bis in die jüngste Vergangenheit erfreut; zum ersten Male wird „ein grün gefertigter und aufgesetzter Ofen" 1730 genannt[89]), vereinzelte Zeugen dieser Vorliebe haben sich bis in die Gegenwart erhalten (Weißbach Nr. 160). Heute findet man am häufigsten fleckig gemusterte, grau oder braun getönte Kacheln, bei denen die Prägung durch eine mangelhafte Glasur ersetzt wird.

Gestalt des Ofens. Für die Größe und äußere Gestalt des Ofens war seine Bestimmung ausschlaggebend. Im allgemeinen aber waren die früheren Öfen bedeutend größer als ihre heutigen Nachkommen. So werden z. B. zum Baue eines Ofens im städtischen Hospital 2 Schock 30 Stück Kacheln verbraucht[90]), eine Menge, aus der man gegenwärtig wohl 2 Öfen herstellen würde. Die Größe war bedingt durch die Innenkonstruktion des Ofens, der in vielen Fällen bis in die Gegenwart ein Beilegeofen blieb; um alle Kochhantierungen aus der Stube auszuschalten, kann er nur von dem alten Feuerraum, dem Hausflur aus, bedient werden. Hier befindet sich unter dem „Vorgelege" die Öffnung, die zum Ofeninnern führt. Sie hat von den Steinfliesen oder dem Lehmestrich des Fußbodens einen ungefähren Abstand von 50 cm, der der Höhe des „Ofenherdes" gleichkommt, ihre Öffnungsweite beträgt ungefähr 50 cm im Quadrat. Sie war ursprünglich und ist in seltenen Fällen noch heute ohne jeden Verschluß (Dörfel Nr. 62). Daneben sind seit alter Zeit Ofentüren gebräuchlich; so waren schon 1565 die Öfen der Schule mit 4 Türen versehen, die aus Hartholzbrettern mit Hilfe von Eisenbändern zusammengefügt waren und je eine Klinke trugen[91]). Erst die im 19. Jahrhundert erfolgte Änderung der Ofenkonstruktion machte Eisentürchen notwendig.

Hinter der Öffnung dehnt sich eine bis 2 m lange und über 1 m breite Grundfläche aus, die als „Herd" oder „Offenherd" bezeichnet wurde[92]). Diese Fläche bestand meist aus gestampftem Lehm und 1580 werden nicht weniger als „4 fuder Leym" erwähnt, die zu ihrer Herstellung verwendet wurden[93]). Der „Herd" und der übrige Ofenkörper werden im Stubeninnern durch die „Ofenfüße" getragen, die aus Holz bestehen[94]) oder aus Steinen bzw. Ziegeln gemauert werden[95]). Die Ofenfüße umschlossen das „Ofenloch"; 1605 werden dem „Ziegelstecher 100 Ziegel zum ofenloche und fuße davor abgekauft"[96]).

89) StA. Rechnungsbuch 1730, Fol. 26a. Grün glasierte Kacheln waren in Schlesien bereits im 16. Jahrhundert bekannt. Vgl. Strauß K., a. a. O., S. 95.
90) StA. Rechnungsbuch V 466b, ad 1667.
91) StA. Ebda. I 250a.
92) StA. Ebda. I 440b, V C 5.
93) StA. Ebda. I 440b.
94) Vgl. den Ofen im Stadtmuseum Friedland.
95) StA. Rechnungsbuch I 250a, ad 1565 dem whalen vom offenfüsse zu machen.
96) StA. Ebda. III 184b.

Dieser kleine Raum wurde in den meisten Fällen als Stall für junge Hühner, Gänse, Enten oder Zicklein benützt.

Das Ofeninnere bildete unter dem sogen. „Ofenhälsl" (Weißbach Nr. 160) hinter der Ofentüre einen Lichtraum von ungefähr 1 m^3 Größe. In einem Abstand von 100—150 cm von der Stubenwand ging es in das „Ofentürml" über (ebda. Nr. 160), das ebenfalls einen Meter lang, aber 50—80 cm höher war. In diesem Lichtraume, also ungefähr $1^1/_2$ m von der Ofentüre entfernt, brannte das Feuer. Häufig war hier eine große Steinplatte in die Lehmschichte eingelassen, welche die Feuerfläche und den Standplatz der Töpfe bezeichnete (Priedlanz Nr. 41 bis zum Jahre 1870). Der große freie Raum im Ofeninnern lockte zur Ausnützung; daher stößte man trotz zahlreicher schlimmer Erfahrungen bis $^1/_4$ m „Darrholz" den Ofenwänden entlang, ohne immer die Reichweite des Feuers gehörig zu berücksichtigen. Die letzten Ausläufer eines alten Brauches sind es[97]), wenn sich alte Bauern noch an Fälle erinnern, wo der Rauchfangkehrer nach der Säuberung des Ofens, die er oft im Ofentürmel stehend verrichten konnte, in kalten Winternächten auf der gereinigten Herdfläche übernachtete (Priedlanz Nr. 41).

Hatten Steine bei der Herstellung des Ofens Verwendung gefunden, so wurde sein Inneres vom Maurer „gewelwet"[98]). Daß jemals bei der Herstellung von Lehmöfen wie in den Alpenländern nach römischem Brauche Wölbtöpfe in der Form von Konvex- und Konkavkacheln verwendet wurden[99]), ist stark zu bezweifeln. War der Ofenkörper aus Ziegeln oder Kacheln errichtet, so wurde die Deckschichte durch Eisenbänder oder Eisenschienen[100]), die auch als „offenschienen"[101]) oder „Schien-Eisen"[102]) bezeichnet werden, gestützt. Außerdem zeigten die Kacheln an ihren Seitenwänden Löcher, durch die sie mit Hilfe von Drahtnetzen untereinander verbunden wurden.

In das Ofeninnere hinein ragte der Ofentopf und die Ofenröhre. Der Ofentopf, der später auch „Wasser-" oder „Kochblase" genannt wird[103]), war bereits beim Einsetzen unserer Überlieferung allgemein verbreitet. Die ältesten Ofentöpfe[104]) waren aus Ton gefertigte Erzeugnisse der Töpfer[105]); sie ruhten auf den Eisenschienen, die den Ofen in der Höhe des „Türmel"-ansatzes durchquerten und wurden „eingekleibt"[106]). Zwar werden schon frühzeitig eiserne und kupferne Ofentöpfe hergestellt[107]), doch noch im Jahre 1727 begegnet ein „erdener", für den 10 Groschen 3 Pfennige gezahlt wurden[108]). In manchen Fällen war der Ofen mit einem größeren und einem kleineren Ofentopfe zugleich ausgestattet[109]), von denen der größere vom „Türml" bis in das Vorgelege reichte und als „Pfanne" oder „Viehpfanne" den Bedürfnissen des Stalles vorbehalten war. Der Ofentopf spielt in der Vorstellungswelt des Bauern eine bedeutende Rolle; in den Kaufverträgen wird er selten übersehen, ja geradezu als Vertreter des ganzen Ofens genannt. Die Vereinbarungen über Herberge und Ofentopf gehören zu den wichtigsten Vertragspunkten unserer Ausgedinge[110]).

97) Der Ofen gilt als Versteck: der in den oven niht entran, der slouf under die banc, Meier-Helmbrecht 1616; er krôch hin în und sach her vür, gar frürîç ûz des ovens für, Schrätel 265.
98) StA. Rechnungsbuch III 362a, ad 1608.
99) Meringer R., Das deutsche Haus, S. 51.
100) StA. Rechnungsbuch I 250b, ad 1565.
101) StA. Ebda. V 428a.
102) StA. Ebda. V 466b.
103) StA. II C 1 fasc. I Nr. 2, ad 1790, 8. Juni.
104) StA. Rechnungsbuch I 37a, ad 1657.
105) StA. Ebda. V 101a, ad 1657. 1 Ofentopf auf das Oberthor 10 Groschen.
106) StA. Ebda. VI 96b, ad 1672.
107) StA. Ebda. I 254a. Zwee kupferne offentopf, ad 1565.
108) StA. Ratsrechnungen 18a, ad 1727.
109) LA. 61, 331a, ad 1690.
110) LA. 61, 331a, ad 1690: „Es sei gestattet, in dem kleinen Ofentopf das Wasser zu wärmen". Oder 1595 (LA. 1, 19b) „Dagegen nimpt die Verkäufferin aus dem offentopf und herbrig bis auff künftig pfingsten".

Die Ofenröhre hat später als der Ofentopf beim heimischen Ofen Aufnahme gefunden. Ihr Vorhandensein in Mitteldeutschland wird durch Johann Coler am Ende des 16. Jahrhunderts bezeugt[111]). Sie mag beim städtischen Ofen Friedlands bereits um 1550 Anwendung gefunden haben; dann erklärt es sich, daß 4 Türen für die zwei Öfen von 1565 gebraucht wurden[112]). Eine Vorstufe der Ofenröhre ist in dem Brauche zu suchen, den Ofen unter dem „Türmchen" mit einer Türe zu versehen, die ein bequemeres Hantieren mit den Töpfen von der Stube aus gestattete (vor 30 Jahren in Kunnersdorf Nr. 77 noch üblich). Von hier war es nur mehr ein Schritt, das Türchen mit einer Blechausstülpung zu versehen, die in der Art des Ofentopfes eine bessere Ausnützung des Türmchens und „eine feine Art" des Bratens gestattete. Ein charakteristischer Vertreter dieser Ofenart fand sich noch 1888 in Liebwerda Nr. 42. Die Feuerung erfolgte auch hier vom „Hause" aus; doch bei dem offenen Feuer wurden nur die „Schweinapern" gekocht. Die Zubereitung der Mahlzeiten erfolgte in der Röhre, die auf eisernen Füßen im Ofentürmel stand und mit einem Eisentürchen an der Stirnseite des Ofens versehen war. Vom Endpunkte der Röhre bis in das Vorgelege reichte die Wasserpfanne, an deren Seiten auf eigens bereiteten Gestellen das Darrholz Aufnahme fand. Über der Röhre im Ofentürmel war ein freier Raum, das „Hellchel", wo meist der Flachs getrocknet wurde.

Wartung des Ofens.

Die Wartung der geschilderten Ofenart, für die der Bauer die Bezeichnung „Altdeutscher Ofen" kennt, war nicht einfach; wie die Bedienung des Herdes eine große Reihe von Herdgeräten erforderlich machte, so kennt der bürgerliche und bäuerliche Haushalt der Vergangenheit eine Anzahl von Ofengeräten, die vor allem durch die weite Entfernung der Feuerstätte von der Ofentüre nötig wurden. Die Holzscheite wurden mit Hilfe der „Krücke" zur Brandstelle gebracht. Gleichbedeutend mit diesem Worte verwendet der Bauer den Ausdruck „Schoße", die auch für das Jahr 1742 mit der Krücke zugleich bezeugt ist[113]). Beide Geräte bestehen in einer Holzstange, an deren Ende ein schaufelartiges Holzbrettchen befestigt ist. Zum Jahre 1822 wird eine „kupferne Schosse" genannt, die wohl zur Einführung glühender Kohlen in das Ofeninnere gedient hat[114]); sie fand auch als Backgerät Verwendung. Die Aufgabe des Schürers erfüllte der „fewerhocken"[115]), der auf einer 2—3 m langen Holzstange einen Eisenhaken trug. Das wichtigste Gerät stellt die „Ofengabel" dar, die fast ausnahmslos in allen Beiässen der Verkaufsurkunden unserer Schöppenbücher genannt wird. Sie gehört zur beweglichen Habe und ist an sich nicht wertvoll; doch da die Benützung des Ofens ohne die Gabel unmöglich ist, nimmt sie eine hohe Bedeutung im Rechtsleben des Bauern ein. Sie trägt auf einer langen Holzstange einen eisernen Zweizack, mit dem die Tontöpfe beim Henkel gefaßt und in die Nähe des Feuers befördert werden. Um das Hineinstellen schwerer Töpfe zu erleichtern, wurde sie in Verbindung mit dem „Ofenwagen" verwendet (Ufnwoinl Nieder-Berzdorf Nr. 28), das aus zwei Lagern besteht, in denen eine Welle zur Stützung des Gabelstieles läuft. Dieses einfache Gerät wurde beim Ofeneingang aufgestellt, die oft 3 m lange Ofengabel in die Rille der Welle gelegt und der Topf durch rollende Bewegung und hebelartigen Gegendruck am Gabelende an seinen Bestim-

111) Johann Coler, Oeconomia oder Hausbuch (1595) I 206: An etlichen örthern hat man Bratröhren in dem Ofen, darein man die Braten in einer Pfanne seßet vndt vorne ein Blech vorscheubet, das ist wohl eine feine Art, sonderlich im Winter, aber es gibt in den Stuben einen starken Geruch oder stanck, den nicht ein jeder in seinem Kopfe vertragen kann.
112) StA. Rechnungsbuch I 25Ca.
113) StA. II C 1 fasc. I Nr. 1, 1742, 16. 2.
114) StA. II C 1 fasc. I Nr. 1, 1822, 24. 6.
115) LA. 60, 306a, ad 1580.

mungsort befördert. Der Hausfrau unentbehrlich, von der Jugend häufig zu mutwilligen Streichen mißbraucht, war das „Blasrohr", mit dessen Hilfe die glimmenden Kohlenreste vom Vortage zu neuer Glut entfacht wurden, auf beiden Seiten gleich begehrt. Im vornehmeren Haushalte diente ein „Klein Blaßbälgel" dem gleichen Zwecke[116]). Die Säuberung des Ofens — häufig eine Arbeit des Hirtenknaben — erfolgte in ziemlich großen Zwischenräumen mit Hilfe des Rutenbesens, den der Knabe stehend im Ofeninnern handhaben konnte. Bei der Ofentüre wurde die Asche von der Holzschaufel übernommen, um in bereit gehaltene Fässer befördert zu werden, wo sie ihrer weiteren Verwendung als Düngestoff oder Reinigungsmittel (Pottasche) harrte. Das Aschenfaß fand meist im Hausflur Aufstellung, denn nach § 31 der „Puncta" vom 31. Juli 1748 war es verboten, die „Asche auf die Böden zu tragen"[117]).

Sparherd.

Der „altdeutsche Ofen" war bereits vor 50 Jahren im Rückgange begriffen und ist heute restlos verschwunden. An seiner Stelle hat seit den siebziger Jahren der moderne Sparherd in die Stube Aufnahme gefunden, der durch Rost und Ofenplatte seinem Vorgänger gegenüber im Vorteil war. Die Stelle des Rostes hatten Herdleiste, Feuerbock, Brandreite beim Herde und ein luftiger Aufbau der Holzscheite beim „altdeutschen Ofen" ersetzt. Der Einmauerung des Rostes mußte die Wandlung des Ofens vom ein- zum zweigeschossigen Heizkörper vorausgehen; ein zweiter Innenraum des Ofens mußte geschaffen werden, welcher der Ascheaufnahme und dem Zuzuge frischer Luft diente. Das „Ofenloch" wurde diesem Zwecke dienstbar gemacht, nachdem vorher die Ofentüre vom Vorhaus in die Stube verlegt worden war. Das obere Wittigtal hat diesen Schritt ausnahmslos durchgeführt, während ein großer Teil der Häuser des unteren Wittigtales an der Feuerung vom „Hause" aus festhält. Inzwischen hatte auch eine zweite Neuerung immer mehr Platz gegriffen: Die Einführung der Ofenplatte, die die Stelle der Kacheldecke des alten „Ofenhälsls" einnimmt. Sie machte zwar die Ausnutzung des Feuers weniger rationell, gestattete aber nach dem Vorbild der Ofenröhre eine einfachere Hantierung mit den Töpfen vom Stubeninnern aus. Durch diese Maßnahmen ist der Ofen und seine Bedienung vom Hausflur, dem alten Feuerraum, losgelöst worden, aus dem stattlichen Kachelgebäude des Stubeninnern, das als unverrückbarer Mittelpunkt des Hauses Grenzbestimmungen ermöglichte, ist ein bewegliches Einrichtungsstück der Stube entstanden. War der alte Ofen die innere Keimkraft für die Entwicklung der Stube, so hat er ihr in seiner modernen Gestalt wieder einen Teil ihres ideellen Kulturwertes genommen: Die Stube ist teilweise vom reinen Heizraum zum Wirtschaftsraum erniedrigt worden. Der Bauer fühlt diesen Abgang deutlich; daher sucht er den Bezirk der Küche durch die Steinpflasterung in der Umgebung des Ofens aus dem Stubenraume auszuscheiden; daher werden die Dünste, die von der Ofenplatte aufsteigen, durch den sog. „Brodemabzug"[118]), eine trichterförmige Blechhaube, dem Rauchfang zugeführt (z. B. Ober-Bullendorf Nr. 77, Rückersdorf Nr. 37).

War im heimischen Hause vor 1500 oft nur ein einziger Ofen vorhanden, der gleichzeitig als Koch- und Heizfeuer diente, so findet man gegenwärtig in unseren Bauernstuben neben Back- und Stubenofen nicht selten den kleinen Blechofen, der die Aufgabe besitzt, die Stube rasch zu erwärmen. Damit hat das alte Strafverfahren der ignis aquaeque interdictio, dessen Spuren sich auch

116) SchA. Schloßinventar 1667.
117) StA. Rechtswesen.
118) „Brodem" schles. ma. beliebt: Valerius Herberger, Trostbüchlein (1607) 21: so muß ein taulichter warmer Brodam oder Dunst aus der Erden emporsteigen (Mitt. d. schles. Ges. f. Vke. XVII 83).

G. Wurbs.

Beilegeofen des 18. Jahrhunderts.
(Schloß Friedland.)

G. Plischke.

Stubenofen des ausgehenden 18. Jahrhunderts.
(Museum Neustadt.)

in der heimischen Gesetzgebung nachweisen lassen[119]), seine Wirksamkeit verloren, die auf der Bedeutung und dem Vorhandensein eines einzigen Hausofens beruht.

Rauchabzug. Beim „altdeutschen Ofen" der frühesten Zeit war in den meisten Fällen keine Ofentüre vorhanden, denn das Feuerloch diente gleichzeitig als Rauchabzug. Sobald das Holz entzündet war, mußte für guten Verschluß von Fenstern und Türen gesorgt werden, um zu verhindern, daß ein etwaiger Luftzug den Rauch, der aus dem Ofen in den Hausflur zurücktrat, bei seinem Übergange in den Rauchfang hemmte. Der Bauer weiß jedoch den Wert des Rauches wohl zu schätzen; daher strebt er häufig eine Durchräucherung des ganzen Hauses an. Der feine, schwarzbraune Rußüberzug, der an allen Balken unserer ältesten Häuser, vom Unterzuge der Stubendecke bis zum Firstbalken zu beobachten ist, schützt das Holzwerk in einwandfreier Weise gegen Fäulnis und Moder. Der Bauer sieht es gern, wenn der Ofenrauch bisweilen aus dem deckenlosen Hausflur oder durch den Bodeneinlaß zu den Heuvorräten gelangt, wo er die letzten Spuren von Feuchtigkeit, welche die Gefahr der Selbstentzündung mit sich führen, und die Schimmelpilze, die das Dumpfwerden des Heues bedingen, vertilgt (Dörfel Nr. 62). Das Darrholz wurde im „altdeutschen Ofen" so gestößt, daß der abziehende Rauch darüber hinweg streichen mußte (Weißbach Nr. 160).

Diese Vorteile, die der Bauer aus dem Rauche zu ziehen wußte, werden der zeitigen Einführung eines Rauchabzuges nicht günstig gewesen sein. Es ist aber kaum anzunehmen, daß der Rauch selbst bei dem völligen Mangel eines Schlotes neben Hausflur und Dachboden ungewollt auch die Stube erfüllte, wie es nach der Schilderung des Johannes Butzbach[120]) um 1500 bei den Slawen Böhmens in einer für das stubenlose Herdofenhaus charakteristischen Weise der Fall war. Der sogen. bodenrauchende Schlot[121]), d. h. ein Kaminstumpf, der in halber Höhe des Dachbodens endet und es dem Rauche überläßt, sich einen Ausgang durch Dachluken und Giebelfenster zu suchen, ist noch bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts vereinzelt vorgekommen. Der Brauer des herrschaftlichen Brauhauses hält es 1734 für ratsam, durch die Malzdörre einen Kamin aufzuführen, weil „ansonsten der Rauch zu starck auffs Maltz auffülle", das dadurch einen bitteren Geschmack erhält[122]).

Ein Rauchabzug wird in den heimischen Quellen zuerst im Jahre 1589 unter der Bezeichnung „fewermawer" genannt[123]). Sie konnte gegen Ende des Jahrhunderts bereits auf eine längere Entwicklung zurückblicken, denn sie wird bei Arbeits- und Heizöfen erwähnt; doch hatte sie noch nicht jenen Stand der Vollkommenheit erreicht, der die Gemeindehäupter beruhigt hätte. Im § 13 des Polizeistatuts von 1597 heißt es: „Es soll jeder Wirt seine Feuermauer in Bräuhäusern, Backhäusern, Schmieden, Küchen und Badestuben wohl verwahren, reinigen und kehren, damit kein Schaden weder ihm noch seinem Nachbar daraus geschehe . . .". Aus der Bezeichnung „Feuermauer" geht hervor, daß dieser Rauchabzug in enge Beziehung zum Feuer trat; der an die Stubenwand angelehnte Herd befand sich unmittelbar unter der Einmündung des Schlotes, der in der Form eines Feuermantels eine trichterartige Ausweitung erfuhr. Die Nähe des Feuers und die Bezeichnung des Kamines mit Mauer läßt die Ver-

119) StA. Wallensteinsche Wirtschaftsordnung, § 3.
120) Johannes Butzbach, a. a. O., S. 53. Wenn der Ofen des Morgens eingeheizt wird, so gehen wegen des Rauches, der das ganze Haus bis auf den Söller erfüllt, alle hinaus und erst wenn der Rauch nach Verbrennung des Holzes durch Fenster und Türen hinaus gelassen ist, können sie darnach den Tag über drinnen verweilen.
121) Bancalari Gust., Mitt. d. Anthr. Ges. Wien XXVI 107.
122) AP. Wirtschaftsberichte. 1734, 13. 2.
123) StA. Rechnungsbuch II 405a, 412b.

mutung aufkommen, daß es sich hier um einen steinernen Schlot handelt. In Wirklichkeit aber waren die Kamine bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts fast ausnahmslos aus Lehmstakenwerk aufgeführt. Von der ersten Feuermauer, über deren Zusammensetzung wir Näheres erfahren, wird berichtet, daß sie „gestockt und gekleybet und vollends fertig gemacht wurde“[124]). Das galt nicht nur für das Niedertorstübel, sondern 1609 erfahren wir[125]), daß auch die „fewermawer auff dem Rathause gesäubert, gestöckt und ausgekleybet“ wurde. Als im selben Jahre der Kamin der „karküche“ verbesserungsbedürftig war, da wird „eine fuhre Zimmer und eine fuhre Leim zur Kleibung der fewermawer“ gebucht[126]). Der Spickwandkamin mußte jedes Jahr nachgekleibt werden; in den städtischen Gebäuden wurde er von dem „fewermawerkehrer“ gesäubert[127]).

Das Wort „fewermawer“ verschwindet im Jahre 1661[128]) und 1664 treten zuerst die Bezeichnungen „fewereſſe“ und der „fewereſſen-Kehrer“[129]) auf. Der Wortwechsel scheint nicht auf eine Änderung der Bautechnik zurückzuführen zu sein, denn bereits die letzte Erwähnung einer Feuermauer gilt einer solchen, „die von Newem mit Ziegeln aufgeführt“ wurde; andererseits wird mit Feuereſſe auch ein Spickwandkamin bezeichnet. Feuermauer und Feuereſſe münden stets über dem offenen Herde. Diese Eigenschaft scheint auch dem „Rauchfang“ zuzukommen[130]), dessen Name die Saugwirkung des Feuermantels mit trefflicher Anschaulichkeit zum Ausdruck bringt. Ob bei dem zuerst 1666 genannten „Camin“[131]) ein Unterschied in bautechnischer Hinsicht vorhanden ist, läßt sich nicht entscheiden.

Die Anfänge im steinernen Kaminbau dürften auf Anregungen aus dem nahen Sachsen zurückgehen; im Jahre 1673 führt Mathes Lauben, der Maurer von Ostritz, die Feuereſſe im Niederen Torhäusel steinern auf[132]). Das Land ist erst nach 100 Jahren diesem städtischen Fortschritte gefolgt. So wurde in Tschernhausen der erste steinerne Rauchfang 1791 gebaut (Nr. 33, 34) und zwar auf Grund einer Bedingung des Kaufvertrages[133]). Vor 50—60 Jahren stellten Holzkamine, deren 4 Eckbalken mit Staken ausgepflockt und mit Lehm innen und außen „ausgewichst“ (Weißbach Nr. 160) waren, etwas Alltägliches dar. Heute sind sie nur mehr ganz selten, z. B. im Ausgedinghause des Spitzbauers zu Hermsdorf, zu finden.

Die alten Holzkamine, die der Bauer „geschleppte Feuereſſen“ nennt, verengten sich nach oben hin: der untere Querschnitt betrug 3 m² und mehr, der obere war ungefähr halb so groß. Bei diesen Ausmaßen des Kamins, der frei im Vorhaus mündete, war es vorteilhaft, die Dachöffnung mit einem Schutzdächlein zu versehen, das aus Brettern, Schindeln[134]) oder einer großen Blechhaube bestand[135]). Dieser notwendige Kaminaufsatz wurde häufig zu einer wirksamen Zierform des Dachfirstes ausgestaltet; noch heute kann sein häufiges Auftreten in einzelnen Ortschaften (z. B. Dörfel) einen Begriff von der einstigen Mannigfaltigkeit dieses Firstschmuckes geben.

Eine große Schwierigkeit bestand darin, dieses Kaminungetüm, das mit seinem Kopfe vielfach den Angriffen des Windes ausgesetzt war, im Hause zu

124) StA. Ebda. III 183b, ad 1605.
125) StA. Ebda. III 509b, 512b.
126) StA. Ebda. III 540b.
127) StA. Ebda. III 540b.
128) StA. V C 5, 1611, 5. 11.
129) StA. Rechnungsbuch V 314b.
130) StA. Ebda. V 159b.
131) StA. Ebda. V 398a.
132) StA. Ebda. VI 119a.
133) GA. Tschernhausen. Schöppenbuch 1791, 1. 1.: Ist der Käufer zugleich schuldig, das erbauende Wohngebäude mit einem steinernen Rauchfange herzustellen.
134) StA. Rechnungsbuch VI 122b, ad 1673.
135) StA. Ebda. III 118a, ad 1603.

verankern. Der Rauchfang ruhte beim Holzhause auf Pfosten, die von den Deckbalken und Scheidewänden getragen wurden; beim Steinhause diente ein steinerner Gurtbogen, der den Hausflur oder die Seitenwände des Vorgeleges überspannte, als Stütze. Die trichterförmige Ausmündung über dem Herde und dem Feuerloch ist eine lockere Zutat. Der Kamin war das Sorgenkind jedes Bauern; er mußte nicht nur häufig gesäubert, gepflockt und gekleibt werden, sondern fast jährlich war eine neue Sicherung des Kamingerüstes im Dachgebälke nötig. Es klingt eigenartig, wenn z. B. 1589 „3 sparnnägell ins brechhaus" gebraucht werden, um damit „die fewermawer anzunageln"[136]). Neben den Kaminen aus Stakenwerk waren solche aus ungebrannten Lehmziegeln gebräuchlich, von denen sich ein Vertreter in Wünschendorf Nr. 19 erhalten hat; sie wurden von außen durch ein Balkengerüst gestützt. Um diese Kamine vor dem Einstürzen oder Bersten zu bewahren, mußten sie häufig mit Eisenketten und Brettern „gerettelt" werden. Auch die Reinigung des Schlotes hatte jeder Hausbesitzer selbst vorzunehmen, weil ein selbständiges Kaminfegergewerbe sich erst im 18. Jahrhundert in Friedland zu entwickeln begann. Die Säuberung der Kamine öffentlicher Gebäude oblag vor dieser Zeit sächsischen Meistern; im Jahre 1610 besorgte sie z. B. Nickel Ullmann aus Bautzen, der von jeder Feuermauer 6 Groschen 3 Pfennige empfing. Die Feueressen der Hausbesitzer wurden jährlich des öfteren von Ratspersonen oder Schöppen der Gemeinde untersucht, die dafür nach altem Brauche ein Seidel Branntwein erhielten[137]). Außerdem wurde den Bürgern bei jeder Ratserneuerung, den Dorfbewohnern bei jedem Jahrdinge die Sorge um Feuerstätten und Kamine eindringlich ans Herz gelegt. In solchen Angelegenheiten kannte der Rat keine Nachsicht; als Beschwerden über den Brennofen des Töpfers Wenzel Arlt einliefen, lautete die kurze Entscheidung: „Arlt soll es mit dem Brennofen ändern, sonst kombt er ins Arrest!"[138])

Trotzdem bereits durch die „Allgemeine Feuerlöschordnung" vom 25. Juli 1785 die Forderung nach dem Ersatz der Holzkamine durch steinerne Rauchfänge laut geworden war, und später häufig wiederholt wurde, kamen im Jahre 1838 zu Rückersdorf noch 38 Holzschlote vor[139]). Als das Bezirksamt Friedland nach dem Brande des Karl Fetterschen Hauses (1855, 27. Juni) in der Görlitzer Straße zu Friedland in Erfahrung brachte, daß in mehreren Häusern noch feuergefährliche Kamine vorhanden waren, wurde der Stadtvorstand beauftragt, die Hausbesitzer unter Hinweis auf die Bauordnung vom 27. März 1845 anzuweisen, ihre Kamine aus Holz oder Klebewerk innerhalb kürzester Zeit durch solche aus Stein zu ersetzen.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden zunächst die Ausmaße der Holzschlote auf die Steinkamine übertragen, wodurch die breiten „Deutschen Kamine" zustande kamen. Daneben begann man in städtischen Kreisen bereits die „Russischen Kamine" mit bedeutend kleinerem Querschnitte zu bauen (ungef. 20×20 cm). Die Kommission der Stadtverordneten, welche 1855 den Entwurf einer neuen Feuerlöschordnung schuf, sprach sich jedoch für möglichste Beschränkung dieser neuen Art des Rauchabzuges aus, wohl unter dem Einflusse des Bürgermeisters Fetterich, der beim Neubau seines großen Hauses (Marktplatz Nr. 99/101) deutsche Kamine anlegen ließ[140]). Die spätere Entwicklung hat beim städtischen Hause aus Gründen der Raumersparung den russischen Kamin bevorzugt, das Bauernhaus ist in den meisten Fällen, vor allem dort, wo das Vorgelege beibehalten wurde, dem deutschen Kamine treu geblieben.

136) StA. Ebda. I 405a.
137) Helbig J., Coll. I 257, z. B. Friedland 1626.
138) Helbig J., Coll. I 180, ad 1717.
139) SchA. Rückersdorf.
140) Helbig J., Coll. III 1671.

Türe und Fenster.

Türangeln und Türverschluß.

Zu den einfachsten und wohl auch den ältesten Arten des Hausverschlusses gehört die Türe mit „Quetschkehle". Sie besteht aus einem Bretterverband in der Größe der Türöffnung, dessen Verschlußkanten abgeschrägt sind; an Stelle der Klinke ist ein einfacher Holzgriff vorhanden, der es ermöglicht, die Türe in den Türstock hineinzupressen, um sie zu schließen, oder herauszuziehen, um sie zu öffnen. Wenn die Schrägflächen der Türkante und des Türstockes genau zu einander passen, wird durch die Quetschkehle ein sehr dichter Abschluß der Wohnstube von dem Außenraum erreicht. Den Quellen ist diese Einrichtung, die vor kurzem noch häufig zu sehen war (z. B. Kunnersdorf Nr. 77), unter dem Namen „Schlagtüre" bekannt[1]). Den Holzgriff bezeichnete man als „Handhabe"[2]) oder „Anlage", die z. B. 1673 zu der „Schlagthüre" auf die Stube des Hospitales gemacht wird[3]). Die kleineren Türen drehen sich in Angeln und Haspen, daher zahlt man z. B. 1606 30 Groschen für „2 eisern stängell und vier haspen, daran die türen angehangen"[4]). Neben dieser jüngeren Erfindung der Angeldrehung lebt in den Zapfen und Löchern, in denen sich noch heute die Scheunentore bewegen, die antike Form der Türlagerung weiter[5]). Der Zapfen lief zunächst in einer ausgebohrten Steinplatte; erst 1588 wird zum ersten Male von „zween zappen und zween ringen an des kaplans scheunentor" gesprochen[6]). Eisenzapfen und Eisenringe, die an der oberen und unteren Schwelle befestigt werden, kommen bei großen Toren noch heute vor.

Während die Schlagtüre jedes künstlichen Verschlusses entbehrt, war er bei der Haustüre stets vorhanden. Er erfolgte meist mit „Klinkenbändel" und Riegel; die aus Holz oder Eisen bestehende „Klinke"[7]) konnte von außen durch einen leichten Zug an einer Hanfschnur oder einem Lederriemen aus ihrer Falle gehoben und damit der Verschluß gelöst werden. Zur Sicherung der Türe während der Nacht diente ein Holzriegel, der tagsüber Aufnahme in einem dazu bestimmten Loche der Wand fand. Der einfache Riegelverschluß, der noch heute allgemein verbreitet ist, war bis in das 18. Jahrhundert hinein auch beim städtischen Gefängnis vorhanden. Im Jahre 1678 wird ein „Eichen-Riegell zur befestigung der schuldkammer" benötigt und die Riegelberge in der Wand mit Holz ausgesetzt[8]).

Aus dem Holzriegel hat sich seit dem 15. Jahrhundert das Eisenschloß entwickelt[9]). Bei dem Neubau der Schule von 1565 wurden einige Türen mit dieser neuen Einrichtung versehen; aus den wenigen Angaben über die „Schließ-

1) StA. Rechnungsbuch III 549a, ad 1610, „schlage thür".
2) StA. Ebda. I 405a.
3) StA. Ebda. VI 123b.
4) StA. Ebda. III 258a.
5) Über die antike Türe: Durm, Handbuch der Architektur cap. 1. Fink J., Verschluß bei Griechen und Römern; J. v. Müller, Die griechischen Privatalterthümer, § 16; Dörpfeld in Schliemanns Tyrins, S. 320.
6) StA. Rechnungsbuch I 404a.
7) Klinke ist die md. Bezeichnung des mhd. velsloz, valîsen. Sie hat ihren Namen von dem klingenden Geräusch, das der herabfallende Eisenstab auf dem Haken hervorrief.
8) StA. Rechnungsbuch VI 330b.
9) Heyne, DHA. I 231.

hocken“[10]), die dabei verwendet werden, kann man sich jedoch kein Bild von dem Aussehen dieser frühen Schlösser machen. Erst 100 Jahre später werden die Hauptteile dieser Erzeugnisse der heimischen Schmiedekunst genannt; im Jahre 1656 wird an das Schloß des Pförtchens beim Stadttor, das bereits Schließeisen, Klinke und Riegel aufwies, noch Feder und Bügel gemacht[11]). Man wird annehmen dürfen, daß es sich hier um ein eintouriges, sog. „altdeutsches Schloß“ handelt. Nach einer vollständigen Umdrehung des Schlüssels, die immer in einer Richtung erfolgte, fiel das Schließeisen von selbst in seine ursprüngliche Lage zurück; dieser Eigenschaft hat die einfache Schließvorrichtung den Namen „einfallendes Schloß“ zu verdanken[12]). Das alte Schloß hatte einen großen Nachteil; da der Mechanismus meistens offen lag, konnte die Tür von innen ohne Schlüssel geöffnet werden. Daher besteht eine weitere Verbesserung darin, das Eisenwerk in einem Gehäuse zu bergen, das vor äußeren Eingriffen schützt; die Quellen bezeichnen diese Neuerung als „bedecktes Schloß“[13]). Schloß, Haspen und Handhaben waren die teuersten Bestandteile der Türe; sie kosten 1667 1 Schock 20 Groschen[14]). Schloß und Schlüssel gehören mit zu den schwierigsten und kunstvollsten Erzeugnissen der Kleinschmiedekunst des „Schlossers“. Bereits nach der Zunftordnung der Schlosser von 1592 bestand das Meisterstück des Schlossergesellen in der Verfertigung eines „Truhenschlosses mit 4 gehenden Fallen, das offen und zu hält, mit 12 Reifen eingerichtet“ und „eines Türschlosses mit 2 Riegeln“[15]). In die Mannigfaltigkeit alter Schlösser kann die beigegebene Abbildung einen kleinen Einblick gewähren.

Türe. Die Türe bestand ursprünglich aus einfachen Brettern, die durch Querleisten verbunden waren. Diese wurden seit dem Einsetzen unserer Überlieferung allmählich durch Eisenbänder ersetzt. Schon 1557 verfertigt der Schmied „2 paar bandt und hoken“ für die Türe am Brechhaus[16]) und 1565 wird „ein paar bandt“ zur Hintertüre am Schulhause genannt[17]). Außerdem wurde die Türe dicht mit Blech beschlagen. „Starke Thürblecher“[18]) dienten als Unterlagen des Klopfringes, der in den Quellen „Thürschwengell“ genannt wird[19]). Das „Mittelblech“ nimmt bei den meisten Türen den größten Raum ein[20]); es wird von den „Seitenblechen“ umgeben, die in ihrer ornamentalen Anordnung dem Zeitgeschmacke folgen. War bei dieser Ausstattung von Türen des Bürgerhauses vor allem der ästhetische Gesichtspunkt maßgebend, so wurde die „mit Blech und Eysen Beschlagene Thüre“ aus Gründen der Feuersicherheit auch an Gewölben und Vorratsräumen angebracht[21]).

Jüngeren Ursprungs als der Blechbeschlag ist die Holzverkleidung der Türen, die zunächst nur bei Innenräumen in Anwendung kommt. Auch hier wird das Beispiel des Rathauses, wo der Tischler David Schütz 1667 die Türe des Ratsstübels um 2 Schock 15 Groschen verkleidete[22]), auf die Bürger anregend gewirkt haben. Die Bretter wurden ohne Verwendung von Leim aufgenagelt. Türen dieser Art kann man noch heute ziemlich häufig beim Bauernhause finden. Sie bestehen aus Fichtenbrettern, die, wie bei den alten Türen,

10) StA. Ebda. I 249a.
11) StA. Ebda. V 33a.
12) StA. Ebda. III 256b, ad 1606.
13) StA. Ebda. VI 288a, ad 1674.
14) StA. Ebda. V 466b.
15) SchA. Zunftordnungen 1592.
16) StA. Rechnungsbuch I 110b.
17) StA. Ebda. I 249a.
18) StA. Ebda. VI 398b, ad 1679.
19) StA. Ebda. IV 83a, ad 1612.
20) StA. Ebda. I 328b, ad 1570.
21) AP. Wirtschaftsberichte 1735, 26. 6.
22) StA. Rechnungsbuch V 428b.

durch Leisten zusammengehalten werden. Quer darüber, meist in diagonaler Richtung, liegen Eichen- oder Buchenbrettchen, die an den Fugen mit einem Stabe oder einer Fugleiste ausgestattet sind. In der Mitte befindet sich meist eine Handhabe in der Form eines Eisenknopfes. Ursprünglich mit eine der Zierden des Hauses, werden sie heute, nachdem sie von ihrem ersten Standplatze entfernt wurden, wegen ihrer hohen Haltbarkeit als Hintertüren (Wünschendorf Nr. 19) oder Stalltüren (Rückersdorf Nr. 18) verwendet.

Eine dritte Entwicklungsstufe stellt die „gespunte“[23]) oder die „geleimte“[24]) Türe dar, die seit der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts genannt wird. Unzweifelhaft hat man darunter die Türe mit Rahmen und Füllung zu verstehen, die nach dem Vorbilde der Antike durch die Renaissance in die deutsche Tischlerei eingeführt wurde[25]). Ihr großer Vorteil gegenüber der glatten Tür besteht darin, daß durch die neue Art der Bretterverbindung dem naturgemäßen Schwinden des Holzes, das selbst langjähriges Trocknen nicht ganz abstellen kann, in wirksamer Weise vorgebeugt wird. Ungefähr 100 Jahre nach ihrem Eindringen in das deutsche Kulturleben ist diese technische Errungenschaft im Bezirke bekannt geworden und hat sich beim Bauernhause bis heute noch nicht völlig durchgesetzt. Rahmen und Füllung wurden zeitig zu verschiedenen Versuchen der Flächenverteilung herangezogen, sie wurden zum Träger von Kerbschnitt- und Einlegearbeiten gemacht. Die schönsten Türen an Bauernhäusern des Bezirkes dürften die von Rückersdorf Nr. 223 und Wünschendorf Nr. 15 sein. In beiden Fällen sind durch Stäbe, Zierleisten, Profilierungen, Einkerbungen, Rosetten u. a. reiche Flächenmuster zustande gekommen.

Türgewände. Für einen dichten Verschluß der Türen ist ein zweckmäßiger Türstock bei Block-, Fachwerk oder Steinbau in gleicher Weise notwendig. Er wird in den Quellen und teilweise noch heute als „Türgericht“ bezeichnet[26]), das beim Holzhause aus starken Balken hergestellt wird (Klein-Iser Nr. 3). Mit Vorliebe wurden Eichenpfosten dazu verwendet; für den Rathausbau 1662 hat man nicht weniger als 26 Eichenstämme diesem Zwecke vorbehalten[27]) und 1672 wird sogar ein Türgericht am Mittelboden des Rathauses von Eichenholz gefertigt[28]). Auch für die Säulen des Hoftores hat der reiche Bauer starke Eichenstämme verwendet, nachdem der Friedländer Pfarrhof mit seinem Eichentorbau ein Vorbild dazu gegeben hatte[29]). Beim Steinhause wird der Türstock aus Sandstein oder Granit hergestellt. Nach der Art der Deckquaderbildung kann man 2 verschiedene Türgerichte unterscheiden, die im Bezirke besonders beliebt wurden. Sie scheinen vom Stadthause ihren Ausgang genommen zu haben. Bei der ersten Art ist der Deckstein durch einen Quader gebildet, der mit Konkavbögen in die Seitensäulen übergeht. Der Schmuck des Türstockes besteht in der reichen Profilierung der Steinquader, die nur durch das vorspringende Trapez des Decksteins unterbrochen wird. Der schönste Vertreter dieses Türstockes ist in Schönwald Nr. 155 zu finden, weniger reich ist er in Wünschendorf Nr. 96 ausgestattet. Angenehmer und echter wirkt der zweite Typus des Türstockes in der bäuerlichen Umgebung, weil ihm der unorganische Renaissancecharakter fehlt. Die beiden Steinsäulen verdicken sich in der Höhe des Türabschlusses zu Wülsten, den Ansatzstellen eines Tudorbogens, der die Türe überspannt und in der Mitte einen trapezförmigen Zierstein zur Aufnahme

23) StA. Rechnungsbuch II 199b, ad 1669.
24) StA. Ebda. VI 133a, ad 1673.
25) Stegemann, Mitt. d. Germ. Nationalmuseums 1902, S. 66.
26) StA. Rechnungsbuch I 220b, ad 1585; Dörfel Nr. 62.
27) StA. V C 5, Rathausrechnung.
28) StA. Rechnungsbuch VI 83b.
29) StA, Ebda. II 158b, ad 1584.

der Hausnummer trägt. Diese Art der Türumrahmung hat soviel Anklang gefunden, daß man sie auch als Umsäumung steinerner Bildstöcke bei der „hl. Dreifaltigkeit" am Kreuzweg und am Harteweg verwendete. An dieser Stelle sei auch auf die schönste Hoftorbildung des Bezirkes hingewiesen, die in Rückersdorf Nr. 37 zu finden ist. Auf dem Tore gegen den Dorfweg zu, das barocke Formen zeigt, ruhen als beliebte Zierstücke des 18. Jahrhunderts zwei Löwen. Nicht minder schwungvoll ist das Tor auf der Feldseite des Hofes, das man mit Riehl treffend als den Triumphbogen des Landmannes bezeichnen kann, durch den er mit hochbeladenem Erntewagen einzieht.

Als Gegenstück zur Türschwelle, die in den meisten Fällen aus Eichenpfosten hergestellt wurde[30]) und im Rechtsleben und Brauchtum des Bauern eine bedeutende Rolle spielt, ist das Oberlicht zu nennen, das wesentlich zur Belebung von Türe und Türstock beiträgt. Da ihm vor allem die Aufgabe zukommt, den fensterlosen Hausflur zu erhellen, nahm es nicht immer die Stelle ein, die es heute meist ausfüllt. Oft begnügt man sich mit einem schlitzförmigen Fenster neben dem Hauseingang. In anderen Fällen vertritt ein einfaches und verglastes Loch inmitten der Türe, das manchmal mit einem Eisengitter versehen wird, seine Stelle. So erfahren wir, daß 1655 am Rathause vor das „Loch in der Türe ein Kreuz von Eisen gemacht"[31]) oder daß das Fenster der Kellertüre mit einem neuen Gitter versehen wurde[32]). Diese Oberlichter gaben dem Dorfschmiede Gelegenheit, seinen Sinn für ornamentale Flächenfüllungen durch kunstvolle Vergitterungen zu zeigen. Heute ist das Eisengitter der Verglasung dieses Fensterchens gewichen; einfache Holzstengel sind an seine Stelle getreten.

Bei der Stubentür nimmt den Platz des Oberlichtes in vielen Fällen ein Türspruch ein. Auch dieser Brauch scheint ziemlich alt zu sein; bereits 1674 wurden dem Maler Christian Kaulfersch von Reichenberg 15 Groschen für eine Tafel verabreicht, auf der mit „güldenen Buchstaben" geschrieben stand[33]): „Fürchte Gott, Thue Recht, Schew Niemandt!"[34]) Heute sind Türsprüche beliebt, die nicht selbst verfaßt, sondern im Handel erworben wurden und daher auch anderwärts nachweisbar sind z. B.:

Wer Unfried hat im Herzen sein, Der kehr zu diesem Haus nicht ein.
Den Ein- und Ausgang mein, Laß Dir, o Herr, befohlen sein!
Grüß Gott, tritt ein, bring Glück herein! u. a.

Nebentüren. Nur die Haupttüren des Hauses haben die bisher geschilderten Wandlungen mitgemacht. Stall-, Boden- und Kellertüren werden noch heute in ihren ursprünglichen, einfachen Formen vorgefunden. Als Stallverschluß hatte man in den Sommermonaten eine einfache „Lattentüre", die einen ständigen Zustrom frischer Luft ermöglichte. Sie fand auch zu demselben Zwecke als Abschluß des Hausflurs von Bürger- und Bauernhäusern Verwendung und mag für das Leben der Dorf- und Stadtjugend manchmal von ähnlicher Bedeutung wie für die Knabenjahre Goethes gewesen sein[35]). Wie weit verbreitet im Bezirke die für das Bürgerhaus charakteristische, quergeteilte Haustüre[36]) war, läßt sich nicht feststellen. Bei der „getuppelten Thür" des Niederturms scheinen doppelte Flügeltüren vorzuliegen[37]).

30) StA. Rechnungsbuch VI 467b, ad 1681.
31) StA. Ebda. V 33a.
32) StA. Ebda. V 287a, ad 1677.
33) StA. Ebda. VI 157b.
34) Der Spruch ist anderwärts als Türspruch beliebt: Lauffer, Mitt. d. Germ. Nat.-Mus. 1904, 174. — Am inneren Deckel des Erbkaufbuches der Herrschaft Friedland von 1577 (LA. 60) steht: Tue Recht, forcht Niemanden. Vgl. Schier Br., Schreiberverse in Friedländer Stadtbüchern, Mitt. 21 (1927) 32.
35) Goethe, Dichtung und Wahrheit, I. Jub.-Ausg. Bd. 22, S. 8.
36) Aus sprachlichen Gründen muß man eine Teilung der Türe schon für die germanische Zeit annehmen. Ahd. turi, got. daúrôns, gr. thüra sind alte Plurale.
37) StA. Rechnungsbuch III 362b, ad 1608.

Beim Keller unterscheidet man Kellertür und Kellerlid[38]), je nachdem ob der Verschluß freistehend oder liegend in Form einer Falltüre ist. Bei Falltüren, die in den Quellen auch „angehenkte Türen" genannt werden[39]), bedient man sich häufig seit alters einer einfachen Vorrichtung, die das Aufheben erleichtert. Dem Gewichte der Türe wird durch einen Stein mit Seil und Rolle die Wage gehalten (z. B. Hermsdorf Nr. 91). Der Stein wurde bei der ersten nachweisbaren Vorrichtung dieser Art als „Thürgewicht" bezeichnet[40]).

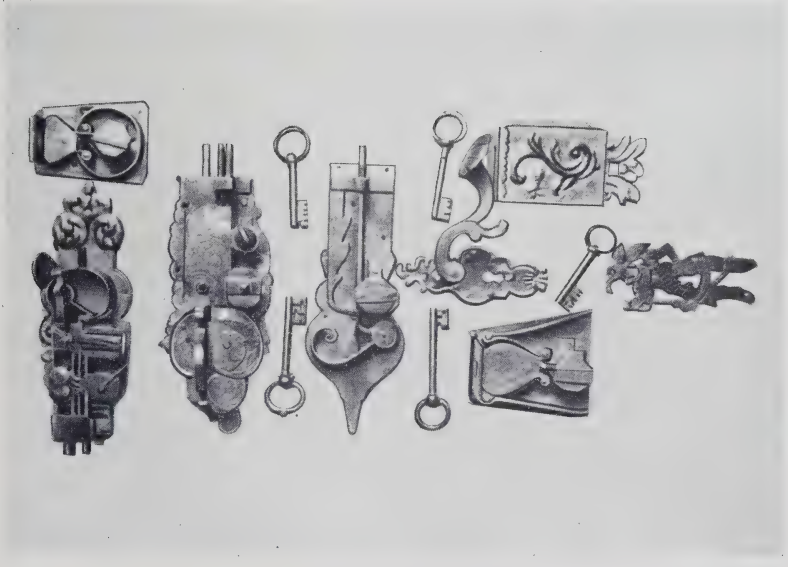
Fenster und Fensterrahmen. Oberlicht, quergeteilte und Lattentüre sind Überreste eines Zustandes, wo die Türe noch die wichtigste Lichtöffnung des Hauses war; denn die Fenster, die Schmerzenskinder der alten Bauherrn, konnten bei uns kaum vor 1600 ihrer Bestimmung in zufriedenstellender Weise dienen. Das ursprüngliche Fenster war eine runde, ovale oder rechteckige Lichtöffnung, für die man zunächst keinen Verschluß hatte. Der Blockbau war der Anbringung von Fenstern weniger günstig als das Fachwerk. Er ließ in seiner ursprünglichsten Bauart nur Fenster von Balkenhöhe zu, die durch Ausleibung zweier übereinander liegender Balken von der Fugseite her gewonnen wurden. Beim Fachbau konnten von vornherein größere Fenster gemacht werden, weil das Rahmenwerk ohnedies Öffnungen in Fenstergröße aussparte. Auch der Steinbau setzte der Anbringung größerer Lichtöffnungen keine Schwierigkeiten in den Weg; doch hinderte in beiden Fällen bis in das 17. Jahrhundert die Frage nach der Art des Verschlusses die Ausnützung dieser Möglichkeiten. Die Stubenfenster, die bis ungefähr 1500 in unserem Gebiete verbreitet waren, ähnelten stark den noch heute üblichen Stallfenstern; sie waren in größerer Zahl knapp unter der Decke an den Außenwänden der Stube angebracht. Von Größe und Verschluß der alten Fenster geben auch die heutigen „Käulendfenster" einen guten Begriff; sie bestehen vereinzelt in runden Löchern, die im Sommer offen bleiben, im Winter mit einem Strohwisch verstopft werden[41]). Ähnlich waren die Lichtöffnungen am Oberboden des Rathauses, wo noch 1672 „in die runthen Löcher 5 kleine lider" nötig waren[42]). Vielleicht wurden auch bei uns diese Urformen des Fensters nach ihrer runden Gestalt als „Augfenster" bezeichnet[43]).

Die Fenster des Wohnraumes werden durch das „Fensterfutter" umsäumt, das bereits im 16. Jahrhundert nachweisbar ist. Es besteht beim Blockbau aus starken Balken (Klein-Iser Nr. 3), welche wie das Türgericht die Öffnung gegen die Hauswand abschließen. Für die einzelnen Teile dieses Rahmens sind folgende Namen vorhanden: Mit „Fensterbank"[44]) bezeichnet man wohl den gleichen Teil der Fensterrahme, welcher 1586 „Fensterbrett" genannt wird[45]). 1588 wird von einem „Fensterkopf" gesprochen[46]) und schließlich ein vierter, noch heute gebräuchlicher Name „Sohlbänkel" erwähnt. Das Nebeneinander dieser vier Bezeichnungen, von denen die ersten zwei die Fenstersohle im Stubeninnern, die letzten ihren Vorsprung über die Außenwand meinen, weist auf die Bedeu-

38) Mhd. lit, ahd. lit, hlit „Deckel", agf. hlid, engl. lid. Es gehört zu einem alten Verbalstamm af. hlidan, agf. hlidan bedecken, verschließen.
39) StA. Rechnungsbuch VI 50a, ad 1671.
40) StA. Ebda. I 110a, ad 1560.
41) Taubmann, Jahrb. d. Jeschken- und Isergebirgsvereines VII, 29.
42) StA. Rechnungsbuch VI 84b.
43) Mitt. d. schles. Ges. f. Vke. XVII 78: Valerius Heuberger aus Fraustadt in Schl. in der Herz-Postilla (1613) II 560: Augenfenster. Vgl. got. auga-daúrō, an. vindauga, engl. window. Vgl. die Verwandschaft von tsch. okno und oko.
44) StA. Rechnungsbuch I 249a, ad 1565.
45) StA. Ebda. I 285a.
46) StA. Ebda. II 404a.

G. Plischke.

Alte Kacheln. (Stadtmuseum Friedland.)



G. Plischke.

Alte Türschlösser. (Stadtmuseum Friedland.)

tung dieser Einrichtung hin; tatsächlich wurde die Fensterschle frühzeitig aus „eichenem Holze“ verfertigt[47]). Trotz der deutlichen Unterscheidung in einen äußeren und einen inneren Teil, wird sie meist aus einer einzigen, ungefähr 10 cm starken Pfoste hergestellt, die von außen mit keilförmiger Pfalze eingeschnitten wird. Der Hauptzweck des Fensterbrettes, das Eindringen des Schwitzwassers in das Balkenwerk zu verhindern, wird durch die starke Schräglage der Pfoste, durch zahlreiche Kanälchen, die unter der Blindrahme hindurchreichen, und oft durch die Abdeckung der Sohle mit Zinkblech erreicht.

Fensterverschluß. Von der größten Bedeutung für die Entwicklung des Fensters war der Fortschritt in der Herstellung des Verschlusses. Dieser nahm seinen Ausgang von dem Bedürfnisse der Einbruchssicherheit, die in der einfachsten Form durch eine Reihe von „Fensterstengeln“, d. s. Eisenstäbe, welche senkrecht den Lichtraum des Fensters durchquerten, erreicht wurde[48]). Die Verbindung zum Eisengitter stellt das Fensterstengel mit dem losgehauenen und aufgebogenen Eisenspan her, das noch heute gebräuchlich ist (Rückersdorf Nr. 42). Das Eisengitter war vor allem an Vorratsräumen und Zimmern des Erdgeschosses beliebt. So wird 1570 ein „Gegitter“ vor das Fenster im Gewölbe des Pfarrhauses gegeben[49]) und 1589 das Gewölbe des Rathauses mit einem Gitter versehen[50]). Während das gewöhnliche Eisengitter den Leibungsraum ausfüllte, ohne darüber vorzuspringen, so ragte die Vergitterung von Wohnstuben meist über die Umfassungswände des Hauses hinaus, so daß vom Fenster ein Ausblick die Straße entlang möglich war und eine Reihe von Blumentöpfen zwischen Fenster und Gitter Platz fanden.

Als Wärmeschutz sind zunächst die Fensterladen gedacht, die heute nur mehr in wenigen Resten vorhanden sind und als alleiniger Verschluß des Fensters kaum mehr in Betracht kommen; sie wurden in Erinnerung an den alten Zustand des Hauses pietätvoll erhalten und zur Zierform weiter gebildet. Man unterschied zwei Arten von Fensterladen, die z. T. durch die Bezeichnung als Laden und Lider auseinandergehalten wurden: Fensterladen, die von außen vor die Fenster geklappt, und Fensterlider, die von innen vorgeschoben werden konnten. Zuerst werden die Fensterlider genannt[51]), obgleich sie den Fensterladen[52]) gegenüber wohl eine spätere Entwicklungsstufe darstellen[53]). Diese unterschieden sich kaum von den heute üblichen, welche aus Brettern mit Holz- oder Eisenverband bestehen. So werden zu den „lodl“ von 1621 „4 bendl und 4 hoken“ verwendet[54]); die Lider, welche 1673 „auf die stuben gemacht“ werden, sind mit 2 Anlagen versehen[55]). Daß die Lider meist im Stubeninnern vor die Fenster geschoben werden konnten, wird 1672 ausdrücklich gesagt[56]): „3 newe Lieder zum Vorschieben“. Fensterlider sind noch heute vereinzelt vorhanden, z. B. Wünschendorf Nr. 19, Kunnersdorf Nr. 77; Fensterläden kann man in Dörfel (Nr. 44 u. öfter) häufig beobachten. In Rückersdorf geben sie, mit einem Stern bemalt, einen wirksamen Wandschmuck ab (Nr. 42).

Alle weiteren Neuerungen beim Fensterverschlusse machten die Einführung der Blindrahme nötig, die in der frühen Zeit meist von Eichenholz hergestellt

47) StA. Ebda. II 404a, ad 1588.
48) StA. Ebda. III 317b, ad 1607.
49) StA. Ebda. I 328b.
50) StA. Ebda. II 460a.
51) StA. Rechnungsbuch III 355a, ad 1607.
52) StA. Ebda. IV 294a, ad 1621.
53) Heyne, DHA. I 234.
54) StA. Rechnungsbuch IV 294a.
55) StA. Ebda. VI 123a.
56) StA. Ebda. VI 84b.

wurde und stärker ausfiel als ihre heutigen Vertreter[57]). Von Fensterrahmen sind um 1550 ebenfalls zwei Arten gebräuchlich, die sich z. T. bis heute erhalten haben. Bei der älteren Gattung wurde die Rahme in dem Fensterfutter starr befestigt, so daß sich das Fenster nicht öffnen ließ. Dafür waren meist 2 Fenster der Stube mit einer „Schiebescheibe" versehen, d. h. das rechte oder linke untere Viertel des Fensters konnte beiseite gerückt werden. Mit solchen „schubfenstern" war der Neubau der Schule 1565 ausgestattet[58]); 1673 wurden „3 Rahmen von aichen holtz zu den fenstern mit Schiebeln" hergestellt[59]); schließlich mag die Bezeichnung „geschobene Rähme" auf die gleiche Einrichtung hindeuten[60]). Dieses Fenster, das heute nur mehr sehr selten vorkommt (z. B. Kunnersdorf Nr. 77), wird gegenwärtig „Rütschelfenster"[61]) genannt; es findet in dem „Rickefenster"[62]) der Vergangenheit seinen Vorgänger.

Neben dem „Rütschelfenster", das nur eine mangelhafte Lüftung der Stube gestattete, kannte man schon 1570 das Fenster, das sich ganz öffnen ließ. Dies geht aus der Erwähnung von „Fensterthüren" hervor[63]); ob es sich dabei freilich um einflügelige Fenster handelte oder ob bereits Doppelflügel üblich waren, kann mit Sicherheit nicht entschieden werden. Doch aus der Entwicklung der Türe darf man auf das Vorhandensein einflügeliger Fenster schließen. Dieser moderne Verschluß war in stärkerem Maße den Angriffen des Windes ausgesetzt. Ein „Fensterthürlein auffm tantzboden, welches der windt heruntergeworffen", wird 1603 von Matz Horinge neu verglast[64]). Das gleiche Schicksal hatte ein „fensterthürlin" im Jahre 1608[65]); daher griff man bald zur Abhilfe und bestellte schon im Jahre 1565 „windteysen zu den fenstern"[66]), die im Aussehen wohl den heute gebräuchlichen glichen. Ebenso mag die Schließvorrichtung, bestehend aus „würbel und hoken", wie sie seit 1570 genannt wird[67]), der heutigen nicht unähnlich gewesen sein.

Verglasung der Fenster.

Bis ungefähr 1500 mögen die meisten Fenster an Bürger- und Bauernhäusern nicht mit Glas, sondern mit weniger wertvollen Stoffen, wie dichtem Gewebe, Blase, gefirnißtem Pergament oder Papier, weicher Kuhhaut, Hornplatten oder Marienglas, verschlossen worden sein[68]); werden doch in dem nahen Breslau noch 1474 neben den wenigen Glasfenstern vor allem solche mit Papier, Pergament und Blase genannt[69]). Solange dies der Fall war, wird kaum von einer Vergrößerung und Vermehrung der Fenster am heimischen Hause zu sprechen sein. Die Stuben der meisten Bauernwohnungen haben sich bis ins 17. Jahrhundert mit zwei lukenartigen Lichtöffnungen begnügt; erst die zu Beginn dieses Zeitraumes einsetzende Teilung des Wohnraumes in Stube und Kammer (S. 307) hat die Vermehrung der vorhandenen Fenster zur Voraussetzung. Der erste urkundliche Niederschlag dieses Vorganges erfolgt im Neustädter Kaufbuche zum Jahre 1606, wo eine Stube zwei weitere Fenster empfängt und geteilt wird[70]). Mit Recht mag man aus

57) StA. Ebda. VI 281b, ad 1674; 2 newe Fensterrahmen von aichen holtz.
58) StA. Ebda. I 250a.
59) StA. Ebda. VI 158a.
60) StA. Ebda. VI 135a, ad 1673.
61) Zu „rutschen" mit dem Werkzeugsuffix -l gebildet.
62) StA. Rechnungsbuch III 245b, ad 1606, III 403a, ad 1608.
63) StA. Rechnungsbuch I 328b.
64) StA. Rechnungsbuch III 100a.
65) StA. Ebda. III 402a.
66) StA. Ebda. I 249a.
67) StA. Ebda. I 325a.
68) Heyne, DHA. I 234f.
69) Alwin Schultz, Exzerpte aus den Breslauer Stadtbüchern: ad 1474 glasefenster unde andere fenster von papier unde permynt ader plostere. Anzeiger f. Kunde dt. Vorzeit, 1871, sp. 78.
70) LA. 1, 48a: Die Stuben soll Verkauffer theillen . . . und zwey fenster in die stuben machen lassen.

der Anzahl der Fenster eines Hauses auf die Wohlhabenheit seines Besitzers geschlossen haben[71]).

Die um 1600 einsetzende Entwicklung der Fenster wurde vor allem durch die zunehmende Verwendung des Glases beim Hausbau bedingt. Trotzdem aber unser Bezirk den Mittelpunkten der böhmischen Glaserzeugung benachbart ist, stieß man bis um die Mitte des 17. Jahrhunderts bei der Beschaffung von Fensterglas auf Schwierigkeiten; bis ungefähr 1680 nimmt in Friedland mit einer kurzen Unterbrechung kein zünftiger Glasermeister seinen dauernden Aufenthalt. Über die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts sind wir nur mangelhaft unterrichtet, beim Neubau der Schule von 1565 scheint ein fremder Glaser gearbeitet zu haben. Sicher ist aber, daß im letzten Viertel des Jahrhunderts der Glaser von Reichenberg[72]), der von Liebental[73]), der Glaser von Bullendorf[74]) und der von Zittau[75]) herangezogen wurde. Der letzte, Mathes (Matz) Horing mit Namen, arbeitete wiederholt in Friedland, wo er sich schließlich wegen der guten Geschäftsaussichten niederließ. Er war der erste zünftige Glasermeister mit ständigem Aufenthalt im Stadtgebiete. Nach seinem Tode setzen während der drangvollen Zeit des dreißigjährigen Krieges die Rechnungen über das entbehrliche Fensterglas überhaupt aus und 1651 wird der einzige Glaser von Neustadt aus religiöser Unduldsamkeit ins Exil geschickt[76]). Die Glaserarbeit beim Neubau des Rathauses von 1662 übernehmen wieder fremde Meister, Christoph Möller aus Markliffa und Caspar Hänisch aus Friedrichswalde[77]). Möller wird auch später häufig nach Friedland berufen, so 1667 und zuletzt 1672[78]); nach ihm übernimmt der Glaser von Reichenau[79]) und der von Kamnitz[80]) die Arbeiten an den städtischen Gebäuden. Erst 1726 wird Bartholomäus Scholtze aus Ostritz, der am 20. 8. 1696 von der Witwe Rosina Schreiber und ihrem Sohn Joh. Heinr. Schreiber, Maler in Liebental, ein Stadthaus gekauft hatte[81]), ausdrücklich als Glaser von Friedland bezeichnet[82]); 1738 wird der Friedländer Hans Zappe von der Herrschaft mit Glaserarbeiten betraut[83]).

Die Glasscheiben der früheren Zeit unterschieden sich stark von den heutigen. Wenn beim Schulbau 1565 „triuwe glasscheiben", die in Blei geschlagen waren, erwähnt werden, so handelt es sich hier um die Urform der modernen Glasscheibe, die Butze; sie wurde in den Glashütten des Riesen- und Isergebirges bis an die Schwelle der Gegenwart in der Weise hergestellt, die bereits Theophilus ausführlich schilderte[84]). Der Glasbläser formt den Glastropfen am Ende der Pfeife durch wiederholtes Drehen und längeres Blasen zu einem scheibenartigen Gebilde, das in der Mitte dick und an den Rändern dünner ist. Das Glas bleibt an der Oberfläche rauh und ist daher wohl lichtdurchlässig, aber undurchsichtig. Der Durchmesser der Butzenscheibe mag 10 cm kaum überschritten haben; daher ist trotz der Kleinheit der Fenster eine große Menge von Scheiben zur Verglasung nötig. Als 1608 in zwei Stuben „je zwo fenster in new bley geschlagen" wurden, verwendete man dazu $2^1/_2$ Schock „new scheiben"

71) Darauf beruht auch die bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts in England gebräuchliche Fenstersteuer.
72) StA. Rechnungsbuch II 220a, ad 1585.
73) StA. Ebda, II 286a, ad 1586.
74) StA. Ebda. II 280b, ad 1586.
75) StA. Ebda. II 283a, ad 1586.
76) Helbig J., Beitr. I 297.
77) StA. V C 5, Rathausrechnung.
78) StA. Rechnungsbuch V 428b, VI 84b.
79) StA. Ebda. VI 165b, zuerst 1674.
80) StA. Ebda. VI 325a, zuerst 1678.
81) LA. Stadtbuch P, Fol. 90.
82) StA. Ratsrechnungen III C 1, fasc. 2.
83) AP. Wirtschaftsberichte 1738, 19. 7.
84) Theophilus, Diversarum artium schedula II, 6.

zum Preise von 45 Groschen[85]). Die undurchsichtige aber feste Butzenscheibe hat ungefähr 100 Jahre uneingeschränkt in den Fenstern der Bürgerhäuser geherrscht.

Einen bedeutenden technischen Fortschritt bildet die Herstellung der durchsichtigen Glasscheibe. Möller aus Marklissa verfertigt 1672 ein Fenster mit „durchsichtigen Scheiben" für den Friedländer Weinkeller und zieht in die Fenster des Ratsturmes 10 Stück dieses modernen Verschlußstoffes ein[86]). Wahrscheinlich lag hier eine entwickelte Form der mittelalterlichen Raute vor, die in rhombenförmigen Stückchen aus Tafelglas geschnitten und in Blei gefaßt wurde. Der alten „Gemeinscheibe" gegenüber, von der 1674 ein Stück $4^1/_2$ Pfennige kostet, zeichnete sich die „Spiegelscheibe" wohl durch sorgfältigen Schliff des Glases aus. Ihrer geschieht zum ersten Male Erwähnung, als Melchior Schuster von Reichenau ein neues Fenster zum Preise von 1 Schock 1 Groschen herstellt[87]). Da dabei 61 Stück Spiegelscheiben Verwendung finden, so dürften diese Rauten kaum größer gewesen sein als die „triuwen scheiben" vor 100 Jahren. Der Gegensatz von Gemein- und Spiegelscheiben wurde noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts festgehalten; im Jahre 1726 werden noch „alte Scheiben" zu $4^1/_2$ Pfennige und „Spiegelscheiben" zu 2 Kreuzer gekauft[88]).

Aus den angeführten Tatsachen geht hervor, daß an eine allgemeine Verglasung der Fenster beim gewöhnlichen Bauernhause vor der Mitte des 17. Jahrhunderts nicht zu denken ist. Daher blieb auch die Zahl der Fenster gering; vier Fenster hatte 1585 eine städtische Stube, die sich über den ganzen Stubenstock erstreckte[89]). Die gleichzeitigen Bauernstuben werden sich bis ungefähr 1700 mit zwei Fenstern in der Blockwand begnügt haben, an denen man im Riesengebirge sogar in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch festhält[90]). Das Glasfenster wurde als Luxusgegenstand betrachtet, der wegen seiner Vornehmheit und seines Wertes häufig als Hochzeitsgeschenk Verwendung fand. Dieser Brauch, an den sich alte Landleute (Engelsdorf Nr. 98) noch erinnern, war früher auch in städtischen Kreisen üblich[91]). Wahrscheinlich haben auch in unserem Bezirke einige dieser „Hochzeitsfenster" eine ähnlich reiche Ausstattung erfahren, wie an dem Palmschen Hause im benachbarten Rochlitz[92]). Jedenfalls zeigte sich das Bedürfnis nach Abwechslung der einförmigen Fensterfläche schon 1672, als zwischen die Butzenscheiben der Fenster des Rathausturmes durchsichtige Glasrauten gesetzt wurden[93]). Wenn sich die heimische Bevölkerung in der Herstellung von Bildern und Hausnummern in Glasmalerei so erfindungsreich zeigte (s. u.), so wird sie auch an dieser alten, in das 15. Jahrhundert zurückreichenden Sitte der Fenstermalerei ihre Freude gehabt haben[94]). Dabei mag man in vielen Fällen, wie beim alten Reichenberger Rathause, die Butze mit dem Hauswappen in sachlicher oder überladener Weise geziert[95]), oder wie in Rochlitz biblische Szenen, von frommen Sprüchen begleitet, zum Vorwurfe für die Ausschmückung größerer Scheiben genommen haben. Der kunstfertige Dorfbewohner besorgte sich häufig das Bemalen der Fensterscheiben selbst. Johann Friedrich Pochmann nimmt in seiner Sammlung von Farbenrezepten häufig auf solche Farben Rücksicht, die sich für Glasmalereien verwenden lassen. Nach seinen

85) StA. Rechnungsbuch III 403a.
86) StA. Ebda. VI 84b.
87) StA. Ebda. VI 165b, ad 1674.
88) StA. Ratsrechnungen III E 1, fasc. 2.
89) StA. Rechnungsbuch I 220b. Wohnung des Kantors.
90) Br. Schier, a. a. O., S. 53. Mitt. d. Ver. Gesch. Dt. Böhm., 37 (1899), 275.
91) Heyne, DHA. I 238, Meyer Herm., Die schweizerische Sitte der Fenster- und Wappenschenkung, 1884.
92) Fischer K. R., Jb. d. Riesengeb.-Vereins, 1924 mit 3 Tafeln. Die Hochzeitsfenster befinden sich gegenwärtig im Museum zu Gablonz.
93) StA. Rechnungsbuch VI 84b.
94) Heyne, DHA. I 238.
95) Fischer K. R., Die Schürer von Waldheim (1924), Tafel I.

Angaben konnte fast jede Mischung durch Beimengung von Borax-wasser für diesen Gebrauch tauglich gemacht werden. Im sog. alten Tschiedel-Tischlerhause in Mildenau Nr. 127 und in der Hammerschenke wurden gegen Ende des vorigen Jahrhunderts neben einigem Tongeschirr auch gemalte Glasscheiben alten Ursprungs gezeigt, die später in gräflichen Besitz übergingen[96]).

Fensterschmuck. Von 1700 ab dürften allmählich die Scheiben zur Vertäfelung der Fenster größer geworden sein. Das war der Anbringung größerer Malereien und der Herstellung luftiger Glasausbauten förderlich. Auch diese am Bürgerhause schon für das 16. Jahrhundert nachgewiesene Baugewohnheit[97]), hat am heimischen Hause Eingang gefunden. Das Glasmacherhaus von Klein-Iser hat das Rahmenwerk und die Flügel eines Fensters über die Ebene der Brüstungswand vorgeschoben, die entstehenden Seitenflächen mit Glasscheiben verschlossen, als Sohle das verlängerte Fensterbrett benützt, den ganzen Glasausbau durch ein vorkragendes Dächlein geschützt und dadurch das Fenster in ein Blumenhäuschen verwandelt. Ein ähnlicher Ausbau dürfte an den Bürgerhäusern der früheren Zeit häufig die Stelle des vorragenden Ziergitters ersetzt und den Zierblumen einen kältegeschützten, sonnigen Aufenthalt gesichert haben.

Die Einführung der Fensterblumen ist gleichfalls ein Verdienst des Stadthauses, das durch den Blumenschmuck der Fenster den mangelnden Garten ersetzen wollte. Das Fenster des Bauernhauses wird vor allem mit „Geranien" und „Pelargonien"[98]), d. h. ausländischen Arten der heimischen Storchschnabelgewächse (Geraniaceae), geschmückt, die den volkstümlichen Namen ihrer Verwandten auf dem freien Felde, „Storchschnobel", beibehalten haben. Ebenso werden die „Fuchsien", die vornehmen Geschwister der Glockenblumengewächse (Campanulaceae), einfach als „Glöckel" bezeichnet. Die „Balsamine" (Impatiens balsamina), eine indische Abart des heimischen Springkrautes oder des „Rührmichnichtan" (Impatiens noli tangere) wird in der Mundart zu „Bolsmill" vereinfacht. Eine zur Zierblume ausgebildete Anemonenart wird zu einem „Annastöckel" gewandelt, das wegen seiner beständigen Blütezeit auch als „Ewigkeit" bezeichnet wird. Die gleiche Eigenschaft hatte die Winteraster (Chrysantemum) und Cinerarien (Cineraria hybrida) beliebt gemacht. Ein gesuchter Fensterschmuck sind ferner „Prohlhons" und „Guter Heinrich" (Chenopodium Bonus Henricus) und nicht selten findet sich ein Epheubäumchen, das am Hochzeitstage der Bäuerin gepflanzt wurde, oder ein Myrtenstock, der für die Trauung der Tochter gezogen wird, von ihr aber selbst nicht betreut werden darf. („Wer Myrten baut, wird keine Braut")[99]).

Besondere Aufmerksamkeit wird auch der Ausstattung der Blumentöpfe gewidmet. Sie bestehen in hölzernen Kübeln oder viereckigen Kästen, die mit bunten Farben bemalt, aus irdenen Töpfen, die mit einer Papierhülle umkleidet werden, oder aus Gips- bzw. Porzellangefäßen, die mit eingebrannten Bildern ausgestattet sind. Die Spitzen des Stützwerkes für Stengel und Zweige der Blumen werden nach oben mit hell schillernden Glaskugeln abgeschlossen.

Auch durch die Aufnahme eines Singvogels in das blumengeschmückte Fenster suchte der Bürger für den Abgang an unmittelbarem Naturgenuß innerhalb der engen Mauern seiner Stadt Ersatz. Der Vogel wurde in ein stets verschlossen gehaltenes Doppelfenster oder in einen oft kunstvoll aus Holzstäbchen

96) Helbig J., Coll. I 622.
97) Lauffer O., Archiv f. Gesch. und Kunst Frankfurts, 3. Folge, 10. Bd., 1910, S. 294.
98) Gr. geranos Kranich, pelargos Storch.
99) Vgl. Patschovsky W., Mitt. d. schles. Ges. f. Volkskunde 11 (1909), S. 190.

oder Draht gefertigten „Käfig“ gesperrt. Dieser aus dem Mittellateinischen entlehnten Bezeichnung (cavea > mhd. kevje) ist auch in unserem Gebiete der deutsche Name „Vogelhaus“[100]) vorausgegangen, der bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts üblich war und der Entwicklung gemäß zunächst den großen Vogelkäfig bezeichnete, der im Mittelpunkte von Lustgärten Aufstellung fand[101]). Bauern und Bürger fingen sich die Vögel zu ihrem Bedarfe selbst; es geschah in der bekannten Weise mit Hilfe von „Vogelleim“[102]). Als Singvögel finden vor allem die heimischen Sänger Verwendung, Kohl- und Blaumeisen, Zeisige, Finken, Gimpel, Distelfinken oder Stieglitze, Emmerlinge und Rotkehlchen, Wachteln, Krummschnäbel, Drosseln und Amseln, Stare und Nachtigallen[103]).

Eine junge Errungenschaft des Bürgerhauses bildet der Vorhang. Dem Bedürfnisse entsprungen, das Wohnungsinnere vor den neugierigen Blicken des Nachbarn zu verbergen, beginnt er, sich erst im 18. Jahrhundert zu einem Prunkgeräte auszubilden. Für unser Gebiet ist er seit der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts belegt. Das erste ausführlich genannte Stück ist „ein leinen Fensterfürhang mit Krantzeln“, der sich 1783 in dem Friedländer Hause Nr. 26 fand[104]). Den zuletzt genannten Errungenschaften der städtischen Wohnungskultur fehlt im Landhause die zweckvolle Ursache, der sie ihr Dasein verdanken; sie sind daher dem Bauernhause alten Stils bis heute fremd geblieben.

100) Steinmeyer 1, 654, 12, in caveam in fogalhuse.
101) Rohn Joh. Karl P., Chronik von Friedland und Reichenberg (1763), S. 171 f. Vgl. das hier über das „Vogelhaus“ Wallensteins Gesagte.
102) Vgl. Schier Br., Heimatkunde II, S. 96 f.
103) Vgl. die Aufzählung der im 18. Jahrhundert üblichen Singvögel in „Die so kluge als künstliche von Arachne und Penelope getreulich unterwiesene Haushalterin, Nürnberg 1703“. S. 899.
104) StA. II C 1, fasc. I, Nr. 1, 1783, 10. 10.

Fußboden und Decke, Keller und Boden, Stube und Kammer.

Fußboden. In der ältesten Zeit kannte man in den Wohnräumen keinen Bodenbelag; die bloße Erde mußte die Stelle des Fußbodens ersetzen. Diese Aufgabe erfüllte sie bis hart an die Gegenwart heran im „Hause“ und im Stall (Karolinthal Nr. 66); in Schuppen und Vorratsräumen herrscht sie heute noch vor. In den vornehmeren Teilen des Hauses wurde sie frühzeitig durch den vorbereiteten Lehmfußboden, den „Estrich“[1]), abgelöst, der uns beim Einsetzen der Überlieferung allenthalben entgegentritt. Zum ersten Male wird er 1562 genannt, als der Steinsetzer einen „Estrich über der newen Dhar geschlicht“[2]). Doch auch in vornehmen öffentlichen Gebäuden herrscht er im 16. Jahrhundert uneingeschränkt; 1565 wurde das „Ratstüblein des Rathauses mit einem Estrich versehen“, beim Neubau der Schule im gleichen Jahre wurden vorwiegend Estrichböden hergestellt[3]). „Estrich“, unter dem man zur Zeit der Übernahme dieses Wortes von den römischen Mosaikarbeitern wohl einen kunstvollen Fliesenboden mit sternförmigen Mustern verstand, bezeichnet in der heimischen Mundart den Fußboden aus dem uralten Gemisch von Lehm und Häcksel, das auf deutschem Boden seit der Steinzeit durch Ausgrabungen nachzuweisen ist[4]). Über die Zusammensetzung des Estrichs erhalten wir schon 1562 nähere Auskunft: Es wird „ein mandel stro“ erwähnt, „welches in den brei kommen, davon der Estrich auf die new dhar geschlagen“[5]). Daneben wurden für eine Stube von mittlerer Größe meist „3 Fuder leim“ gebraucht“[6]). Da die Herstellung eines guten Estrichs, die vor allem im „Schlagen, Stampfen und Glätten“ bestand, viel Erfahrung erforderte, so wurde sie meist den berufsmäßigen Kleibern überlassen, die dafür ein stattliches Sümmchen erhielten; als 1669 zwei Kleiber von Reichenau „den Estrich über das kleine Stübell im Hospitall geschlagen“, empfingen sie dafür 1 Schock 3 Groschen[7]). Heute findet der Estrich am häufigsten in dem Bodengeschoß des Bauernhauses Anwendung, wo er über einen Blindboden gebreitet wird. Er ermöglicht einen warmen und dichten Abschluß des luftigen Bodenraumes von Stube und Stall und macht den Gebrauch der teuren, gespunten Bretterdecke unnötig.

Neben dem Estrich findet seit alter Zeit das Steinpflaster Verwendung, das besonders vor der Haustüre und im Hausflur beliebt war; für die Schule nimmt der Steinsetzer 1565 diese Arbeit vor nnd pflastert den „steig in die kirchen“[8]). Neben Bruchsteinen fanden bei der Pflasterung von Innenräumen vor allem „Pflasterziegel“ Verwendung, mit denen zuerst die Stube des Pfarrhauses 1570 ausgelegt wurde[9]). Darunter wird man jene schmucklosen Lehmziegel zu verstehen haben, die oft noch heute die Pflasterung um den Stubenofen bilden.

1) Zu spätlat. astracum, gr. ostrakon. Ahd. Glosse pavimentum astrih, estrih. Steinmeyer 1, 288, 17; esdrih, esdri 2, 739, 13.
2) StA. Rechnungsbuch I 182a.
3) StA. Ebda. I 249a.
4) Schliz, Das steinzeitliche Dorf Großgartach 1901, passim. Über das Alter der Mischung von Dörpfeld in Schliemanns Tiryns, S. 323.
5) StA. Rechnungsbuch I 182a.
6) StA. Ebda. I 260a, ad 1568; II 283a, ad 1586.
7) StA. Ebd. V 466b.
8) StA. Ebda. I 251a.
9) StA. Ebda. I 328b.

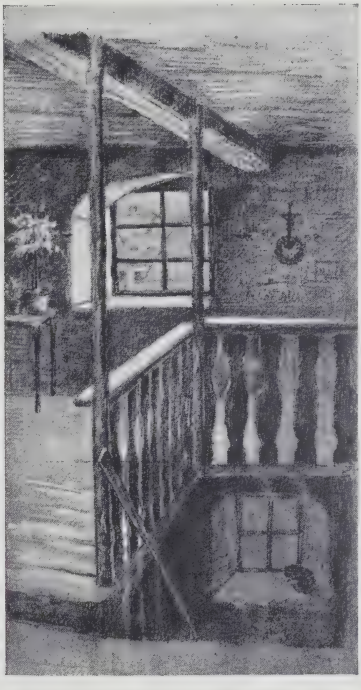
Wegen seiner Vorzüge hat sich der Lehmestrich bis in den Beginn des 19. Jahrhunderts in unseren Bauernstuben erhalten. Noch gegenwärtig erinnert der Brauch, an Festtagen des Frühlings und Sommers, besonders aber am Vorabende des Johannestages eine sog. „Johannesbocht" unter und um den Tisch herzustellen, an seine frühere Verbreitung. Bürger und Bauern des Mittelalters bestreuten bei festlichen Anlässen ihren Estrichboden mit Blumen und Gras, um ihn zu schmücken[10]); der heimische Brauch mag aus der gleichen Absicht hervorgegangen sein, wenn man auch heute diesem Blumenbelag in den meisten Fällen eine die Gesundheit fördernde Wirkung zuschreibt[11]).

Die Bretterdielen setzen sich nur langsam durch; die erste Nachricht über die „Dielung" eines Raumes lautet zum Jahre 1585 auf die Schulstube[12]), deren Nebenraum, die Kammer, aber wahrscheinlich bereits 1565 mit einem Bretterfußboden ausgestattet worden war[13]). Hatte das Ratstübel im gleichen Jahre noch einen Estrich, so erhielt das Rathaus 1662 bis auf den Dachboden Bretterdielen[14]); auch die Stube im Hospital wird 1667 „gediehlet", während das „Diener-Stübell" nach wie vor seinen Estrich behält[15]). In besseren Häusern wird gegen Ende des Jahrhunderts der Fußboden bereits gespundet. So wurde 1680 der „Tantzboden auf dem Rathause aufgebrochen vndt wieder gespundet", wobei man für die 42 Spindebretter 1 Schock 48 Groschen zahlte[16]). Doch der Anwendung dieses Verschlusses geht der Bauer wegen der hohen Bretterkosten noch heute gern aus dem Wege.

Stube und Decke. Jüngeren Ursprungs als der Fußboden ist die Decke; wenn sie dennoch ziemlich früh beim heimischen Bauernhause auftritt, so ist dies dem oberdeutschen Charakter seiner Bauart zu verdanken. Ursprünglich bedeutet die vorhandene Decke eine besondere Auszeichnung für den Raum; daher hat man „Gewölbe" und „Kammer"[17]) nach der Art des Deckenabschlusses bezeichnet.

Stube und Decke nennen die Quellen der Frühzeit meist in einem Atem; es scheint die vornehmsten Teile des Hauses zu betreffen, wenn 1604 mit der Baustatt zugleich „ein Stuben, ein Deck und ein geschnitten Thiergericht" verkauft wird[18]). Die Geschichte der Decke ist mit der Entwicklung der Stube auf das engste verknüpft, ja durch ihre Einführung erhält der mit dem Ofen versehene Teil des Hauses erst seine volle Bedeutung. Der sprachliche Ausdruck für diesen Raum hat in etymologischer Hinsicht eine zweifache Erklärung gefunden; er wurde mit nhd. „stieben" und mit mittellat. *extufare „mit Dampf heizen" in Verbindung gebracht[19]). Doch scheint für nhd. „Stube" und seine Entsprechungen in den übrigen germ. Dialekten eine urgerm. Form *stubō (stōbō) mit der Bedeutung „Hohlraum" anzunehmen zu sein[20]). Dem Worte dürfte der Begriff allseitiger Geschlossenheit von alters beiwohnen; so ist es zu verstehen, daß es bald ein Gefäß, ein Sammelbecken für Wasser, bald den Ofen, den Baderaum und schließlich den dem obd. Hause eigenen Wohnraum bezeichnet. Die letzte Bedeutung scheint ihm von dem Zeitpunkte an zuzukommen, wo sich dieser beliebte Aufenthaltsort des Menschen in der Form einer viereckigen Kiste von dem übrigen Hausinnern zu lösen begann. Daß dabei die allseitige Geschlossenheit dieses Raumes die

10) Beide, krût, gras unde loup, des lag der estrich vol. Ges. Abenteuer 2, 185, 366. M. v. Craon 1176: gras unde semede was gestreuwet ûf den esterich. Parzival 549, 12: den esterich al überdienc niwer binz und bluomen wol gevar.
11) Auch diese Ansicht herrschte bereits im MA.: Ring 26d, 40ff: Ein Arzt verkündet hier als Lebensregel: dar zuo schol gesträuwet sein mit chraut die chamer sunder wol, daz nicht sey mösich, wassers vol. Vgl. Heyne, DHA. I 253.
12) StA. Rechnungsbuch II 216b.
13) StA. Ebda. I 251b.
14) StA. Ebda. V 522a.
15) StA. Ebda. III 403a, V 466b.
16) StA. Ebda. VI 429b.
17) Gr. kamara „Raum mit gewölbter Decke".
18) LA. 1, 30a.
19) Vor allem Meringer, Das deutsche Haus, S. 62f.
20) Vgl. Lauffer, a. a. O., S. 14ff; Falk-Torp, s. v. stue, stop.



Auf der „Lejbe“. A. Klinger.

Bezeichnung mit „Stube" bedingte, lehrt der Vergleich mit nhd. „Koben" (heute bei uns nur mehr als „Schweinekoben" gebräuchlich: Rückersdorf Nr. 37), einem gemeingerm. Worte, durch das nur der Vorgang der Teilung des Hausinnern veranschaulicht wird[21]). Der Vergleich unserer Wohnstube mit der alten Badestube oder der an. stofa lehrt, daß neben dem Ofen vor allem die Decke als kennzeichnendes Merkmal der Stube aufzufassen ist.

Die Loslösung des Stubenofens vom Backofen hat sich nach den obigen Ausführungen beim Friedländer Bauernhause im 16. u. 17. Jahrhundert vollzogen. Bereits vor diesem Zeitraum war der Wohnteil des Hauses mit einer Decke versehen; doch es ist kaum möglich, die Stube mit Decke und Ofen als keltisches Kulturerbe aufzufassen[22]). Jedenfalls deuten die eigentümlichen Zusammenstellungen von Stube und Decke oder Haus und Decke in den ältesten heimischen Kaufverträgen[23]) nicht darauf hin, daß sie als selbstverständlicher Bestandteil eines Bauernhauses angesehen wurde. Da ein vorzeitiges Schadhaftwerden der Decke vor den übrigen Teilen des Hauses kaum anzunehmen ist, handelt es sich vielleicht in diesen Fällen um die erste Einführung einer Decke, die allerdings auch den Wirtschaftsräumen des Wohnhauses gegolten haben kann. Die ersten sicheren Erwähnungen der Decke erfolgen um 1600 an der oben genannten Stelle des Neustädter Kaufbuches[24]) und im Weistum von 1598[25]), das ein Kind dann als lebend geboren ansieht, wenn es die vier Winkel des Hauses beschrieen hat. Daß hier nur die Winkel gemeint sind, welche die Stubenwände mit der Decke bilden, lehrt der Vergleich mit einer verwandten Stelle der lex Alamannorum, wo das Beschreien von Dach und Wänden des Hauses den Eintritt des Kindes ins Leben bedeutet[26]).

Die Einführung der Stubendecke, die in unserem Gebiete um 1500 wohl schon völlig erfolgt war, sollte zunächst die Annehmlichkeit des Wohnens erhöhen. Innerhalb des ungegliederten Hauses wurde nochmals ein allseitig geschlossener Raum ausgeschieden, der dem Aufenthalte der Menschen diente. Diesen Stand der Entwicklung zeigte bis vor kurzem das Zipser Haus[27]); es liegt daher die Vermutung nahe, daß die Zipser Deutschen den um 1300 erreichten Haustypus ihrer mitteldeutschen Heimatgebiete länger bewahrten als das Mutterland[28]). Aus dem ursprünglichen Fehlen der Decke bei den übrigen Teilen des Hauses geht hervor, daß ihr erst in zweiter Linie die Aufgabe zukam, das Haus horizontal zu gliedern und die Ausnützung des Dachraumes zu ermöglichen; daher ist auch die Decke des Erdgeschoßbaues nicht als ein Abkömmling der Decke des einstöckigen Hauses zu betrachten[29]). Nach der Wohnstube fand die Decke beim Stalle Aufnahme; auch hier erfolgte sie zunächst aus dem Grunde, den Raum warm zu erhalten. Bis in die jüngste Vergangenheit herein ist der Hausflur deckenlos geblieben und noch gegenwärtig zeigt das Gebäude in dieser Vertikalschicht die größte Auflösung der horizontalen Gliederung: Die Decke

21) Ahd. kobo, as. kobo, agf, cofa, an. kofi, mhd. kobe, mnd. kove. Das Wort bezeichnete wohl zunächst den Schlafraum, der durch Vorhänge (ahd. umbihanc) oder eine leichte Bretter- oder Flechtwand von dem Wohnraum getrennt war.

22) Lauffer, Das deutsche Haus, S. 41.

23) Z. B. LA. I, 30a, ad 1604. Die Stelle im Friedländer Stadtbuch A, Fol. 47b, ad 1498: „hauß vnd hoff dy new Decke" dürfte sich aber wohl auf die seit 1381 öfters genannte Flur „Neudecke" beziehen.

24) LA. 1, 30a, ad 1604.

25) Helbig J., Beitr. I 283.

26) MGLL 3. In den Rechtsquellen des 13. Jahrhunderts wird in derselben Formel bereits das Dach weggelassen (Sächs. Lehnrecht 20, 1; Schwabenspiegel 271; weiteres bei Grimm, RA. 75); selbst wenn man diesen Formeln, die unter einer Tradition stehen, mit Lauffer (Das deutsche Haus, 38) nur eine geringe Beweiskraft zumißt, wird man für die Altstämme daraus auf einen um 1000 erfolgten langsamen Übergang zur Stubendecke schließen dürfen. Vgl. jetzt Schier Br., Deutsch-slawische Kulturüberschichtungen a. a. O. S. 88.

27) Fuchs, Mitt. d. Anthr. Ges. Wien XXIX 3, 5; Meringer, Sitz.-Ber. Ak. W. Wien, Bd. 144, VI, 29.

28) Die These Lauffers, daß die Hausformen nicht mit den Stämmen wandern, bildet dagegen keinen Einwand (Das deutsche Haus, S. 39). Zur Geschichte der dt. Zips vgl. Kaindl F. R., Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern II (1907) 158—170; v. Krones, Zur Geschichte des Deutschen Volkstums im Karpathenlande mit besonderer Rücksicht auf die Zips und ihr Nachbargebiet.

29) Gegen RGA. I 382.

wird hier vom Kamine durchstoßen und läßt die Einlaßöffnung für das Dachgeschoß frei. Der Hausflur, die alte Urzelle des Hauses, wurde auch vielfach beim Bauernhause nur mehr als Durchgangsraum betrachtet; daher hielt man seine Ausstattung mit der Decke, dem kennzeichnenden Merkmal für den dauernden Aufenthaltsort der Menschen bzw. Tiere für unnötig.

Die Decke hat ihrer hohen Bedeutung gemäß mehrere Entwicklungsstufen durchgemacht. Die älteste Decke des Blockhauses bestand aus entrindeten, 7—10 cm starken Fichtenstämmchen, die völlig unbehauen aneinander gefügt wurden. Auf der Bodenseite war diese „Bälcheldecke", die noch heute, z. B. Pelkowitz Nr. 13, 14, vorhanden ist, mit einem Lehmestrich versehen. Die nächste Stufe der Blockhausdecke stellen zweiseitig abgekantete Baumstämme dar, die ohne sorgfältigere Fugendichtung quer über den Stubenstock gelegt wurden. Diese urtümliche Art der Deckenbildung kann man noch heute in Ställen beobachten (Klein-Iser Nr. 3). Für die Stube, den Ausgangspunkt aller Neuerungen beim Wohnhause, ging man schließlich zur vierseitigen Abkantung der Baumstämme über, wodurch ein dichterer Verschluß und eine ruhigere Außenfläche erzielt wurde. Als man erkannte, daß dieser riesige Holzaufwand nicht nötig sei, wurde die Balkendecke durch eine einfache Bretterverschalung ersetzt. Dieser Übergang hat sich erst im Laufe der letzten 250 Jahre vollzogen, da der Decke bei großer Spannweite (meist über 6 m) eine ansehnliche Belastung zugemutet wurde, die von den Heuvorräten und Stuhlsäulen des Dachbodens ausging. Der Rahmen für die Bretterdecke besteht aus Deckbalken, „Quarträmern", die in der Entfernung von 1·5—2 m den Stubenraum überqueren. Unterhalb des Fußpunktes der Stuhlsäulen des Hängewerkes werden diese Streckbalken von einem bzw. zwei „Trägerbalken" oder „Unterzügen" gestützt. Die Verschalung dieses Balkengerüstes erfolgt in unserem Gebiete auf 3 verschiedene Arten, deren gemeinsamer Grundgedanke der möglichst dichte Abschluß gegen den Bodenraum ist. Der altertümlichste Bretterverschlag wird in der oben geschilderten Form des „Deck- und Kriechen"-Verschlusses hergestellt, so daß die Bretter an den Saumkanten ungefähr 1—2 cm übereinander greifen. Bei der zweiten Art, die bereits 1669 bekannt war[30]), werden Spindebretter aneinander gefügt. Die vollendetste Art stellt die „geschobene Decke" dar, wie der Bauer den halben Windelboden des Stadthauses bezeichnet. Die Schalbretter werden dabei in Falzen der Deckbalken eingeschoben, so daß diese zur Hälfte in Bodenraum und Stube ragen; dadurch wird das lästige Vorspringen der Deckbalken und Unterzüge in den Wohnraum gemindert und dem Lehmestrich, der am Dachboden über die Deckbretter gebreitet wird, eine feste Unterlage verliehen. Diese Decke, die warm, dicht und schallsicher ist, erfreut sich beim einstöckigen Spickwandhause besonderer Beliebtheit.

Die ausgezeichnete Stellung der Decke drückt sich auch darin aus, daß sie der Träger zahlreicher Zierformen ist. Nur in der ältesten Zeit und bei Nebenräumen begnügte man sich mit dem rohen Balken- und Brettergefüge. Zeitig griff man daher zu einem Anstrich, der die Decke gleichzeitig verschönern und imprägnieren sollte. „Die beständigste Farbe von der Welt"[31]) sieht auch noch heute so mancher Bauer (z. B. Dörfel Nr. 62) in dem gleichmäßigen Rußüberzuge, der die Stubenbalken nach Jahrzehnten umgibt. Ein beliebter Anstrich der Stubendecke besteht in einem Gemisch von Mennige und Ochsenblut (Klein-Iser Nr. 3); in anderen Ortschaften (Tschernhausen Nr. 17) ist zu diesem Zwecke eine Lösung von Kalk und Kupfervitriol gebräuchlich.

30) StA. Rechnungsbuch V 525b.

31) Vgl. Grimmelshausen, Simplizissimus I, 1: „Seine Zimmer, Säl und Gemächer hatte er inwendig vom Rauch ganz erschwärzen lassen, nur darum, dieweil dies die beständigste Farbe von der Welt ist und dergleichen bis zu seiner Perfektion mehr Zeit braucht, als ein künstlicher Maler zu seinen trefflichsten Kunststücken erheischt".

Wichtiger für die Schönheit der Decke ist ihre Gliederung; doch auch hier haben Baustoff und Bauweise vorgesorgt. Es ist bestimmt nicht bewußtes Verschönerungsstreben, das die Deckbalken sichtbar macht; sicher aber ist, daß in dieser Sichtbarmachung der Konstruktion zur künstlerischen Auswertung ein Element der Gotik verborgen liegt. Bringt die Verteilung der Deckbalken eine natürliche Gliederung mit sich, so sorgt die erste Art der Bretterverschalung für einen wirksamen Wechsel von Licht und Schatten, der eine angenehme Tiefenwirkung hervorruft. Dazu kommt schließlich die ornamentale Ausstattung. Schon im 17. Jahrhundert wurden zur Decke nur gehobelte Bretter verwendet[32]); sie wurden außerdem an den Kanten mit Stäben oder Fugleisten versehen. Die Deckbalken werden abgekantet, profiliert und mit Kerbschnitzereien verziert. Dies alles verleiht der Stubendecke ein lebendiges Aussehen und ruft den Eindruck einer „Bretterverkäfelung" hervor[33]).

Wand. Kurz sei noch auf die Ausstattung der Stubenwand hingewiesen. Während beim Fachwerkhause die Stuben und Kammern einfach „ausgeputzet und geweisset" werden[34]), kommen beim Blockwandhause mehrere Arten der Wandverkleidung in Betracht. In den meisten Fällen wird die Balkenwand, die sich mit zunehmendem Alter nußbraun färbt, schon so anheimelnd gefunden, daß man auf jede weitere Verkleidung verzichtet. Diese ist erst notwendig, sobald der eine oder andere Balken schadhaft wird; man schneidet dann die schlechte Stelle heraus und setzt ein neues Holzbrettchen dafür ein. Eine Wand, bei der diese Maßnahme öfters vorgenommen und dazu noch bewußt ästhetisch ausgenützt wurde, gleicht einer getäfelten Fläche. In der Mundart wird dieser Vorgang auch als „Vertofeln" bezeichnet (Kunnersdorf Nr. 41). Als letzte Möglichkeit bleibt auch für die Blockwand das „Ausweißen"; zu diesem Zwecke muß die Wand erst „verruhrt" werden, um den rauhen Untergrund für den folgenden Kalkverputz zu schaffen. An den Außenwänden des Hauses wurde dieser Kalkbewurf zur Anbringung von Stuckarbeiten um Fenster und Türen künstlerisch verwertet (Schönwald Nr. 155); dem Stubeninnern des heimischen Bauernhauses scheint aber dieser barocke Wandschmuck, der beim Bauernhaus der Alpenländer so beliebt ist, fremd geblieben zu sein. Man begnügte sich hier mit einem einfachen Anstrich oder einer schlichten Malerei, wie sie die Ratsstube im Jahre 1606 durch einen Maler von Friedeberg um 30 Groschen 6 Pfennige erhalten hatte[35]).

Keller. In naher Beziehung zu Fußboden und Decke stehen Keller und Boden, die in ihrer heutigen Form erst einem entwickelteren Stande des Wohnhauses angehören. Es gehört nicht zum Wesen des Kellers, daß er unterirdisch liege; bei einem großen Teile der Häuser des Isergebirges muß das Wasserhäuschen die Stelle des Kellers vertreten. Doch der Aufbau des Bodens und die Grundwasserverhältnisse des Bezirkes kommen der Anbringung von unterirdischen Kellern entgegen. Im Gegensatz zu dem Rotliegenden des Riesengebirgsvorlandes kann man bei der Zusammensetzung des heimischen Bodens ohne Gefahr und sonderliche Vorbereitungen an eine Unterkellerung des Wohnhauses schreiten. Trotz dieser Möglichkeit mag der älteste Keller unseres Hauses nicht inner- sondern außerhalb der Grundmauern angebracht worden sein. Er war wohl ein einfaches Erdloch, das man in Unkenntnis des Lehnwortes „Keller" als „Loch" bezeichnete. Für diese Annahme zeugt das deutsche Lehnwort „loch"

32) StA. Rechnungsbuch VI 123a.
33) Prof. Büsching 1810 in einer Beschreibung der Riesengebirgsbauden (Wanderer im Riesengebirge, 1898, S. 7). Vgl. Br. Schier, a. a. O., S. 54.
34) StA. Rechnungsbuch V 465b.
35) Helbig J., Coll. I 252.

= sklep im Tschechischen[36]) und der gegenwärtige Brauch des „Einmietens" der Feldfrüchte, vor allem der Kartoffeln. Es werden ungefähr 30 cm tiefe, 1·2 m lange und breite Erdgruben, sog. „Mieten"[37]) hergestellt, die mit Kartoffeln gefüllt und mit Schichten von Stroh und Mist[38]) überdeckt werden, so daß sie ungefähr einen Meter über den Erdboden ragen. Die ältesten Keller bestanden wohl wie um 1550 in Ostböhmen aus Steinkammern, die getrennt vom Hause errichtet wurden, oder Erdlöchern, die im Innern mit Holz- oder Steinwänden ausgekleidet waren und im Bedarfsfalle mit einer Decke versehen wurden[39]).

Die Keller im engeren Sinne des Wortes befinden sich meist unter Stube, Kammer oder Flügelbau. Für alle drei Möglichkeiten sind Belege vorhanden. Beim Bau des Pfarrhauses 1570 wurde das „Gewelbe" unter der großen Stube eingerichtet[40]), in der Schule befand sich der Keller unter der Kammer[41]), in Weißbach Nr. 160 liegt er unter dem Flügelbau[42]). Rein äußerlich ist die Lage des Kellers durch den erhöhten Fußboden des darüber befindlichen Gemaches kenntlich; bei den alten Bürgerhäusern (z. B. Friedland, Ring) pflegt er sich unter der Stube am Ende des Hausflurs zu befinden, die dann von hier aus auf 3—4 Stufen betreten werden kann. Da es das Gestein erlaubt, ist bei Holzhäusern nicht eine schwierige Gewölbekonstruktion vorhanden, sondern der roh ausgehauene Felsen ersetzt in vielen Fällen die Mauerung. Als Träger des darüberliegenden Fußbodens dienen meist zwei mächtige „Rüstböcke", wie sie 1603 aus „etlichen Eichenen Pföhlen" für das Gewölbe des Malzhauses hergestellt wurden[43]). Daneben fanden noch eine Reihe von „tremern" Verwendung, die dem Fußboden als Unterzüge dienten[44]). Der Keller wird vom Freien, von Vorhaus, Stube oder Kammer durch Kellertür oder Kellerlid betreten. Beide Türen sind oft heute noch in mittelalterlicher Art mit „blech vndt bändern" versehen[45]) und durch ein Vorlegeschloß verschließbar, das bereits 1606 genannt wird[46]). Ist eine aufrechte Türe vorhanden, so wird der Zugang zum Keller durch Stichkappe und „Kellerhals"[47]) vermittelt, wie der Volkswitz die röhrenförmige, am Ausgange mit einem niedrigen Bogen geschlossene Öffnung, die von der Kellertiefe schräg nach oben gerichtet ist, benannt hat. Von den in Rechtsbüchern des Mittelalters so häufig gerügten Übergriffen[48]), die man sich bei der Anbringung des Kellerhalses durch allzu weites Vorschieben der Stichkappe auf die Straße oder den Gemeindegrund zu Schulden kommen ließ, ist in den heimischen Quellen nichts zu erfahren.

Der Keller diente ursprünglich zur Aufnahme von Kartoffeln, Gemüse, Feldfrüchten, Obst, Milch, Butter und ähnlichen Erzeugnissen der Landwirtschaft, die

36) loch = sklep, Kott 1, 938; Österr.-ung. Monarchie i. W. u. B., Bd. Böhmen, S. 426. Unterirdische Vorratsräume aus germanischer Vorzeit z. B. bei Tuklat in Böhmen; vgl. Walter Schulz, Das germ. Haus (1923), S. 60.

37) Miete, „Heuschober, Fruchtgrube". Ein ndd. Wort: mnd. mndl. mite entlehnt in alter Zeit aus lat. mēta „Heuschober" (Kluge[9] 309).

38) Der Mist findet wegen seiner Eigenschaft als schlechter Wärmeleiter im bäuerlichen Haushalt vielseitige Verwendung. Von der bekannten Stelle bei Tacitus Germania cap. 16, bis zur Gegenwart reichen die Berichte über seine weite Verwendung. Vgl. DWB. 2, 1532ff. Weinhold, Deutsche Frauen II 86; Heyne, DHA. I 46; Wackernagel, Tung. Zf. f. dt. Alt. 7, 128f (Kl.-Schr. 3, 337, 407). Noch gegenwärtig findet er im heimischen Bezirke als Kälteschutz vor Kellerfenstern Verwendung.

39) Simon Hüttels Chronik der Stadt Trautenau (hg. v. L. Schlesinger 1881) zum Jahre 1584 6. aprilis (S. 281).

40) StA. Rechnungsbuch I 328b.

41) StA. Ebda. II 220b, ad 1585.

42) Ebenso GA. Ringenhain. Schöppenbuch 1752, 12. 11.

43) StA. Rechnungsbuch III 114a.

44) StA. Ebda. II 158a. ad 1584.

45) StA. Ebda. I 328b, ad 1570.

46) StA. Ebda. III 250a.

47) Das Wort Kellerhals ist im Bezirksgebiete selbst nicht überliefert; doch läßt es sich aus dem Vorhandensein der Einrichtung und der Verbreitung in der Umgebung mit Sicherheit erschließen. Die Reichenberger Stadtrechnungen erwähnen einen „Kellerhals" bereits zum Jahre 1574. Der älteste Beleg steht wohl in dem Altprager Stadtrechte von 1331 als collum cellarii (Rößler, Deutsche Rechtsdenkmale aus Böhmen I, S. 21). Später finden wir es bei Simon Hüttel, Chronik der Stadt Trautenau, S. 330 (ad 1596) u. v. a.

48) Rößler, Ebda. I 21, weitere Belege bei Heyne, DHA. I 207.

einer gleichmäßigen Temperatur während des ganzen Jahres bedürfen. Da beim heimischen Bauernhause meist nur ein Keller vorhanden ist, so sichert sich der Ausgedinger im Kaufvertrage gewöhnlich „ein Fleckl im Keller zu seinem Gebrauch“[49]). In den ausführlichen Inventaren der Bürgerhäuser wird der Zweck des „Gewölbes“ ausdrücklich angegeben: „soll auch frey ins Gewelbe haben, darin ihre Sachen zu thun, daß sie es für den Frost verhalten möge“[50]).

Eine besondere Entwicklung nahmen die Kellerräume des Rathauses der mittelalterlichen Stadt. Als Folge des städtischen Schankrechtes wandelten sie sich vereinzelt schon in ahd. Zeit[51]) zu Gaststätten um, die sich bis in die Gegenwart besonderen Zuspruches erfreuen. Mit dem Friedländer Rathause ist seit seinem Bestande ein Ratskeller verbunden, der bereits im 16. Jahrhundert von allen Kreisen der Bevölkerung besucht wurde, so daß 1578 eine „Ordnung im stadt Keller zu Friedlandt in zanks Sachen“ nötig war, die von Christoph und Melchior von Redern gezeichnet ist[52]). Neben dem Kellerraume stand für den Schankverkehr noch eine Stube im Erdgeschoß zur Verfügung, die von dem Raume „unten“ (§ 1) oder „darnieder im Hause“ (§ 3) schlechthin als „Stube“ unterschieden wurde. Wahrscheinlich handelt es sich hier um denselben Raum, der nach dem Neubau des Rathauses (1662) zuerst 1670 als Tanzboden bezeichnet wird[53]) und mit einem prächtigen Hängeleuchter aus Hirschgeweihen ausgestattet war. Das tolle Treiben im Ratskeller mit seinem „Spielen, Würfeln oder Karten um Geld und Geldeswert“, das „Geschrei, Packen, Raufen und Schlagen durch die ganze Nacht hindurch“, das „Brandweinsaufen“ sogar „der Frauen und Jungfrauen“ veranlaßte die Obrigkeit immer wieder zum Einschreiten[54]), blieb aber noch lange ein Kennzeichen dieses geselligen Mittelpunktes der Stadt.

Boden. War die Anbringung eines unterirdischen Kellers erst auf einer höheren Stufe der volkstümlichen Baukunst möglich, so gilt dies auch für die Verfertigung des Geschoßhauses. Das Schwergewicht des heimischen Hauses liegt in den Räumen zu ebener Erde; hier war nicht nur der ursprüngliche Keller, sondern auch der alte „Boden“. Wenn der Bauer heute darunter jenen Teil des Hauses versteht, der sich über den Räumen des Erdgeschosses befindet, so ist dies eine Erinnerung an die Dachhütte, bei der Erd- und Dachboden zusammenfielen[55]). Ein ähnlicher Bedeutungswandel liegt bei dem Worte Estrich vor, wenn der Bauer darunter den Lehmbelag überhaupt, dann die Lehmdecke auf dem Dachboden und schließlich den ganzen Bodenraum versteht[56]). Neben diesen sprachlichen Gleichungen aber deutet die Raumgestalt des Dachbodens auf die Verwandtschaft mit der Dachhütte hin.

Zu der Frage nach dem Aufkommen des Geschoßbaues läßt sich auf Grund der Überlieferung des Bezirkes keine Stellung nehmen; es liegt weit vor dem Einsetzen unserer Quellen, wenn auch die Annahme seines keltischen Ursprungs wenig gesichert erscheint[57]). Es ist daran festzuhalten, daß Heu-, Stroh- und Kornvorräte früher und teilweise noch heute in besonderen Gebäuden bewahrt wurden und die zunehmende Ausnützung des Bodenraumes mit der Einführung der Stuben- und Stalldecke Hand in Hand ging.

Ob eine Landschaft früher oder später zum Geschoßbau übergeht, scheint von den zur Verfügung stehenden Baustoffen abhängig zu sein. Im allgemeinen

49) GA. Ringenhain, Schöppenbuch. Fol. 25, ad 1740.
50) StA. V C 1, 1616, 16. 9.
51) Steinmeyer 3, 659, 16 trincheller.
52) StA. Chronicon König, Fol. 110a.
53) StA. Rechnungsbuch VI 19a.
54) StA. Polizeistatut 1597, § 9, 11.
55) Vgl. Ztschr. f. dt. Phil. 39, 291 f. Mannus 2, 243.
56) Ebenso in der Schweiz und in Bayern. Schweizerisches Idiotikon 1, 579; Schmeller², 1, 169.
57) Kauffmann Fr., Deutsche Altertumskunde I, 305.

läßt sich sagen, daß das Blockwerk dem Geschoßbau weniger günstig als das Fachwerk ist. Da der heimische Bezirk im Grenzgebiete beider Bauarten liegt, so ist dieser Übergang hier bedeutend früher als in Ostböhmen, dem Verbreitungsgebiete eines reinen Blockbaues, erfolgt, wo noch heute das Erdgeschoßhaus vorherrscht[58]). Über die eigenartige Verbindung von Block- und Fachwerk beim Geschoßhause, die ihren ersten geschichtlich erfaßbaren Vertreter im Friedländer Hirtenhause vom Jahre 1580 gefunden hat[59]), wurde bereits oben gehandelt. Als eine Übergangsstufe vom Erdgeschoß- zum einstöckigen Hause ist das „Bauen auf den Bock" aufzufassen. Der Bauer versteht unter dem Bock, für den vereinzelt auch die Bezeichnungen „Kniewand, Halbstock, Drempelgeschoß" gebräuchlich sind, jenen Wandstreifen über der Mündungsstelle der Stubendeckbalken, der bestimmt ist, das Gesperre zu heben und dadurch den Bodenraum zu vergrößern. Dieser Wandring wird meist durch 3—4 übereinander geschichtete Balken, seltener durch einen Spickwandstreifen gebildet (Kunnersdorf Nr. 41), der von dem Umgebinde getragen wird. Wort und Sache sind in heimischen Quellen früher als der volkstümliche Geschoßbau belegt; bereits 1557 wird von „einem newen bock auffs kauffhawß" berichtet[60]). Er dürfte auch entwicklungsgeschichtlich die Vorstufe zum Geschoßhause darstellen, obgleich er beim heutigen Hause Selbstzweck geworden ist.

Neben der Gesamtbezeichnung „Boden" für den ersten Stock und den Dachraum hat der Bauer vor allem beim Bindwerkhause besondere Namen für die einzelnen Räume dieses Gebäudeteiles. Kommt man vom Hausflur über die erste Treppe, so betritt man die „Lejbe"[61]), d. i. das Vorhaus des ersten Stockes. Sie ist meist mit einem Lehmestrich belegt und besitzt an den beiden Schmalseiten je ein Fenster; die Stelle des einen ersetzt häufig eine Türe, die auf die „Poblatsche" mündet. An den Langseiten zweigen je zwei Kammertüren ab; die freien Wandflächen sind mit Almern, Truhen, Schränken verstellt. Zu beiden Seiten der Kammern ist je ein Raum in Gestalt dreiseitiger Prismen, die „Auslodche" (d. i. Ausladung des Daches), die meist mit Heu angefüllt wird oder zur Aufbewahrung alter Sachen dient.

Von der Lejbe führt eine zweite Treppe auf den Boden im engeren Sinne des Wortes, der in den Quellen bald als „Oberer Boden"[62]), bald als „Mittelboden"[63]) bezeichnet wird. Auch hier findet man meist den Lehmestrich; als besondere Auszeichnung ist es aufzufassen, wenn 1607 der „obere Boden" des Rathauses gespindet wurde. Der Mittelboden liegt bereits unmittelbar unter der Dachschräge und wird durch die zwei „Käulendsenster" und die „Dachkasser" erhellt. Überlieferung und gegenwärtiger Sprachgebrauch sprechen gemäß dem „Vorder- und Hintergiebel" von einem „Förderen und Hinteren Boden"[64]).

Von hier führt eine Leiter in der reich gegliederten Vertikalschicht des Hauses auf das „Oberbühnel", d. i. jenen höchsten Raum des Hauses, der sich zwischen Kehlbalken und Firstbaum ausdehnt; man spricht daher auch von dem Raum „Of a Hojnbändern" oder „Of a Kahlbolkn". Hier ist kein fester Fußboden vorhanden, die Bretter werden je nach Bedarf lose nebeneinander gelegt.

Der Hausflur ist von der Lejbe, die Lejbe vom Mittelboden durch Falltüren getrennt, die vereinzelt ohne Beschwerden mit Hilfe von Türgewichten

58) Bruno Schier, a. a. O., S. 54.
59) StA. Rechnungsbuch I 441a.
60) StA. Ebda. I 33a.
61) Lejbe ist die md. umgelautete und entrundete Entsprechung zu den aus dem Obd. hervorgegangenen nhd. „Laube" (ahd. louba. mhd. loube). Ahd. laubia drang ins Roman., wo es als ital. loggia, franz. loge weiter lebt. Im Hess. hat „Laube" die Bedeutung „Hausflur" (Lauffer, Das deutsche Haus, S. 47).
62) StA. V C 5, ad 1607.
63) StA. Rechnungsbuch VI 83b, ad 1671.
64) LA. 61, 331a.

gehoben werden können. Die Treppen, die der Fremde wegen ihrer Steilheit nur vorsichtig besteigen kann, bestehen aus Fichtenwangen mit eingelassenen Weichholzbrettchen. Vereinzelt zeigen sie eine Verschalung, die die Stelle des Geländers übernimmt und von der Decke bis zum Fußboden reicht. Der unter der Treppe frei werdende Raum wird als Aufbewahrungsstätte alter Sachen, vorübergehend als Lagerplatz für Knechte verwendet[65]).

Kammer. Unter „Kammer“[66]) begreift die heutige Mundart zwei Arten von Räumen verschiedenen Ursprungs: Die Kammern neben der Stube und diejenigen jenseits des Hausflurs oder im ersten Stock. Die erste Art hat sich im Laufe der Entwicklung von der Stube losgelöst, die ursprünglich als einziger Raum den ganzen Stubenstock erfüllte. Dieser Vorgang läßt sich auf Grund konstruktiver Merkmale des heutigen Bauernhauses und geschichtlich aus den Quellen nachweisen. Bei einem Großteil der ländlichen Häuser ist die Kammer neben der Stube überhaupt nicht vorhanden; bei anderen ist die Querwand ganz lose aus Brettern gefügt, überquert nicht die ganze Stube, sondern hört in der Gegend der Hölle auf, besitzt häufig keine Türe und läßt meist unterhalb der Decke einen Spalt frei, der den Wärmeaustausch zwischen Stube und Kammer ermöglicht. Solche Teilungen von Stuben, die noch heute vereinzelt vorgenommen werden, tauchen in den Quellen seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts auf. Zuerst wird 1606 von einem Neustädter ausdrücklich die Teilung der Stube und die Vermehrung der Fenster verlangt[67]). Im Jahre 1666 wird in des „Herrn Leutnants Quartier“ ein Camber eingericht und verschlagen“[68]), 1680 wird beim Gastwirt Weichert zu Friedland eine Querwand und eine Tür dazu hergestellt[69]) und eine ähnliche Teilung 1681 in einer anderen Stube vorgenommen[70]). Wenn auch die meisten Kammern dieser Art im Laufe der letzten dreihundert Jahre entstanden sind, so waren sie in größeren Gebäuden doch schon im 16. Jahrhundert vereinzelt vorhanden; so setzt eine Nachricht zum Jahre 1574 das Vorhandensein einer „Khammer, da man in der stuben hineingeht“ voraus[71]).

In keinem Zusammenhang mit der Stube stehen die übrigen Kammern des Hauses. Im Erdgeschoß liegt die „Hauskammer“, so genannt, weil sie an das „Haus“=Vorhaus grenzt; auch sie ist in früher Zeit vereinzelt durch Teilung des breiten „Hauses“ entstanden. So erfahren wir, daß 1606 „im Hause zwo kambern verschlagen“ wurden[72]). Nach dem Vertrage für den Bau des Einsiedler Kretschams sollte in den hinteren Teil des Hausflurs eine 7 Ellen lange und 5 Ellen breite „Kammer“ eingebaut werden[73]). Heute findet sich die Hauskammer meist bei Häuslern und Feldgärtnern, wo für den Stallraum nicht die ganze Breite des Hauses vonnöten ist. Sie dient, wenn sie nicht mit einer steinernen Wölbdecke versehen wurde, den gleichen Zwecken, wie die Stubenkammer.

Die Bodenkammern sind durch den Ausbau des „Mittelbodens“ entstanden und werden deshalb als „Mittelkammern“ bezeichnet[74]). Aufschlußreich

65) Vgl. Ges. Abent. 2, 392, 47 ff. der alte muost sich smiegen, bi der erde under ein stiegen wart im ein bettelin geströut.
66) Gr. kamara „Raum mit gewölbter Decke“. Die Verwendung des Wortes Kammer im Holzhause ist ein ähnlicher Anachronismus wie der Gebrauch von „Zimmer“ im Steinhause (vgl. oben ahd. zimber „Baumstamm, der beim Bauen Verwendung findet“). Das mlat. camera war ursprünglich nur die Bezeichnung der Wohngemächer in den steinernen Palästen der Reichen. Erst später dringt sie in das Wohnhaus des Bauern ein und verdrängt die bodenständigen Bezeichnungen für eine Absperrung innerhalb des Hauses (z. B. got. hēthjō; ob das von Heyne, DHA. 1, 91 herangezogene Kobe hierhergehört, bleibe dahingestellt).
67) LA. 1, 48a.
68) StA. Rechnungsbuch V 397b.
69) StA. Ebda. VI 429b.
70) StA. Ebda. VI 432b.
71) LA. 60, 184b.
72) LA. 1, 48a.
73) StA. Bauwesen 1695, April.
74) GA. Ringenhain. Schöppenbuch 1746, Fol. 27.

über die Bauart des Hauses ist die Bemerkung eines Friedländer Kaufvertrages von 1574, nach welchem die Bodenkammer als „Khammer auf dem bolwergk" bezeichnet wird[75]). Meist sind an beiden Seiten der „Lejbe" je zwei Kammern vorhanden, nach einer Raumverteilung, die in der Art der Dachkonstruktion begründet ist.

Die Kammer nimmt der Stube gegenüber eine untergeordnete Stellung ein, die auf das Fehlen eines Ofens zurückzuführen ist; damit entbehrt sie der Kraft, welche die Entwicklung der Stube zum Kulturraum nach sich zog, und ist als beständiger Aufenthaltsort des Menschen unmöglich geworden. Die Bodenkammern vertreten in vielen Fällen die Stelle des Getreideschüttbodens und dienen zur Aufbewahrung von alten Hausgeräten und Kleidungsstücken. In Schönwald Nr. 61 besitzt man z. B. eine „Kleie-", eine „Mehl-", eine „Eisen-" und eine „Geschirrkammer". Der Hauptzweck der Kammer ist es jedoch, dem Menschen als Schlafraum zu dienen. Die Begriffe des Schlafens und der Kammer finden wir schon in den ahd. Glossen vereint[76]). Daß das Bedürfnis, einen gesonderten Schlafraum zu besitzen, eine der Hauptursachen ihrer Loslösung von der Stube war, geht aus den alten Kaufverträgen deutlich hervor, denen die Kammer fast ausnahmslos schlechthin als „Schlafgemach" bekannt ist[77]). Die Stube ist nach der Volksmeinung der Aufenthaltsort für den Tag, die Kammer ist die Ruhestätte für die Nacht; daher spricht man von den „stuben und den dazugehörigen Kammern"[78]) und weist alleinstehenden Personen Stube und Kammer als notwendiges Unterkommen an. So wird schon 1569 „dem Stadtschreiber auf ein halbes Jahr ein stüblein und ein kammer eingeräumt"[79]). Als Schlafgemach genoß anscheinend die „Stubenkammer" den Vorzug; in der Mehrzahl der Ausgedinge fällt die Wahl auf sie[80]). Hatte man sich für eine der Bodenkammern zu entscheiden, so wählte man gern die Kammer über dem Stall zur Ruhestätte. Ein Ringenhainer dingt sich 1748 „freie Herberge" aus, „solange er lebet und obig dem Stall die Kammer zum Schlafgemach"[81]). Auch in der Gegenwart wählt man neben der „Stubenkammer" mit Vorliebe die „Hintere Kammer"[82]) zur Schlafstätte.

In der jüngeren Zeit ist der Stube in der Kammer ein gefährlicher Gegner erstanden. Durch die Aufnahme eines Ofens und eines Tisches, durch Vergrößerung des Raumes und Vermehrung der Fenster nimmt sie immer mehr den Charakter einer zweiten Wohnstube an. Dieser Vorgang wird beschleunigt durch das Bestreben der Ausgedingleute, einen selbständigen Aufenthaltsort zu besitzen, was um so wirksamer ist, als ein besonderes Ausgedinghaus sich nur in wenigen Fällen vorfindet.

75) LA. 60, 184b, ad 1574.
76) Steinmeyer-Sievers 3, 127, 29 cubiculum betchamer, bettikamera. betechamera.
77) GA. Ringenhain. Schöppenbuch 1733, Fol. 65: Die Stubenkammer zum Schlafgemach. Ebda. 1740 (Fol. 11) freye Herberge, solange er lebt, die Kammer unten im Hause zum Schlafgemach. Ebda. 1746 (Fol. 27) Die Mittelkammer zum Schlafgemach.
78) StA. Rechnungsbuch VI 50a, ad 1671.
79) StA. Ebda. I 315b.
80) GA. Ringenhain, Schöppenbuch, z. B. 1733, Fol. 65, 1740, Fol. 11.
81) GA. Ringenhain. Ebda. 1748, 14. 1.
82) GA. Ringenhain. Ebda. 1751, 13. 1.

Buch- und Steindruckerei

Franz Riemer, Friedland

Modern eingerichtetes, leistungsfähiges Unternehmen zur Herstellung von Drucksachen jeder Art.

Gegründet 1895 — Fernruf Nr. 11

Liefert alle Druckarbeiten für Gewerbe, Handel, Industrie und Landwirtschaft, Ämter, Vereine und Private in jeder gewünschten Ausführung in Schwarz- und Buntdruck, geschmackvoll, rasch und preiswert. Verlangen Sie bei Bedarf Preise und Muster.

„Friedländer Zeitung"

Erscheint Mittwoch und Samstag früh. Seit 30 Jahren in allen Kreisen eingewurzelt, daher wirksames, dabei billiges Inseratenblatt.

Friedländer Schuhfabriken

Josef Hampel, Friedland, Nordböhmen

empfehlen ihre Fabrikate in den verschiedensten Sorten Schuhwaren, genagelt, durchgenäht, rahmengenäht und gewendet.

Für die Sommer-Saison: Halbschuhe, Haferlschuhe, Sandalen und Haferlsandalen, ferner Lack- und Tanzschuhe.

Für Herbst und Winter: Schuhe mit Doppelsohlen, Gummisohlen, sowie als Spezialität: Sport- und Turistenschuhe, auch mit beschlagenen Sohlen, Skischuhe u. zwiegenähte Sportstiefel. Ferner: Filz- Schnür- und Schnallenstiefel, Kamelhaar-, Haus- und Umschlagschuhe, Filz- und Lederschuhe mit Pelzeinfassung, Hallina-Stiefel, Halbstiefel, Knaben- und Herren-Röhrenstiefel.

Solideste Ausführung. Vorzügliche Paßform.

KOLONIALWAREN
UND DELIKATESSEN

JOSEF HAGENAUER

FRIEDLAND i. B.

Schloßgasse - Marktplatz

EN GROS EN DETAIL

Modewarenhaus und Damenkonfektion

E. Zimmermann, Friedland

Solide Preise! **Schloßgasse** Riesenauswahl!

Sämtliche Aufputzartikel und Zugehöre für Damenschneiderinnen

Für Schulen alle Handarbeitsartikel zu ermäßigten Preisen!

Größte Auswahl in Schafwoll- und Baumwoll-Stoffen für Kleider, Kostüme, Mäntel und Blusen

Fertige Kostüme, Mäntel, Kleider und Blusen in einfachster und feinster Ausführung

Eigene Wäsche- und Schürzenerzeugung, daher billigster Einkauf in sämtlichen Weißwaren und Blaudrucken — Sämtliche Strick- und Wirkwaren, Herrenwäsche, Krägen, Krawatten, sowie Sportartikel in riesengroßer, nur guter Auswahl.

Ferdinand Pfeifer
Friedland i. B.

Kolonialwaren, Südfrüchte, Delikatessen

En gros En detail

Lager erstklassiger ungar. Mehle
Das Beste in Kaffee, stets frisch gebrannt. - Billigste Preise.
Gute Ware

J. F. Schicketanz

Ges. m. b. H.

FRIEDLAND i. B.

Abteilung I
Eisen, Eisenwaren, Haus- und Küchengeräte
Abteilung II
Engroshandel in Werkzeugen für alle Berufe

Landw. An- und Verkaufsverein

reg. G. m. b. H.

Gegründet 1887. **Friedland in Böhm.** Gegründet 1887.

Erste Kleesamen-Reinigungsstation.

Erste Getreide-Reinigungs- und Saatgut-Veredlungsanlage.

Liefert Sämereien aller Art nur unter Garantie von Reinheit, Keimkraft und Herkunft. Rotkleesamenexport. Grassamenmischungen für Kleegras, Dauerweiden, Dauerwiesen, Rieselwiesen, Waldweiden und Bodenbefestigungen werden nach Angabe der Bodenverhältnisse verläßlich zusammengestellt und prompt geliefert.

Kunstdünger und Futtermittel zu den jeweiligen Tagespreisen.

Der Vorstand.

Friedländer Sparkasse

Friedland in Böhmen

Älteste Geldanstalt am Platze

Unter Haftung der Stadtgemeinde Friedland

Verwaltungskapital über 40 Millionen Kč. Spareinlagen werden bestmöglichst verzinst. Überweisungen nach dem In- und Auslande, sowie alle einschlägigen Geldgeschäfte werden kulantest durchgeführt. Strengste Wahrung des Amtsgeheimnisses. Vermietbare Schrankfächer. Scheckverkehr.

Friedländer Bankgesellschaft

W. Neumann & Co., Friedland in Böhmen

Reichenbergergasse Nr. 12. Telephon Nr. 58.

Kassastunden: 8–12 und 2–4 Uhr, Samstag 8–1 Uhr.

Günstigste Durchführung aller Bank-, Börsen-, Wechsel- und Finanzgeschäfte.

Kreditgewährung

Auskünfte in allen finanziellen Fragen bereitwilligst.

Verzinsung der Einlagen:

im Kontokorrente auf Scheck- oder Girokonto mit	5%
auf Gegenbuch oder Einlagenkonto bei freier Verfügung ohne Sperre	5¼%
bei Kündigungsfrist je nach Dauer	5½–6%

Bezirkssparkasse Friedland

Gegründet 1873.

Hauptanstalt in Raspenau. Einhebekassen in Friedland, Neustadt a. T., Haindorf. Sammelstelle Ebersdorf.

Günstigste Verzinsung von

Einlagen auf Sparkassebüchel und in laufender Rechnung.

Durchführung sämtlicher in den Sparkassebetrieb fallenden Geschäfte.

Eigener und Sparkassenscheckverkehr.

Umwechslung fremder Geldsorten.

Postscheckkonto 48.739. Fernruf Nr. 16 Friedland.

Buch- u. Steindruckerei Franz Riemer, Friedland

Heimatkunde

des Bezirkes Friedland in Böhmen

Allgemeiner Teil II. 5. Heft

Preis 8.— K

W. F. JÄGER.

Inhalt.

Haus und Hausrat von Bruno Schier.

	Seite
Ställe und Scheunen, Brunnen und Vorbauten, Gehöft- und Zierformen	309
Hausrat	326
Die Holzmöbel	326
Bilder, Bücher und Uhren	356
Geschirre und Gefäße	369
Die Geräte	377
Feuer und Beleuchtung	384

Mitteilungen.

Bisher erschienene Hefte:

I/1, Wanderungen in der Heimat von Josef Schmied.

I/2, Die Erdgeschichte der Heimat von Heinrich Stenzel. – Die Minerale und Gesteine des Friedländer Bezirkes. Die Iserwiese von Josef Blumrich.

I/3, Die Pflanzendecke des Friedländischen von Franz Firbas.

II/1, Die Mundart des Bezirkes Friedland von Hans Dittrich.

II/2, 3, Flur und Siedlung von Bruno Schier.

II/4, Haus und Hausrat von Bruno Schier.

III/1, 2, 3, Die Geschichte des Friedländischen bis zum Ausbruch des 30jährigen Krieges von E. A. Seeliger.

Um Angabe der Anschrift von Heimatgenossen, die außerhalb des Bezirkes wohnen, wird höflichst ersucht.

Heimatkunde des Bezirkes Friedland in Böhmen

Im Auftrage
des Friedländer Lehrervereines und des
Vereines für Heimatkunde des Jeschken-
Isergaues herausgegeben von

Erich Gierach und **Josef Schubert**

O. ö. Professor der Deutschen Universität in Prag

Schulleiter in Tschernhausen

Allgemeiner Teil II

Die Friedländer Volkskunde

Verlag des Friedländer Lehrervereines

Druck der Buch- und Steindruckerei Franz Riemer,
Friedland in Böhmen

Die Friedländer Volkskunde

3.

Haus und Hausrat

von Bruno Schier

Friedland 1930

Unser Heimatgau hat einen unersetzbaren Verlust erlitten.

Herrschaftsbesitzer

Franz Clam-Gallas

verschied am 20. Jänner 1930 in der hochragenden Burg seiner Väter und hielt Einzug in die stille Gruft der Wallfahrtskirche.

Unserem Werke war er der treueste Freund und Förderer. Immer fanden unsere Mitarbeiter im Schlosse Friedland liebevollstes Verständnis und werktätigste Unterstützung, sie fanden stets offene Archive und Hilfsquellen.

Dem treuen Heimatsohne, der mit inniger und durch die Tragik des Schicksals wehmütiger Liebe an seiner Friedländer Heimaterde hing, sind wir darob zu aufrichtigstem Dank verpflichtet.

Er wird unvergessen bleiben immerdar im ganzen Heimatgaue.

Der Heimatkundenausschuß
des Bezirkes Friedland.

Ställe und Scheunen, Brunnen und Vorbauten, Gehöft- und Zierformen.

Ställe.

Es ist ein Merkmal des mitteldeutschen Bauernhauses, daß Wohn- und Stallräume stets unter einem Dache vereinigt sind; der Stall liegt immer der Stube gegenüber auf der entgegengesetzten Seite des Hausflurs. Er wurde ursprünglich aus demselben Baustoffe wie der Stubenstock, also meist aus Blockwand hergestellt; da jedoch die Spickwand der Feuchtigkeit gegenüber widerstandsfähiger war, hat man zu ihr seine Zuflucht genommen; so wurde z. B. der Schulstall 1586 gekleibt und gestöckt[1]). Gegenwärtig sind die meisten Stallungen ganz aus Stein; der Holzstall hat sich nur ganz selten erhalten (Klein-Iser Nr. 3).

An Festigkeit und Haltbarkeit des Verschlusses ließen die früheren Ställe viel zu wünschen übrig. Daher waren die häufigen Kuh-, Pferde- und Geflügeldiebstähle möglich, die sogar den Besitz der herrschaftlichen Beamten nicht schonten und vor den Pferden im Gaststalle des Kretschams nicht Halt machten[2]). Besonders für Schweine und Geflügel hatte man selten ein sicheres Gelaß, so daß im Jahre 1597 zu Friedland gegen den Brauch einzelner Bürger, „die Schweine und Enten auf der Gasse und am Markte zu erziehen", eingeschritten werden mußte[3]); bereits 1506 hatte sich Ulrich von Biberstein zu einer ähnlichen Strafmaßnahme gegen die Friedlanzer genötigt gesehen[4]).

Trotzdem man bereits zu Beginn des 18. Jahrhunderts die häufigste Ursache von Erkrankungen des Viehes erkannt hatte[5]), wurde auf Reinlichkeit des Stalles bis in die jüngste Vergangenheit nicht viel gegeben. Noch vor 50 Jahren gab es Ställe, in denen eine bloße Erd- oder Lehmschicht als Fußboden diente (Karolinthal Nr. 66). Diese war, den Ständen der einzelnen Rinder entsprechend, mit Vertiefungen ausgestattet, die teilweise mit einer Strohschicht ausgefüllt wurden. Die Vertiefungen bei den einzelnen Viehständen dienten gleichzeitig als Mistgruben; denn sobald das erste Stroh verbraucht war, wurde eine neue Schicht darüber gebreitet, bis das Vieh wieder trocken stand. Der Mist wurde erst im Bedarfsfalle, also meist im Frühjahr und Herbst, aus dem Stalle geholt; so blieb er oft ein halbes, ja ein ganzes Jahr darin liegen und stieg nicht selten 2—3 Ellen hoch, so daß die Futterraufen wiederholt höher gehängt werden mußten. Von der Menge des vorhandenen Düngers macht man sich einen Begriff, wenn man bedenkt, daß für Stück und Tag allein Streustroh im Gewichte von 4 kg gerechnet wird. Dieses Verfahren war zwar dem Gesundheitszustande des Viehes nicht zuträglich, doch erzielte man damit ein vorzügliches Düngemittel. So wurde z. B. in Dörfel Nr. 81 ein kleiner Stall 6 Jahre lang nicht gesäubert. Als man im Jahre 1909 an diese Arbeit schritt,

1) St.A. Rechnungsbuch II 282b.
2) A.P. Wirtschaftsberichte 1736, 21. 12., 1737, 20. 1. Vgl. das Schicksal eines Hohenelber „Arztes und Schlangenfängers" im Jahre 1733 zu Arnsdorf. Sch.A. Arnsdorf 1733, 12. 5.
3) St.A. Polizeistatut von 1597, § 15 (Helbig, Beitr. III 165).
4) L.A. Stadtbuch A. 94b: vgl. Heimatkunde II 114.
5) A.P. Wirtschaftsberichte 1736, 10. 6. „In Engelsdorff seindt Etwelche Schaaf von Einig giftigen Thieren an die ayter gebießen worden und 15 stück darauff gegangen, es hat aber bereits aufgehört, weillen der Tunger aus dem Schaafstall weg gefüret worden. [Erledigung des Grafen:] Wenn ihr den Mist in der Zeit hättet herauß auff die Felder führen lassen, so wären die Schaaf auch von diesem Befreut gewesen".

mußte der Mist mit der Rodehaue herausgehackt werden; als Ausbeute wurden 28 doppelspännige Pferdefuder auf das Feld geführt, wo sie ein üppiges Wachstum hervorriefen (Mitt. d. H. Schönborn, Dörfel Nr. 62). Unter diesen Umständen verstehen wir es, wenn 1680 die Stadt Friedland von der Säuberung eines Stalles nicht weniger als 30 Groschen zahlt[6]), oder wenn 1584 der Friedländer Fronbote den Auftrag erhielt, den Unrat aus dem Häuschen der „alten Mathes Schäferin" zur Nachtzeit wegzuführen[7]).

Für Ställe, die gleichzeitig als Dungstätte Verwendung fanden, war eine Bodendielung überflüssig. Sie drang aus den Pferdestallungen der Herrschaft seit dem Abschluß des 30-jährigen Krieges, in dem man wiederholt die Pferde einquartierter Soldaten zu versorgen hatte, allmählich in das volkstümliche Haus ein. Im Jahre 1656 wurde für den Rittmeister ein Stall gebaut, gedielt und verschlagen[8]). Kurz darauf (1664) wurden im hinteren Stall des städtischen Gasthofes die Dielen gelegt, „8 Pferdestände eingerichtet, die Rauffen ausgebessert undt die Krippen erhoben"[9]). Hier sind gleichzeitig die wichtigsten Geräte des Stalles, Raufe und Krippe[10]), genannt, zu denen sich noch das in Schöppenbüchern häufig erwähnte „Tränkvaß"[11]) und das gleichbedeutende „Kuhväßl"[12]) gesellen. Die Stalldielen werden aus abgekanteten Baumstämmen hergestellt[13]).

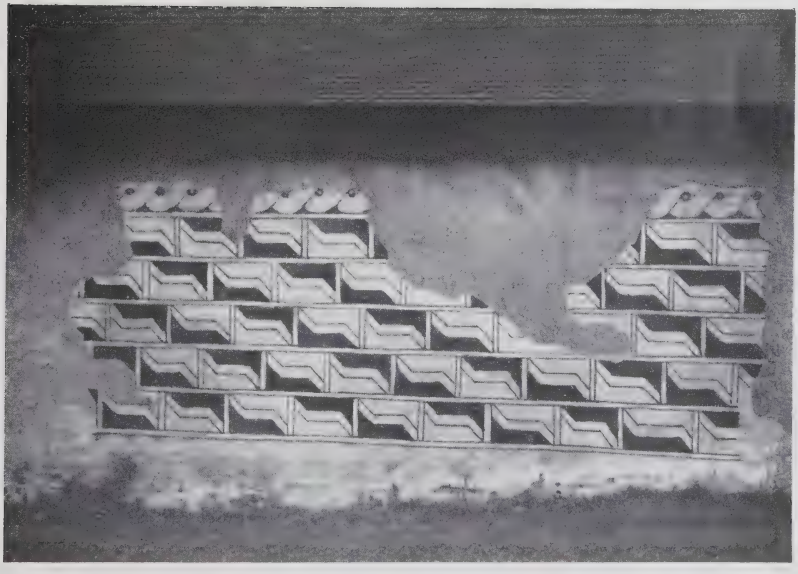
Die Kühe wurden bei ihrem Standorte angebunden; so benötigt man bereits 1586 im Kuhstalle des Kaplans „4 Wirbel, da man die Kuh daran bendt, 2 haspen und ein Glied"[14]). Wie bereits erwähnt, wurde nur bei vornehmeren Bauten dem Kleinviehstall größere Aufmerksamkeit gewidmet; das Friedländer Pfarrhaus erhielt bereits 1580 einen „Sawstall"[15]). Doch noch heute wird in den meisten Fällen für Schweine, Ziegen, Schafe, Kälber im Kuhstalle eine besondere Absperrung, der „Koben", hergestellt.

Hier sei auch des Wachhundes' gedacht, der bei keinem größeren Bauernhofe fehlt. Seine Hütte ist meist zwischen Stall- und Haustüre unter dem Dachvorsprung aufgestellt, er selbst ist nach alter Vorschrift an eine Kette mit Rollvorrichtung gebunden. Der grausame, von der Herrschaft geforderte Brauch, ihn durch Abhacken eines Fußes an der Bewegungsfreiheit zu hindern, wird seit langem nicht mehr geübt[16]).

Scheunen. Die Scheunen und Geräteschuppen blieben von der Entwicklung nahezu unberührt. In allen wesentlichen Merkmalen gleichen sie noch heute ihren Vorfahren vor mehr als tausend Jahren, von denen wir uns aus den alten Stammesgesetzen der vorkarolingischen Zeit eine klare Vorstellung machen können[17]). Der geringe Wandel in der Bauweise läßt sich auf den Wechsel der Bautechnik zurückführen. Scheunen werden im Bezirksgebiete seit der frühesten Zeit genannt, da von ihnen als selbständigen Gebäuden bisweilen ein gesonderter Zins erhoben wurde. Während der Hof des Pfarrers zinsfrei ist, muß nach dem Urbar von 1381 von des pharrerz scheone eine Abgabe geleistet werden (Bl. 2a). Besonders in den Kaufverträgen der Bürgerhäuser ist

6) StA. Rechnungsbuch VI 426b.
7) StA. Ebda. II 120a.
8) StA. Ebda. V 29a.
9) StA. Ebda. V 316a.
10) Spätmhd. roufe, zu nhd. raufen, rupfen. Mhd. krippe, ahd. krippa. Das fehlende got. *kribjō durch uzta „woraus man ißt" ersetzt.
11) GA. Ringenhain. Schöppenbuch 1771, 28. 3.
12) StA. Rechnungsbuch V 9a.
13) AP. Wirtschaftsberichte 1732, 14. 5. „40 stamm Klotz zur Legung des Fußbodens wären im Pferdestall nötig".
14) StA. Rechnungsbuch VI 280b.
15) StA. Ebda. II 440a.
16) Vgl. Heimatkunde II 99.
17) MGLL. 3, 1ff; 3, 183ff. Stephani, a. a. O. 1, 331f.

Vorbau für Trockenzwecke in Göhe. J. Legler.



Sgraffitto an der Scheune des Hofes Schönwald Nr. 61. G. Plischke.

die ausdrückliche Erwähnung der Scheuer vonnöten; denn aus Platzmangel hat der Stadtbewohner dieses Gebäude vor die Tore der Stadt auf sein Grundstück verlegt. Daher bezeichnen erst Fügungen wie „daz hawß vnd dy new schewne an der Raßnitz" u. ä. seinen gesamten Besitz an Gebäuden[18]). Ein Bürger, der seinen landwirtschaftlichen Betrieb aufgibt, um sich ganz der Ausübung seines Gewerbes widmen zu können, verkauft daher nur den „garten mit der schewne"[19]). Die Stadtbewohner, die keine eigene Scheuer besaßen, konnten ihre Vorräte in der Gemeindescheuer am Fiebich aufspeichern, welche seit 1589 bestand[20]). Auf einen Ratsbeschluß vom 29. Oktober 1711 hin wurde die alte Scheuer durch eine neue ersetzt, die 33 Ellen lang, 18 Ellen breit war, 2 Bansen und eine 9 Ellen breite Tenne besaß[21]).

Die wichtigste Neuerung der modernen Scheune ist der Ersatz des Lehmestrichs der Tenne durch Holzdielen. Beobachten wir etwa den Bau der Gemeindescheuer Friedlands im Jahre 1589, für die Michel Haubmann 11 Tage lang Lehm gräbt und während zweier Tage einen Estrich auf die „new tenne"[22]) schlägt[23]). Die Lehmtennen hatten eine durchschnittliche Stärke von 30—40 cm; der Lehmmasse wurde zur Erhöhung des Zusammenhaltes neben Häcksel und Stroh noch Rindsblut und Hammerschlag beigemischt. An Stelle dieses Lehmestrichs traten im letzten Jahrhundert Holzdielen aus ungefähr 10 cm starken Fichten- oder Buchenpfosten. Die Tenne steht senkrecht zur Längsachse der Scheune und wird von 2 mächtigen Scheuntoren in der Größe des Tennraumes begrenzt, die in Steinlagern laufen und stets nach außen schlagen. Vor und nach dem Drusch ist die Tenne der Aufbewahrungsort von landwirtschaftlichen Maschinen und Wagen, die mit ihren Deichseln häufig durch Löcher des Scheuntores ins Freie ragen.

Rechts und links wurde die Tenne unserer Gemeindescheuer von den „tennenwenden" begrenzt, die mit „schalholtz" verschlagen waren. Dahinter dehnen sich die „Bansen"[24]) aus, die Fruchtspeicher der germanischen Scheuer. Sie besitzen keinen oder einen hohlliegenden gespundeten Fußboden. Tenne und Bansen der alten Scheunen waren im allgemeinen kleiner als ihre heutigen Vertreter. Eine Scheune in diesen Ausmaßen, die bereits auf das stattliche Alter von 339 Jahren zurückblickte, war noch 1921 in Dörfel Nr. 62 zu sehen; sie hätte noch lange ihrem Zwecke gedient, wenn sie nicht einer Brandlegung zum Opfer gefallen wäre. Das Dachgebälk ist meist genau so wie beim Wohnhause konstruiert; auch sind ähnliche Namen für den Bodenraum vorhanden, dessen Ausnützung durch eine horizontale Bretterschicht beim Dachansatze ermöglicht wird. Dieser Raum heißt entweder „Boden" i. e. S. oder er wird durch Präpositionalausdrücke wie „ofn Bolkn", „ubn druf" (Karolinthal) bezeichnet[25]).

18) LA. Stadtbuch A. 28b, 43b.
19) LA. Edda. 12a.
20) StA. Rechnungsbuch II 408a.
21) StA. Ratsprotokolle 1711, 29. 10.
22) Tenne. Mhd. tenne, ahd. tenni. In den Reichenauer Glossen als vulgärlat. danea. Daneben kommt nach Knothe, Wb. d. nordböhm. Ma. in „Das Riesengeb. i. W. u. B." 17, 73 die Bezeichnung „Tral" oder „Trade" vor. Es ist kaum wie Knothe annimmt zu französ. l' estrade zu stellen, ebensowenig auf ein ma. of dr art zurückzuführen, sondern gehört wohl zu dem Zeitwort „treten". Ob dieser Name im Hinblick auf die Herstellung des Lehmestrichs oder in Erinnerung an eine alte Art des Dreschens gewählt wurde, läßt sich nicht entscheiden. Sicher ist, daß „Tral" auch den gedielten Fußboden bezeichnet. Nach Bancalari, Mitt. d. Anthrop. Ges. Wien XXVIII 44 heißt im Pongau der mit Baumstämmen belegte Fußboden „Tret". Im bayrischen Oberlande wird der Platz vor der Sennhütte so genannt.
23) StA. Rechnungsbuch II 408a.
24) „Bansen", nach DWB. 1, 1119 den obd. Sprachen fremd, die Barn dafür sagen; nach Bancalari, Mitt. Anthr. Ges. Wien XXVIII 167 in Norddeutschland, Thüringen, Nordböhmen, Mähren und Schlesien bekannt. Seit dem 15. Jahrhundert nachweisbar (in Friedland seit 1589 [StA. Rechnungsbuch II 408a] belegt). Gewöhnlich wird neben den Entsprechungen in anderen germ. Ma., die „Viehstand" bezeichnen, got. bansts ἀποθήκη dazu gestellt.
25) Solche Fügungen sind in der Ma. zur Bezeichnung von Hausteilen beliebt:
„vorn Ufn" = Vorhaus, of a Hojnbändern) Oberbühnel
„of der Stub" = Kammer im Obergeschoß of a Kahlbolkn)
„ofm Stol" = " "
Die pars pro toto, die hier vorliegt, kehrt wieder in Ausdrücken wie:
„Boden") = Dachraum „Gewölbe") = Raum mit gewölbter Decke.
„Estrich") „Kammer")

Auch das Brechhaus, dem heute bei dem Schwinden des Flachsbaues keine Bedeutung mehr zukommt, zeigt wenig bauliche Eigenart. Erwähnt sei nur, daß man diesen gefährlichen Herd zahlreicher Brände nach alter Erfahrung außerhalb der Siedlung anlegte[26]), das Brechen im Privathause verbot und strenge auf die Einhaltung der Vorsichtsmaßregeln achtete[27]). Ob auch hier wie in Ostböhmen die Bezeichnungen für das Flachsbündel „Boße“ und „Tense“[28]) strichweise wechseln, konnte nicht festgestellt werden.

Brunnen.

Die Nähe des Wassers war für die Anlage des germanischen Hauses von ausschlaggebender Bedeutung[29]). Auch heute noch spricht sie bei der Wahl der Baustätte ein entscheidendes Wort. Die einfachste Wasserversorgung bietet ein in der Nähe des Hauses vorbeifließendes Wässerlein, das in Gebirgsgegenden noch heute oft diesem Zwecke dient. So entnimmt z. B. das Haus Weißbach Nr. 160 sein Wasser dem unweit vorbeifließenden Hemmfloß. Man hat hier weder das Wasser eingefaßt, noch ein Sammelbecken aufgestellt; ein paar Steine, die den Zugang zum Wasser erleichtern und eine kleine Vertiefung in der Sohle des Bächleins genügen, um die sog. „Schepp“ zu schaffen, welche der Wasserentnahme dient. Wollte man ein übriges tun, so wurde das Wasser des Gebirgsbaches oder der Quelle durch eine Holzröhrenleitung in größere Nähe des Hauses geführt, wo es, meist vor den Fenstern der Giebelseite, in einem Holztroge gesammelt wird. Dies ist nur in gebirgigen Landschaften möglich. So findet man im oberen Teile von Lusdorf fast ausschließlich Wassertröge, während das Niederdorf die später erwähnten Arten der Wasserversorgung zeigt. Im unteren Wittigtal finden sich Wassertröge nur ganz selten. So stehen in den Gehöften Nr. 23 (urkundlich genannt seit 1800) und Nr. 24 von Tschernhausen steinerne Tröge, in die das Wasser aus dem ehemaligen „Stangenborn“ geleitet wird.

Die Wassertröge waren meist aus Holz. Schon 1584 wird ein „trogk“ erwähnt, aus dem man mit Hilfe des gleichzeitig genannten „Zubers“ und „Wasserkandls“ das Wasser entnahm[30]). Bevorzugt wurden Tröge, die aus einem einzigen Stamm hergestellt waren. So wurde 1607 „ein Klotz“ um 12 Groschen gekauft, den der Zimmermann unter Zuhilfenahme von Feuer und Stemmeisen um 10 Groschen zu einem Troge aushöhlte[31]). Besonders Kiefernholz war wegen seiner Dauerhaftigkeit für diese Zwecke gesucht; im Jahre 1671 wurden „2 große Kiefern umgehauen“, davon „die eine zu einem Wassertrogk verbraucht“ wurde[32]). Im Verlaufe des vorigen Jahrhunderts haben beim heimischen Bauernhause auch steinerne Tröge nach dem Vorbilde der herrschaftlichen Meierhöfe Aufnahme gefunden, die bereits zu Beginn des 18. Jahrhunderts mit steinernen Wasser- und Brühetrögen ausgestattet waren[33]). Vereinzelt kamen sie bereits 100 Jahre früher vor; als die Stadt Friedland 1603 dem Walen Markus Spatz den Bau eines neuen Malzhauses übertrug, fertigte dieser steinerne „Bütten“ an und verwendete zum Kitten ein Gemisch von Asche, Ziegelmehl, Eiern, Sand und Feilspänen[34]).

26) Nach den leges Baiuwariorum müssen balnearius, pistoria und coquina auf freiem Felde (per se) aufgeführt werden. MGLL. 3, 307.
27) Polizeistatut von 1597 § 14; StA. Jahrdingsartikel 1692 § 73.
28) „Boße“ ist obd. Ursprungs, mhd. bôze, ahd. bôzo. Im Riesengeb. gebräuchlich. „Tense“ stammt aus dem Ndd. As. dîsena, mnd. disene = Flachsbündel (Schiller-Lübben 1, 526) wird über ein erschlossenes nhd. *Tinsen zu ma. Tensen. Im Braunauer Ländchen verbreitet. Vgl. Schier Br., a. a. O. S. 49.
29) Tacitus, Germania cap. 16.
30) StA. Rechnungsbuch II 158a.
31) StA. Ebda. III 354a.
32) StA. Ebda. VI 50a.
33) AP. Wirtschaftsberichte 1737, 7. 12.
34) Helbig J., Coll. I 246.

Die oberirdisch und unbedeckt verlaufenden Kieferröhren der Wasserleitung münden nicht wie im Riesengebirge in das Wasserhäuschen am Ende des Hausflurs, sondern in ein selbständiges „Bornhäusl", das in der Nähe des Gebäudes über der Stelle, die zur Wasserentnahme am geeignetsten schien, errichtet wurde. Es besteht in einem oft kaum meterhohen Holz- oder Steinkasten, der mit einem schützenden Dache versehen und vereinzelt zur Aufnahme von Milch- und Buttervorräten verwendet wird. Am bekanntesten war wohl das Friedländer Brunnenhäuschen (Brunnengasse) mit seinem mächtigen Schindelwalmdach, das 1910 entfernt wurde.

Außer den lebenden Quellen wurden frühzeitig Schachtbrunnen zur Wasserversorgung herangezogen. Neben den zwei „Rohrkästen", die zur Sammlung des Wassers vom Taschenberge dienten (s. o.), besaß der Friedländer Ring im 16. Jahrhundert einen Ziehbrunnen, zu dem 1561 ein zweiter hinzukam. Der Brunnenschacht war in beiden Fällen mit Steinen und Ziegeln ausgesetzt. Am Brunnenrand war das „Steinpflaster verhöhet"[35]) und von einer Holzbrüstung überragt. Außerdem besaß der Friedländer Pfarrhof seit 1568 einen „Born", der sorgfältig ausgemauert war[36]); alle übrigen Bürger dürften sich bei den Schwierigkeiten, die das Graben der Brunnen mit sich führte[37]), an die öffentlichen Rohrkästen gehalten haben. Das eigentliche Verbreitungsgebiet der Schachtbrunnen sind die grundwasserreichen Niederungen des unteren Wittigtales. Nach der Art der Wasserentnahme teilt man sie in Schöpf- und Ziehbrunnen ein. Bei der ersten Art, welche die „zween börner auf dem margkte" darstellen[38]), bildet das Hauptstück der „Bornschwengel"[39]), der von einer Säule getragen wird und an seinem hochragenden Ende mit Seil und Zuber ausgestattet ist[40]). Er wird nach seinem wichtigsten Bestandteil auch „Stangenborn" genannt[40a]) und hat in Tschernhausen einen kennzeichnenden Vertreter gefunden. Dagegen ist in die Brüstung des „Ziehebrunnens" eine Winde eingebaut, auf der mit Strick und Kübel das Wasser aus der Tiefe geholt wurde[41]). Nur diese Brunnenart hat sich bis heute erhalten, soweit sie nicht durch die moderne Pumpe ersetzt wurde.

Vorbauten. Einen starken Einfluß auf das Äußere des heimischen Hauses üben die Vorbauten aus, unter denen im Folgenden alle jene betretbaren Bauteile des Hauses verstanden seien, die über die Umfassungswände des Hauptgebäudes hinausragen. Der Plan zu ihrer Ausführung kann gleichzeitig mit dem Entwurfe zum gesamten Hausbaue gefaßt worden sein oder er ist später hinzugekommen. In den meisten Fällen ist die Entscheidung darüber aus dem Grade der organischen Verbundenheit von Haus und Vorbau leicht zu fällen. Die Fülle und Mannigfaltigkeit der vorhandenen Vorbauten hängt von der Gestalt des umgebenden Geländes ab. In den gebirgigen Teilen des Bezirkes, wo die Beweglichkeit des Bodens einen größeren Einbau nicht aufkommen läßt, muß sich der Bauherr mit einem Häuschen von kleinem Grundriß zufrieden geben. Da hier der Erdgeschoßbau durch den verwendeten Baustoff bedingt wird, sucht man den Innenraum des Hauses durch eine reiche Gliederung des Grundrisses zu vergrößern. So tragen die Häuser an den Traufenseiten nicht selten „Erker", „Flügelbau" und „Ganoffe" und an der hinteren Giebelseite einen Schuppen mit Pultdach. Zu diesen Forderungen des Bodens kommt

35) StA. Rechnungsbuch I 110a.
36) StA. Ebda. II 259a.
37) AP. Wirtschaftsberichte 1734, 6. 1.
38) StA. Rechnungsbuch II 413a.
39) StA. Ebda. I 322b, ad 1570.
40) StA. Ebda. III 118a, ad 1603.
40a) StA. Reichenberg. Rechnungsbuch I, ad 1566.
41) StA. Ebda. III 103a, ad 1603.

noch das sprunghafte Wachsen der industriereichen Gebirgssiedlungen, wo man neue Unterkunftsmöglichkeiten durch Ankleben neuer Wohnteile an die bestehenden Häuser schuf. Dagegen bildete im nördlichen Teile des Bezirkes der Boden kein Hindernis für die Anlage von Häusern mit großem Grundriß. Die hier übliche Spickwand kam auch dem Bestreben, ein Stockwerk aufzusetzen, mehr entgegen als der Blockbau; das Agrardorf ist seit frühen Zeiten ausgebaut, der Zuzug an Menschen ist daher gering. Alle diese Gründe tragen dazu bei, daß die vorherrschende Erscheinung des Tieflandhauses ein wuchtiger Einbau ist, dessen Grundriß völlig ungegliedert bleibt.

Die im Bezirke vorhandenen Vorbauten lassen sich in unbewohnbare, die vor allem dem Witterungsschutze dienen, und bewohnbare gliedern, deren Inneres einer zweiten Stube gleicht. Die ältesten und einfachsten Vorbauten sind Bretterverschläge, die den Zweck haben, den Zugang zu verschiedenen Hausteilen unter dem Dache zu ermöglichen oder die Hauswand und -türe vor Witterungseinflüssen zu schützen. Zu den Vorbauten der ersten Art gehören die „Ganoffen" (oberes Wittigtal bis Raspenau) oder „Obseiten" (unteres Wittigtal z. B. Dörfel Nr. 62). Sie bestehen in Bretterverschlägen an der Hintertüre des Hauses, die häufig den Zugang zu den Aborten ermöglichen, sonst aber zur Aufbewahrung von Acker- und Hausgeräten verwendet werden. Die zweite Art findet ihre schönste Ausprägung in Klein-Iser, wo sie die Aufgabe hat, den Hauseingang zur Winterzeit schneefrei zu halten. In wenigen Fällen nimmt sie hier die für die Bauden des Riesengebirges typischen Formen des nordischen Framhauses an, das zwei Drittel der vorderen Traufenseite des Hauses umsäumt, häufig die hintere Giebelseite umfängt und in den Vorbau der Rückseite einmündet. Dieser strenge, ganz auf den Witterungsschutz eingestellte Typus findet sich selbst in Klein-Iser nur selten, wo die hüllende Bretterlaube durch zahlreiche Fensteröffnungen aufgelöst wird.

Am häufigsten ist in den gebirgigen Teilen des Bezirkes das sog. „Sommerhäuschen" zu finden, das in einer eigentümlichen Verkennung seines ursprünglichen Zweckes — Schutz der Türe gegen Schneemassen — diesen Namen führt. Früher wurde es treffender „Vorhäusl" genannt, denn zweifellos bezieht sich die Erwähnung des Stadtrechnungsbuches zum Jahre 1670 auf einen Vertreter dieser alten Einrichtung[42]). Das „Sommerhäuschen" ist ein kleiner Vorbau vor der Haustüre, der entweder schmucklos, ohne Fenster und Lichtöffnung, aus Brettern zusammengeschlagen oder mit einem vorkragenden Dächlein, verzierten Eckſäulen und Glasfenstern ausgestattet wurde. Man darf annehmen, daß diese beliebte Baugewohnheit des Mittelalters sich auch an zahlreichen Bürgerhäusern unserer Städte fand und dem Straßenbilde einen abwechslungsvollen und malerischen Charakter lieh.

Der Laube und dem Vorhäuschen des Erdgeschosses entspricht die „Pawlatsch, Poblatsch oder Ploblatsch" des ersten Stockes. Aus dem tschechischen Worte darf nicht auf fremde Herkunft dieser Einrichtung geschlossen werden[43]), die bereits 1585 unter dem deutschen Namen „Umbgang" genannt wird[44]). Sie dürfte ein Nachkomme des in fränkischer Zeit wohl belegten solarium sein und trägt in ostböhmischen Mundarten diesen Namen bis heute[45]). Bei dem Umb-

42) Seit dem MA. nachweisbar: Heyne, DHA. 1, 208. Lauffer, Archiv f. Gesch. u. Kunst Frankfurts, 3. Flg., X. Bd., 1910, S. 270. StA. Rechnungsbuch VI 21a: „An dem Vorhäusl im Weinkeller die bretter mit newen nageln angeschlagen".

43) Aus tsch. pavlač. Sehr verbreitetes Lehnwort im Deutschen s. Schmeller², 1, 778; DWB. 3, 199; Zs. f. dt. Alt. 2, 245, 247; 3, 502; Weinhold, Beitr. 11. Nach Kott 2, 513. P. na onější straně stavení k některému poschodí přistavěná chodba, která jen na krakorcích leží. Krakolec ist aber nach Jungmann, Slovnik 2, 162, Lehnwort aus nhd. „Kragholz". DWB. 5, 1963. Also kann die Sache nicht aus dem Tsch. entlehnt sein. Vgl. dazu auch Lippert, Das dt. Mittelgebirgshaus, S. 15.

44) StA. Rechnungsbuch II 217b.

45) Quellennachweise bei Heyne, DHA. 1, 80. „Sol" im Tal der kleinen Elbe gebräuchlich: Br. Schier, a. a. O. 50.

gang von 1585 geben die vorspringenden Deckbalken das Gerüst ab, welches mit Brettern verschlagen wird[46]). Noch heute wird die Mehrzahl der „Poblatschen", die vor allem im Rasnitztale (besonders Rückersdorf)[47]) Verbreitung gefunden haben, in dieser Weise hergestellt. In Schönwald Nr. 133 wird die mit Brettern verschlagene Brüstung von 10 verzierten Säulen überragt, die oben durch bogenartig ausgeschnittene Bretter mit einander verbunden sind. In halber Höhe der Brüstung sind zwei Baumzwieseln angebracht, auf denen die lange Feuerleiter und der Feuerhaken ruhen. In reicher Weise ist mit den typisch Rückersdorfer Zierformen die Poblatsch des Hauses Rückersdorf Nr. 18 geschmückt; die 6 Säulen sind mit Bögen in der Art des Umgebindes gekrönt.

Während der Umgang am Hofgebäude der Bürgerbauten des Mittelalters eine vielseitige Verwendung als Arbeits- und Ruheplatz fand[48]), dient er beim heutigen Bauernhause nur mehr als Trockengerüst für Wäsche, Obst und Feldfrüchte oder als Aufbewahrungsort für Brennholz und Hausgeräte; daher ist er in stetem Rückgange begriffen[49]). Die reichste Entfaltung erfuhr der Umgang an den Türmen unserer Kirchen und Rathäuser, denen diese Eigenart des Holzbaues eine fesselnde Umrißlinie leiht. Besondere Sorgfalt wurde dem „Umbgang am Saigerthurm" des Friedländer Rathauses gewidmet[50]), zu dessen Herstellung man bereits 1586 aus Waltersdorf bei Zittau 32 Bodenplatten, 8 Gesimsstücke, 8 Eckstücke und 28 Säulchen bestellt hatte. Von dieser Stelle wurden oft wichtige Beschlüsse des Rates bekanntgegeben oder mit Musik der Beginn froher Feste verkündet, wovon Springsholz (vor 1797) folgendes berichtet: „Der Hauptturm mit Uhr war mit einer Galerie versehen, auf welcher wir, nämlich Josef Alexius Springsholz, damals Organist, Gottfried und Anton Vielkind, Franz Leubner, Josef Schicketanz, Anton Schäfer, Gottfried Richter usw. am 1. Mai, Ostern und Pfingsten früh mit Posaunen, Trompeten, Hörnern und Pauken Morgenlieder spielten"[51]).

Erwecken die geschilderten Vorbauten des Bauernhauses in ihrer flüchtigen Bauart den Eindruck nebensächlicher Zutaten, so wirken die bewohnbaren Vorbauten bestimmend auf den äußeren Charakter des Hauses ein. Sie haben ein wichtiges baugeschichtliches Ereignis zur Voraussetzung, das man treffend die „Firstschwenkung des Hauses" genannt hat[52]). Unsere Bauern- und Bürgerhäuser wendeten vorwiegend den Giebel der Straße zu; von dieser Regel machten nur das Rathaus auf freiem Platze, die Eckhäuser unserer Städte und die Ausgedingerhäuschen geschlossener Bauernhöfe eine Ausnahme, die aber in der Unmöglichkeit einer anderen Stellung begründet ist. In diesem Brauche tritt ein Wandel ein, als der Renaissancegeschmack der Traufenfront gegenüber der Giebelseite den Vorzug gab, was in den größeren Städten der Umgebung (z. B. Dresden) schon in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts zum Ausdrucke kam[53]). In unseren Städten war die Wirkung der neuen Kunstströmung auf die Verlegung der Hausachse nicht allzu groß, zumal da man die alte Gebäudelage unter Einführung von Blendgiebeln im Renaissancestil beibehielt. Doch auch in den wenigen Fällen der durchgeführten Giebelschwenkung konnte man sich von dem gewohnten Anblick des Spitzgiebels nicht trennen; daher wurde er in der Form des Zwerchhäuschens auf die Traufenfront des Daches aufgesetzt. Durch Übertragung dieser Entwicklung auf das volkstümliche Haus, die wohl erst

46) StA. Rechnungsbuch II 217b: Bretknagel zum Rüsten am Umbgange.
47) Schönwald Nr. 133, Rückersdorf Nr 18, 39, 129, 255 u. a.
48) Vgl. Heyne, DHA. 1, 222.
49) In obstreichen Gegenden ist seine Zukunft mehr gesichert (Lippert J., D. dt. Mittelgebirgshaus, S. 10).
50) StA. Rathausrechnung 1660, 3. 9.
51) StA. Springsholz' Nachlaß.
52) Lauffer, Das dt. Haus S. 116; Derf., Archiv a. a. O. S. 265.
53) Dietrich W., Beiträge zur Entwicklung des bürgerlichen Wohnhauses in Sachsen (1904) S. 2.

nach 1700 erfolgte[54]), sind die Voraussetzungen für die mannigfaltigen Gestaltungen des Flügelbaus, Erkers und der Kreuzstube gegeben.

Wie erwähnt, war die Raumnot in dem Gebirgshause von kleinem Grundriß der zwingende Grund zur Herstellung von Vorbauten. Als in Klein-Iser die Glaserzeugung blühte (um 1870), wohnten in der einzigen Stube und Kammer des Hauses Nr. 3 nicht weniger als „5 Portn" mit 18 Kindern. Es lebten fast 30 Personen in den zwei Räumen, die heute eine einzige alte Frau bewohnt. Trat dieser Fall der Überfüllung ein, so wurde ein sog. „Flügelbau" (Weißbach Nr. 160) an der Hinterseite des Hauses an den Stubenstock angebaut. Auch an Erdgeschoßhäuser fügte man einen einstöckigen Anbau, der die Firstlinie des Daches nicht selten um 1—1·5 m überragte. Diese Art, Wohnraum zu schaffen, ist alt; schon 1733 verpflichtet sich ein Käufer, seinem Partner „ein Stübel an das Haus zu bauen"[55]). Aus einer späteren Urkunde des Ringenhainer Schöppenbuches geht hervor, daß der Flügelbau vollen Ersatz für das fehlende Ausgedinghaus[56]) bot: „Das angebaute Stübel und Kammer zur Lagerstadt frey mit Holtz und Spänen zu halten"[57]). Das „Stübel" im Erdgeschoß, das von der Wohnstube oder vom Vorhaus betreten werden konnte, war demnach mit einem Ofen versehen und die Bezeichnung mit „Stübel" oder „Stubstübel" (Weißbach Nr. 160) ist durchaus gerechtfertigt. Im ersten Stock des Flügelbaues befindet sich die ofenlose Schlafkammer. Häufig ist der Flügelbau nur eingeschossig; auch seine Breiten- und Längenausmaße pflegen dann kleiner zu sein. Hält sich die Vorderseite des einstöckigen Flügelbaues meist in gleicher Höhe mit der Giebelfront des Hauses, so läßt dieser kleinere Anbau das Eckfenster des Hauses meist noch ins Freie münden (Dittersbach Nr. 39). Bei anderen „Stübeln" dieser Art (Lusdorf Nr. 55) liegt der Fußboden 1 m und mehr über dem Boden der Stube; sie sind meist über dem Hauskeller errichtet. Auch dies ist eine alte Anordnung, denn schon 1752 wird auf einem Keller ein „Stiebel" für 2 Personen gebaut[58]).

Die bewohnbaren Vorbauten an der vorderen Traufenseite des Hauses sind „Erker" und Kreuzstube. Der Erker des Bauernhauses hat die Entwicklung des Erkers am Stadthause zur Voraussetzung. Hier wird ein „Erker"[59]) verhältnismäßig spät im Jahre 1608 genannt[60]); ob er sich hier wie in Ostböhmen allmählich aus den propugnacula der Stadtmauer entwickelt hat[61]) oder von einem fremden Baumeister eingeführt wurde, muß dahingestellt bleiben. Sicher ist, daß er am Stadthause frühzeitig große Beliebtheit erlangte und sich teilweise bis heute erhalten hat (Neustadt, Lusdorfer Straße). Der Erker ruht entweder allein auf den vorkragenden Deckbalken auf oder er wird an den beiden äußersten Enden noch durch zwei Säulen gestützt. Dadurch kommt ein eigenartiger Vorbau zustande, der die Vorteile des Erkers und der Laube in

54) Über die ähnliche Entwicklung auf ostböhm. Boden, Br. Schier, a. a. O. 50.
55) GA. Hermsdorf. Schöppenbuch, Fol. 65.
56) „Kleine Chronik" des H. Ferd. Richter, Engelsdorf N. 98 S. 30 [Nr. 70], welcher das angebaute Stiebel bewohnte.
57) GA. Ringenhain. Schöppenbuch 1745, Fol. 25.
58) GA. Ringenhain. Schöppenbuch 1752, 12. 11.
59) Der Erker im heutigen Sinne ist ein Kind der spätgotischen Periode (Dehio, Geschichte d. dt. Kunst 2, 343). Er ist eine Einführung von der wehrhaften Burg; die Nachbildung des propugnaculums an dem Bürgerhause wird zunächst in den Dienst dekorativer Bestrebungen gestellt, ähnlich wie die Chörlein der obd. Bürgerhäuser, die dem Chorabschluß der Kirchen nachgeahmt wurden (vgl. Essenwein, Der dt. Wohnbau S. 165, 208 ff). Die Herkunft des Wortes Erker ist strittig. Es wird zu dem mlat. Plural arcora von arcus gestellt (vgl. Du Cange I 372c) (Heyne, DHA. 1, 349 u. a.) oder zu nordfranz. arquiere (mlat. arcuarium) „Schützenstand" (Kluge[9] 116). Sicher ist, daß mhd. ärker, erker noch propugnaculum bedeutet (Lexer 1, 92), ebenso noch die Belege bei Schmeller[2] 1, 419, ad 1385, 1419, 1445. Doch bei Dasypodius (1537) Lat.-dt. Wb. 187 erker = ein fürgehenkt gebew, daraus man schawet.
60) StA. Rechnungsbuch III 403a.
61) Der in Anm. 59 angedeutete Bedeutungswandel, der sich im innerdeutschen Sprachgebiet um 1500 vollzogen haben muß, geht zur Zeit Simon Hüttels in Trautenau vor sich. Bei Hüttel a. a. O. 124, ad 1550 ist „auslading = propugnaculum" (Von Hruschka ebda. 382 falsch glossiert). Ebda. 231 „arche" = propugnaculum. Ebda. 170 ad 1563 erker = Erker. Hier werden bereits für verschiedene Sachen verschiedene Worte verwendet.

Flügelbau in Rückersdorf Nr. 214. G. Plischke.

Kreuzstube in Weigsdorf. G. Wurbs.

sich vereint. Erker und Kreuzstube[62]), typische Merkmale des ostdeutschen Hauses, finden sich vor allem an dem Hause des Handwerkers und Häuslers der Gebirgsgegenden. Bereits in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts tritt der Kreuzbau am ländlichen Hause auf; ein den Akten über den Grenzstreit Friedland-Hartmannsdorf beigefügter Plan zeigt das Haus des Wünschendorfer Bauern Heinrich Mannich mit Kreuzstube ausgestattet[63]). Seit 1800 haben Erker und Kreuzstube aus den geschilderten Gründen immer mehr Anklang gefunden, ihre Verwendung ist aber seit den letzten 50 Jahren wieder in langsamem Rückgange begriffen. Das fruchtbarste Verbreitungsgebiet der bewohnbaren Vorbauten ist das obere Wittigtal. Hier kommen oft gleichzeitig Flügelbau und Erker vor, die an Höhe und Ausdehnung nicht selten den schmächtigen Körper des Hauses übertreffen, so daß man mit Recht von einer Überwucherung des Gebäudes durch Anbauten und spätere Zutaten sprechen könnte. Bewundernswert bleibt dabei die Kunst, mit der der schlichte Dorfzimmermann die schwierigsten Dachverschneidungen, Eckverbindungen und Übergänge herzustellen vermochte und damit einen Höhepunkt der ländlichen Bautechnik erreichte.

Dem städtischen Erker, aus welchem der ländliche Erker und seine Weiterbildung, die Kreuzstube, hervorgingen, läßt sich die Laube gegenüberstellen, d. i. „die Auflösung des Erdgeschosses in einen Bogengang“[64]). In Wahrheit dürfte diese beliebte Baugewohnheit unserer Städte dem umgekehrten Vorgang ihre Entstehung verdanken: Der erste Stock wurde über ursprüngliches Straßengebiet herübergezogen und mit Säulen gestützt; sie erlebte also eine ähnliche Entwicklung, die nachweisbar das Kreuzhaus aus dem Erker erstehen ließ. Wie der schützende Überhang des Kreuzhauses noch heute zur Aufstellung von Bänken und Tischen benutzt wird, so mag die Laube dem Bedürfnisse ihren Ursprung verdanken, den nach mittelalterlicher Art im Freien tätigen Handwerkern und Händlern einen geschützten Arbeitsplatz zu verschaffen[65]). Auch der durch die Erweiterung des Obergeschosses erfolgte, aber stillschweigend geduldete Übergriff des Privathauses auf Stadteigen entspricht ganz mittelalterlicher Gewohnheit. Neben den zahlreichen Verordnungen anderer Städte über allzuweites Vorkragen des Überhanges, der Erker, der Schutzdächlein über Türen und Fenstern[66]) sei für Friedland auf das kecke Hineinragen des sog. „Redernschen“ Hauses[67]) in den Marktplatz und auf die Gewohnheit der Bürger hingewiesen, den Dünger ihrer Ställe auf Straßen und Plätzen abzulagern und Schweinen und Enten die Bewegung daselbst nicht zu verwehren[68]). Vielleicht ist die seltsame Verordnung des Rates vom Jahre 1708, die den Bürgern auftrug, die „Schlagbrettl“ ihrer Taubenschläge abzuschaffen, in ähnlicher Weise zu erklären[69]). Wann die Lauben am heimischen Stadthause zuerst auftauchen, läßt sich aus den Quellen nicht feststellen; in Prag waren sie bereits zu Beginn des 14. Jahrhunderts eine gewohnte Erscheinung geworden[70]), in Trautenau werden Holzlauben zuerst 1360 genannt; die Einführung von steinernen Lauben erfolgt hier um die Mitte des 16. Jahrhunderts durch reichsdeutsche Meister[71]). In Friedland mag eine ähnliche Entwicklung vorliegen. Gegenwärtig neigt man dazu, im ostdeutschen Lauben-

62) Das ist der fachmännische Ausdruck; im Volksmunde wird sie als „Porstübl“ oder „Vorlejbe“ bezeichnet (Knothe, 23, 1). Die Kreuzstube tritt z. B. auch in Ostpreußen auf. Mielke, Das dt. Dorf, S. 58.
63) StA. Grenzen 1737, 31. 10.
64) Dehio, Gesch. d. dt. Kunst 2, 327. Vgl. Lauffer, Dt. Haus 105. Heyne, DHA. I 307.
65) Vgl. für diese Frage die höchst aufschlußreiche Stelle aus dem Prager Stadtrecht von 1331 (Rößler, Dt. Rechtsdenkmale aus Böhmen I, S. 21).
66) Vgl. Ebda. S. 21.
67) Für den sagenhaften Zusammenhang dieses Hauses mit der Redernschen Familie finden sich in den Quellen keine Belege.
68) StA. Polizeistatut von 1597, § 15.
69) StA. Ratsprotokolle 1708 Nov.
70) Vgl. Anm. 65, 66.
71) Vgl. Lippert J., Hausbaustudien S. 30. Vgl. die wertvolle Stelle bei Simon Hüttel, a. a. O. S. 170, ad 1563, 22. Okt.

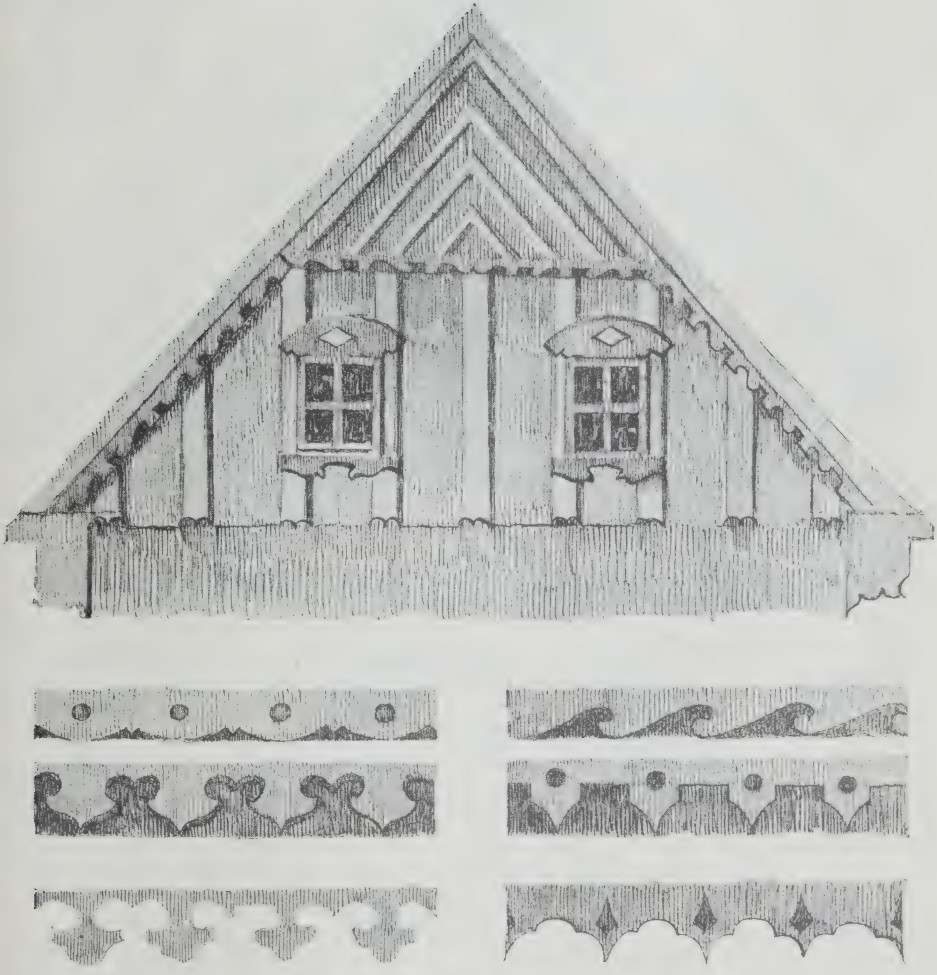
hause einen Abkömmling des ostgermanischen Vorhallenhauses zu sehen; doch ließen sich bisher im weiteren Umkreise keine volkstümlichen Häuser mit Giebellaube feststellen. Außerdem ist es bisher nicht gelungen, die Vermittlung der ostgermanischen Vorhalle von den vor 500 abgewanderten Ostgermanen zu den um 1200 einrückenden deutschen Siedlern über die Slawen oder zurückgebliebene Germanenreste begreiflich zu machen. Schließlich ist das heimische Haus trotz seiner Giebellaube stets ein Querdielenhaus geblieben, das seine eigentliche Haustüre an der Traufenseite besitzt, zu der von der Laube her ein gedeckter oder offener Gang führt.

Gehöftform. Im Zusammenhange mit Wirtschaftsgebäuden und Vorbauten ist der Gehöftanlage zu gedenken, die jedoch zu besonderen Bemerkungen wenig Anlaß gibt. Im gebirgigen Teile des Bezirkes herrscht durchwegs der Einbau, welcher Menschen, Tiere, Geräte und Vorräte unter einem Dache vereint. Durch diese Beobachtung verführt, hat man wohl von dem „Sachsenbau" unseres Hauses gesprochen[72]); von einer Verwandtschaft mit dem niedersächsischen Hause, das sich durch Größe, Bauart und Geschichte von dem heimischen scheidet[73]), kann jedoch nicht im entferntesten die Rede sein. Die weite Verbreitung unseres Einbaues ist durch die Bodengestaltung und die Vorherrschaft kleiner Anwesen bedingt. Kennzeichnend für unser Haus als einen Vertreter des mitteldeutschen Bautypus ist die unlösliche Verbindung von Wohn- und Stallräumen unter einem Dach und die freie Beweglichkeit aller übrigen Bestandteile. Die Scheune ordnet sich zur Ersparung von Geldmitteln bei Gärtnerhäuschen mit Vorliebe in der Verlängerung der Hauptachse des Gebäudes an; die sekundäre Zusammensetzung dieser Bauten ist nicht selten an der gebrochenen First- und Frontlinie zu erkennen.

Sobald es Vermögens- und Bodenverhältnisse gestatten, werden Scheune und Geräteschuppen als selbständige Gebäude errichtet. Die Anordnung in der Dorfzeile oder Gründe der Raumersparnis führen dann zur Entwicklung von Haken- und Parallelhöfen, von Hufeisen- und Gevierthöfen. Die letzte Gehöftform, die man nach ihrem ersten Beobachtungsort die fränkische genannt hat, ist nur in zwei reinen Ausprägungen im Bezirke vorhanden (Rückersdorf Nr. 37, 29), wenn man von den herrschaftlichen Meierhöfen absieht. Wir müssen daher für unser Gebiet einen Mangel an fränkischen Gehöftformen feststellen, der auch für Ostböhmen beobachtet wurde[74]).

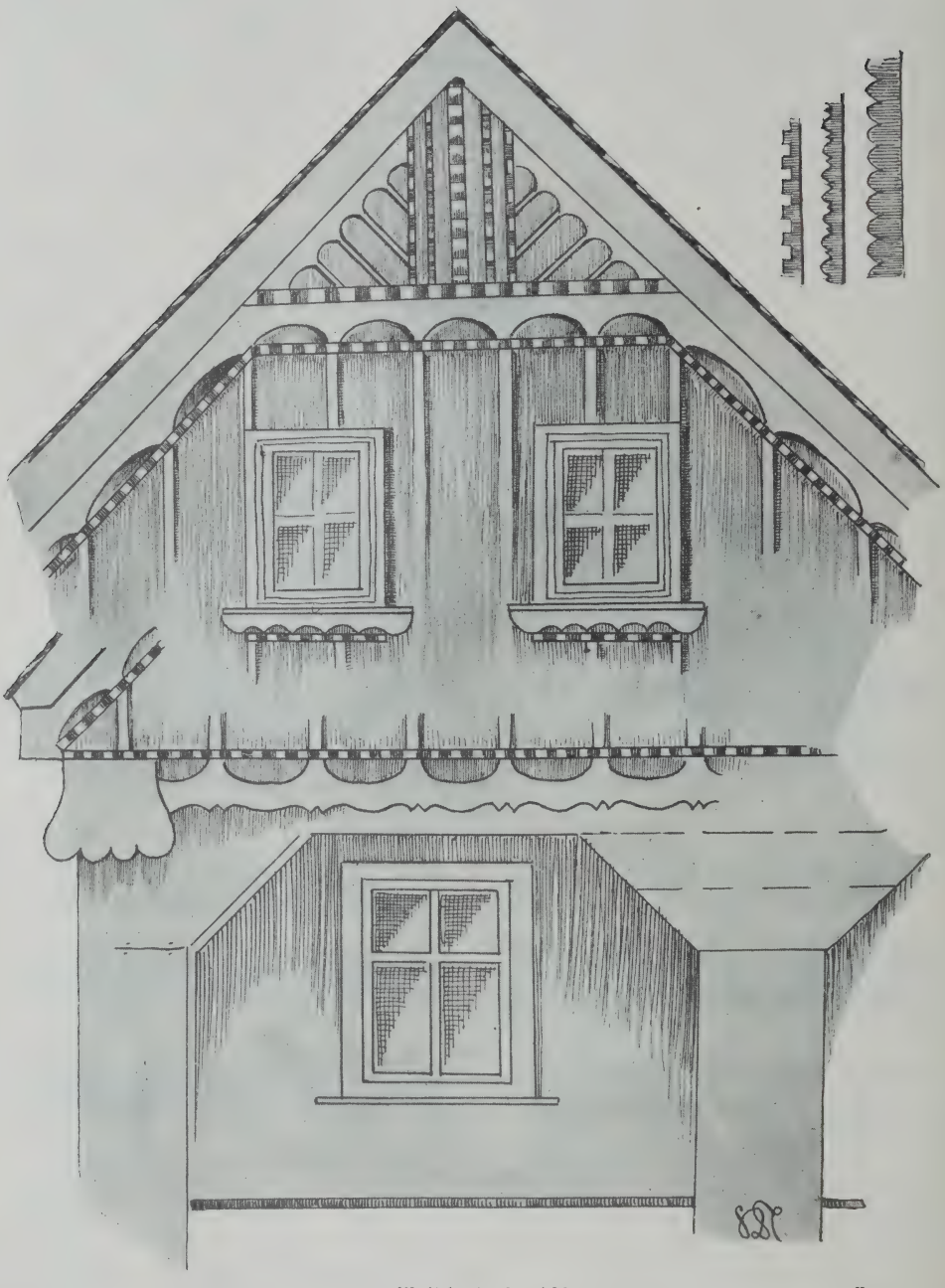
Von der Gehöftform ist die Stellung des Hauses abhängig. Bei Geviert- und Hufeisenhöfen wendet das Wohngebäude nach altem Brauche die Giebelseite dem Dorfwege zu. Dabei bildet die Eigenart einiger Bauernhäuser des Rasnitztales, die den hinteren Giebel dem Dorfbache zukehren, nach den obigen Ausführungen[75]) keine Ausnahme dieser Regel. Haken- und Einbauhöfe sind meist durch Traufenstellung gekennzeichnet, bei welcher die Längsachse des Gebäudes parallel zum Dorfwege verläuft. Dieser Anordnung dient die Längsstellung der Auenhäuschen zum Vorbilde, welche durch die starke Überschwemmungsgefahr des Dorfbaches bedingt ist. Konnten Geviert- und Hufeisenhöfe wegen ihrer Stellung zum Dorfwege im Hauptgiebel ein Schmuckstück des Hauses sehen, das der Aufnahme von Zierrat harrte, so suchten die kleineren Gärtner- und Häuslerwohnungen mit Traufenstellung in der Aufnahme von Kreuzstuben, Erkern und Zwerchgiebeln einen Ersatz.

72) Österr. ung. Monarchie, Bd. Böhmen, S. 512; Hübler, Jb. d. Jeschken-Isergeb.-Vereines 7, 50.
73) Auch für das Sachsenhaus nehmen einzelne Forscher eine in geschichtlicher Zeit erfolgte Vereinigung der Wirtschaftsräume unter einem Dache an (Stephani, a. a. O. 1, 337; vgl. Lauffer O., Deutsche Haus S. 20ff).
74) Schier Br., a. a. O. S. 48.
75) Heimatkunde II, S. 182f.



Rückersdorf

W. Fischer



Weißbach Nr. 169

K. Nowotny

Zierformen. Erker, Kreuzhaus und Laube treten in ihren schönsten Ausbildungen bereits deutlich aus dem Gedanken der reinen Zweckbestimmtheit heraus, der die Formengebung des volkstümlichen Hauses allgemein beherrscht. Hier liegen die Ansatzpunkte zu einer künstlerischen Gestaltung des Grundrisses und der Umrißlinie, die allein in der Erscheinung ihren Wert sucht. Doch sie bleiben meist ungenützt; dem ländlichen Bauherrn handelt es sich weniger um eine nach künstlerischen Rücksichten erfolgte Gestaltung des Gesamtbildes als um Befriedigung seines elementaren Schmuckbedürfnisses, das sich bei der Betätigung des naiven Kunstsinns einzustellen pflegt.

Es gehört zum Wesen der bäuerlichen Zierformen, sich den Umrißlinien des Hauses auf das engste anzuschmiegen; wenn die zunächst zu erwähnenden Schmuckstücke des volkstümlichen Hauses diese Regel durchbrechen, so verraten sie damit ihre fremde Herkunft. Wetterhahn, Glockenstuhl, Firstkreuz und Hauskapelle sind auch wirklich der kirchlichen Baukunst entlehnt. Der Wetterhahn hat von den Türmen unserer Kirchen seinen Ausgang genommen. Zuerst taucht er am Pfarrhause auf und wird bei dessen Neubau aus Eisen hergestellt[76]). Im Jahre 1565 wird auch der First der Schule mit einem „Wetterhähnlein" ausgestattet[77]) und 1602 wird ein „Wetterhan" auf den Niederen Torturm gesetzt[78]). Dachreiter dieser Art, deren Aufgabe es wohl war, die Richtung des Windes anzugeben, lassen sich beim heutigen Bauernhause nicht feststellen; auch fehlen die Anhaltspunkte dazu, sie für eine frühere Zeit zu vermuten; doch werden noch heute ähnliche Vorrichtungen von Kindern in der Form von Windrädchen an Zaunlatten, Giebelenden und anderen hervorstehenden Punkten gern angebracht.

Eine Einrichtung, die von kirchlichen Bauten übernommen und am Profanbau eine vielseitige Weiterbildung erfahren hat, ist der Glockenstuhl. Von altersher war der Besitz eines Glockenturms das besondere Vorrecht einzelner Häuser, die es mit Eifersucht hüteten. In Friedland war das Rathaus seit den frühesten Zeiten seines Bestandes mit einer Glocke ausgerüstet; mit der bis in das 17. Jahrhundert hinein vom Fronboten „zum Geschoß", d. h. zum Steuerzahlen geläutet wurde. Sie war im „Seygerthurm" aufgehängt und mit einer 30 Ellen langen Leine versehen. Im Jahre 1603 wurde der „Glöckelstuel" einer größeren Reparatur unterworfen[79]). Glockenstühle finden sich noch heute an Bauernhäusern des Bezirkes, vor allem auf einsam gelegenen Höfen oder beim Dorfkretscham. Sie erfüllen meist den Zweck, die Angehörigen des Hofes aus Wald oder Feld zum Essen heimzurufen. Die bekanntesten Türmchen dieser Art sind am Wittighaus und auf der Schule von Klein-Iser. Das Gehäuse, das die Glocke umfängt, kann mannigfache Formen annehmen. Meistens ist es wie beim Wittighause ein einfacher Turmhelm auf einer Zwiesel, zwischen deren Asten die Glocke schwingt.

Diese Hausglocke, die vielfach auch als Gemeindeglocke die Andächtigen zum Gebete ruft, bildet den Übergang zu den Heiligenbildern, -statuetten und Kreuzen, welche am Hause Aufnahme finden. So wird bereits 1562 von der Ausbesserung der Kreuze auf den beiden Türmen des Rathauses berichtet und der Neubau der Schule wird 1565 mit „zwey Kriuzen" geziert[80]). Noch 1666 werden dem Schlosser Christoph Hampel, „welcher auf die beiden Giebel des Hospitals zwey Kreutze" verfertigte, 1 Schock 30 Groschen verabreicht[81]). In allen Fällen mag es sich um

76) StA. Rechnungsbuch I 321 b, ad 1570.
77) StA. Ebda. I 249 a.
78) StA. Ebda. III 47 b.
79) StA. Ebda. III 100 a.
80) StA. Ebda. I 249 a.
81) StA. Ebda. V 408 b.

Kreuze handeln, die in der Art der heute üblichen Giebeltürmchen das Firstende zierten.

Seit dem Ende des 14. Jahrhunderts sind auf deutschem Boden Bildstöcke gebräuchlich, die in die Hauswand (zunächst des Steinhauses) eingelassen wurden[82]). Diese noch gegenwärtig in vielen Ortschaften weitverbreitete Sitte (Rückersdorf) ist für unser Gebiet seit 1600 nachzuweisen. Zum Jahre 1606 erfahren wir von umfänglichen Schlosserausgaben für die Befestigung eines „Stöckels" in der Wand des Hospitals, die mit Eisenbändern und Schloß erfolgte. Dahinter wurde eine „Taffel" mit unbekannter Darstellung und Aufschrift angebracht[83]).

Die Heiligenstatuetten, deren Verwendung der Dörfler ebenfalls von dem Städter gelernt hat, werden beim Bauernhaus meist über dem Türstock oder in Mauernischen neben der Türe untergebracht. So standen in Lusdorf Nr. 9 rechts und links des Hauseinganges die holzgeschnitzten Figuren des hl. Florian und hl. Ambrosius, die wegen der Zartheit ihrer Formen bei kunstsinnigen Wanderern Bewunderung erregten. Nicht selten finden sie im Giebeldreieck in kleinen, bühnchenartigen Nischen Aufnahme, die meist in der Spitze oder in dem Raume zwischen den Giebelfenstern angebracht sind; vereinzelt wurde eines der Fenster selbst zu diesem Zwecke herangezogen (Neustadt, Lusdorfer Straße, Niklashaus). Als Figuren sind besonders die hl. Maria selbdritt, die hl. Dreifaltigkeit oder Jesus mit dem Kreuze beliebt; sie sind meist in Porzellan ausgeführt, ihre Gewänder reich bemalt, von Goldblumen und Blättern voll umrankt. Auch ganze Szenen aus der biblischen Geschichte wurden in Relief- oder Bildform an den Hauswänden zur Darstellung gebracht. Neben der Darstellung der Kreuzigung Christi vom Obertor dürfte das Hochrelief vom Haus Nr. 160 in Neustadt am bekanntesten sein, das Christus und seine Jünger am Ölberg zeigt. Für das Stöckel, das man häufig im Giebeldreieck der Scheune findet, wird die Gestalt des hl. Florian gewählt.

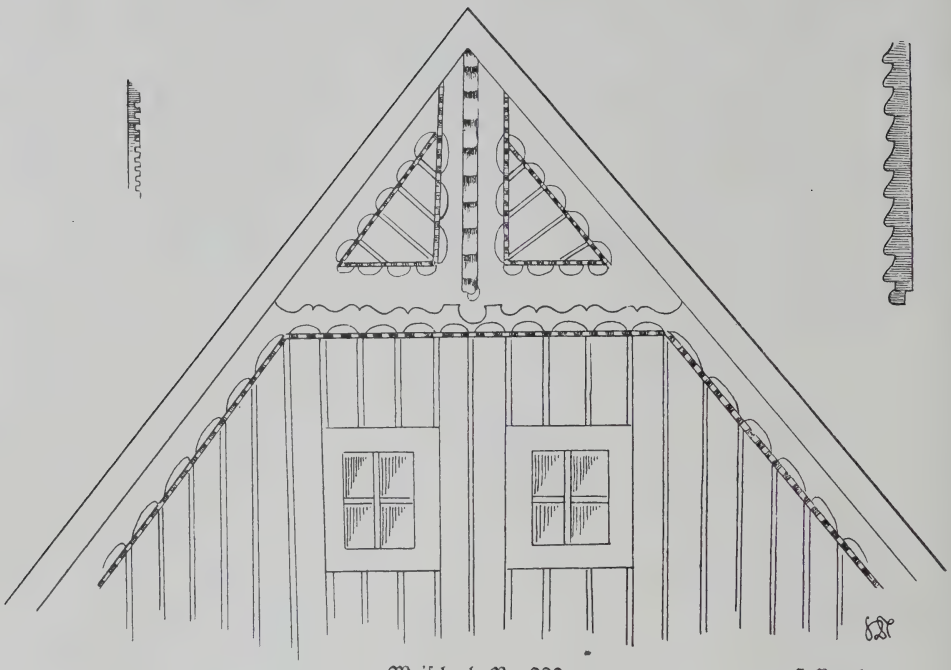
Hier sei auch gestattet, auf die Votivbilder und -kreuze hinzuweisen, die meist unweit vom Hofe in einer Gruppe mächtiger Bäume Aufnahme finden (Rückersdorf Nr. 18). Besonders alte Lindenbäume wurden gern mit Bildern geziert. So soll nach der Marienlegende von 1655 die Gründung der Wallfahrtskirche Haindorf auf ein wundertätiges Gnadenbild Maria formosa zurückgehen, das ein armer Mann aus Mildeneichen über göttliche Eingebung in Zittau geholt und in einem hohlen Lindenbaum an der Stelle des heutigen Klosters aufgehängt hatte[84]). Auch Kapellen wurden gern in den Schatten mächtiger Linden gebaut[85]). Schon zum Jahre 1498 erwähnt das erste Friedländer Kaufbuch eine „lindt bey der capelle, dy da stet an der straße, dar man gen Weigsdorff zewt"[86]). In diesem Dorfe stand die erste ausdrücklich genannte Votivkapelle unseres Gebietes; Conrad Seybt von Seidenberg widmete 1495 zur Sühnung des erschlagenen Philipp Hester aus Weigsdorf eine steinerne Kapelle mit dem Bilde „unsir libin frowyn mit eynem kinde doreyhn"[87]). Der wohlhabende Bauer hat noch heute nach dem Vorbilde mittelalterlicher Bürgerfamilien[88]) seine eigene Hauskapelle, die ab und zu in den Umfassungsring der Hofmauer eingebaut ist (Rückersdorf Nr. 29).

Neben der Kirche ist vor allem das gesellige Leben in der Dorfgemeinschaft für die Ausbildung der Zierformen von Bedeutung geworden. An so manchem Hause unserer Dörfer und Städte kann man unmittelbar unter dem Dachrande

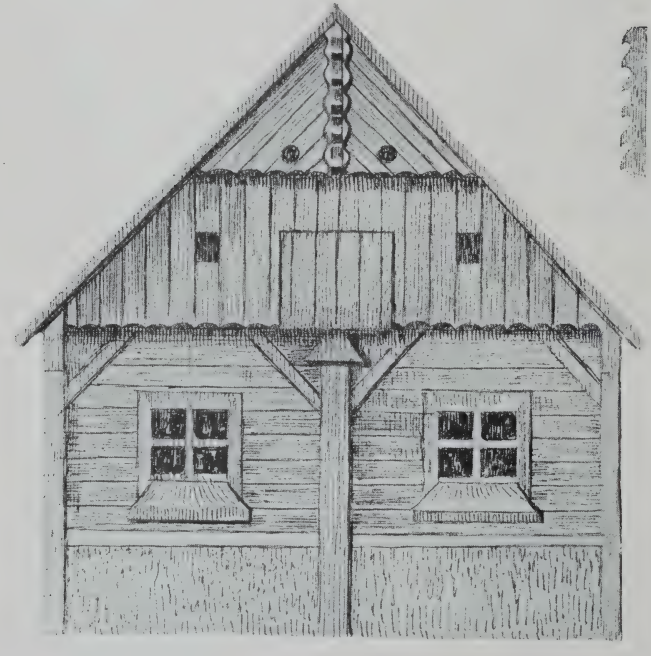
82) Dehio, Gesch. d. dt. Kunst 2, 343.
83) StA. Ebda. III 258a.
84) Helbig J., Beitr.
85) Wuttke, Sächs. Volkskunde (1900), S. 398.
86) LA. Stadtbuch A, Fol. 75a.
87) Mende, Chronik von Seidenberg, S. 126.
88) Heyne, DHA. I 272.

Entwürfe zu Zierformen für Bauernmöbel

Alte Skizze aus der Werkstatt des Dorftischlers J. F. Pochmann (Mitte des 18. Jahrhunderts)



Weißbach Nr. 230 K. Nowotny



Rückersdorf Nr. 19 W. Fischer

ein oder mehrere von Laienhand verfertigte Gemälde aus dem Jagd- oder Soldatenleben erkennen, die sich bei genauerer Prüfung als ausgediente Zielscheiben von Preisschießen entpuppen und öfters auf ein bedeutendes Alter zurückblicken. Bereits 1606 werden dem Tischler Sigmund Seuberlich 18 Groschen für „eine neue scheube zum schießen" gegeben[89]) und von 1665 angefangen, wo zum ersten Male von einem „nach altem Brauch geübten Vogel- und Scheibenschüssen" berichtet wird[90]), werden dem „Vogel-König" alljährlich 3 Schock 30 Groschen „verehret"[91]). Bis in die jüngste Zeit herein hat sich dieser Brauch gehalten und an Haus- und Scheunengiebeln Erinnerungsbilder hinterlassen.

Außer den Schießscheiben sind oft Haus- oder Berufszeichen und Hausnummern vorhanden. Sie bestanden meist aus Holztafeln, die vom Tischler hergestellt und bemalt wurden; von der Anfertigung solcher Tafeln wird häufig berichtet. Es war bestimmt ein dauerhafter Anschlag, wenn 1674 die Zolltaxe auf „eine grüne Taffel gemahlet" und beim Rathaus ausgehängt wurde[92]). Auch die alten Berufszeichen, die in städtischen Kreisen weit verbreitet waren, sind teilweise aus Holz. Noch gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts trug das Haus des Friedländer Hutmachers Gurt neben dem Niedertor ein Schild mit der Aufschrift:

„Ich laß den lieben Gott stets walten,
Mache neue Hüte und färbe die alten".

Ursprünglich hatte die erste Zeile: „Ich laß mein liebes Weib stets walten" gelautet, was jedoch über Antrag des Rates Oehlmann geändert werden mußte[93]). Noch heute wird auf dem Dorfe vereinzelt das Haus des Briefträgers durch einen auf ein Holzbrettchen gemalten Brief kenntlich gemacht (Kunnersdorf Nr. 33). Beim Steinhause wurde das Berufszeichen meist in den Mittelstein des Türbogens gehauen. Das Bäckerzeichen in der ursprünglichen Form einer Bretzel läßt sich noch heute an mehreren Gebäuden des Bezirkes beobachten (z. B. Neustadt Nr. 315) und war auch im ebenerdigen Flur des alten Rathauses von Friedland zu sehen[94]). Andere Berufszeichen wurden aus Blech oder Eisen hergestellt. Noch heute ist die Messingschale ein weitverbreitetes Zeichen des Bartscherers, der Stiefel über der Eingangstür deutet die Werkstätte eines Schuhmachers an, Gasthöfe führen ihrem Namen gemäß bald einen Krug, bald ein Roß, bald einen Stern im Schilde (z. B. Neustadt Nr. 148 u. v. a.) und der Schlosser gibt durch den ausgehängten Prachtschlüssel eine Probe seiner Kunstfertigkeit (Neustadt Nr. 129).

Nach der obrigkeitlichen Feuerlöschordnung für die Dorfschaften vom 31. Jänner 1838 waren die Hauseigentümer verpflichtet, an der Stirnwand ihrer Gebäude ein Täfelchen zu befestigen, „worauf das Requisit, welches sie besitzen und bei Feuersgefahr herbeischaffen müssen, mit in die Augen fallenden Farben angezeigt erscheint"[95]). Man beobachtet noch heute häufig kleine Holztäfelchen über der Haustüre, auf denen ein Löschkübel, eine Leiter, ein Haken u. ä. abgebildet ist oder wo zu lesen steht: „Auf die Dächer", „In die Reihe", „Zum Drücken", „Mit der Leiter", „Zum Wasserholen", „Bote in die Nachbarsdörfer wegen", „Abholung der Feuerspritze" u. a. m. (Weißbach Nr. 160, Christiansau Nr. 34).

Die Numerierung der Häuser ist erst in josefinischer Zeit, für die meisten Ortschaften in den 80er Jahren durchgeführt worden; seit dieser Zeit sind die

89) StA. Rechnungsbuch III 246a.
90) StA. Ebda. V 352b.
91) AP. Dekretenbuch 1733, 6. 5. „Brüderschaft der Scheibenschützen in Friedland. . . Den supplizierenden Friedländer Scheibenschützen werden von uns mehrmahlen für Heuer Vier Faß Bier gnädigst plazediert".
92) StA. Rechnungsbuch VI 165a.
93) Helbig J., Coll. I 798.
94) Ebda. I 798.
95) SchA. Feuerlöschordnung 1838, 31. 1.

nur spärlich vorhandenen Hauszeichen völlig in Verlust geraten. Die Numerierung, bei der man meist nach dem Alter der Häuser vorging, bildete für den Dorfbewohner ein bedeutendes Ereignis; dies drückt sich auch in den Hausnummern aus, von denen sich einige prächtige, auf Holz oder Glas gemalte Stücke erhalten haben. Man begnügte sich nicht allein mit der prunkvoll verzierten Nummer, sondern malte den Doppeladler, Kriegstrophäen und Fahnen in bunten Farben darauf (z. B. die erste Hausnummer von Neustadt Nr. 36, jetzt Stadtmuseum ebda.). Manchmal schmückte man das Täfelchen obendrein mit einem Spruch, der die Erinnerung an die Numerierung festhalten sollte (Hausnummer von Hohenwald Nr. 11 aus dem Jahre 1790; jetzt Stadtmuseum Friedland):

Der Kaiser hat befohlen zu nummerieren,
So thu ich seinen Befehl respektieren.

Der Schlußstein des Türstockes trägt meist auch die Jahreszahl der Erbauung des Hauses. Das ehemalig Sommer'sche Haus in Friedland (Ecke Markt und Herrengasse) trug die Jahreszahl 1580[96]). Für die Baugeschichte der einzelnen Gebäude sind jedoch diese Angaben mit Vorsicht zu gebrauchen; nicht selten kommt es vor, daß ein alter Schlußstein in ein jüngeres Gebäude eingefügt wird oder daß die alte Jahreszahl mit dem Datum einer späteren Erneuerung des Hauses gewechselt hat (Neustadt Nr. 148).

An Hausprüchen, den „Patenbriefen" der Gebäude, ist der Bezirk heute nicht allzu reich. Hier seien einige der schönsten wiedergegeben, in denen das Verhältnis des Eigentümers zu seinem Nächsten und zu Gott zum Ausdrucke kommt; sie werden bald am Simsbrett des Giebelvorsprunges, bald auf einem Schilde über der Haustüre, bald reimpaarweise über den Fenstern des Geschosses angebracht (Neustadt Nr. 160):

Ach Gott wie gehts nur immer zu,
Das die mich hassen, den ich doch nichts Thu,
Die mir Nichts gönnen und Nichts geben,
Müssen doch sehn, das ich Thu leben
Und wenn sie denken ich bin gestorben,
So müssen sie vor sich selbst doch sorgen.
(Friedland, Stadtmuseum.)

Ach Gott und Herr, der Tod ist nach der Zeit,
Ist schwer und dennoch thu ich bauen,
Auf Gott ist mein Vertrauen.

Wir baun allhier gar feste
Und sind doch fremde Gäste,
Doch wo wir sollen ewig sein,
Dort bauen wir gar wenig ein.
(Hermsdorf.)

Möge Gottes Schutz und der Erde Frieden
Diese kleine Hütte stets umgeben
Und sie mir der Ruhe Wohnsitz sein.
(Friedland, Schloßgasse 28.)

Dies Haus ist mein
Und auch nicht mein.
Der vor mir war,
Sprach auch 's wär sein.
Er mußt hinaus
Und ich hinein.
Nach meinem Tod
Wirds auch so sein.
(Neustadt Nr. 160.)

Zierformen im engeren Sinne finden sich überall am Hause, wo das Auge häufig ruht. Bei ihrer Anbringung wird die barocke Schmucklust durch den Grundsatz der Zweckmäßigkeit und die genaueste Kenntnis des Baustoffes und seiner Eigenart in Schranken gehalten, so daß selbst die überladensten Gebilde des Reizes der Natürlichkeit und inneren Wahrheit nicht entbehren. Die Verzierung von Leisten, Brettern und Balken erfolgt durch Einritzen von Linien und Figuren im Kerb-, Flach- oder Tiefschnitt.

Seit alters sind Fensterbretter und -rahmen ein beliebter Ort zur Anbringung von Zierat. Schon 1673 wird berichtet, daß „im Niederen Thorhäußel umb die Fenster in der stuben die Bretter behubelt" wurden[97]). Ob man bereits im 17.

96) Helbig J., Coll. I 798.
97) StA. Rechnungsbuch VI 123a.

Jahrhundert die Fensteröffnung an der Außen- und Innenseite mit einem Kranz von Zierleisten umgab, läßt sich nicht feststellen. Doch deuten die noch heute dabei üblichen Formen im Barock- und Renaissancestil auf ein höheres Alter hin. Gegenwärtig ist als Schmuck der Fensteröffnung ein Kranz von Saumleisten beliebt, die einfach liegen oder treppenförmig in 2—3 Schichten übereinander ruhen. Die nach außen gewendeten Kanten werden in verschiedenster, oft recht phantastischer Weise profiliert. Den Vorzug erhält dabei immer der Kielbogen, jenes Motiv, das in der persischen Architektur so beliebt ist und in der Linienführung der Form unserer geschwungenen Klammer stark ähnelt. Er ist das einfachste und zugleich fruchtbarste Motiv der volkstümlichen Friesbildung im Bezirke, das in unendlich vielen Abstufungen und Wandlungen wiederkehrt. Es dient zur Umsäumung des „Kaffers", der ganz im Strohpelze des Daches geborgen ist (Rückersdorf Nr. 18), man findet es als wirksame Umrahmung beim Giebelfenster (Rückersdorf Nr. 207) und die Simsbildung der Fenster des Wohnraumes zeigt meist die gleichen Formen. Von dem Fenstersaum ist es auf das Fensterbrett übergegangen und trägt zur Belebung seiner frei endenden Umrißlinien bei (Rückersdorf Nr. 18).

Der Anwendungsmöglichkeiten für den Kielbogen gibt es noch eine Fülle. Da sind zunächst die Brüstungen unserer „Poblatschen" zu nennen, bei denen die Simsleiste den Kielbogensaum zeigt; an der Berührungsstelle je zweier Bögen münden die Fugleisten ein, die der Brüstungsfläche eine wirksame Gliederung leihen (Rückersdorf Nr. 18). Das Dach der Poblatsch wird durch Säulen getragen (6—10 Stück), die von Bögen in der Art des Umgebindes überspannt sind und in der Mitte als Zierstück eine Rosette besitzen.

Bei den Säulen des Umgebindes, bei Kopfbändern und Spannriegeln, bei Pfetten, Deckbalken und Unterzügen kehren die Formen des Kielbogens in wechselnden Gestalten wieder. Vor allem konnte er in den Zierleisten seine Wandlungsfähigkeit zeigen; durch phantasievollen Reichtum in der Herstellung von Zierleisten zeichnet sich Rückersdorf aus. Diese Formenfülle und Gestaltenfreude kann durch Worte kaum geschildert werden; am deutlichsten wird die kleine Auswahl der beigegebenen Abbildungen sprechen. Neben Rückersdorf ist Wünschendorf und vor allem Weißbach rühmend hervorzuheben; mit seiner lebhaften Bevölkerung, die seit Jahrhunderten in der Holzbearbeitung bewandert ist[98]), hat Weißbach dem Ziergiebel, der den ganzen Bezirk kennzeichnet, zu seiner schönsten Ausbildung verholfen. Für die Verteilung der Zierformen im Bezirksgebiete läßt sich auch die anderorts gemachte Beobachtung[99]) wiederholen, daß die von Heimindustrie lebende Gebirgsbevölkerung und der kleine Häusler mit mehr Phantasie und größerer Formenfreude an die Ausschmückung ihres Hauses treten als der wortkarge Bauer des Tieflandes. Die stärkere Neigung zur Gliederung des Grundrisses, die sich im Gebirgsteile zeigt, äußert sich folgerichtig weiter in einer fast spielerischen Lust an Schmuck und Zier, die nicht selten zu barocker Überladenheit führt.

Der Giebel ladet von vornherein durch seine jeder Zwecksetzung entrückte Stellung zur Verzierung ein; darin stimmen der Renaissancegiebel des städtischen Hauses und der Ziergiebel unserer ländlichen Bauten überein. Ob man für diesen städtischen Ursprung anzunehmen hat, läßt sich mit völliger Sicherheit nicht entscheiden. Da jedoch seine heutige Ausbildung den Bretterziergiebel voraussetzt, der auf städtischem Boden frühzeitig durch die Mauerung verdrängt wurde[100]) und seine

98) AP. Wirtschaftsberichte 1735, 24. 4.

99) Vgl. Br. Schier, Versuch einer Charakterisierung des Geisteslebens der Riesengebirgsbewohner. Jb. d. Riesengeb.-Verein. 1922, S. 17ff.

100) In der Stadt wurden bereits zu Beginn des 18. Jahrhunderts auch die Giebel von Wirtschaftsgebäuden gemauert: AP. Wirtschaftsberichte 1738, 19. 7. Auf dem Neu Bauenden Friedländisch getreyde Schüttboden sollten auf die Bür über das Dach hinausgehende Feuergübeln auff jedem oben und unten auff Beeden Seithen ein postamentl und runthe Kugeln von Stein aufgesetzet werden, damit solcher in Etwas eine Zierd bekommen. — Der Feuergiebel, der den

schönsten Vertreter gegenwärtig nur auf dem Lande vorhanden sind, wird man es hier mit einer bodenständig ländlichen Entwicklung zu tun haben, die nur in Einzelheiten Anregungen von der herrschenden Kunstströmung empfing. Auch die Frage nach den Beziehungen zwischen dem deutschen und dem slawischen Ziergiebel wäre einer eingehenden Untersuchung wert. Jedenfalls läßt sich feststellen, daß der Ziergiebel des Turnauer Bauernhauses in zahlreichen Einzelzügen mit dem heimischen übereinstimmt[101]), so daß man mit Recht von einem nordböhmischen Ziergiebel sprechen könnte. Eine genauere Untersuchung dürfte ergeben, daß an dem Zustandekommen dieser Bauform beide Völker beteiligt sind. Da sich zeigen ließ, daß die Tschechen erst unter deutschem Einfluß den Steilgiebel aus dem ursprünglichen Vollwalm entwickelten[102]), ist das konstruktive Grundgerüst der Bauform ursprünglich deutsch. Auch die Neigung, im Giebel das Gesicht und Schmuckstück des Hauses zu sehen, und die Verwendung von Holzschnitzwerk an Stelle der ursprünglich slawischen Malerei sind als deutsche Züge zu bezeichnen. Dagegen sind das Schopfdächlein des „Käulendes", die Gliederung der Giebelfläche und der Formenschatz der Ausschneidungs- und Profilierungskünste mannigfach durch slawische Motive beeinflußt. Wenn sich bei den Tschechen eine stärkere Schmuckfreude und ein größerer Reichtum an Kleinformen feststellen läßt, so wird dadurch die auch anderorts beobachtete Sprach- und Kulturgrenzerscheinung bestätigt[103]), daß sich überall dort, wo konstruktives Schaffen bodenständig ist, ein künstlerisches Gestalten im Großen ohne Berücksichtigung des Details ergibt; wo jedoch das konstruktive Grundgerüst fertig übernommen wurde, kommt es zu liebevoller Kleinarbeit und flächenfüllender Ornamentik.

Der heimische Ziergiebel füllt das oberste Drittel des Giebeldreiecks und wird durchwegs von Zierleisten gebildet, so daß seine Wirkung eine vorwiegend ornamentale ist. Die Dachränder werden durch Saumleisten abgeschlossen, die oft Bandornamente in Herz- oder Blattform zeigen (Rückersdorf Nr. 207). Sie stellen die künstlerische Weiterbildung der alten „Ortbretter" dar, deren Zweck der Windschutz der Dachränder war (vgl. an. vindskeid)[104]). Parallel dazu verläuft unter dem Dachvorsprung meist ein weiteres Saumbrettchen, aus dem Konkavbögen ausgeschnitten sind, die zwischen einander Ansatzpunkte für die Fugleisten freilassen. Diese streben radiär dem Fußpunkte der Mittelleiste des Giebeldreiecks zu; dadurch wird der Eindruck der strahlenden Sonne hervorgerufen, deren Halbrund auch wirklich bei einigen Häusern durch eine Holzscheibe im Halbierungspunkte der Giebelbasis angedeutet wird. Das Motiv der aufgehenden Strahlensonne ist in der bäuerlichen Ornamentik beliebt; es findet sich in schlichter Ritztechnik ausgeführt auf Ackergeräten, an Armen und Scherhaken von Wagen, als Ausfüllung des Halbrundes über Hoftoren u. ä.

Die Mittelleiste des Giebeldreiecks, welche senkrecht zu seiner Unterlage steht, weist die verschiedensten Kerbungen auf; am häufigsten sind nach oben gewandte Zähne (Bärnsdorf), die oft durch geschwungene Linien unter einander verbunden sind (Rückersdorf). Meist ruht die Mittelleiste auf einem Zierleistchen auf, das,

---

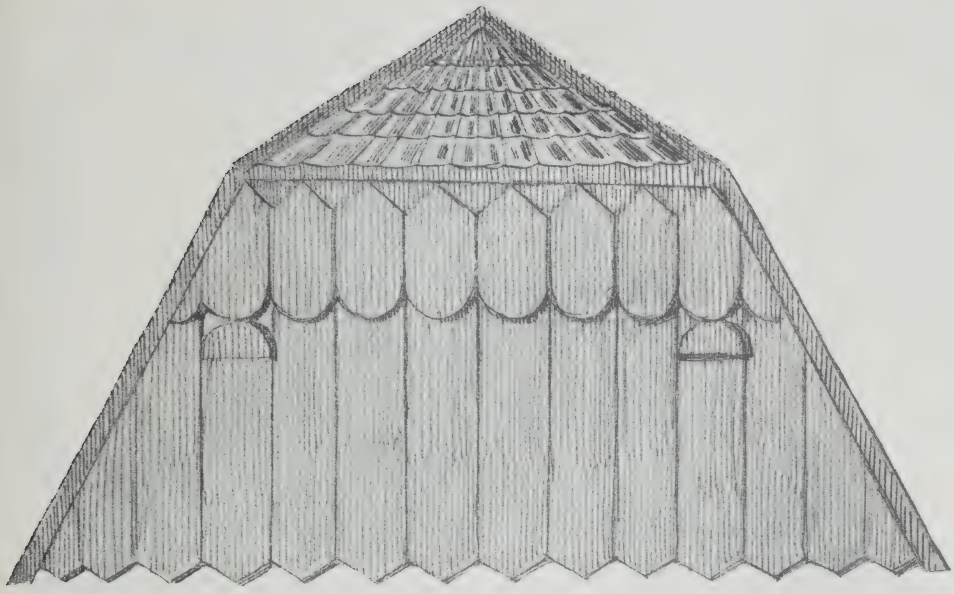
Vollzug der Firstschwenkung voraussetzt, ist für das ländliche Haus von geringerer Bedeutung. Beim älteren städtischen Hause ist er, in stufenförmiger Gestaltung das Dach überragend, als sog. „Katzentreppe" gebräuchlich. Kugelförmige Gebilde waren ein beliebter Schmuck des Giebelsaums beim städtischen Hause. Auch der Turm des Friedländer Rathauses war mit einem Knopfe gekrönt. Schon 1588 wurde er von einem ungenannten Kupferschmied von Görlitz für 5 Schock 18 Groschen 4 Pfennig hergestellt und zu Zittau von dem Maler Puchsberger für 5 ½ Taler vergoldet. Beim Neubau von 1662 werden 2 Turmknöpfe von 32 und 20 Pfund Gewicht genannt (St.A. Ratsrechnungen), die von dem Zittauer Kupferschmied Andreas Hartranft hergestellt und von dem Maler Christian Kaulfersch in Reichenberg vergoldet wurden.

101) Prousek J., Dřevěné stavby starobyle roubené a lidový nábytek ve severovýchodních Čechách. Prag 1905.

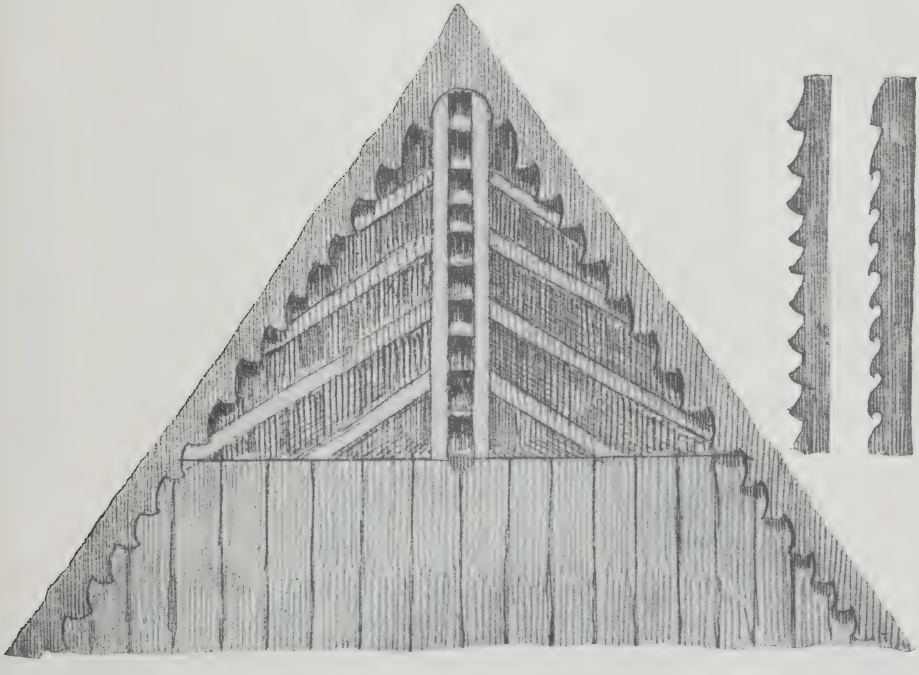
102) Schier Br., Steilgiebel, Vollwalm und Käulende am Bauernhaus der Sudeten- und Karpathenländer. Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde I (1928). S. 144—155.

103) Müller-Langenthal Fr., Vom Werden und Wesen des siebenbürgisch-sächsischen Bauerntums, S.-A. aus der siebenbürg. Zeitschrift „Klingsor" (Kronstadt 1928) S. 19.

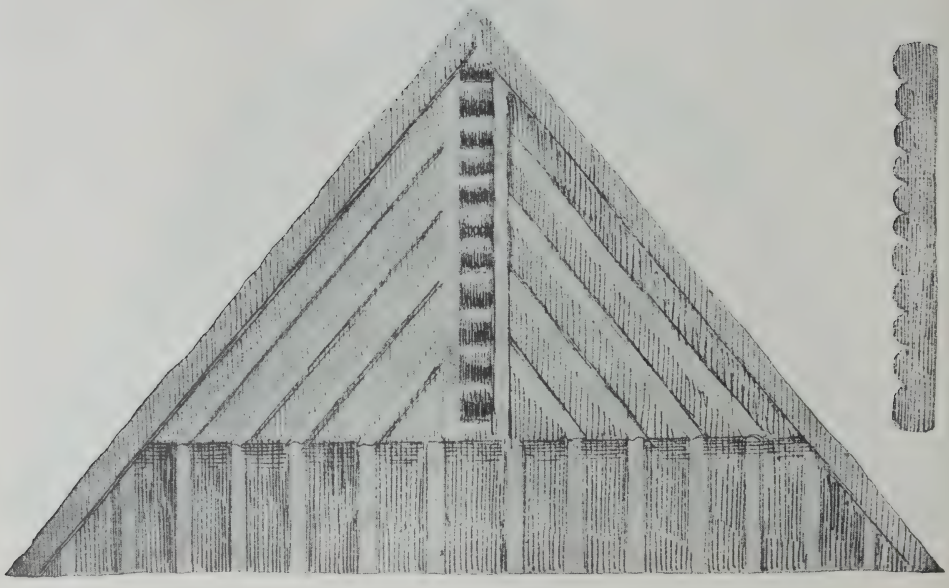
104) Falk, RGA. I, 383.



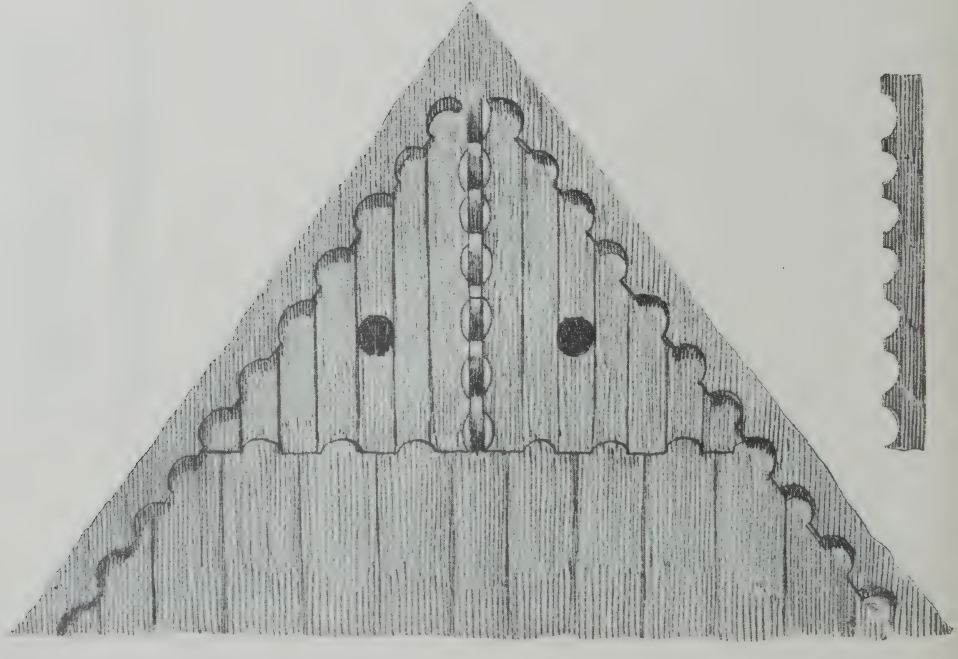
Rückersdorf Nr. 37 W. Fischer



Rückersdorf Nr. 195 W. Fischer



Rückersdorf Nr. 201 W. Fischer



Rückersdorf Nr. 194 W. Fischer

an beiden Seiten mit einem Friese versehen, von der ersten halbiert wird. Der verschiedene Anstrich von Bretterlage und Fugleisten trägt zur weiteren Belebung des zierlichen Bildes bei.

Das obere Drittel des Giebeldreiecks wird häufig durch seine vorgeschobene Stellung von dem übrigen Giebelteile abgehoben. Diesen geschoßartigen Vorsprung hat wohl der Bauer dem städtischen Hause entlehnt; was hier im Interesse der Raumgewinnung mit Hilfe einer schwierigen Hilfskonstruktion von Stichbalken durchgeführt wird, hat das Bauernhaus als bloße Zierform übernommen, die dem ornamentalen Bilde der Giebelfüllung eine angenehme Tiefenwirkung verleiht. Wenn des Reichtums an Zierformen im Rasnitztale vor allem gedacht wurde, so darf ein noch gegenwärtig wirkender Mehrer dieses Formenschatzes nicht übergangen werden. Es ist der Zimmermann Albert Ressel, Bärnsdorf Nr. 177, der vor allem sein eigenes Haus und das seines Sohnes in Bärnsdorf Nr. 15 mit überreich geschmückten Ziergiebeln, die Dachfenster in Bärnsdorf Nr. 177 mit prunkenden Renaissancerahmen versehen hat. Mögen die letzten im Anschlusse an den Eklektizismus im bürgerlichen Wohnbau der 90er Jahre geschaffen und auf das schlichte Landhaus übertragen worden sein, so hält er sich bei seinen übrigen Ausführungen zum Teil nach Entwürfen des Architekten Gustav Wolf, die er jedoch stets in eigenartig volkstümlicher Weise umzugestalten versteht[105]).

Was dem Laien oft als Spielerei erscheint, hat in Wahrheit in der Eigenart des verwendeten Baustoffes, die der Bauer genau kennt, seine Begründung. Wenn die Deckbalkenenden mit kunstvoll geschnittenen Schutzbrettchen versehen werden, die Giebelverschalung über die vorkragenden Schwellenköpfe herabgezogen wird und beim Brettergiebel unter Zuhilfenahme kleiner Deckplättchen der Übergang von einer Bretterlage zur anderen vollzogen wird, so geschieht dies zunächst, um die empfindlichen Hirnholzflächen vor den Einflüssen der Witterung zu schützen; erst in zweiter Linie wird es von dem ländlichen Baumeister zur Gestaltung toller Einfälle und phantastischer Gebilde verwertet. Der konstruktive Zug, der jeder dekorativen Ausgestaltung am heimischen Bauernhause zugrunde liegt, gibt seiner künstlerischen Form das eigenartige Gepräge. Sie ist in jahrhundertelanger Wechselwirkung zwischen den Geschenken des Bodens und den Bedürfnissen des Menschen zustande gekommen; dem künstlerischen Schaffensdrange des Baumeisters war dabei nur in den Schmuckformen ein geringer Spielraum gewährt. Doch auch hier ist man seit Jahrzehnten zur Ausbildung typischer Gestalten gelangt, die sich als Tradition alter Zimmermannsfamilien von Geschlecht zu Geschlecht vererben. So ist unser Bauernhaus ein unpersönliches Kunstwerk, die Schöpfung von Heimatboden und Heimatstamm; die Wurzeln seiner Schönheit liegen in der innigen Verwobenheit mit der Natur und in der Wahrheit seiner Erscheinung.

105) Gustav Wolf, Gartenlauben, Verandas und Giebelverzierungen . . . , welche aus Holz hergestellt werden. Leipzig, o. J.

Die Holzmöbel.

Der wesentlichste Zug in der Entwicklung der Inneneinrichtung des Hauses ist der Wandel von Unbeweglichkeit zu Beweglichkeit. Der Entwicklungsfortschritt unserer wichtigsten Gegenstände wie Bank, Bett und Schrank, ja sogar Ofen, besteht in der allmählichen Loslösung aus ihrer organischen Verbundenheit mit dem Hause und der zunehmenden Verselbständigung. Aus abhängigen Gliedern des Gebäudes, denen nur ein geringer Teil der Entwicklungskräfte zuströmte, sind sie zu Eigenwesen geworden, die ein selbständiges Leben führen. Dieser ursprüngliche Zusammenfall von Hausinnerem und Hauseinrichtung, der nur den Tisch[1]) und die kleineren Geräte nicht betraf, mag es verschuldet haben, daß von dem frühmittelalterlichen Mobiliar so wenig bekannt ist. Im Hochmittelalter begann die Abspaltung des Bettes und des Schrankes von der Hauswand; ein selbständiger Schrank, ein bewegliches Bett fallen beim Einsetzen unserer Überlieferung nicht mehr auf. Der Ofen ist, wie oben gezeigt wurde, erst im Laufe der letzten 70 Jahre zu einem „Möbel“ (lat. mobile über franz. meuble)[2]) geworden; die Bank hat sich in ihrer starren Verbundenheit mit der Hauswand teilweise bis heute erhalten.

Das Tischlergewerbe. Dieser Entwicklungsgang macht es begreiflich, daß der frühere Baumeister, d. i. zunächst jeder Siedler selbst, später der Zimmermann, zugleich Erzeuger der Inneneinrichtung war. Das Tischlergewerbe beginnt sich daher erst in der zweiten Hälfte des Mittelalters von dem Zimmermannsstande abzulösen und die bisherigen Erfahrungen in neuer verfeinerter Weise zu verwerten. In der Frühzeit der heimischen Quellen finden wir keinen Tischler genannt; die ersten Erwähnungen erfolgen, als die Bau- und Möbelschreinerei Innerdeutschlands bereits eine ihrer schönsten Blütezeiten hinter sich hatte, also nach dem Ablauf des 16. Jahrhunderts. Aber noch in der zweiten Hälfte des folgenden Jahrhunderts hat Friedland keinen Meister, der imstande wäre, feinere Arbeiten durchzuführen; man wendet sich daher wiederholt an Christian Wagner, den Tischler und Maler von Weigsdorf, der sich ob seiner Kunstfertigkeit das Zutrauen der Friedländer erworben hatte und im Bezirke ein ähnliches Ansehen wie knappe hundert Jahre vorher der Zittauer

1) Es ist anzunehmen, daß in germ. Zeit, wie noch heute in Teilen Südslawiens (vgl. Meringer, Dt. Haus S. 33) der Tisch für das Essen besonders aufgetragen wurde: Tacitus, Germania cap. 22; deutlicher bei Priscus 316, 14ff. vom Palaste Attilas.

2) Bezeichnend für die angedeutete Entwicklung ist das späte Eindringen dieses Wortes ins Deutsche. Zuerst gebucht bei Wallhausen, Kriegsmanual (1616) S. 213: Meubles = Haußrath.

Tischler Zacharias Scholze genoß. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wird das Tischlergewerbe des Bezirkes zunehmend selbständiger; die Tischlerarbeiten beim Neubau des Rathauses 1662 werden von einheimischen Meistern geliefert bis auf die Anfertigung der „Saigertaffeln", die Christian Wagner vollführte[3]). Doch gegen Ende des Jahrhunderts hat auch Friedland in Gottfried Emerich einen Meister gefunden, den es mit schwierigeren Aufgaben betraute[4]).

Die Ursache für diesen langsamen Aufschwung ist in dem weiten Umfange der hausgewerblichen Tätigkeit zu suchen, die den kleinen Handwerker gegen den in allen Fertigkeiten geschickten Hausvater kaum aufkommen ließ. So wie fast jeder Bauer und Bürger sein eigener Bäcker, Fleischer, Brauer, Schuster, Schneider, Binder und Wagner war, so stellte er sich auch seine schlichten Truhen, Tische, Schränke und Bänke selbst her. An dem nötigen Werkzeug fehlt es noch heute in keinem größeren Bauernhofe. Abgesehen von kleineren Geräten war vor allem eine „Schnittbank" nötig, die seit 1713 häufig genannt wird[5]) und für alle Arbeiten mit dem „Schnittmesser" von der Schindel- bis zur Wagenerzeugung erforderlich ist. Für Tischlerarbeiten war die „Hobelbank" unentbehrlich, für die sich die volkstümliche Bezeichnung „Weschke", „Waschke" (Tschernhausen Nr. 17) mit einem Belege zum Jahre 1619 „Woczschke" findet[6]); ihr Hauptmerkmal ist der ebene Tisch und die Zwinge, welche eine Befestigung des zu bearbeitenden Holzes gestattet.

Außerdem hatte sich im Gewerbeleben des Bezirkes der Mißbrauch der Zunftrechte durch „Pfuscher und Störer" herausgebildet. Man verstand darunter jene älteren Gesellen, die auf eigene Faust ihr Gewerbe im Hause des Kunden ausübten, ohne „Freimeister" zu sein, d. h. ohne von den maßgebenden Stellen die Erlaubnis dazu zu besitzen. Obrigkeit und Zünfte sahen sich daher frühzeitig genötigt, gegen diese Schädiger ihrer Interessen vorzugehen[7]); doch bis in die jüngste Vergangenheit konnte dieser Mißbrauch in jenen Dörfern, deren Bevölkerung von der Heimindustrie her mit der Holzbearbeitung vertraut ist, nicht völlig getilgt werden. Das junge Tischlergewerbe mußte jeden neuen Arbeitszweig seiner Betätigung in hartem Kampfe den verwandten Gewerben abringen. Der Zunftbrief der Tischler vom 26. 7. 1617 enthält die bemerkenswerten Sätze[8]):

„Was aber die Zimmerleute anlanget, tun sie uns Meistern großen Schaden, denn wann sie ein Haus bauen in der Stadt oder vor der Stadt, dingen sie es mit diesem Bescheid, daß sie Türen und Lider leimen, und unterstehen sich, Bänk und Topfbretter zu machen, Gesims, Fenster und Türen zu verkleiden, welches gänzlich wider unser Handwerk ist." „Was aber die Glaser belanget, die sich unterstehen, Fensterrahmen zu machen, welches ihnen in keiner Stadt unter einer Ellen groß zugelassen wird, die weil sie sich aber unterstehen und machen große Fensterrahmen herein in die Stadt und das Volk damit in Schaden bringen und betrügen; wenn aber einer ergriffen wird, soll man ihm dieselbe Rahme mit samt dem Glase nehmen und zu Gelde machen, soll die Hälfte der Herrschaft, die andere Hälfte dem Handwerk zu Gute kommen."

Um sich gegen die zahlreichen Widersacher zu schützen, wurde den Angehörigen der Zunft peinlich genaue und sorgfältigste Ausführung der Arbeiten zur Pflicht gemacht. Jedes Stück, das zum Verkaufe bestimmt war, mußte einer Prüfung durch die Zunftältesten standhalten. Hatte ein Meister unter Umgehung dieser Bestimmung fehlerhafte Ware verkauft, so war er dem Handwerk strafpflichtig; für einen „sträflichen" Kasten, einen Tisch, eine Siedel waren 2 Groschen, für eine fehlerhafte Stubentür, ein Himmel- und Spannbett 3 Groschen, für eine

3) StA. Rechnungsbuch VI 50a.
4) StA. Ebda. VI 165a.
5) GA. Berzdorf. Schöppenbuch 1713, 31. 10.
6) StA. V C 5 ad 1619, 29. 3.
7) Rohn J. C., a. a. O. S. 270; Jahrdingsartikel 1692 § 89; vgl. Rößler E. F., Rechtsdenkmale I 32.
8) SchA. Lehenbuch 4, S. 559.

schlechte Lade, Lehnbank, einen Lehnstuhl waren je 1 Groschen Strafe zu erlegen. Die in langer Lehrzeit gesammelten Erfahrungen, der Fortschritt in der Art und Handhabung der Werkzeuge wurden sorgsam gehütet; es wurde den Meistern verboten, solche Geräte an Nichtzünftige oder fremde Tischler zu liefern, vor allem war der Verkauf von kurzen und langen Hobeln und verschiedenen Arten des Kehlzeuges unstatthaft[9]).

Für die technische Vollendung der Erzeugnisse unseres Tischlergewerbes ist es wichtig, daß bereits um 1400 nicht weniger als 11 Brettmühlen im Bezirke bestanden. An Stelle des Spaltens der Stämme mit Hammer und Keil[10]) war das Zersägen getreten, das sich auf deutschem Boden aus selbständigen Anfängen unter römischem Einflusse entwickelt und gegen Ausgang des Mittelalters einen leidlichen Grad der Vollendung erreicht hatte[11]). Dagegen dürfte der Hobel, der erst seit Beginn des 18. Jahrhunderts für das heimische Gebiet belegt ist, frühestens seit dem 16. Jahrhundert hier Verwendung gefunden haben; für die ältere Zeit ist der Gebrauch der Vorformen dieses Gerätes anzunehmen[12]). Schon in dem Innungsbrief der Tischler vom 26. 7. 1617 wird ausdrücklich verlangt, daß die Rückwand eines Kastens „abgeschlicht", d. h. mit dem „Schlichthobel" geglättet sei[13]). In der Reihe der Holzverbindungen kommt, wie aus der oben geschilderten Entwicklung der Türe hervorgeht, für die Herstellung größerer Flächen der ungespundete Bretterverband mit Hilfe von hölzernen Querriegeln in Betracht, die zunächst aufgenagelt, später eingelassen wurden. Die Verwendung von Nägeln war eine mannigfaltige. In der Regel wurden Holznägel benützt, die meist aus Birkenholz hergestellt und am Verwendungsorte eingeleimt wurden. Von handgeschmiedeten Eisennägeln sind den Quellen die verschiedensten Arten bekannt; es werden vor allem „Sparren-, Deck- und Brettnägel" erwähnt. Aus der großen Zahl der verwendeten Nägel geht hervor, daß früher oft ein einfacher Nagelverband genügte, wo uns heute eine dauerhaftere Holzverbindung notwendig erscheint. Doch bereits um 1600 ist bei Tischlerarbeiten ein Rückgang im Gebrauch von Nägeln zu verzeichnen. Nach der Zechordnung von 1617 darf der Boden einer Lade nicht genagelt, sondern er muß geleimt und „außgeschift", also wohl in einfacher Weise gespundet werden[14]). Die Kenntnis des Spundens, für welche, wie die Entwicklung von Türe und Fußboden zeigt, erst nach 1600 eine weitere Verbreitung anzunehmen ist, bildet die Voraussetzung für die Ausführung der Rahmen- und Füllarbeit, die technisch vollendete und ästhetisch wirksame Flächenbildungen ermöglicht. Hatte das Spunden der Holzteile große und glatte Flächen ergeben, die Gelegenheit zur Anbringung von Malereien und Schnitzwerk boten, so ermöglichte die neue Bauart, die mit verschiedenen Brettstärken arbeitete, eine natürliche, konstruktiv begründete Gliederung der Flächen. Dieser der Antike bereits wohlbekannte Bretterverband hat erst am Ausgange des 17. Jahrhunderts in die heimische Schreinerei Eingang gefunden; doch noch am Anfang des 19. Jahrhunderts kamen einzelne Dorftischler ohne die Kenntnis der Rahmen- und Füllarbeit aus.

Auch zu den Neuerungen im heimischen Tischlergewerbe kamen die entscheidenden Anregungen aus dem nahen Sachsen; es genüge zunächst der Hinweis auf das bedeutende Ansehen, das Christian Wagner aus Weigsdorf und Zacharias Scholze aus Zittau im 16. und 17. Jahrhundert zu Friedland genossen. Die bäuerliche Möbeltischlerei, deren Erzeugnisse sich erst um die Mitte des 18.

9) SchA. Zunftordnung 1665, 3. 8. § 8.
10) Vgl. Heimatkunde II, 253 Anm. 32.
11) Heyne, D. dt. Handwerk, S. 10.
12) Vgl. Heimatkunde II, 253.
13) SchA. Zunftordnungen 1617, 26. 7.
14) SchA. Zunftordnungen 1617. „schiften-" = „Holzverbindungen herstellen".

Jahrhunderts mit ausgeprägterer Eigenart von den bürgerlichen Möbeln zu scheiden beginnen, ist nicht aus selbständigen Wurzeln hervorgegangen, sondern hat von den herrschenden Kunstströmungen Anregungen empfangen, die in eigenartiger Weise aufgefaßt, vereinfacht oder fortgeführt wurden. Die Glanzzeiten des innerdeutschen Tischlergewerbes riefen auf heimischem Boden fruchtbare Nachblüten hervor; die Folge des ersten Höhepunktes der deutschen Bau- und Möbelschreinerei im 16. Jahrhundert ist für unseren Bezirk die fortschreitende Loslösung des Tischlergewerbes vom Zimmermannsstande und die zunehmende Verselbständigung nach der Mitte des 17. Jahrhunderts; aus der glänzenden Entfaltung der deutschen Renaissancetischlerei um 1600 zieht der heimische Handwerker gegen Ende des 17. Jahrhunderts als wichtigsten Gewinn die Kunst der Rahmen- und Füllarbeit. Die Anregungen des Barock und Rokoko wirkten in der bunten Bemalung von Schränken und Truhen der Bauernstube bis in die zweite Hälfte des verflossenen Jahrhunderts nach.

Wie eingehend sich der heimische Handwerker mit dem Formenschatz des Barock und Rokoko befaßte, geht am deutlichsten aus den Aufzeichnungen der Tischlerfamilie Pochmann hervor. Obwohl die Angehörigen dieser Sippe in einsamen Dörfern arbeiteten (Polaun, Bullendorf), waren sie stets bemüht, im Zusammenhange mit der gleichzeitigen Kunstströmung zu bleiben. Das zeigt eine Bilderssammlung, die sich im Besitze der Frau Antonia Ressel, Rückersdorf Nr. 142 befindet und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstammt. Sie enthält Federzeichnungen von gleichzeitigen höfischen Stühlen, Fauteuils und Fußbänken in Hochbarock von so kostbarer und vornehmer Ausführung, daß ein schlichter Dorftischler kaum je in die Lage kam, diese Skizzen praktisch zu verwerten. Daß ein rein theoretisches Interesse den Zeichner (Joh. Fr. Pochmann) zur Beschäftigung mit dieser Möbelkunst trieb, geht vor allem aus der Skizze eines barocken Tabernakels hervor, für dessen Ausführung es sicher dem Dorftischler an den nötigen Mitteln gebrach.

Doch diese enge Fühlungnahme mit Gegenständen der höfischen und kirchlichen Kunst wirkte auf die Erzeugnisse der ländlichen Möbelschreinerei zurück. Der Dorftischler beginnt die Zierformen des Barock in eigenartiger Weise umzugestalten, sie mit Elementen aus dem Formenschatz der ländlichen Kunst zu verquicken. Zierknöpfe, Vignetten, Lambertins, Bilderrahmen usw. sind nicht in voller Stilreinheit wiedergegeben; aus ihren kalten Umrißlinien läßt der Dorfkünstler bald hier, bald dort ein Sträußchen frischer Feldblumen hervorsprießen oder er bringt sie mit stilisierten Blumenblättern, -blüten und -kelchen in Verbindung. Ja ganze Ziermotive baut er sich nach Art und Linienführung seiner höfischen Vorbilder aus diesen lebendigen Elementen seiner Umgebung auf. Auf den Übungsblättern Pochmanns sind neben typischen Vertretern des höfischen Formenschatzes die frischesten Sonnenblumen, Rosen, Vergißmeinnicht, Marienblümchen zu finden und seine Blumenkörbchen erinnern bereits stark an die späteren Malereien der Bauernmöbel. Das Barock kam hier erst zu reinster Entfaltung, als die höfische Kunst diese Stilrichtung bereits zu Gunsten einer anderen aufgegeben hatte. So darf man mit Recht sagen, daß die bäuerliche Wohnungskultur eine eigenartig gefärbte, wohl 100 Jahre verspätete Spiegelung der höfischen und bürgerlichen Kunstströmungen darstellt.

Das Bett. Von der ursprünglichen Einfachheit der Wohnungseinrichtung gibt die Entwicklung des Bettes eine gute Vorstellung. Trotzdem der Mensch mit diesem wichtigsten der Ruhemöbel länger und inniger als mit jedem anderen Wohngeräte verbunden ist, hat es sich bis heute z. T. in den

urtümlichsten Formen erhalten. Der wichtigste Schlafraum ist vereinzelt noch heute der Heuboden. Dieser bot stets ein gebrauchsfertiges Lager, das nur weniger Vorbereitungen bedarf; daher wird er unerwarteten Besuchen oder Fremden zur Verfügung gestellt. So berichtet schon 1734 ein eifriger Besucher des Riesen- und Isergebirges: „. . . wir übernachteten für itzo zum andermal auf dem gewöhnlichen Heulager“[15]). Doch auch als Schlafstätte des Gesindes und der Kinder ist der Heuboden am Schlusse des 18. Jahrhunderts bezeugt[16]). Im Winter wird den Familienangehörigen und Fremden, die in Betten keine Unterkunft finden, in der warmen Stube ein Lager bereitet. Man bedeckt die Bank, welche längs den Stubenwänden dahinläuft, mit Decken und Kissen, oder man bereitet eine „Stroh-“ oder „Heubocht“[17]) in die Nähe des Ofens. In den Zeiten der Überfüllung unserer Gebirgssiedlungen gehörte solches Übernachten zu den Alltagserscheinungen; doch auch für die frühere Zeit wissen Reisende davon zu erzählen; so heißt es zum Jahre 1741: „Eine harte Bank oder ein ausgebreitetes Heu vertreten hier allein die kostbarste Ruhestätte“[18]). Beide Schlafgelegenheiten, die im nordischen und deutschen Altertum weit verbreitet waren[19]), werden vereinzelt noch heute benützt (Klein-Iser Nr. 3, Weißbach Nr. 160).

Während auf niederdeutschem und nordischem Boden aus der Bank, die als Ruheplatz diente, ein kojenartiges Bett in der Wand des Schlafraumes entstand, ist in Ober- und Mitteldeutschland aus dieser ursprünglichen Lagerstätte ein bewegliches Einrichtungsstück geworden. In dem wesentlichsten Punkte, der Erhöhung der Lagerfläche über dem Fußboden, stimmt es mit der Bank überein; der Fortschritt besteht in der kastenartigen Konstruktion, die ein Herausgleiten des Ruhenden verhindern soll. Seine Herkunft aus der Bank verrät das Bett auch durch die traditionelle Stellung an der fensterlosen Stubenwand, wo es die Fortsetzung der im Stubeneck endigenden Wandbank übernimmt. Der Boden des Bettgestelles wird durch gespannte Gurten oder einen Bretterverschlag gebildet; demgemäß unterscheidet die heimische Mundart zwischen einem Spann- und Strohbette, die noch 1782 scharf auseinander gehalten werden[20]). Beide Arten haben seit der frühesten Zeit[21]) wegen ihrer leichten Bauart, die auch ein flüchtiges Ausruhen bei Tage gestattete, eine reiche Verwendung gefunden. Die Rahme des Bettes nimmt die weiche Unterlage auf, welche als „Pfuhl“ bezeichnet wird[22]) und in einer oder mehreren Schütten Langstroh besteht, das beim „Spannbette“ in einen Rohleinensack gehüllt, beim „Strohbette“ ohne Hülle in dem Bettkasten ausgebreitet wird. Das Spannbett[23]) ist die vornehmere Lagerstatt, das Strohbett dagegen wird den „Gesindebetten[24]) zugezählt, die in den Nebenkammern Aufstellung finden. Zuletzt taucht in den

15) Dr. Lindner aus Hirschberg i. Schles. (1705—1769). In den „Sorgfältigen Vätern“. Vgl. Wanderer im Riesengebirge 229, 163.

16) Anonymus von 1796,: „Der ganze obere Teil des Hauses ist bloß Heuboden . . . . . meistens ist er die Schlafstelle des Gesindes, der Kinder und der Reisenden.“

17) Bocht [Gebächte]. Nach Weber Jos., Aus der Friedländer Mundart S. 21 sind „Gebächte“ „die auf dem Felde nach der Ernte zurückbleibenden Getreidehalme“. „Bochten“ (zu Bocht) „aus Heu, Stroh, Tüchern ein unordentliches Lager machen.“ Zu mhd. bâht (Benecke 1, 78b) Dreck, Kot. Heute vor allem in Hessen und Schlesien verbreitet. Für unser Gebiet steht der älteste Beleg im Stadtrechnungsbuch III ad 1619, wo dem Ratsdiener und Torhüter 1 Schock Groschen dafür gezahlt wurde, „daß er das Gebechte vom Rathsturm geräumt, so die Tolen nauff getragen.“ In der schles. Ma. mag frühzeitig der Bedeutungswandel zu „Lager“ eingetreten sein; schon 1629 heißt es bei Fr. Seidel, Türkische Gefängnus 3b: „Da laufen etliche ihrem Nest oder Pocht zu.“ Weitere Belege in Mitt. Ges. f. schles. Vke. XVII 83. Vgl. jetzt auch Schier Br., Spina-Festschrift S. 94.

18) Anonym, Denkwürdiger Antiquarius des Elbstroms 1741, S. 24.

19) Meitzen, Siedlung und Agrarwesen 3, 498; Lund, Tägliches Leben in Skandinavien, S. 26ff; Falk, RGA. 1, 268; Heyne, DHA. 1, 54, 111ff.

20) GA. Berzdorf. Schöppenbuch 1782.

21) Schon für mhd. Zeit als spanbette belegt.

22) GA. Ringenhain. Schöppenbuch 1762, 28. 1. Die Rechtssprache unserer Urkunden hat die Begriffe scharf umgrenzt: „Bett“ bedeutet das leere Holzgestell, „Pfuhl“ trotz seiner Herkunft aus lat. pulvinus den Strohsack. Die Kissen haben besondere Namen.

23) StA. C II 1 fasc. I Nr. 1, 1742, 16. 2. 2 Spahnbettel.

24) GA. Ringenhain. Schöppenbuch 1778, 10. 10.

Quellen die Bezeichnung „Bettstadtl“ auf[25]), die ebenfalls das leere Bettgestell meint.

Dem Spann- und Strohbett, die man auch als „einspännige Betten“ zusammenfaßt[26]), sind die „zweispännigen“[27]) gegenüberzustellen, die doppelt so breit und daher mit doppelter Gurtenspannung versehen waren. Der „Zweispänner“ ist das Familienbett des Bauern, das in der Stube am beschriebenen Orte Aufstellung fand; es trägt die Bezeichnung „Himmelbett“[28]), wenn es eine Decke besaß, die auf Säulen ruhte und mit herabwallenden Vorhängen ausgestattet war. Dieses prunkvolle Bett, das schon in gotischer Zeit vereinzelt auftaucht[29]), verdankt seine Entstehung dem Bedürfnisse, in dem kammerlosen Hause, wo die Stube gleichzeitig als Schlafraum dienen mußte, eine gesonderte Schlafstätte zu besitzen; dies wurde durch den allseitigen, reichen Tücherbehang erzielt[30]). Obgleich ein „Zweispännig Himmelbette“ erst im Jahre 1742 genannt wird[31]), dürfte es bereits bedeutend früher vorhanden gewesen sein; wahrscheinlich ist seine Aufnahme in die Bauernstube wie in Ostböhmen[32]) im Verlaufe des 16. Jahrhunderts erfolgt, also vor dem Zeitraume der häufigen Stubenteilungen. Für das Friedländer Schloß werden bereits 1667 mehrere „Himmelbettstätte“ für eine oder zwei Personen genannt[33]). Im „Oberen Frawenzimmer“ stand eine „Weiße Himmelbettstadt auf zwei Personen“; im Vorraum des unteren Frauenzimmers waren „2 weiße Spanbetten“, eine „weiße und eine braune Himmelbettstatt auf eine Person“. Die „Himmelbettstätte mit Tritt“ wiesen offenbar jene Stufe längs der Seitenwand des Bettes auf, die von Bildern bürgerlicher Einrichtungen aus dem 18. Jahrhundert bekannt ist.

Der Himmel des Bettes hatte zunächst eine praktische Bedeutung; das geht aus der Tatsache hervor, daß die gesonderten Schlafkammern fast ausnahmslos einfache Betten enthalten. Später ist freilich der Himmel zu einem Zierstück von Bett und Stube geworden, in dessen prächtige Ausstattung der Bauer seinen Stolz setzte. Wie prunkvoll dies manchmal geschah, lehren 2 Zahlen aus dem Inventar eines Friedländer Bürgerhauses: 1783 wird ein „zweispännig beth“ mit 20 Kreuzer, ein „Hemelbeth“ dagegen mit 45 Kreuzer bewertet[34]). Es darf nicht verwundern, daß dem Himmel eine so kostbare Ausstattung zuteil wurde; da das hölzerne Bettgestell an sich wenig Gelegenheit zur Anbringung von Zierat bot, konnte der verhaltene Reichtum auf den Himmel gehäuft werden. Außerdem kam der nachhaltend wirkende Renaissancegeschmack mit seiner Vorliebe für Säulenordnungen der weiteren Ausstattung der geschlossenen Bettdecke entgegen, die bereits vorher aus praktischen Gründen eingeführt worden war. Nur das gleichzeitig in fürstlichen und bürgerlichen Wohnungen so beliebte Zeltbett scheint auf die Gestaltung des volkstümlichen Himmelbettes ohne Einfluß geblieben zu sein. Dafür übernahm man vom Renaissancebette die Anregung, den inneren Kopfteil mit Bildern zu verzieren[35]). Diese Sitte gelangt im heimischen Tischlergewerbe gegen Ende des 18. Jahrhunderts zu ihrer schönsten Ausbildung. In dem oben genannten Inventar des Friedländer Bürgerhauses

25) GA. Hermsdorf. Schöppenbuch 1769, Fol. 463.
26) StA. II C 1, fasc. I Nr. 1, 1742, 16. 2.
27) Der Ausdruck wird heute als scherzhafte Angleichung an das „Doppelgespann“ des Fuhrmanns gefühlt. Höfische Quellen verwenden an Stelle des volkstümlichen Ausdruckes „ein- und zweispännige Betten“ bereits 1667 die Bezeichnungen „Spahnbettstadt vor eine Person“ und „Himmelbettstadt vor 2 Personen“ (SchA. Inventare 1667).
28) Mhd. himelze, nhd. himilizzi „Decke“. Agf. húsheofon oder heofonhús, ndl. hemel, mnd. hemelte „Dach“. Sollte Verwandtschaft mit καμάρα vorliegen?
29) Heyne DHA. I, 264.
30) Vgl. Priscus 315, 20.
31) StA. II C 1 fasc. I Nr. 1, 1742, 16. 2.
32) Br. Schier, a. a. O. S. 53; D. Riesengeb. i. W. u. B. 54.
33) SchA. Inventare 1667.
34) StA. II C 1 fasc. I Nr. 1, 1783, 10. 10.
35) Stegemann, Mitt. d. Germ. Nationalmus. 1902, S. 106.

(Nr. 26) wird auch „ein mit Silber beschlagenes Bett“ erwähnt, das eine Darstellung, „Seelengarten genannt“, zeigt. Es bleibt hier freilich unklar, ob dieses Bild in einer beliebten Kartuschenform auf das grundierte Kopfteil des Bettes gemalt war, oder ob es als Kupferstich auf das darauf abgestimmte Bettende geklebt wurde, wie sich anderwärts nachweisen ließ[36]). Im allgemeinen war für silberbeschlagene Prunkbetten der zweite Fall üblicher; vielleicht war das Bild sogar hinter Glas und Rahmen geborgen[37]).

Daß die heimischen Tischler des 18. Jahrhunderts sich mit der Herstellung von Vignetten und Kupferstichen befaßten, geht aus den Aufzeichnungen des Tischlers Joh. Friedr. Pochmann hervor. In seinem Nachlasse finden sich Entwürfe zu zahlreichen Vignetten, die in barocker Umrahmung Bilder des Osterlammes, des Guten Hirten, des hl. Christophorus und kirchlicher Gebäude enthalten. Die Sammlung bewahrt ferner einen Kupferstich, das Leben des hl. Origenes in der Einöde und das ländlichen Kreisen naheliegende Motiv des Hüttenbaues darstellend. Aufbau und Ausführung deuten auf einen wenig geübten Meister hin. In den schriftlichen Aufzeichnungen Pochmanns findet sich ferner eine Anweisung zur Herstellung von Kupferstichen.

Doch auch die Bemalung des Himmelbettes war im heimischen Bezirke beliebt; dafür zeugt das schöne, im Friedländer Stadtmuseum erhaltene Stück aus dem Jahre 1778. Es ist mit Blumenranken in rot, weiß, grüner Zeichnung geschmückt und trägt am Kopf- und Fußende je einen Spruch:

„Gottes Gütt und treu
1778
Ist alle Morgen neu.“

„An Gottes Segen
Ist alles gelegen.“

Andere im Bezirke beliebte Bettsprüche, die auch im Reiche vorkommen[38]), sind nach der Mitteilung des H. Augsten, Weißbach Nr. 160:

„Wie Gott es füget
So mir genüget;
Nur wünsche zu erwerben
Ein seliges Sterben.“

„Gott hat geholfen, Gott hilft noch,
Gott wird weiter helfen.“

Ein Himmelbett, das besonders reich mit Malereien und Sprüchen ausgestattet war, wird noch heute, aber leider unvollständig, in Wustung Nr. 54 aufbewahrt. Kopf-, Fuß- und Seitenteile waren mit Blumen reich bemalt und trugen je einen Spruch:

Heyraths Werck sind Gottes Thaten
Gott Laß Alles Wohlgerathen.

Den Obern Danck und Ehren geben,
Bringt Wohlergehn und Langes Leben.

Vergiß nicht Deiner Schuldigkeit,
So offt Dich Gottes Gütt Erfreut.

Wer täglich lernt das End betrachten,
Kann die Erdlust leicht verachten.

Zahlreiche andere Sprüche ließen sich leider nur mehr teilweise entziffern[39]).

Über die Bemalung des Bettes soll im Zusammenhange mit der Behandlung des Schrankes gesprochen werden. Es genüge hier zunächst der Hinweis, daß

36) Ebda. S. 150.
37) Bettstatt aus Linz im Germ. Nationalmuseum, Ebda. S. 150.
38) Lauffer, Mitt. d. Germ. Nationalmus. 1904, S. 179.
39) Die zweite Zeile eines Spruches auf dem Wustunger Himmelbett lautete: „Deines Hertzens Zierath sein“.

der grüne Grundton an überlieferten und bezeugten[40]) Stücken besonders beliebt war.

Die großen Unterschiede, die in der äußeren Behandlung des Bettes möglich waren, zeigen sich auch bei seiner Innenausstattung. Wir wissen, daß der deutsche Bauer seit alters besondere Sorgfalt auf ein weiches, warmes Bett legte[41]); daher zeigt sich noch heute das Bedürfnis nach möglichster Fülle an Bettfedern, die ja meist die eigene Wirtschaft liefert. Das Inventar eines Bürgerhauses von 1783 verzeichnet nicht weniger als „17 Federbether sambt Inlothen" im Gewichte von 134 Pfund und im Gesamtwerte von 40 Gulden 12 Kreuzern[42]). In den meisten Fällen ist bis zur Gegenwart der Strohsack die Unterlage des Bettes geblieben; er bestand meist aus „roher, grober Leinwat" und wurde nur selten von „weißer, mittlerer Leinwat" hergestellt[43]). Daneben waren bereits im 17. Jahrhundert in vornehmen Kreisen Matratzen üblich, die wie im Mittelalter mit Wolle gefüllt wurden. Im Friedländer Schlosse waren 1667 4 „Madratzen" vorhanden, die oben einen Überzug von blauem Zwillich besaßen, 6 weitere Matratzen und 8 dazugehörige Polster waren mit einer Doppelhülle von blauem Zwillich und weißer mittlerer Leinwand versehen. Der Strohsack wurde mit Decken überzogen, an deren Stelle schon frühzeitig das Unterbett getreten ist, das seit 1521 genannt[44]) und vereinzelt als „Pfühl", „Pfuhl" verzeichnet wird[45]). Darüber wurde das „Lailach" gebreitet[46]), das aus 2 oder 3 „Blättern" bestand. Die weiteren Hauptstücke des Bettes waren das „Oberbett"[47]), das „Kopfzeug", das man vereinzelt als „Wannbette" = Wangenkissen bezeichnete[48]). Bei dem Oberbett wird stets erwähnt, ob es einspännig oder zweispännig war[49]). Für die Füllung eines einspännigen Bettes rechnete man 15 Pfund Federn; so werden 1673 bei Aufstellung eines Gastbettes im Friedländer Rathause von Christoph Effenberger in Einsiedel 15 Pfund Federn zu 21 Kreuzer gekauft[50]); sie wurden in die „Inletten"[51]) gefüllt, die meist aus 9 Ellen „Kleinleinwat", d. i. feinmaschiger Leinwand, hergestellt waren[52]).

Die Gesamtheit der übrigen Bettwäsche wird als „Bettgewand", „Bettgeräte" und „Bettgewähre" bezeichnet, wie es in Anlehnung an ahd. und mhd. Sprachgebrauch bereits 1498 der Fall war[53]). Seinen Hauptbestand machen die „Überzüge" und „Ziechen" aus[54]), die meist aus weißem „Zwillich"[55]) hergestellt wurden, während „Lailacher" und „Pfuhlziechen" oft „flächsen" d. h. ungebleicht blieben[56]). In Bauernhausinventaren sind meist bunte Überzüge erwähnt; dabei hatten die „gezogenen", d. h. mit bunten Fäden gewebten, vor den „gedruckten" Überzügen den Vorzug. So wird schon 1767 ein „blaw gezogener Überzug", der unter

40) LA. 79, 95b (1719) 1 grüne Bettestadt 21 Groschen.
41) Plinius, Hist. nat. X 53; für Böhmen bezeugt in Font. rer. Boh. 1, 242: stat lectus paleis plumis et ostro rigidus.
42) StA. II C 1 fasc. I Nr. 1, 1783, 10. 10.
43) SchA. Inventar 1667.
44) LA. Stadtbuch B Fol. 23b: 1 vnder bitthe.
45) StA. II C 1 fasc. I Nr. 1, 1618, 28. 1.
46) LA. Stadtbuch A, Fol. 72b, ad 1502 Leylach; StA. II C 1 fasc. I Nr. 1, 1623, 30. 7. Lailach.
47) LA. Stadtbuch B Fol. 23b, ad 1521 obir bette.
48) LA. 56, 93a, ad 1713. In den ahd. Glossen gibt es vielfach Entsprechungen zu diesen Ausdrücken: Steinmeyer 3, 358, 30 cervical vel auriculare wangechusse, cervical et capitale wankusse, pulvillus chussel; 3, 621, 17 culcitrum vederbede. pulvinar polster, plumatum chusse.
49) StA. II C 1 fasc. I Nr. 1, 1742, 16. 2.
50) StA. Rechnungsbuch V 158a.
51) „Inlett" zusammengezogen aus „Inleinwat".
52) StA. Rechnungsbuch V 158a.
53) LA. Stadtbuch A Fol. 28b. Steinmeyer 3, 376, 12: lectisternia beddegewant; stratoria pettiwat 1, 424, 34; beddiwâdi 1, 425, 26; lectisternium 1, 625, 22. „Bettgeräte" = Reichenberger städt. Grundbuch Nr. 1, 345, ad 1631; „Bettgewähre" = Grundbuch der Herrschaft Reichenberg Nr. 9, 376, ad 1631.
54) Mhd. zieche, nhd. ziahha, ndl. tijk, engl. tick Lehnwort aus gr.-lat. thêca (Diez, Etym. Wb. 2, 433), dazu auch franz. taie. Das Wort ist zugleich mit Flaumfeder (obd. Pflaum-) (< lat. plûma), Kissen (in heimischen Quellen meist lautgerecht Küssen) (< spätlat. coxinus Paul Meyer, Romania 21, 83) und Pfühl (in unseren Quellen oft Pfuhl) (< lat. pulvinus) aus dem Latein. entlehnt.
55) Mhd. zwilich, ahd. zwilih(h) substant. Adj. aus zwilich „zweifädig" nach Kluge[9] 513 Nachahmung des lat. bilex.
56) StA. II C 1 fasc. I Nr. 1 1623, 30. 7.

häufigem Waschen nicht leiden durfte, einem „blaw gedruckten“ gegenüber gestellt[57]). Doch auch im Bürgerhause wurden neben „weißleinwantenen“ Überzügen, „rotstreifige“ und „blaugezogene“ verwendet[58]); daneben kamen „blaw geblümte Zwillich-Züchen“ und „Kissen aus gewürfeltem Zwillich“ vor[59]). In vornehmen Bürgerhäusern war schon 1618 neben „zwielichten Haubt- und Pfuhlzichen“ das „Zichel mit roter und schwarzer Seide“, d. h. dem Spiegel, bekannt[60]). Zum Bettgewand gehören auch die Vorhänge, für die man mit Vorliebe die blaue Farbe wählte; sie waren bald aus einfärbigem Zwillich hergestellt[61]), bald mit „Blättern und Kränzen“ bedruckt[62]). Bettdecken und -tücher zeigten eine ähnliche Ausführung[63]). Die Decken, die auch „Kutzen“ genannt wurden[64]), waren meist mit „mittlerer weißer Leinwat“ gefüttert.

Eine besondere Abart des Bettes ist das „Kinderbett“[65]), die Wiege. Sie bestand und besteht noch heute zum Teil aus einem Korbe, gewöhnlich dem „Wäschkörpel“[66]), das mitten in der Stube an einem Balken aufgehängt und als „Schwenk“ bezeichnet wird (Karolinthal). Im Jahre 1791 beobachtete Johann Friedrich Zöllner, wie in einem Gebirgshause „ein kleines Kind, statt in einer Wiege, in einer Art von Sessel saß, der vorn mit einem Schieber verschlossen war und wie ein Pendul am Balken hing“[67]). Manchmal erfüllt auch ein krippenähnliches Gestell mit festen Stollenfüßen diesen Zweck. Die eigentliche Wiege, d. h. das Kinderbett mit Schaukelkufen, die Querschwünge erlaubten, dürfte aus städtischen Kreisen in die Bauernwohnung eingedrungen sein. Die erste ausdrückliche Erwähnung dieses Gerätes, dessen Geschichte aus Mangel an alten Stücken unklar ist[68]), erfolgt erst zum Jahre 1742[69]), doch dürfte bereits das „Spahnbettel“ vom Jahre 1617, das als Füllung zwei „Federbettl“ enthält, eine Wiege bezeichnen[70]). Zu „Schwenk“ und Kufenwiege gehört das „Wiegenband“, das kreuzweise über die Seitenwände gespannt wurde, um das Herausfallen des Kindes zu verhindern. Schöne Kinderwiegen dieser Art sind noch heute in Wustung Nr. 54 und Neustadt (Museum) zu sehen. Ebenso wie im Riesengebirge[71]) war es im Isergebirge üblich, die Kinderwiege durch das Wasser in Bewegung zu setzen; noch vor wenigen Jahren waren in Karolinthal Nr. 17, 48 Wiegen mit Wasserbetrieb vorhanden. Die Wiege, welche einst zu den wichtigsten Stücken der Brautausstattung gehörte, ist gegen Ende des 19. Jahrhunderts durch den Kinderwagen verdrängt worden.

Die Bank.

Neben dem Bett hat sich die Bank, der Ausgangspunkt aller Sitz- und Liegegeräte, bis heute in den ursprünglichsten Formen erhalten. Die Wandbank wird in den Kaufverträgen nie erwähnt; sie gehört zu den „niet- und nagelfesten“ Bestandteilen des Hauses. Sie war im einfachsten Bauernhaus und in der vornehmen Ratstube ein Hauptstück der Einrichtung; bald diente sie als Schlafbank, bald als Sitzgerät, bald als Verkaufstisch für Waren

57) StA. Ebda. 1767, 28. 6.
58) StA. Ebda. 1783, 10. 10.
59) StA. Ebda. 1702, 15. 3.
60) StA. Ebda. 1618, 28. 1.
61) StA. Ebda. 1784, 7. 7.
62) StA. Ebda. 1767, 28. 6.
63) LA. 79, 95b, ad 1719.
64) SchA. Inventar 1667.
65) StA. II C 1 fasc. I Nr. 1, 1707, 10. 12.
66) StA. Ebda. 1783, 10. 10.
67) Zöllner Joh. Friedr., Briefe über Schlesien auf einer Reise im Jahre 1791, (1792) II 292.
68) Stegemann, Mitt. d. Germ. Nationalmus. 1902, S. 152.
69) StA. II C 1 fasc. I Nr. 1, 1742, 16. 2. Kinderwiege.
70) StA. Ebda. 1617.
71) In der Wiesenbaude wurden Wiege und Butterfaß auf geschickte Weise durch das Wasser betrieben. Diese „sinnreiche Vorrichtung“ haben 1796 der Anonymus und 1810 Prof. Büsching ausführlich beschrieben. Vgl. Schier Br., a. a. O., S. 53.

(vgl. z. B. die Friedländer „Fleischbänke")[72]). Zuerst wird sie im Jahre 1569 erwähnt, wo ihre Anfertigung für die Pfarrstube zugleich mit der „ofenbanck" dem Tischler anvertraut wird[73]). In der Stube des Hospitals wurde sie gleichzeitig mit Fußboden und Decke hergestellt[74]). Noch heute sind die beiden Fensterseiten der Bauernstuben mit diesem urtümlichen Einrichtungsstücke umsäumt; die Fortsetzung an der Ofenseite übernehmen die „Ofen-" und „Höllenbank"[75]), die seit alters ein häufig besuchter Sitzplatz der Stube sind[76]). Das alte Sprüchlein: „Bei dem Ofen, in der Höll, Ist die alte Weiberstell" findet einen urkundlichen Beleg in dem Ausgedinge eines Ringenhainer Kaufvertrages, wo die Wittib Anna Hirschmann „in der Stube vom Ofen den hinteren Winkel freizuhalten" verlangt[77]). Entsprechend ihrer Wichtigkeit wurden daher die „Bänke umb den Ofen aus seinem Holtz" ausgeführt[78]).

Die Wandbänke waren unbeweglich und besaßen selten eine Lehne; diese beiden Eigenschaften kamen aber der Lehnbank zu, welche bereits 1616 genannt[79]) und der „Fürsetzebanck" gegenübergestellt wird[80]). Daraus darf man schließen, daß der Vorsetzbank, die auch einmal als „zwifach", d. h. wohl doppelreihig, bezeichnet wird, ursprünglich die Lehne fehlte. Sie dürfte daher die ursprüngliche Bankart darstellen; im übrigen glich sie wohl den noch heute üblichen Bänken: Das Sitzbrett ruht auf vier einfach gedrehten oder gehobelten Füßen, die schräg eingezapft sind; die Lehne ist eine rechteckige oder trapezförmige Rahme mit Sprossenfüllung, die in das Sitzbrett mit Hilfe von Querriegeln eingestemmt wird. Bei gewöhnlicher Ausführung besteht sie aus Fichtenholz, doch schon 1589 wird für die Wohnung des Friedländer Kaplans „ein orlen fürsetzebangk" geliefert[81]) und noch 1730 werden „3 Schoßbänke von seinem Holtz mit harten Beinen um 48 Kreuzer" genannt[82]).

Wie im frühen Mittelalter[83]) werden noch heute die Bänke zum Zwecke bequemeren Sitzens mit Decken und Kissen belegt. Im Laufe des 17. Jahrhunderts ist aus diesem beweglichen Kissenbelag, zuerst auf französischem Boden, die feste Polsterung geworden[84]), die im 18. Jahrhundert zur Ausbildung des heutigen „Sophas" führte. Die Übergangsform dazu bildete das volkstümliche „Kanapee"[85]), das noch heute häufig begegnet. Es wird durch bankähnliche Gestelle mit gepolsterter Rücklehne vertreten, die auf dem Sitzbrett eine Reihe beweglicher, matratzenähnlicher Polster und Keile besitzen, welche von Zeit zu Zeit mit einem frischen Überzug versehen werden. Diesen Stand der Entwicklung zeigt auch das erste, in einem Friedländer Protokoll von 1822 erwähnte „Kanapee", dessen Gestell von Eisen ist und 5 Polster trägt[86]). Auf Grund formaler Eigenarten der fournierten Holzteile ist dieser städtische Einrichtungsgegenstand zur Biedermeierzeit in das volkstümliche Haus eingedrungen. Das „Sopha",

72) Mnd. slâpbank Schiller-Lübben 4, 229a; die Fleischbänke werden schon im Urbar von 1381 genannt.
73) StA. Rechnungsbuch I 328b.
74) StA. Ebda. VI 465b, ad 1667.
75) „Hölle", Platz zwischen Ofen und Stubenwand. Nach Müller-Fraureuth, Obersächs. Wb. 1, 522] omd. Doch auch im Bayr. gebräuchlich. Vgl. Schmeller² 1, 1080, ad 1618 ad fornacem „auf der Hell". Diese volkswitzige Bezeichnung ist seit dem 15. Jahrhundert gebräuchlich. DWB. 4II, 1748, Nr. 6.
76) sitzen bi dem oven zuo der want. Ges. Abent. 2, 420, 375.
77) GA. Ringenhain. Schöppenbuch 1754, 22. 5.
78) StA. Ratsrechnungen 1730, 26a.
79) StA. II C 1 fasc. I Nr. 1, 1616; Länebank; 1619 ebda. Lehne Banck.
80) StA. V C 5, Fol. 11.
81) StA. Rechnungsbuch I 409a.
82) StA. Rechnungsbuch 1730, 26a.
83) Bänke und Sitze mit Decken belegt: Gregor v. Tours 9, 39; Thietmar 5, 3; Graff, Sprsch. 2, 158f panchlachan stuol-lachan. Steinmeyer 3, 664, 49: scamnales panclachin.
84) Stegemann, Mitt. Germ. Nationalmus. 1903, S. 71.
85) Nach Kluge⁹ 224 um 1750 aus franz. canapé entlehnt, welches auf lat. conopeum = gr. κωνωπειον „Vorhang, Zelt mit Moskitonetz" zurückgeht.
86) StA. II C 1 fasc. I Nr. 1, 1822, 25. 6.

unter dem der Bauer das Möbel mit fester Polsterung versteht, hat erst in den letzten Jahrzehnten Aufnahme gefunden, Ottomane und Bergère sind ihm bis heute fern geblieben.

Sessel und Stühle. Der Stuhl als beweglicher Einzelsitz blickt im Bauern- und Bürgerhause auf eine kurze Vergangenheit zurück. Zwar wird bereits 1493 „ein tisch, eine toffil und eine sidel" genannt[87]); doch ist die Bedeutung des mhd. sidele, sedele keineswegs feststehend; sie bezeichnet bald den Einzelsitz, bald ein bankartiges Gerät[88]); es fehlt ihr jedoch stets die Rücklehne[89]). Da in einer ungefähr gleichzeitigen Breslauer Urkunde (von 1474) sedele ein einsitziges Gerät bezeichnet[90]), so dürfte auch in unserem Falle ein Einzelsitz vorliegen. Mit Sicherheit darf man dies auch für die „Siedel" annehmen, die 1580 in der Scholzerei zu Niederweigsdorf neben einer „langen bangkh" stand[91]).

Der Sitz mit Lehne taucht erst bedeutend später auf. Die Erbsonderung des Bürgermeisters Christoph Zestermann von 1616 kennt zwar eine Lehn- und eine Vorsetzbank aber keinen Stuhl[92]); erst in einem Testament von 1619 stellt der neben 2 Lehn- und 4 Vorsatzbänken genannte „Sessel" einen Sitz mit Lehne dar[93]). Wie selten noch in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts die Kunst der Stuhlerzeugung war, zeigt der Umstand, daß 1669 der bekannte Tischler Christian Wagner aus Weigsdorf mit der Verfertigung von „6 newen Sässeln" für die Ratstube beauftragt wird[94]).

Der Lehnsessel ist später meist nur in einem Stücke in den Haushaltungen vertreten; er ist der Sitz des Familienoberhauptes und genießt das Ansehen eines Ehrenplatzes. In dem reichhaltigen Inventar von 1783 wird neben Bänken nur ein „Großsässel" genannt[95]), der sich in seiner prächtigen Ausstattung — er kostete nicht weniger als 45 Kreuzer — wie der Hochsitz der germanischen Königshalle neben schlichten Sitzgelegenheiten der Mannen ausgenommen haben mag. In den Inventaren von Bauernstuben findet man meist Tisch und Sitzmöbel in der Reihenfolge „1 Tisch, 1 Stuhl, 1 Lehnbank" genannt[96]); der Tisch war an den zwei Fensterseiten von der Wandbank umsäumt, die zweite Langseite nahm die bewegliche Bank ein und an der inneren Schmalseite stand der einzige Stuhl als Sitz des Hausvaters. Diese Stellung entsprach auch der häufigsten Sitzordnung bei Tische.

Seit der Renaissancezeit waren aus den lehnenlosen, einsitzigen Schemeln des Mittelalters durch Hinzufügung einer Lehne nach dem Vorbilde des Stuhles neue Lehnsitze für einzelne Personen entstanden. Sie mögen sich zunächst noch durch die geringere Stattlichkeit der Ausführung von den alten Lehnstühlen unterschieden haben; doch bald wurde auch dieser Unterschied durch gegenseitige Angleichung zu Ungunsten des alten Stuhles verwischt. Dieser Vorgang hatte in herrschaftlichen Kreisen bereits im 17. Jahrhundert bedeutende Fortschritte gemacht; denn das Schloßinventar von 1667 nennt fast in jedem

87) LA. Stadtbuch A, Fol. 4b.
88) Herzog Ernst B 2615f: eine sidel wol getân die sâhens vor dem bette stân. Dagegen aus dem Kettenreim der Kinder in Wackernagels Lesebuch I, 1148: ein bang dast ein sidel, unde ein sidel ist ein bang.
89) Sie wurde bei Festen im Freien aufgeschlagen: ein sidel gerichtet was von rôtem marmelsteine, dar ûf wol tûsent ritter saz (Wolfdietrich D. VI 51).
90) czu iczlichen tissche eyne sedele. Schultz, Exzerpte aus Breslauer Stadtbüchern in Anz. f. Kunde dt. Vorzeit 1871 sp. 78, no. 94.
91) LA. 60, 306a. Die Siedel stellt wohl in unserem Gebiete eine Übergangsform von der Bank zum Einzelsitz dar.
92) StA. V C 5, ad 1616.
93) StA. Ebda. 1619, 9. 9.
94) StA. Rechnungsbuch V 520b.
95) StA. II C 1 fasc. I Nr. 1, 1783.
96) GA. Berzdorf. Schöppenbuch 1784, S. 7.

Zimmer eine größere Anzahl „tännener“ oder „orllener Stühl“, während „2 alte Bänke von Schwarten“ auf die Hofstube und das Küchengewölbe beschränkt bleiben. Vielleicht ist der „gar alte Stuhl mit Leder beschlagen und Lahne“ dem alten Herrensitz des Schlosses gleichzusetzen[97]). In das Bürger- und Bauernhaus dringt die Stuhllehne seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein; so hören wir 1783 zuerst von einem hölzernen Tisch, bei dem 2 Stühle stehen[98]), und 1790 werden bei 3 Tischen 6 Stühle verwendet[99]); die frei bleibenden Seiten des Tisches sind von den Fensterbänken umsäumt. Bereits 1742 besaß der Friedländer Bürger Anton Schönfelder „5 alte höltzerne Lehnstühle“[100]) und es ist ein Zeichen von Wohlhabenheit, wenn auch beim Kretscham von Berzdorf 1782 „4 hölzerne Lahnstühle“ verzeichnet wurden[101]). Wie bei der Bank hat man im Mittelalter über den Stuhl das stuollachen gebreitet, ein Brauch, der noch heute vielfach nachwirkt; im Gefolge derselben Kunstströmung, die den beweglichen Kissenbelag der Bank zur festen Polsterung werden ließ, entstand beim Stuhl ein ständiger Überzug, dessen Vorhandensein sich in bürgerlichen Inventaren zuerst 1822 bei „5 Sesseln mit blaustreifigem Überzug“ ankündigt[102]), während auf dem Schlosse bereits 1667 „24 Stühl mit grühnem Tuch“ vorhanden waren[103]).

Neben diesem Sitzgeräte des bürgerlichen Hauses hat um 1800 auch der Bauernstuhl seine schönste Ausbildung und weiteste Verbreitung erlangt; dem schweren, würdevollen Großstuhl, der sich als Erbstück lange in den Familien hielt, wurden leichte Sessel, nicht selten von flüchtiger Bauart, zur Seite gestellt, die ein einfaches Sitzbrett mit schräg gestellten, eingezapften Stabfüßen und ein typisch geschweiftes, durchlochtes Rückenbrett besaßen, das Formen zeigte, die dieses heimische Sitzgerät als einen Vertreter des gleichzeitig in ganz Ober- und Mitteldeutschland verbreiteten Bauernstuhles erscheinen lassen. Wie mannigfaltig die Gestaltung des Rückenbrettes sein konnte, geht aus der reichen Modellsammlung im Nachlasse der Tischlerfamilie Pochmann deutlich hervor. Im allgemeinen zeigt die Rückenlehne in der unteren Hälfte eine Einschnürung, während der obere Teil als Stütze des breiten Bauernrückens weit ausladend geschweift ist. Beim Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert nehmen die lebhaft und eigenwillig gestalteten Umrisse der Lehne, bei denen das Muschelornament und das oft stark zerzeichnete Doppeladlermotiv besonders beliebt waren, ruhigere Formen an, die durch würdige Urnen- und Vasenmotive hervorgerufen werden. Zu allen Zeiten jedoch herrscht eine fast unüberblickbare Gestaltenfülle.

Der Tisch. In enger Beziehung zu den Liege- und Sitzgelegenheiten steht der Tisch; seine wagrechte Platte dient aber nicht dem ruhenden Menschen, sondern leblosen Gegenständen als Unterlage. Obgleich bereits aus dem Mittelalter von gelegentlichen Durchbrechungen dieses Unterschiedes berichtet wird[104]), hält der Bauer an der Wertschätzung des Familientisches bis heute fest, die ihm eine bedeutende Stellung im deutschen Rechte sicherte[105]). Am meisten unterscheidet sich jedoch der Tisch von allen Sitz- und Ruhemöbeln in entwicklungsgeschichtlicher Hinsicht: Er ist das einzige bewegliche Einrichtungsstück des

97) SchA. Inventare 1667.
98) StA. II C 1 fasc. I Nr. 2, 1783, 16. 9.
99) StA. Ebda. 1790, 8. 6.
100) StA. Ebda. 1742, 16. 2.
101) GA. Berzdorf 1782, 3. 5.
102) StA. II C 1 fasc. I Nr. 2, 1822, 25. 6.
103) SchA. Inventare 1667.
104) Heyne, DHA. I, 55f.
105) Vgl. Grimm, DRA. I 258.

germanischen Hauses[106]) und hat sich erst allmählich der konstruktiven Eigenart seiner heutigen Verwandten genähert.

Der Urform des Tisches kommt unser runder Tisch am nächsten; doch liegt hier eine sekundäre Annäherung an den alten Entwicklungsstand vor. Dies geht am deutlichsten aus dem „Runden Tisch" des Bürgermeisters Christoph Jestermann hervor, dessen „blat von Gips gemacht" war[107]), also wohl einen der zur Renaissancezeit beliebten Ziertische mit Gipsplatte in erhabener Stuckarbeit darstellte. Die Regel bildet seit dem Einsetzen der Quellen der viereckige, nahezu quadratische Tisch, wie er zuerst 1493 genannt wird[108]). Er muß im 16. Jahrhundert von einheitlicher Größe gewesen sein, d. h. an jeder Seite einer Person Platz geboten haben, denn nur so ist erklärlich, daß er als Maßeinheit für die Zahl der Arbeitskräfte an einem Bauernhofe oder der Gäste bei einer Hochzeit dienen konnte. In einer Friedländer Erbsonderung von 1574 wird „idem der Knaben eine wirtschaft auf 4 Tische zu machen" gestattet[109]) und in der „Willkür" von 1598 heißt es: „Auf eines vermögenden Bürgers Hochzeit sollen fünf oder sechs Tische und nicht mehr gesetzt werden, es sei denn, daß fremde Gäste gebeten werden, soll der sechste oder siebente Tisch vergönnt sein. Einem Taglöhner und anderen Unvermögenden wird zwei Tische Gäste zu setzen vergönnt und sollen in solche Anzahl der Tische Mannes- und Weibspersonen, auch Jungfrauen gerechnet werden"[110]). In jeder Bauern- und Bürgerstube waren mindestens zwei Tische vorhanden, von denen der Familientisch in der Fensterecke, der Arbeitstisch in der Nähe des Ofens stand. Außerdem waren die Kammern mit Tischen ausgestattet, so daß sich in größeren Höfen bis 6 Tische vorfanden[111]). Für den Stubentisch war eine mit den Familien wechselnde Sitzordnung üblich, an der man bis in die jüngste Vergangenheit festhielt[112]). Gewöhnlich saß das Familienoberhaupt an einer Seite des Tisches allein, wobei ihm der einzige Stuhl des Hauses als Sitzgelegenheit diente.

Bereits 1493 wird dem „tische" „eyne toffil" gegenübergestellt[113]); man verstand darunter einen Tisch von bedeutender Längenausdehnung, der vor allem bei der Bewirtung von Gästen Verwendung fand. So wurde für den Friedländer Weinkeller 1681 eine „new Tafel" von 6 Ellen Länge und $1\frac{1}{4}$ Ellen Breite hergestellt[114]), nachdem schon vorher ein „klein Täfflichen" hier Aufnahme gefunden hatte. Das Schloßinventar von 1667 nennt neben Tischen von Tannen- und Ahornholz „tännene" und „orllene Taffeln" und „Täflichen" mit und ohne „Schubläbel". Der vorhandene „Rute Tiesch" konnte durch „2 ansetze Flügel" zur Tafel gewandelt werden. Der „Schänk-Tiesch" war mit einem „gelähne" versehen und wurde später mit einem weiteren „Täflichen" ausgestattet[115]). Bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren im bürgerlichen Hause die noch

106) Diese Tatsache geht deutlich aus Berichten (s. o. Anm. 1) und der Herkunft der Bezeichnungen für Tisch hervor: Nhd. Tisch aus lat. discus bedeutet als engl. dish „Schüssel". Got. biuths gehört zu biudan und bezeichnet das Speisebrett, auf dem die Nahrung dargeboten wird. Von den Südslawen entlehnt, bezeichnet es als bljudo die Schüssel (vgl. Meringer, Zschr. f. österr. Gymnasien 1903, 385). Das lat. mensa erscheint im Got. als mēs, wo es τράπεζα und πίναξ bezeichnet; dasselbe Wort bedeutet als misa im Tschech. die „Schüssel" im Slov. den „Tisch". Vgl. die heutigen Hindeloopener Klapptische, die zusammengeklappt an die Wand gelehnt wurden (Uebe F. R., Deutsche Bauernmöbel (1924) S. 100, 122.

107) StA. V C 5, 1616, S. 11.

108) LA. Stadtbuch A Fol. 4b.

109) LA. 6C, 221a.

110) StA. Willkür 1598.

111) LA. 60, 176a, ad 1580, Scholzerey Priedlanz.

112) StA. Willkür 1598: „Nach gehaltenem Kirchgang sollen die Gäste nach Gebühr eines jeden Standes wiederum gelesen und gesetzet werden und mit dem Wirte vorlieb nehmen. Solange die Mahlzeit währt, soll außer den geladenen Gästen niemand von Knechten, Mägden, Gesinde und Kindern, viel weniger aber andere Müßiggänger, Bettler vor den Tischen geduldet werden . . ."

113) LA. Stadtbuch A Fol. 4b.

114) StA. Rechnungsbuch VI 434a.

115) StA. Inventar 1667.

heute gebräuchlichen Tischarten vorhanden; das Inventar von 1822 kennt bereits den mit Wachsleinwand überzogenen Stubentisch, den Schreib-, Toilette- und Nähtisch[116]).

Als einem ausgesprochenen Gebrauchsstücke wird vom Tisch vor allem Tischfläche und Festigkeit verlangt, zwei Forderungen, denen sich seine Ausmaße angepaßt haben. Den Hauptschmuck des Bauerntisches bildet die schwere, stets blendend weiß gehaltene Hartholzplatte, zu der Ahorn und Erle besonders beliebt sind. Die Holzart der Platte wird von den Kaufverträgen meist ausdrücklich erwähnt; im Ringenhainer Schöppenbuch wird des öfteren ein „orlenn Tisch" genannt[117]). Die Platte ruhte entweder auf Stollen oder Schragen, die durch starke Querriegel miteinander verbunden waren; diese wurden meist so tief angebracht, daß sie den beim Tisch Sitzenden als Stütze der Füße dienen konnten. Besonders die Schragen, nach denen man in mhd. Zeit häufig den ganzen Tisch bezeichnete (mhd. mnd. schragen), sind ein beliebtes Tischgestell, das seit der gotischen Zeit in verschiedenster Weise künstlerisch ausgestaltet wurde und auch auf heimischem Boden in einer Reihe prächtiger Stücke, z. B. dem Eichentisch des Hauses Dörfel Nr. 41, vertreten ist. Der Schragentisch war so beliebt, daß sich die wenigen Stollentische durch Schrägstellung ihrer Beine seiner Gestalt annähern mußten (ein charakteristisches Stück im Stadtmuseum Neustadt). Seit alters sind unsere Tische mit einer Schublade versehen; schon 1674 wird eine Ausgabe von 20 Groschen „für ein New Schloß sambt Schlüssel an den Tischkasten" im Rathause vermerkt[118]), wohin 1669 Christian Wagner aus Weigsdorf „eine new grün Taffel und einen newen tisch" verfertigt hatte[119]). In der Bauernstube nimmt der verschließbare Tischkasten Kasse und Familienarchiv auf. Diese Bevorzugung des Tisches vor den übrigen Geräten der Wohnung verschafft dem geselligen Mittelpunkte des Hauses ein erhöhtes Ansehen.

Auf das gleiche Alter wie Bank- und Stuhllachen blicken die Tischtücher zurück[120]). Schon 1618 wird ein „Leimet Tischtuch mit geklöppel" und gleichzeitig ein „Zwillich Tischtuch mit trödeln" genannt[121]); ein Jahr darauf erfahren wir von „2 flächsenen Tischtüchern"[122]) und später mehrt sich die Zahl der genannten Stücke; doch dem Bauernhause ist diese Sitte z. T. bis zum heutigen Tage unbekannt.

Die Truhe.

Eine große Reihe von Einrichtungsgegenständen läßt sich unter der gemeinsamen Bezeichnung Kastenmöbel zusammenfassen, zu denen man Kästen im eigentlichen Sinne, Laden, Truhen, Koffer, Schränke, Almern, Kommoden rechnen kann. Auch entwicklungsgeschichtlich sind sie vielfach verwandt, wenn auch die Zeit ihrer Entstehung eine verschiedene ist. Ihr gemeinsames Merkmal ist das Vorhandensein eines völlig geschlossenen Raumes in Quaderform, der auf einer der Breitseiten liegt oder auf einer Schmalseite steht. Zur relativen Chronologie der Entwicklung dieser Möbel ist die Erkenntnis von Bedeutung, daß man bereits kastenartige Geräte verwendete, bevor man noch mit der Kunst, Gefäße aus Brettern herzustellen, bekannt war. Die Entwicklung der hölzernen Kastenmöbel dürfte durch den Trog, d. i. den ausgehöhlten Baumstamm[123]), der noch vor kurzem im bäuerlichen Haushalte eine so wichtige Rolle spielte, eingeleitet worden sein. In sachlicher und wohl auch

116) StA. II C 1 fasc. 1 Nr. 2, 1822, 25. 6.
117) GA. Ringenhain. Schöppenbuch 1751, 16. 1., 1773, 26. 10.
118) StA. Rechnungsbuch VI 209a.
119) StA. Ebda. V 520a.
120) stuol-, pancl-, tisclahhan, Graff 2, 158f.
121) StA. V C 5, 1618, 29. 1.
122) StA. Ebda. 1619, 29. 3.
123) Darauf deutet auch die Herkunft des Wortes hin, das man zu einer idg. Wurzel dru (dreu, deru), welche „Baum, Holz" bedeutet, stellt. Vgl. tsch. dřevo.

sprachlicher Verwandtschaft mit ihm steht die Truhe, die als wichtigstes der Kastenmöbel seit der frühesten Zeit häufig begegnet. Man sieht in diesem schlichten Holzgerät, dessen Raumgestalt in unendlich vielen Wandlungen vom Sarkophag und Reliquienschrein angefangen bis zur Pappschachtel wiederkehrt, eine Nachbildung des menschlichen Hauses[124]); auch vom sprachlichen Standpunkt läßt sich zwischen „Pudel", „Beutel" und vielen anderssprachigen Bezeichnungen für Gefäße eine Brücke zu germ. *būpla „Häuschen" als der Bezeichnung hausähnlicher Geräte schlagen[125]). Seit wann die Truhe als Einrichtungsstück der Wohnung in Betracht kommt, läßt sich nicht erweisen; doch sie scheint sich nicht wie der Schrank aus den Bedürfnissen des Wohnens, d. h. des ruhigen Aufenthaltes, entwickelt zu haben, sondern in die Wohnung von außen hineingewachsen zu sein, denn sie trägt Merkmale an sich, die sie als ursprüngliches Transportmittel ausweisen. Seit ihrem Auftreten finden wir die Truhe an beiden Schmalseiten mit Handhaben ausgestattet und ihr Holzkörper, der eine bestimmte Größe nie überschreitet, wird durch einen reichen Eisenbeschlag widerstandsfähig gemacht. So wird 1608 eine „lade" genannt, die „mit einem schlosse undt zwo anlagen versehen undt mit bleche beschlagen" wurde[126]); 1619 wird ein „Kasten mit Eysen beschlagen"[127]) und noch 1742 „ein weiß Kastel mit Eysernen Handhaben und fürlegschloß"[128]) erwähnt. Personen ohne ständigen Aufenthalt, wie Knechte, Mägde, Handwerksburschen, fassen ihre Habseligkeiten in der stets reisefertigen Truhe zusammen. Die Braut, welche die Reise aus der Wohnung der Eltern in ihr neues Heim vorbereitet, birgt ihre kostbarsten Schätze in der Brauttruhe[129]).

Schließlich wurde man auf die zahlreichen Verwendungsmöglichkeiten dieses Gerätes im Haushalte aufmerksam. Die alten handlichen Formen werden aufgegeben, Größenausmaß und Art der Ausführung ganz dem gewählten Zwecke angepaßt. So kommen der „Weifkasten"[130]), „Mehlkasten", „Speisekasten"[131]) zustande; oder wir hören 1619 ohne Angabe des Zweckes von einem „großen Kasten, der grün angestrichen" ist[132]) und von einem ähnlichen, „großen, grünen Kasten" zum Jahre 1742[133]). In allen diesen Fällen mag es sich um Vorratskästen in einfacher Kistenkonstruktion handeln, die meist unmittelbar, „ohne Fuß", wie es zum Jahre 1617 heißt[134]), auf dem Erdboden aufruhten. Anderer Art war der „Kasten", der das erste Stadtarchiv von Friedland enthielt. Bis zum Jahre 1677 scheint sich dieses Gerät, das in dem Gewölbe neben dem Ratsstübel stand und „Gemeiner Stadt Insigill und Schriften" enthielt, nicht viel von den erwähnten Kästen unterschieden zu haben. Doch in diesem Jahre wurde er vom Schlossermeister Hampel in der Art einer Kriegslade „ringsumb mit Eysenbändern, zweyen anlagen undt eynem bedeckten Schloß" ausgestattet[135]). In diesem Zustande wurde er später in den Rathausturm überführt, wo er bis zum Jahre 1816 verblieb.

Bei dieser Truhe dürfte bereits eine Gliederung des Innenraumes vorgenommen worden sein, die eine übersichtliche Anordnung des Inhaltes ge-

124) Stegemann, Mitt. d. Germ. Nationalmus. 1904, S. 46. Uebe F. R., Deutsche Bauernmöbel (1924), S. 30f. Falke O. v., Mittelalterliche Truhen = Amtl. Berichte aus den Kunstsammlungen Berlin 37, 231—243.
125) Br. Schier, Das Wort Baude, Jb. d. Riesengebirgsver. 1924, S. 80f, 86.
126) StA. Rechnungsbuch III 362a.
127) StA. V C 5 ad 1619, 29. 3.
128) StA. V C 5 ad 1742, 16. 2.
129) Im Egerland und Böhmerwald war die Truhe eines der wichtigsten Stücke des Kammerwagens: Blau Josef, Böhmerwäldler Hausindustrie und Volkskunst I 292.
130) StA. V C 5, 1619, 9. 9.
131) StA. Ebda. 1783, 10. 10.
132) StA. Ebda. 1619, 9. 9.
133) StA. Ebda. 1742, 16. 2.
134) StA. V C 5 1617, 18. 5. 1 schwartzen alten Kasten ohne Fuß.
135) StA. Rechnungsbuch VI 288a.

stattete. Dasselbe liegt bereits 1616 bei einem „weißen Haberkasten" vor, für den ausdrücklich „2 sache" genannt werden[136]). Das Innere der gewöhnlichen Truhen bestand meist aus einem Hauptraum zur Aufbewahrung von Wäsche und Kleidern und einem seitlich befestigten, kleinen Fach oder besonders verschließbaren Lädchen für Kostbarkeiten. In anderen Truhen waren Rück- und Seitenwände in mehrere Stockwerke von Schubfächern aufgelöst, die erst nach dem Emporziehen eines Blendbrettchens geöffnet werden konnten oder durch einen andern, nur dem Besitzer bekannten Handgriff zugänglich waren. Die Truhe ruhte auf vier gedrehten Füßen, um sie dem Einflusse der Bodenfeuchtigkeit zu entziehen; bessere Truhen ohne Füße bildeten eine Ausnahme, so daß dieser Umstand besonders hervorgehoben werden mußte. Dasselbe gilt für „eine lade ohne Schloß"; in der Regel war sie mit einem „bedeckten Schloß" versehen[137]), um den Truheninhalt vor Verletzungen durch Feder und Bügel zu schützen.

Für die künstlerische Ausstattung der Truhe ist es wichtig, daß sie meist an eine Wand gelehnt stand und als Sitzgelegenheit verwendet wurde. Daher blieben vor allem die vordere Breit- und die beiden Schmalseiten der Ausschmückung vorbehalten, die zunächst in der Form reiner Flächendekoration erfolgte. Der erste Schmuck unserer Truhen bestand in einer künstlerischen Ausgestaltung der reichlich vorhandenen Eisenbeschläge, die auch die erste Zierform unserer Türen darstellten. Man versuchte wohl auch, durch den Beschlag an sich zu wirken; daher stand eine „grüne Lade mit messingenen Handhaben" und eine „kleine Truhel" in ähnlicher Ausführung im Gebrauch[138]). Vor der Blütezeit der bäuerlichen Möbelmalerei war der einfönige Anstrich der Truhen sehr verbreitet; es werden schwarze, weiße, rote und vor allem grüne Kästen genannt[139]). Über die Bemalung der Seitenwände, die oft mit Pilastern und verkröpften Rahmenfeldern gegliedert sind, wird unten die Rede sein. Hier sei nur noch auf die Truhen, welche mit einem kunstvoll verzierten Frauennamen geschmückt sind, verwiesen. Sie stellen Brauttruhen dar, mit denen die städtische Braut noch um 1800, die Bauernbraut noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts ausgestattet wurde; die feste Verwurzelung im bäuerlichen Brauchtum hat die Truhe vor vorzeitiger Verdrängung durch den Schrank bewahrt. Die Brauttruhe enthielt mehrere Kloben ungesponnenen Flachses[140]), fertiges Linnen, genähte Kleider und Wäsche[141]) und was sonst unter frevleichen (weiblichen) hausrat[142]) gehört.

Die schönste Ausgestaltung haben die Truhen in den „Laden" der heimischen Zünfte gefunden, die zur Aufbewahrung der Zunftschätze dienten. Zu den frühesten Belegen hiefür gehört die Erwähnung der Gerberlade, die im Jahre 1592 für 48 Groschen angeschafft wurde; den kunstvollen Beschlag hatte der Waffenschmied für 1 Schock geliefert. Andere Stücke sind im Renaissancegeschmacke geschmückt, bald unter stärkerer Heranziehung von Schnitzerei, bald durch den Aufbau einer Renaissancefassade mit kunstvoll geschnitzten Säulen, Kapitälen, Architraven und Verzierungen in kostbarer Einlegearbeit. Ein Prachtstück dieser Art ist die Schneiderlade vom Jahre 1679 im Stadtmuseum Friedland.

Eine Abart der Truhe stellt die „kleine Truhel"[143]), das „Kastel"[144]) oder „ledell"[145]) dar. Es dient der Aufbewahrung von Kleinodien, Geldstücken,

136) StA. V C 5 Fol. 11.
137) StA. Rechnungsbuch VI 288a.
138) StA. II C 1 fasc. I Nr. 2, 1822, 25. 6.
139) StA. V C 5, 1619, 19. 2.
140) LA. 56, 92a 1713 7 Kloben Flachs à 24 kr.
141) LA. 79, 95b 1719: Item 4 kasten vndt Laden, worinnen obige Kleyder vndt Wäsche gewesen. 1 Gulden 8 Kreuzer.
142) Rößler, Dt. Rechtsdenkmale in Böhmen S. 41 (v. 1364): ir frevleicher hausrat, daz ist . . . alle ire clayder und auch die truhen, dorinnen sie hat gehapt ire clayder.
143) StA. II C 1 fasc. I Nr. 2, 1822, 25. 6.
144) StA. Ebda. 1742, 16. 2.
145) StA. V C 5, ad 1616.

Briefschaften und Nähnadeln. Bei ihm ist die ursprüngliche Hausform der Truhe mit giebelförmigem oder gewölbtem Deckel deutlich erhalten. Entsprechend seiner Bestimmung ist es stets wohl verschließbar und oft wird nachträglich ein „new Vorlegeschloß vor ein lädell gemacht“[146]). Wie die große Truhe wird es mit zierenden Eisenbeschlägen ausgestattet, die an den Ecken und Kreuzungsstellen mit stilisierten Blüten und Rosetten geschmückt werden. Die Handhaben der großen Truhen sind oft als Zierform beibehalten und nicht selten als besondere Auszeichnung für „ein klein furniertes Truhel“ aus Messing hergestellt[147]). Als weiterer Schmuck des Kästchens war der eintönige Anstrich beliebt, der rot, weiß[148]) oder am häufigsten grün sein konnte[149]). Dem Kästchen besonders eigen ist die Ausstattung der Seitenflächen mit Kerbschnittornamenten, bei denen man sich begreiflicherweise an einfache, geometrische Formen hielt. Die Herstellung solcher „Schatullen“[150]) ist noch heute in Stadt und Land ein beliebter Zeitvertreib für Mußestunden. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde das schlichte Holzkästchen immer mehr durch Pappschachteln mit Leder-, Stoff- oder Samtüberzug mit Stickerei oder Filigranbesatz verdrängt. Von Weißbach nahm später die in Oberbayern so beliebte Spanschachtel mit bunter Bemalung in Öl- oder Leimfarben ihren Ausgang. Schließlich kam man zu Pappschachteln mit buntem Bilderschmuck, die ihre eigenartigsten Vertreter in den selbst gefertigten Postkartenhäuschen mit giebelförmiger Deckenbildung gefunden haben.

Schließlich sei noch der Reisekoffer als das Gerät genannt, bei dem die Truhe von allem Beiwerke, das ihr die Entwicklung brachte, befreit und ihrem ursprünglichen Zwecke wieder zugeführt wurde. Von Koffern erfahren wir zuerst zu Beginn des 19. Jahrhunderts[151]); vorher mag sich dasselbe Gerät noch unter dem deutschen Namen Truhe geborgen haben[151a]). Eine Neuerung dürfte der haarige Lederbezug sein, der, nach Belegstellen und erhaltenen Stücken (Museum Neustadt) zu schließen, zuerst um 1800 auf heimischem Boden auftritt.

Der Schrank. Den Truhen waren seit den Tagen der Spätrenaissance, für unser Gebiet seit der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in den schrankartigen Geräten gefährliche Gegner erstanden, die ihnen beim Bürgerhause bereits um 1700, beim Bauernhause im Verlaufe des 18. Jahrhunderts den Rang abliefen. Ihre Verbreitung auf dem Lande, die sich bereits für mhd. Zeit nachweisen läßt[152]), hatte auch bei uns schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts weite Kreise erreicht; so finden sich 1590 auf Georg Kuttens hinterlassenem Gute zu Bärnsdorf als wichtige Gegenstände des „Haußrathes“ „ain schrein, ein heusel oder Almer“ neben einer einzigen „lade“ genannt[153]). Wie schon die größere Zahl der überlieferten Namen andeutet, war dem Geräte von vornherein eine größere Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit eigen, die seinen Vorteil gegenüber der stets kastenförmig bleibenden Truhe ausmachte. Dagegen blieb die Lade stets durch die größere Beweglichkeit ausgezeichnet; denn die Hauptwurzel des Schrankes scheint die verschlossene Wandnische zu sein, von der er sich bis heute nicht völlig gelöst hat (Kunnersdorf Nr. 33).

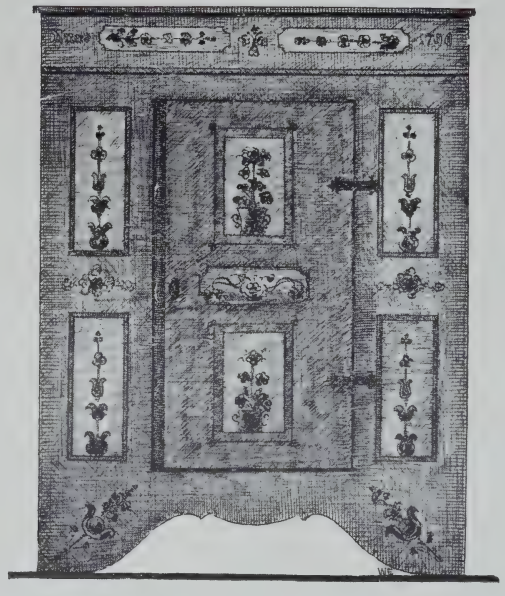
146) StA. Rechnungsbuch VI 164b.
147) StA. II C 1 fasc. I Nr. 2, 1822, 25. 6.
148) StA. Ebda. 1742, 16. 2.
149) StA. V C 5, 1616.
150) StA. II C 1 fasc. I Nr. 2, 1822, 25. 6. „Schatulle“, aus ital. scatola „Schachtel, Büchse“ um 1700 entlehnt.
151) Aus franz. coffre, dessen Quelle lat. cophinum ist, um 1700 entlehnt. StA. II C 1 fasc. I N. 2, 1822, 25. 6. 1 grosser Koffer, 1 etwas kleinerer, mit haarigem Leder überzogen.
151a) Reichenberger Testamente nennen oft „Reißetrugeln“ z. B. 1731, 1740, 1749.
152) Neidhart 24, 38: diu wât diu was in einem schrîn versperret. Weitere Belege bei Heyne, DHA. I 174.
153) LA. 60, 354a, 355b.

Schrank vom Jahre 1777 aus Priedlanz

W. Effenberger

W. Effenberger

Schrank vom Jahre 1787 aus Priedlanz



W. Effenberger

Schrank vom Jahre 1790 aus Priedlanz

In der ältesten Zeit dürfte eine einfache Aufhängevorrichtung an der Stuben- und Kammerwand, die „Ricke“[154]), der ständige Aufbewahrungsort der Kleider gewesen sein[155]). Doch schon im 17. Jahrhundert wurde diese Vorrichtung, wie aus der Erwähnung eines Kleiderrechens für den Tanzboden im Friedländer Rathause hervorgeht[156]), vorwiegend für vorübergehenden Gebrauch verwendet. Als dauernde Aufbewahrungsstätte diente ein Verschlag in der Stubenwand oder der Kammerecke[157]), der bereits beim Plan für den Hausbau berücksichtigt und dann gleichzeitig mit Fußboden und Decke ausgeführt wurde. So hat 1667 beim Bau des Friedländer Hospitals der Tischler David Schütze „2 Almern in die Stube in das Gemäuer gemacht“[158]) und 1673 wurde von dem Zimmermann Caspar Michner gleichzeitig mit der Spindung von Fußboden und Decke des Torhäusels ein „Allmrichen“ verfertigt[159]). Nach Reichenberger Kaufverträgen wurden die Verschläge in Stuben- und Kammerecken bereits im 16. Jahrhundert als „Winkelhäuschen“ oder „Winkelalmern“ bezeichnet[159a]). Noch bis heute haben sich schrankartige Wandnischen als „eingebaute Möbel“[160]) in Bauern- und Bürgerhäusern erhalten.

Wann die Zeit der häufigsten Abspaltungen des Schrankes von der Wandnische eintrat, läßt sich auf Grund der heimischen Überlieferung nicht entscheiden. Doch sei die Vermutung ausgesprochen, daß dieser Vorgang unter starkem Einfluß gelehrter, d. h. kirchlicher Kreise erfolgte; darauf deuten unsere Lehnworte „Almer“ und „Schrein“ hin. Wenn sie sich in sachlicher Hinsicht mit den lateinischen Grundwörtern armarium und scrinium nicht decken, so scheint dieser Bedeutungswandel und die zu Grunde liegende sachliche Entwicklung[161]) vorwiegend ein Werk geistlicher Gelehrter zu sein. Beide Geräte tauchen als selbständige Möbel zuerst in kirchlichen Kreisen auf[162]) und sind mit ihrem lat. Namen seit dem 12. und 13. Jahrhundert allmählich in höfische, städtische und ländliche Wohnungen gedrungen[163]). Das erst spät belegte „Schrank“, welches bei einer Grundbedeutung „Einfriedung, abgesperrter Raum“ ursprünglich sehr gut die verschlossene Wandnische bezeichnet haben kann, hat mit einer sachlichen Entwicklung nach dem Vorbilde des lat. armarium auch die Bedeutung des mhd. almer, almerîe[164]) angenommen.

Neben dieser auf gelehrtem Einfluß beruhenden Entwicklung des Schrankes scheint auch für unser Gebiet eine echt volkstümliche von Bedeutung geworden zu sein, die in der Übereinanderlagerung zweier Truhen mit seitlicher Öffnung besteht. Dieser Ursprung wirkte im allgemeinen in der langen Beibehaltung der seitlichen Handhaben nach, welche die selbständige Benützung der lose verbundenen Truhen gestatteten[165]). Die heimischen Stücke dieser Art, die selten über 150 Jahre alt sind, verraten diese Herkunft noch an dem konstruktiven

154) SchA. Inventar 1667.
155) Ges. Abent. 3, 48, 200f: ouch was diu maget von der banc, in eine kamere gegangen, dâ hâte si hangen ir kleider an eime ricke.
156) StA. Rechnungsbuch VI 164b, 165a, ad 1674: Auff dem Tantzboden 17½ Ellen Rechen zur Aufhängung der Mäntell und schauben gefertiget 51 Groschen.
157) Mitt. d. schles. Ges. f. Vke. XVII 116: Winkelalmer. Leget die Schrift nur in eine Winckelalmer vnd eilet der Mahlzeit zu. Fr. Seidel, Türkische Gefängnus (1629) 3b.
158) StA. Rechnungsbuch V 466a.
159) StA. Ebda. VI 122b, 123a.
159a) StA. Reichenberg. Altestes Stadtbuch „Wingkelheusell“, ad 1560 p. 132; „wingkelheußchen“, ad 1562 p. 142. „Winkelalmer“ Herrschaftl. Kaufbuch VI p. 84 ad 1601.
160) Der Ausdruck enthält eine eigenartige contradictio in adiecto, die andeutet, daß man den Zusammenhang zwischen Wandnische und Schrank, der ein organischer war, als eine sekundäre Neuerung fühlt.
161) armarium fehlt dem klassischen Latein. Das mlat. Wort, das zunächst für den Aufbewahrungsort der Waffen gilt, dürfte wahrscheinlich in früher Zeit eine Kammer oder verschlossene Wandnische bezeichnet haben.
162) Heyne, DHA. I 115, 261f.
163) Vgl. Heyne, DHA. I 174. Über das Auftreten von „Almer“ DWB. 1, 244, 558.
164) Breslauer Stadtbuch: (1448) eyne almerey czu cleidern die in meyner kammer stehit; item ij zubrachen kochen almareyen (1461). Anz f. Kunde dt. Vorzeit 1871 sp. 46, 78.
165) Stegemann, Mitt. d. Germ. Nationalmus. 1905, S. 67.

Gefüge des Mittelteiles, das nur die Verbindung zwischen zwei ursprünglich selbständigen Truhen herzustellen hat, die mit eigenen Türen ausgestattet sind. Auch in der Bezeichnung scheint ein Unterschied der beiden Schrankarten vorzuliegen. Die Mundart scheidet noch heute zwischen „Brotalmer" und „Brothäusel", indem sie unter der ersten einen ein-, unter dem zweiten einen doppelgeschossigen Schrank versteht. Die Ungeteiltheit des Innenraumes machte die „Almer" zunächst als Aufbewahrungsort für Kleider geeignet; daher tritt sie uns meist als „Kleider-Almer" entgegen[166]); dagegen war zur Aufbewahrung des Brotes und anderer Nahrungsmittel der doppelgeschossige Schrank beliebt, den man gemäß seiner volkstümlichen Entstehung als „Brodtheußl" bezeichnete[167]). Die Eigenart der beiden Ausdrücke hat sich frühzeitig verwischt; es läßt sich freilich nicht entscheiden, wieviel bei der frühen Glossierung „ein heusel oder Almer"[168]) auf Kosten des volkstümlichen Sprachgebrauches oder die Gelehrsamkeit des Schreibers zu setzen ist; doch lassen sich in dem angegebenen Bedeutungsunterschiede von „Brotalmer" und „Brothäusel" die Spuren getrennten Ursprungs und getrennter Begriffe erblicken.

Für das Aussehen unserer ältesten Schränke ist gleichfalls die volkstümliche Bezeichnung „Häusel" von Bedeutung; als eine schöne Parallelform zu der angenommenen Bezeichnung[169]) der Hausurnen und ähnlicher Gefäße mit germ. *būpla verrät sie, daß auch der Schrank als ein kleines Abbild des menschlichen Hauses betrachtet wird. Die ältesten Schränke Deutschlands zeigen auch giebelförmigen Abschluß[170]), eine Eigenart, die an den Simsbildungen unserer heimischen Schränke zu Beginn des vorigen Jahrhunderts noch nachwirkt. Im übrigen waren sie wohl in einfacher Kistenkonstruktion durchgeführt; vor der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts waren Schränke, deren Türen in Rahmen und Füllung gearbeitet waren, unbekannt; doch noch zu Beginn des vorigen Jahrhunderts wurden häufig Möbelstücke hergestellt, die dieser wertvollen Errungenschaft der Renaissancezeit entbehrten. Da man aber ungern auf die ästhetischen Vorteile dieser Neuerung verzichtete, wurden als Ersatz für die verlorene Gliederung, Rahmen und Füllung durch aufgenagelte Zierleisten oder eine entsprechende Bemalung vorgetäuscht (z. B. Klein-Iser, Schrank von 1826). Bevor man die unten behandelte Bemalung zum Hauptschmuck des Schrankes erhob, mußten auch hier die notwendigen Eisenbeschläge eine ornamentale Ausstattung des Gerätes übernehmen. So wurde eine Friedländer Almer, für die man dem Tischler Christian Seuberlich nicht weniger als 1 Schock 12 Groschen gezahlt hatte, im Jahre 1606 von dem Schlosser Christian Sander um 58 Groschen mit einem „einfallenden Schloß, blech und bändern" ausgestattet[171]). In der „Kleinen Kuchel" des Friedländer Schlosses stand 1667 eine „weiße allmer mit gegütterten thürichen vndt zwey paar getoppelten Bendern daran samt einem Würbliche". Im „Runden Stübel vnter der Capellen" befand sich „ein grühn angestrichen Allmer mit Fächern und Schubladen, oben mit 2 gegütterten Thüren und vnten mit 2 gantzen Thürichen, Beschlagen mit 2 Schlössern". In der Vorliebe für die durchbrochene Gittertüre und die ornamentale Behandlung der Eisenbeschläge haben wir eine Nachwirkung aus der Zeit des gotischen Schrankbaues vor uns. Über die Inneneinrichtung eines Schrankes klärt uns die Bemerkung auf, daß „eine große Kleideralmer mit 2 Thüren, innen mit 24 Schrauben, 6 Bendern, 2 Rücken vnd 2 Würbeln an den Thüren" versehen war. Auch Schränke mit

166) StA. V C 5, 1619, 9. 9.; II C 1 fasc. I Nr. 2, 1783, 16. 9.
167) LA. 56, 92a, ad 1713.
168) LA. 60, 355b, ad 1590.
169) Vgl. Anmerkung 125.
170) Siegemann, Mitt. d. Germ. Nationalmus. 1905, S. 65. Uebe F. R., Deutsche Bauernmöbel (1924), S. 112, 138.
171) StA. Rechnungsbuch III 256b.

aufklappbarem Schreibpult, mit Geheimfächern und Sicherheitsverschluß, die sich noch heute vereinzelt in Bauernhäusern finden (z. B. Engelsdorf Nr. 33), kamen bereits im 17. Jahrhundert vor; das Schloßinventar von 1667 nennt eine „weiße almer mit Schubladen und ein anhengetieschl mit Beschlägen vndt 2 Schlössern“[172]).

Das Topfbrett. Für den mit „Häusel“ bezeichneten Schrank wurde Entstehung durch das Zusammenwachsen von zwei übereinandergestellten Truhen angenommen. Einen ähnlichen Ursprung scheint das „Topfbrett“ zu haben, für das auch der Name „Geschirrkasten“ üblich ist. Eigentlich würde man „Geschirrbrett“ und „Topfkasten“ erwarten, da das Geschirr (vor allem Teller) auf einem konsoleartigen Tellerbrett, die Töpfe in einem Kasten Aufnahme finden. Doch diese Begriffsvermengung kennzeichnet sehr schön den unlöslichen Verband, den diese ursprünglich getrennten Einrichtungsstücke mit einander eingegangen sind. Diese Verbindung mag schon in früher Zeit erfolgt sein. Es steht nichts der Annahme im Wege, in der durch ahd. Glossen bezeugten scafreita[173]), die nach einer nd. Beschreibung ein stockwerkartiges Gerät zur Aufbewahrung von Küchenrat ist[174]), einen Vorgänger unserer Einrichtung zu sehen. Auf heimischem Boden wird bereits 1580 ein „Topbred“ genannt, das um 30 Groschen in die Stube des Baders geliefert wird[175]) und 1610 wird ein „Topf=Bredt“ in dem Kaufvertrag eines Neustädter Hauses erwähnt[176]). Topfkasten und Geschirrbrett, die sich hier zu einem neuen eigenartigen Möbel verbunden haben, kommen noch heute getrennt vor; so hängt z. B. in Klein=Iser Nr. 6 die Geschirrahme selbständig über dem Topfkasten. Ebenso haben die übrigen „Wandbretter“[177]), z. B. Löffel= und Quirlbretter ihre Selbständigkeit bis heute gewahrt.

Wie entwicklungsfähig das schlichte Topfbrett war, zeigt das prächtige Stück eines „Brathäusels“, das im Stadtmuseum Neustadt Aufstellung gefunden hat. Wie schon der Name sagt, handelt es sich um ein schrankartiges Gebilde, bei dem das Tellerbrett hinter Seitenwänden und einer gläsernen Flügeltüre liegt, das ganze aber auf einem bedeutend erweiterten, kastenartigen Unterbau aufruht, der der Aufnahme großer, schmuckloser Töpfe dient, während auf der Geschirrahme nur die Schmuckstücke des Haushaltes zur Schau gestellt werden. Im allgemeinen mag dieses Gerät mit einer „allmer zu den gläsern“ übereinstimmen, die 1667 im Großen Saal des Schlosses stand und mit zwei gegitterten Türen versehen war. Die Almer, welche in der Schloßküche zum Einlegen des Zinnes diente, zeigte denselben Aufbau und besaß außer dem gegitterten Verschluß noch 2 volle Türen[178]). In dem „Brathäusel“ hatte das wohlhabende Bauern= und Kleinbürgerhaus ein Möbelstück geschaffen, das es wohl verdiente, in weitere Kreise aufgenommen zu werden. Dies ist auch tatsächlich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur Zeit der Pseudorenaissance im deutschen Möbelbau erfolgt, die diese geschmackvolle Erfindung des Dorftischlers, die noch neue Entfaltungsmöglichkeiten in sich barg, in ihren Formenschatz aufnahm, in Anlehnung an die Überbauschränke weiterbildete, ihr aber den mißverstandenen Namen „Kredenz“[179]) gab.

172) SchA. Inventar 1667.
173) toreumata scafreita, scaffreta Steinmeyer 2, 384, 55.
174) Steinmeyer 3, 373, 61 f. incitetta scapreida. est autem quasi tabulatum quoddam superponendis utensibus aptatum quod quidam scaph appellant. Nach Heyne DHA. I 116 heißt noch heute in der Schweiz und in Vorarlberg ein Küchenschrank schafreiti.
175) StA. Rechnungsbuch I 441 a.
176) LA. 1, 79 a.
177) LA. 56, 92 a, ad 1713.
178) SchA. Inventare 1667.
179) Der „Kredenz“schrank ist in der Früh= und Hochrenaissance aus dem Stollenschrank entstanden und besteht in einem brusthohen Schrank mit glatter Platte ohne Aufsatz; er lebt in dem franz. Buffet weiter. Stegemann, Mitt. d. Germ. Nationalmus. 1909, S. 36.

Einen wichtigen Anteil an dem Verschwinden der Truhe aus Bauern- und Bürgerstube hat das Aufkommen der Kommode, jener Mischform von Truhe und Schrank, die seit der Spätrenaissance ihre Ausbildung erfahren hat. Für die Ausstattung des heimischen Bürgerhauses ist die Kommode der Rokokozeit, wie sie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts unter französischem Einfluß entstanden war[180]), von Bedeutung geworden. Eine solche Kommode mag der erste, im Jahre 1822 genannte „Kommodekasten von hartem Holz mit zwey Schuben" gewesen sein[181]). Doch dürfte, nach der geringen Anzahl der vorhandenen Schübe zu schließen, hier noch ein Vertreter des früheren Übergangsstiles vorliegen. Ein Prachtstück aus der Blütezeit der Kommodenerzeugung in Hartholzfournier mit geschweifter Vorderseite bewahrt das Stadtmuseum Neustadt. Für das einfache Bürger- und Bauernhaus kommt heute die Kommode aus Weichholz mit geraden Formen in Betracht.

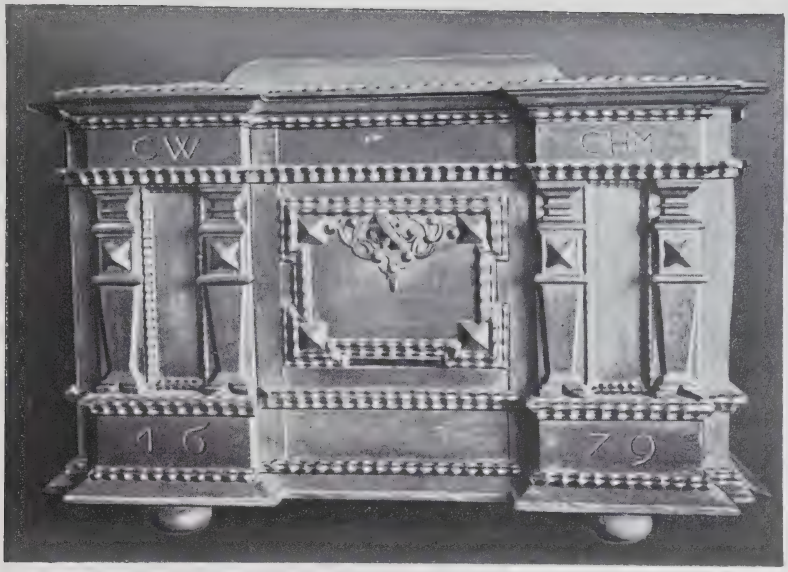
Bemalung.

Trägt man die Andeutungen über das Aussehen der Bauernmöbel, die sich in Quellen und Überresten des 17., 18. und 19. Jahrhunderts finden, zusammen, so ergibt sich als gemeinsames Merkmal des bäuerlichen Hausrates eine starke Farbenfreudigkeit. Die Ursachen für das Emporblühen dieser farbenfrohen Kunst, die auf heimischem Boden um 1800 ihre schönste Blüte erreichte, sind mannigfacher Art. Für die Bewertung der gemalten Bauernmöbel ist die Erkenntnis von Bedeutung, daß sie nicht das Erzeugnis des hausgewerblichen Betriebes, sondern der Dorftischlerei darstellen, die um 1700 ihre in 100jähriger Lehrzeit gesammelten Erfahrungen in verfeinerter Weise zu verwerten beginnt. Eine wichtige Voraussetzung dazu bildet jedoch die zunehmende Verselbständigung und der wachsende Bildungsdrang der ländlichen Kreise, der sich in gesteigerter Lebensführung und erhöhter Aufmerksamkeit für die Fragen der Wohnungskultur auszuwirken beginnt. Mit einem von künstlerischen Stilwandlungen und ästhetischen Reflexionen wenig berührtem Gemüte sucht der Bauer die Elemente seiner schönen Welt in der ihn so vielgestaltig umgebenden Natur, mit der sein Leben in allen seinen Auswirkungen innig verwurzelt ist. Das ist die Ursache seiner Freude und seines zähen Festhaltens an den bunten Erzeugnissen des Dorftischlers, in denen er das satte Grün seiner Wiesen und Wälder, die reiche Blumenpracht der heimischen Fluren bald in naturalistischer, bald in stilisierter Weise wiederfindet.

Der Dorftischler dagegen, der in den Fortschritten seines Gewerbes mannigfach von der höfischen und bürgerlichen Kunst abhängig war, sah sich durch die Entwicklung des Kunstgewerbes im 18. Jahrhundert zu einem Ausweg gedrängt. Er vermochte die überaus feinen, eigensinnig verschnörkelten Formen der Barock- und Rokokomöbel mit ihren plastischen Verzierungen in Metall- oder Stuckarbeit für den bäuerlichen Bedarf nicht nachzubilden; daher versuchte er eine weniger empfindliche und kostspielige Nachahmung in Malerei, in der er leidlich geschult war, und wählte zu den Gegenständen seiner künstlerischen Ausführungen nicht die naturfernen Formen der höfischen Kunst, sondern die heimische Blumenwelt in ihrer bunten Pracht. So begegnen sich das Schönheitsempfinden des Bauern und das künstlerische Vermögen des Dorftischlers in der Begründung einer kräftigen Dorfkunst, die nach langer Blüte um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts abzuwelken beginnt.

Die Bemalung der Möbel besorgten der Tischler und seine Frau oder die Gehilfen. Sie erfolgte bei gröberen Stücken mit Leim-, bei feineren Möbeln

180) Ebda. 1909, S. 55.
181) StA. II C 1 fasc. I Nr. 2, 1822, 25. 6.



Zunftlade der Friedländer Schneider vom Jahre 1679. G. Plischke.
(Stadtmuseum Friedland.)

G. Plischke.
Geschirrkasten aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts.
(Museum Neustadt.)

mit Ölfarben, die mit einem Firnisüberzug versehen wurden. In der Kunst der Bemalung blickte der heimische Tischler auf eine längere Schulung zurück. So wurde schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts der bekannte Weigsdorfer Meister Christian Wagner als Maler und Tischler bezeichnet und mit Arbeiten, die dieser Fähigkeit entsprachen, betraut[182]). In einem ähnlichen Ansehen stand gleichzeitig zu Friedland der Reichenberger Meister Christian Wenzel Kaulfersch. Nachdem man sich bereits 1662 wegen der Vergoldung der Knöpfe, Wetterfahnen und Kreuze des Rathauses an ihn gewandt hatte, wurde er 1674 zur Anfertigung eines Wandtäfelchens für die Ratstube herangezogen, das in goldenen Lettern die Aufschrift trug: „Fürchte Gott, Thue Recht, Schew Niemandt“[183]). Doch Friedland war bestrebt, sich eigene Kunstkräfte heranzubilden; der Sohn des Friedländer Bürgers Tobias Schreiber war bei Kaulfersch in der Lehre. Das heimische Handwerk hat auch bald genügend gelernt; schon 1674 kann der Friedländer Tischler Gottfried Emerich mit der Anfertigung einer „grünen Taffel, worauff die Zoll-Taxe aufgemahlet“, betraut werden[184]) und 1678 wird derselbe Meister mit der Herstellung einer Tafel, die das „Königl. Kriegsdisziplinpatent“ trug, beauftragt[185]).

Aus diesen Angaben geht hervor, daß bereits vor dem Einsetzen der Möbelbemalung dem Tischler der Gebrauch der Farben vertraut war. Aus der früheren Zeit hatte man auch die besondere Vorliebe für die grüne Farbe als Grundton geerbt, die den Friedländern einmal sogar den Zorn Christophs von Redern zuzog. Am 14. November 1612 verbot dieser das Tragen von grünen Kleidern, in denen sich die Friedländer nach dem Vorbilde ihres Erbherren gefielen[186]). Sicher haben die Redern mit ihrer durch die Freude am Weidwerk genährten Vorliebe für das Grüne die Untertanen beeinflußt; auch noch später hat die Herrschaft durch die Wahl ihrer Lieblingsfarben auf die Untertanen Eindruck gemacht. Das Vorhandensein eines „Grühnen Gewölbes“, einer „Grühnen Cantzley“, grün gestrichener „Tischel“, „Täflichen“, „Stühle“ und „Almern“ im Schlosse mag nicht unbeachtet geblieben sein[187]); doch ebenso stark ist die reiche Verwendung des Grüns auf die leichte Herstellbarkeit dieser Farbe in ihren verschiedensten Abstufungen zurückzuführen. Wenn man schließlich feststellt, daß die Freude am Grünen nicht allein auf den Bezirk beschränkt bleibt, sondern auch im benachbarten Sachsen und Schlesien zu finden ist[188]), so offenbart sich diese Empfindungsweise des heimischen Volksschlages als ein Ergebnis seiner Erziehung durch die Landschaft, deren farbige Schönheit auf dem reichen Wechsel grüner Töne beruht. Die erste Erwähnung eines farbigen Möbelstückes gilt einem „großen Kasten grün angestrichen“[189]); gleichzeitig wird ein „grün lädell“ genannt. Die Freude am Grünen zeigt sich im folgenden von der Tafel angefangen bei allen großen und kleinen Möbeln des Bauern- und Bürgerhauses bis herauf zu der „großen grünen Lade mit messingenen Handhaben“ vom Jahre 1822[190]). Die kennzeichnendsten und ältesten erhaltenen Schränke des Bezirkes haben den grünen Untergrund; er tritt in allen Ab-

182) StA. Rechnungsbuch VI 50a.
183) StA. Ebda. VI 157b.
184) StA. Ebda. VI 165a.
185) StA. Ebda. VI 325a.
186) SchA. Missiven II 1612, 14. 11.: „Desgleichen unterstehen sich ezliche, grüne Kleider zu tragen, darmit sie denn genugsamb zu verstehen geben, daß sie mir als ihrem Erbherrn mit der Kleidung fast gleich sein und mir nichts bevor geben wollen; derowegen will ich solche grüne Kleider bei Bürgern und Bürgersöhnen hiermit ganz und gar abgeschaft haben, nebenst ernstem Befehl, wofern einer Vber dies mein Verbot grüne Kleider ferner tragen wird, daß ich ihme dieselben durch den Büttel nicht alleine ausziehen lassen will, sondern soll auch hierüber mit harter Gefängnus bestraft werden“.
187) SchA. Inventar von 1667.
188) Uber gemalte Bauernmöbel in Sachsen: Kurzwelly A., Die bäuerliche Klein-Kunst. In Wuttke R., Sächsische Volkskunde (1900), S. 471ff.
189) StA. V C 5 1616, 1. 11.
190) StA. a. a. O., 25. 6.

stufungen bei den urtümlichsten der gemalten Schränke des Bezirkes in Klein-Iser vom Jahre 1737 und bei dem hundert Jahre jüngeren Stücke von 1826 auf; er findet sich bei den schönsten Schränken aus der Sammlung des Herrn Max Richter, Raspenau von 1780, 1788, 1826 und der Schlaguhr mit Holzwerk.

Seltener als die grüne Farbe ist der im Böhmerwald[191]) so beliebte blaue Grundton der Möbel. Er wird bei Geräten, denen man ernstes, würdiges Aussehen wünscht, verwendet; so zeigt ihn das Himmelbett im Friedländer Stadtmuseum und eine Truhe von 1799 in Rückersdorf Nr. 189. Rot erscheint erst als Grundfarbe, als die Herstellung bunter Bauernmöbel bereits im Niedergange begriffen ist; reichere Verwendung findet es nur auf den marmorierten Bauernschränken, die eine erste, wenn auch eigenartige Verfallserscheinung darstellen. Zu wirkungsvoller Entfaltung kommt der rote Grundton erst nach dem Schwinden der farbigen Blumenmotive, als in den 40er Jahren des verflossenen Jahrhunderts aus der Werkstatt des Priedlanzer Tischlers Neumann Bauernmöbel von stilvoller Schlichtheit mit karminrotem Anstrich hervorgehen. (Beispiele: Dörfel Nr. 62, Priedlanz Nr. 85). Weiß kommt als Grundfarbe auf bäuerlichen Stücken nur bei Türfüllungen, Mittelfeldern, Kartuschen, Spruchschildern u. ä. in Betracht. Doch scheint es im 17. und 18. Jahrhundert bei bürgerlichem und herrschaftlichem Hausrat eine wichtige Rolle gespielt zu haben; dies geht aus dem Schloßinventar von 1667 hervor, in dem weiße Himmel- und Spannbetten, weiße Tische, Tafeln, Stühle und Schränke alle anders farbigen Möbelstücke an Zahl weitaus übertreffen.

In das Zustandekommen der bunten Bemalung unserer Bauernmöbel gewährt uns der Nachlaß der Tischlerfamilie Pochmann einen aufschlußreichen Einblick. Neben den Entwürfen zu barocken Vignetten, Zierformen und volkstümlichen Blumenmotiven findet sich in ihm eine Sammlung von Farbenrezepten, die Johann Friedrich Pochmann zu Beginn des 18. Jahrhunderts niederschrieb[192]); der Tischler baute nicht nur die Möbel und bemalte sie, sondern er stellte sogar seine Farben selbst her. Ebenso wie er sich die meisten Motive aus der ihn umgebenden Natur, vor allem aus der Pflanzenwelt holte, so bezog er auch von dort die wichtigsten Grundstoffe für die Bereitung seiner Farben.

Wie reichhaltig war seine Palette! Abgesehen von allen Möglichkeiten der Abtönung, unterschied er nicht weniger als je 9 verschiedene schwarze und gelbe Farben, 6 verschiedene braune, je 5 verschiedene blaue, grüne und rote und 3 verschiedene weiße Farben. Nach seiner eignen Aufzählung sind dies folgende Arten:

Schwarze Farben

1. Bein-Schwartz
2. Lampen-Schwartz
3. Kupferschwärtz
4. schmiedt-Kollenschwärtz
5. Indianische Dinte
6. Kühnruß
7. Gebrantte Pfirsig-Kerner
8. Hirschhorn
9. Nußschallen

Gelbe Farben

1. Mosticat (< Massicot)
2. opermend (< Auripigment)
3. Saffran
4. Beergelb
5. oger oder Berggelb
6. Gummi gutta
7. Rauschgelb
8. Schitdgelb (< Schüttgelb)
9. Bleygelb

Braune Farben

1. Brauner oger
2. Cölnische Erden
3. Keßel Braun
4. Umbra
5. Asphaltum
6. Braun Roth

191) Blau Josef, Böhmerwälder Hausindustrie und Volkskunst I, 285.
192) Der vollständige Abdruck dieser Sammlung mit einer Einleitung über die Familie Pochmann wird demnächst in den Mitt. d. Ver. f. Hkde. d. Jeschken-Iser-Gaues erscheinen.

Blaue Farben

1. Indigo
2. Berg=Blau
3. Schmalten (< Smalte)
4. Ultramarin
5. Laccmos (< Lackmus)

Grüne Farben

1. Ungarisch Berggrin
2. Mallachit
3. Safftgrin
4. Spangrin
5. Lillgengrin

Rote Farben

1. Meni (< Mennige)
2. Zinober
3. Rothe Kreide
4. Lacc
5. Brisilien (< Brasilienholz)

Weiße Farben

1. Bleyweyß
2. Mußelweyß
3. Schiefferweyß.

Als Lösungsmittel für die Farbstoffe diente bald eine wässerige (Gummi=, Leimwasser), bald eine fettige Flüssigkeit (Baum=, Spick=, Leinöl). Den größten Teil der Rohstoffe lieferte das Mineral= und Pflanzenreich, wobei die Farben der Gewächse ihrer leichteren Gewinnung wegen sichtlich bevorzugt wurden. Unter den pflanzlichen Stoffen spielte das Saftgrün entsprechend der reichen Verwendung dieser Farbe eine wichtige Rolle. Für die Bereitung dieses Farbstoffes hatte man folgendes Verfahren:

„Man nimbt ungefähr 14 Tag vor Michaelis schöne Creutzbeer, ehe sie weich werden an den stauden, zerstößet sie ein wönig, Thut sie in ein Haffen, Besprengt sie mit gerieben allaun unten und oben, Läßt sie 24 Stunden stehen; darnach gießt man Lautter Laugen darauff, setzet es zum Fewer, Leßt es zwey finger hoch einsieden, Laßt es erKalten und streichet es durch ein Tichl, Thut die Matterie in eine Bloßen, Lasset es also in der Bloßen erstarren. Ist sie zu gelb, so Thue man ein wönig Indig an Reiben; Wilst du sie golt farb haben, so nim ein wönig Saffran darzu!“

Von nicht geringer Verwendbarkeit ist das „Lillgengrin“, das, aus zeitig gebrochenen „schwerttel Lilligen“ hergestellt, eine „schön Meehr grine Farb“ abgibt und meistens mit Wasser aufgetragen wird. Ein „durchscheinend grin“ kommt zustande, wenn man einen Teil gelbe „Erbsenfarb“ mit einem halben Teil Heidelbeersaft mischt, mit Indigo „schattiert“ oder mit Bleigelb oder =weiß „erhöht“. Das pflanzliche Grün ist als selbständige Farbe ebenso unentbehrlich wie als Schattierungsmittel für andere Farben.

Eine hohe Bedeutung unter den grünen Farben kommt ferner dem Grünspan zu, für dessen Herstellung folgende Anweisung galt:

„Nim Kupfer=Aschen zwey theil, gemein Saltz 1 Theil, Weinstein und Allaun jedes ein Viertel, Thue es unter ein ander, geuß wein=Eßig darauff, Laße es in ein Verglaßirten Geschirr auf der Trockene Einsieden, mache es so noch zu 2—3 mahl. Zum 4ten Rühre ihn auff, reibe und mische ihn untter einander und Lasse ihn wieder einsieden, dann stoße es und Lasse an der Luft auß Trocknen, so hast du schönen grin spon!“

Zum Malen wurde der Grünspan auf 2 verschiedene Arten gebrauchsfertig gemacht: Man ließ Gummi Arabicum in sehr starkem Weinessig zergehen und mischte Grünspan und Weinrautensaft darunter oder man warf in die Mischung Weinessig=Grünspan ein wenig Safran und temperierte die Farbe mit einem wohl gesottenen Eidotter. Unter den verschiedenen Tönen des Grün, die durch Mischungen erreicht wurden, war als „sattsame grine Farb“ die Verbindung Beergelb und Bergblau bekannt.

Ebenso mannigfaltig waren die Herstellungsmöglichkeiten der blauen Farbe. Am häufigsten wurden dazu Weid= oder Kornblumen herangezogen nach folgender Anweisung:

„Man niembt schöne blaue Kornblumen, stößet dieselbige in einem Mäßel mit EyerKlar zu ein Muß, Druck den safft durch ein Thichlein, Thut es in ein Geschirr. Die Farb ist gutt zu Mahlen und Schreiben.“

Violblaue Farbe wurde mit Heidelbeersaft, Essig und Allaun hergestellt oder man behandelte Eierschalen nach diesen Angaben:

„Nim Eyerschallen klein gestoßen und geriben, siede und Brene sie, daß sie weiß werden und Thue sie in ein Küpfern geschirr und geuß Essig darauff und setze sie ein Monath in die Erden oder Pferd S: v: Mist, so hast du schöne Blaue farb."

Auch von den vielen Herstellungsarten der gelben Farbe kann hier nur eine kleine Auswahl geboten werden. Beliebt war vor allem die „gelbe Erbsenfarb":

„Man nimbt grüne saftige Erbsen, zieht die obere grine Haut ab und daß unttere schabt man mit einem Meßer zu schallen und läßt sie Trocken. Nachdem Thut man sie in ein verglaßirtes geschirr und gießt Lautter brunwaßer darauff und ein wönig gestoßen Allaun, läßt es also 3 oder 4 Tag stehen; alle Tag aber muß man es Rühren. So man es Brauchen will, gießt man eine Mäßel ab, Läßet es stehen, Bies es gelb wird."

Zur Herstellung des Schüttgelb hatte man folgendes Verfahren:

„Man niembt die gelbe Blumen sambt dem stengel, so man nent Flos Tinctorius, so die färber gebrauchen, so viel man wiel. Thuet Rein Kalgwaßer darauff in ein Haffen und Leßt es also wohl gut sieden, daß daß gelbe herfür komme. Hebt es von fewer, aber Leßt es überschlagen, seihet es wie ander farben; alß dan niemb man wohl gerieben Kreiden und so viehl gerieben Allaun, laß es gutt mit samen sieden, aber achtung, daß nicht überLaufft. Wan sich die Supstanz seßet, so gieß man das waßer oben ab und dörret sie; dan kan angemacht werden mit allaun oder dünnem Leimwaßer unter der zugehörigen Temperatur."

Um Holz gelb zu färben, verwendete man auch Safran, den man in Bier rieb und mit Leimwasser mischte.

Die wichtigsten roten Farbstoffe waren Mennige, Zinnober und Brisilien (Brasilienholz). Davon hatte Mennige die einfachste Zubereitung; denn mit einem gleichen Teil Kreide in Öl abgerieben, gab es bereits eine „schöne Rothe Farb". Mehr Sorgfalt erforderte die Zubereitung von Zinnober:

„Man nimbt 3 wägTheil Queckßilber und den dritten Teil schweffel, Thut es in ein scherben, zerLäßt den schweffel und das Quöckßilber unter einander, wan es nun wohl erkaltet, so Reibet man es auf einem stein; nach dem es gerieben ist, thut man es in ein Glas, daß zu vor Mit gebihetem Leimen eines fingers dick allenthalben Verkleibet ist; man bereithet ein orth auff einem ofen, wo es distlieren kan, und man muß ein Deckel auffs glaß machen von Blech, denselben gutt mit dickem BeinLeim beschmieren; aber ein klein Löchlein muß man in Deckel machen, daß man es allezeith mit einem Draht anRühren kan. Nach dem mach man ein kleines fewerlein von dürrem Holz her nach jelänger je größer undt giebet fein achtung auff daß glaß; dießes Läßet man sich nicht irren. Es wirdt mancherley Rauch auffsteigen, allein man muß ihm stettig feuer geben, Bis der Rauch so Roth wie Bluth auffsteiget; Nach dem ist er erst genug. Alß dan hebt man ihm von fewer ab und Läßt ihm erkalten, so nimt man den schönsten Zinober herauß!"

Noch ausführlicher wird von der Behandlung der „Bryßilgen Späne" gesprochen, die hier nicht weiter berührt werden kann. Erwähnt sei nur die „Leber Farb", welche von Eisenrost und Mennige in Honigwasser und Alaun bereitet wird, ferner die Behandlung von „Drachen=Bluth" (Resin. draconis. Bolus rubra) zur Herstellung einer beständigen roten Farbe. Nach ihrem Aussehen ist wohl die „Lichte Rößlein Farb" benannt, die aus „Prisilgen farb mit wohlgeriebenen Mihrren und dem dritten Theil Bleyweyß" hergestellt wurde und die man mit „Paris Roth, Indig, Violet, Braun, safftgrin" schattieren, „mit gemahlen Silber" erhöhen konnte. Aus der Fülle der übrigen Rezepte sei nur noch die häufigste Zubereitungsart der weißen Farbe genannt, die in einer Mischung von ungelöschtem Kalk, kalzinierten Eierschalen und Geißmilch bestand.

Die mit Farben bemalten Gegenstände wurden stets mit Firnis überstrichen. Unsere Rezeptsammlung enthält die Anweisung zur Herstellung eines „Indianischen Firnis", der vor allem als Anstrich auf Küchengeschirr von Hartholz verwendet wurde, ferner die Analyse eines „Fürtrefflichen Firnis auf Spanische Röhr und Stecken", die Beschreibung eines Firnis für „Bilderrahmen und allerlei Holzwerk". Schließlich wird die Mischung eines „gutten Lein öhl Firnis" angegeben, den der Verfasser Johann Friedrich Pochmann als seinen „gemei-

nen Handt Firnis" bezeichnet. Er setzt sich im Gegensatz zu den anderen Firnisarten aus verhältnismäßig leicht erreichbaren Stoffen zusammen:

„Alß Erstlich niembt man 2 Seydel gutt Leinöhl

Ziegel Mehl	2	Loth	Ambraum	1	Loth
Töpferglätten	2	„	Oger gelbe	1	„
Rubrick oder Meni	2	„	Terpetin	1½	„
Grinspon	½	„	Schaafbein gebrante	2	„
Bleyweyß	1	„			

Dieße Stück in ein Mörßel gestoßen zu einem mittleren Pulffer, daß Lein öhl drauff gegoßen und von weittem zu einem Kohlfeuer gesetzet undt mit stedtem Rühren pomahlig Laßen sieden, so Lang Bieß sich eine Feder an ihren gran dar inen Verbrendt, so ist er gut; nach dem kan man ihm hindtern offen setzen an einen warmen orth, je länger er steht je Beßer. NB. Dießes Lager kan man 1—2—3 Mahl auff sieden, aber allezeith etwaß zusatz von obern Matterien darzu."

Alle diese Farben kommen für die Frühzeit des heimischen Möbelbaues sicher in Betracht und die gute Erhaltung gerade oft der ältesten Stücke zeigt, daß man bei der Wahl keinen Fehlgriff getan hatte. In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts kamen die Tischler von der Eigenbereitung der Farben aus pflanzlichen Stoffen immer mehr ab und hielten sich an die käuflichen Farbstoffe, von denen die wichtigsten waren: für Blau Indig, Waid, Campecheholz und Berliner Blau; für Rot Cochenille, Krapp, Brasilienholz, Rotholz und Saflor; für Gelb Wau, Gelbholz, Querzitronrinde, Scharte und Fisetholz; für Schwarz Galläpfel, Knoppern, Schmack und Campecheholz mit Eisenvitriol. Die übrigen Farben wurden durch Mischung gewonnen.

Für die Frage nach dem Alter und Ursprung der Möbelbemalung ist die Feststellung von Bedeutung, daß in Oberdeutschland, vor allem Oberbayern, die erhaltenen bemalten Bauernmöbel bis in den Ausgang des 16. Jahrhunderts zurückreichen[193]). Unsere Quellen, denen genug Möbel aus dieser Zeit bekannt sind, erzählen nie von einer Bemalung. Erst zu Beginn des 17. Jahrhunderts erfahren wir von einem farbigen, meist grünen Anstrich von Kästen und Laden[194]). Das älteste, nachweislich aus dem Bezirke (Heinersdorf) stammende, gemalte Möbelstück ist eine Truhe vom Jahre 1691, die sich gegenwärtig im Besitze des Herrn Heintschel, Wünschendorf (Lindenhof) befindet. So dürfte der heimische Tischler bereits gegen Ende des 17. Jahrhunderts die ersten Versuche zur malerischen Ausstattung der Holzmöbel unternommen haben, was durchaus zu der Entstehungszeit der eben behandelten Sammlung von Farbenrezepten paßt, die bereits eine bedeutende Vertrautheit mit den Farbstoffen verraten. Aus dem Jahre 1737 stammt der erste erhaltene, farbig bemalte Schrank, der bereits die Eigenart der späteren Entwicklung erkennen läßt. Daher darf man den Beginn der heimischen Möbelbemalung in ebenso alte, vielleicht ältere Zeit, als im Egerlande und Böhmerwalde hinaufrücken und es wird fraglich, ob diese farbenfrohe Kunst von einem einzigen, oberbayrischen Mittelpunkte ihren Ausgang genommen hat[195]). Von seiten der höfischen Kreise, vor allem der heimischen Obrigkeit läßt sich kein Einfluß auf die Einführung der Bemalung feststellen. Die Möbel, welche 1667 auf dem Schlosse standen, zeigen wohl farbigen, meist grünen und weißen, aber keinen bunten Anstrich. Dagegen mag die heimische Möbelbemalung in der Frühzeit stark nach sächsischen Vorbildern gearbeitet haben, die sich aber mangels von Untersuchungen nicht genau feststellen lassen; im übrigen dürfte sie von der herrschenden Stilrichtung keine Anregungen empfangen haben bis auf das Bestreben, der technisch für den Dorftischler

193) Blau, Ebda. I 278.
194) StA. V C 5 1616.
195) Blau, Ebda. I 278f.

undurchführbaren Barock- und Rokokokunst mit zugänglichen Mitteln selbständig nahe zu kommen.

In dem überlieferten Möbelbestande läßt sich eine deutliche Entwicklung feststellen; doch bestimmte Gesetzmäßigkeiten sind von Anfang an gegeben. Wie fast alle Erzeugnisse der Wohnungskultur erhalten auch die Möbel stets die Jahreszahl ihrer Erbauung aufgeprägt; selten fehlt der Name oder das Monogramm der ursprünglichen Besitzerin, häufig ist außer der Bemalung ein Spruch vorhanden. Die Abkürzungen und Wörter Ao., Anno, AD. oder Anno Domini finden sich mit der Jahreszahl und dem Namen in den verschiedensten Anordnungen. Meist stehen sie im Kopfteile des Möbelstückes: beim Schrank unter der Simsleiste, beim Himmelbett an der Kopfwand, bei der Truhe rechts und links des Schlüsselschildes. Ein Schrank zu Priedlanz hat an der genannten Stelle diese Aufschrift: Anna Rosina Ehrentrautin Anno 1787. Bei fehlendem Namen wird Anno und die Jahreszahl durch Blumengirlanden getrennt:

Anno [ ] [ ] 1790 (Priedlanz).

Häufig wird der Name durch je zwei Ziffern der Jahreszahl umsäumt:

18 J. G. S. 49 (Johann Gottlieb Schönborn)
18 Rosa Dorothea Schoenfelderin 49 (Dörfel).

Nicht selten wird der Name in einen Spruch gekleidet:

Anna Dorothea Weißin Bin ich genand
Mein Leben steht in Gottes Hand.

In diesem Falle wird die Jahreszahl auf den Türfüllungen angebracht. Ist die Bemalung der Schränke für die ästhetisch gestimmten Familienmitglieder geschaffen, so werden die beschaulichen durch eine Reihe von Sprüchen zufrieden gestellt. Die Verse auf Schränken und Betten stimmen häufig überein. Der eben genannte Schrank der Anna Dorothea Weiß trägt auf den Türfüllungen folgenden Spruch:

Wer Täglich Lernt daß
Endt Betrachten
Anno
Der kan die Welt Lust
Leicht verachten
1777. (Priedlanz).

Alles was wir haben
Das sind Gottes Gaben.
(Rückersdorf).

An Gottes Segen
Ist Alles Gelegen.
Gottes Gütt und Treu
Ist alle Morgen Neu. (häufig).

Jesus ist Vnser Seegen,
Weil Alles ist an Ihm
Und seiner Gnade gelegen.
(häufig).

Heyrathswerck sind Gottes Thaten
Gott Laß Alles Wohl Gerathen.
(Priedlanz).

Ich will den Herrn preisen
zu aller Zeit
Und sein Lob soll immerdar in
meinem Munde sein.
(häufig).

In Form und Bemalung der Bauernmöbel ist ein stetes Vorwärtsstreben von Plumpheit und Schwere zu Anmut und Freiheit der Gestalt festzustellen. Bezeichnender Weise ist das älteste erhaltene Möbelstück des Bezirkes, die Schneiderlade von 1679, ein Renaissancebau ohne jeden Farbenschmuck; freilich mag gerade die Truhe zu malerischer Behandlung am wenigsten einladen. Doch bereits das zweitälteste Stück von 1691 zeigt deutliche Ansätze zu ornamentaler Ausgestaltung. Einen ersten Entwicklungsabschnitt im heimischen Möbelbau stellt der Schrank von Klein-Iser aus dem Jahre 1737 dar. Er ist ein ungefüger Kasten von 1·80 m Höhe, 1·20 m Breite; seine 75 cm × 150 cm messende Mitteltüre ist einfügelig und mit einem alten Riegelschloß versehen. Der Schrank, dessen Vorderkanten nicht abgeschrägt sind, zeigt einen geraden Giebel, der durch eine einfache Simsleiste abgeschlossen wird. Über der Türe befindet sich ein Geheim-

fach, das seitlich geöffnet werden kann. Der olivgrüne Hintergrund, auf dem sich saftgrüne Rankenornamente schlingen, wird durch drei bläulichweiße, verschieden bemalte Türfüllungen unterbrochen.

Die ungefüge Kistenform des ältesten Stückes ähnelt stark den sächsischen Schränken des 18. Jahrhunderts, welche die Dresdener Sammlung für Volkskunde in schöner Entwicklungsreihe vorführt. In Anlehnung an die alten Sakristeischränke haben sie bis gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts den gotischen Aufbau gewahrt, der sie als besondere Gruppe innerhalb der deutschen Bauernmöbel erscheinen läßt[196]). Eine nächste Entwicklungsstufe stellt die Gliederung der Schrankfläche durch einen Mittelstollen dar, der von zwei einflügeligen Türen umsäumt wird. Der verlängerte Mittelstollen wird gleichzeitig mit den Eckpfosten als Schrankstütze verwendet. Das Saumbrett des Sockels wird zwischen den Stollen nach den Formen des Kielbogenmotivs geschweift (z. B. Priedlanz). Eckpfosten und Mittelstollen werden von dem Dorftischler nach dem Vorbilde der höfischen Fassadenschränke als Säulen aufgefaßt oder zur Vortäuschung dieses Eindruckes mit Blumengirlanden und Laubgewinden bemalt, bei denen die Verbreiterungen des Rankenwerks Sockel und Kapitäle zur Darstellung bringen.

Auf der nächsten Entwicklungsstufe beginnt das Eindringen barocker Formen, die sich zuerst in der Malerei, am Sockel und am Giebel bemerkbar machen. Die Stollen der gotischen Schrankform werden durch das Sockelbrett abgelöst, das auf Kugelfüßen ruht. Der schlichte Giebelabschluß macht einem barocken Aufsatz Platz, der bald von Geradlinigkeit zu lebhaft geschwungenen Formen übergeht. Die Kästen sind höher und schlanker geworden, so daß man sich mit einer einzigen Türe und breiten Randleisten begnügt. Unter dem Eindruck der höfischen Rokokoschränke werden am Ende des 18. Jahrhunderts diese Randleisten aus der Ebene der Türfläche gegen die hintere Schrankwand hin abgeschrägt; dadurch wird der schwer benützbare Raum längs der vorderen Eckpfosten beseitigt und eine anmutige Abwandlung der Schrankfläche erzielt. Bei den zweiteiligen, doppeltürigen Brotschränken bringt die Auflösung in den Sockelteil mit vorspringendem Sims und dem schmäleren Aufsatz neue Entwicklungsmöglichkeiten zu größerer Freiheit der Gestalt. In diesen Schränken mit ihren wohldurchdachten Beziehungen zwischen Türen, Randleisten, Eckkanten, Simsformen und Giebelbildungen hat der heimische Dorftischler wahre Meisterwerke geliefert.

Die fortschreitende Läuterung der Schrankformen brachte auch eine straffere Gliederung der Schrankflächen mit sich. Während die Bemalung unserer ältesten Schränke Türen, Randteile und Seitenwände als ungegliederte Bretterflächen behandelte, bildet sich immer mehr der Brauch heraus, diese Wände nach dem Vorbilde der städtischen Gerungsarbeit durch angedeutete Rahmen und Füllungen zu gliedern. Bei den ältesten Stücken pflegte man die dadurch entstandenen Felder bei der Grundierung des Schrankes auszusparen. Nur auf diese, durch die Naturholzfarbe gekennzeichneten Schrankteile wurde in höchst wirkungsvoller Weise der Blumenschmuck ausgestreut, der ursprünglich in lockeren Ornamenten und Sträußen bestand. Erst um 1800 wurden die Blumen durch stilvolle Rokoko- und Empirvasen zu größerer Geschlossenheit zusammengefaßt und gleichzeitig der naturfarbene Hintergrund durch eine weiße Grundierung ersetzt. Erst in der Spätblüte des heimischen Möbelbaues stellt sich die silberfarbene Ummalung der Mittelfelder mit Barockrahmen, die übertriebene Anwendung von Lambertins und Rocailleornamenten als ein ungesunder Auswuchs der ursprünglich so vorteilhaften Anlehnung an den strengen Aufbau höfischer Schränke ein.

196) Uebe F. R., Deutsche Bauernmöbel (1924), S. 113.

In der Regel war sich jedoch der Dorftischler der Grenzen seines Könnens wohl bewußt und enthielt sich allzu weiter Abirrungen in die naturfernen Formen der höfischen Kunst.

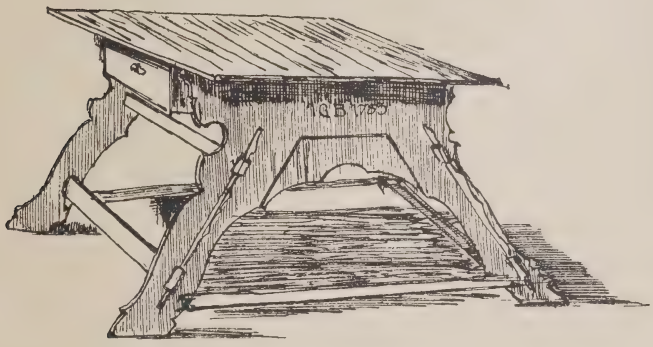
Einen eigenartigen Sproß des heimischen Möbelbaues stellen die Schränke dar, welche die Motive ihrer Bemalung nicht aus der Pflanzenwelt holen, sondern sich die Marmorierungen der Holzsäulen unserer Dorfkirchen zum Vorbilde nehmen. Diesem Ursprunge bleibt jedoch der Farbenschmuck nur in der Ausstattung der Mittelfelder treu; im übrigen läßt er eine frei und großzügig gestaltete Ornamentik geometrischer Elemente walten. Nur in der konzentrischen Anordnung der in einander geschachtelten Vierecke lassen sich deutlich die Schichtenlinien eines geschliffenen Steines als Vorbild erkennen. Die Ornamente nehmen in ihrer Anordnung nur auf die Begrenzung der Mittelfelder Rücksicht, sonst schreiten sie frei über Türfugen, Sims- und Fugleisten hinweg, was bei der kräftigen Ausführung dieser Zeichnung dem Schranke den Eindruck starker Geschlossenheit verleiht. In den Mittelfeldern, wo die geschwungene Linie vorherrscht, ist die Zeichnung bedeutend zarter gehalten. Dem Vorbilde entsprechend, ist der farbige Eindruck dieser Schränke auf die mannigfaltigen Abstufungen rötlicher Töne gestimmt. Der älteste Schrank dieser Art stand bis vor kurzem in Rückersdorf Nr. 129; mehrere Möbelstücke der Gesindestuben des Schlosses, die nach dem Inventar von 1847 „perlfarb" angestrichen waren, zeigten ähnliche Ornamente. Diese Art der Möbelbemalung blickt auf ein jüngeres Alter als die farbige Blumenmalerei zurück; ihre Anfänge sind in der Mitte des 18. Jahrhunderts zu suchen. Aus der geringen Verbreitung dieser Stücke geht deutlich hervor, daß sie dem Geschmacke der Landbevölkerung bei weitem nicht in dem Maße wie die Blumenornamentik zusagte. Doch mag der Eindruck dieser Malerei ein nachhaltiger gewesen sein, denn die Motive der marmorierten Schränke tauchen bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts auf Quer-, Sims- und Zierleisten, auf Seitenwänden und Nebenfeldern der Bauernmöbel auf. Als letztes Beispiel dieser Bemalung ist ein Schrank von Klein-Iser aus dem Jahre 1842 zu nennen, der die Marmorierung auf der oberen Querleiste der Vorderwand und den unteren Mittelfeldern der Seitenwände enthält, während die Hauptfelder der Vorderwand das Sonnenblumenmotiv in prachtvoll kompositioneller Einheit aufweisen.

Nach 1850 beginnt auf den Möbeln des Bauernhauses der eintönige braune Anstrich in den Vordergrund zu treten, der bis heute der alleinherrschende ist. Er war bereits im 17. Jahrhundert gebräuchlich, denn das Schloßinventar von 1667 nennt eine größere Anzahl brauner Möbel. Im 18. Jahrhundert aber mag man den braunen Anstrich vorwiegend als schützende Imprägnierung empfunden haben. In der Sammlung der Farbenrezepte wird er ausdrücklich nur für Bänke und Schachteln genannt. In der Blütezeit der gemalten Bauernmöbel hört man nichts von dem braunen Anstrich; er taucht erst auf, als in den 40er Jahren des verflossenen Jahrhunderts die farbige Dorfkunst zu welken beginnt. Eine bedenkliche Verfallserscheinung war es bereits, als am Ausgang der 30er Jahre die Blumengirlanden der Türrahmungen und Seitenwände nicht mehr freihändig gemalt, sondern mit Hilfe von gleichmachenden Schablonen hergestellt wurden; der individuell gestaltete Blumenschmuck zieht sich auf auffallende Türfüllungen zurück, wo er immer flüchtiger und inhaltsloser wird. Es bedeutete daher einen Gewinn, als man zu Beginn der 40er Jahre zur schlichten Einfachheit des eintönigen Anstriches zurückfand. An die Stelle der Blumenmotive tritt ein gleichmäßig dunkles Karminrot, das den breiten Schränken des unteren Wittigtales den ernsten Eindruck stiller Vornehmheit leiht. Doch ungefähr gleichzeitig erfahren wir, daß in den Gesindekammern des Schlosses eine größere Anzahl

Schrank aus Rückersdorf. G. Wurbs.

Schrank von 1812. G. Plischke.
(Stadtmuseum Friedland.)

braun gestrichener Möbelstücke stand. Zu einer Zeit, da der größte Teil der Schloßmöbel von Rüstern, Eiben und Kirschbaumholz war, mußte sich das Streben einstellen, auch das Äußere der Weichholzmöbel ihren vornehmeren Brüdern anzugleichen. Diese Versuche griffen von den kleinbürgerlichen Kreisen um die Mitte des 19. Jahrhunderts auch auf die Dorftischler über und haben die Reste der farbigen Möbel aus den Stuben der Bauernhäuser auf den staubigen Dachboden oder den feuchten Hausflur gedrängt, wo sie ein vergessenes Dasein führen. Viel blühendes Leben, lachender Sonnenschein und heimliche Freude ist mit ihnen geschwunden.



Tisch von 1783 aus Wustung W. Effenberger

Bilder, Bücher und Uhren.

Bilder.

Früher als in anderen Ländern war in Deutschland ein allgemeines Verlangen nach dem Besitze wohlfeiler Bilder erwacht und hatte um 1400 zu der Entdeckung des Holzschnittes geführt[1]). Wie diese Tat aus unbekannten Tiefen des Volkes emporstieg, sich zunächst ganz in bescheidenen, handwerklichen Grenzen hielt, aber der Befriedigung des starken Kunstbedürfnisses genügte, so scheint auch das Eindringen des Bildschmuckes in das deutsche Bauernhaus ohne fremde Anregungen aus dem Bedürfnis seiner Bewohner erfolgt zu sein. Noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts waren Hausierer mit Bilderkram auf dem Lande gern gesehene Gäste; sie hatten den wandernden Scherenschnittkünstler abgelöst, der noch wenige Jahre vorher zu den beliebtesten volkstümlichen Figuren gehörte[2]). Ein Teil der erhaltenen Schwarzweißbilder geht beglaubigtermaßen auf diese volkstümlichen Künstler zurück (z. B. St. Joseph im Friedländer Stadtmuseum, aus Ringenhain Nr. 92 stammend). Die Sitte des Bilderschenkens ist auf dem Lande bis zur Gegenwart beliebt; von den sog. „Hochzeitsfenstern", die mit der Annehmlichkeit des Glases die Zierde des Bilderschmuckes verbanden, ist bereits oben berichtet worden; noch heute sind Bilder ein gern gesehenes Brautgeschenk. Bürger und Bauern hatten nicht selten eine Anzahl kleiner, ungerahmter „Bildel" zum Verschenken an heranwachsende Kinder im Vorrat[3]); ein Inventar aus dem Jahre 1783 berichtet von „5 klein Bildel à 5 Kreuzer und 4 kleineren à 4 Kreuzer"[4]). Als häufigste Andenken an Wallfahrtsorte sind noch heute kleine Bildchen in Verwendung.

Noch vor der weiteren Verbreitung billiger Holzschnitte, Kupferstiche, Drucke, Scherenschnitte und Glasbilder kam die bäuerliche und kleinbürgerliche Bevölkerung durch Andachtsbilder und gestiftete Weihegaben mit künstlerischem Bildschmuck in Berührung. Das Bild „unsir libin frowyn mit einem kinde doreyhn", das im Jahre 1495 Conrad Seybt in der Sühnekapelle zu Weigsdorf aufhängen ließ, war bestimmt ein Originalgemälde. Die aus dem Jahre 1655 überlieferte Gründungssage von Haindorf berichtet von einem Häusler aus Mildeneichen, der bei einem Zittauer Künstler das wundertätige Standbild der Maria formosa kaufte, um es in der Linde aufzustellen.

Die im 16. und 17. Jahrhundert einsetzende Verbilligung des Druckverfahrens konnte auch dem heimischen Bauer eine gesteigerte Befriedigung seines Schmuckbedürfnisses bringen, das er sicher auf Jahrmärkten, bei Krämern und Hausierern ausgiebig deckte. Doch dem Bauer und Kleinbürger kam es weniger auf die spärlichen Wiedergaben bekannter Kunstwerke an, ihm gefielen kleine Originalbildchen viel mehr, deren Entstehung in den Händen des wandernden Künstlers er selbst mit Vergnügen verfolgt oder die ihm ein Bekannter geschenkt hatte. Daher überwiegen bis um 1850 Glasbilder und Scherenschnitte bei weitem

1) Weigel und Zestermann, Die Anfänge der Druckerkunst. (1866). Friedländer, Der Holzschnitt, S. 10f. Dehio, Geschichte d. dt. Kunst II, S. 264ff.
2) Schluck in Gerhart Hauptmanns „Schluck und Jau" (Jub.-Ausg. 3, 56) nennt sich „Silwettenschneider" und gesteht (3, 57): „Wo ich hinkomme und wo ich das mache, da freuen sich alle, wenn ich so schnitzle".
3) Vgl. Goethe, Götz von Berlichingen (Jub.-Ausg. 10, 14f): Der Bruder Martin schenkt dem Reiterbuben Georg ein Bild seines Namenspatrons.
4) StA. I C 1 fasc. I Nr. 2, 1783, 10. 10.

in dem Bilderschatz des heimischen Bauernhauses. Die Verfertiger der Bilder sind meist unbekannt; doch scheint stets eine größere Anzahl gleichartiger Bilder bestimmter Ortschaften aus derselben Hand hervorgegangen zu sein.

Unsere Bauern wagten sich auch ab und zu selbst an die Verfertigung von Scherenschnitten, Kupferstichen und Ölgemälden heran. Im Nachlasse Johann Friedrich Pochmanns befindet sich eine, leider nur mangelhaft überlieferte Anweisung, „Einen Kupferstich abzudrucken", wobei als Farbstoff ein Gemisch von klein geschabter venedischer Seife, ausgesiebter Buchenasche und ungelöschtem Kalk diente. Die Sammlung enthält ferner eine Anweisung, „Allerhandt Bildtnußen Von Kupferstücken abzudrucken", in der es heißt:

„Man Niembt ein solches Kupferstück, waß man haben will, Leimet solche an die Rinden des papieres auff die Rahmen, wie man sonsten die gemähle zu machen Thut; Ehe man sie Leimbt, Muß man sie zuvor mit Waßer Bestreichen, daß sie haften können, und wann sie also wohl an der Rahmen gedrockent sein, Vmbstreichet man sie mit weißem Terpentin-Ohl oder weyßer Putter oder Baum-Ohl, dan Reibet man sie ab, daß sie nicht fett bleiben, wann sie wieder Trocken ist, Trägt man auf der umgekehrten Seitten, nemblich auff der weißen Seyten die Farben, so mit Lein Ohl gerieben muß sein."

Für Ölbilder auf Leinwand, Blech oder Papier verwendete man einen besonders zubereiteten „Hausfirnis", dessen Herstellung Pochmann folgendermaßen angibt:

„Nim daß weyße von Ey, Thue den Vogel herauß und Rühre es zu Lautter schaum; wann es so ein Tag hat gestanden, nim daß waßer, Thue darein 1 Loth weichßel Hartz oder weyß hartz und 2 Quünten Gumi Arabicum, Multiplizire es vnter einander mit der Temperatur waßer. Laße es also 2 Tag stehen, nachdem setze es zum fewer und Rühre es gut; Laß es erhitzen, Laß es aber nicht sieden. Alß dan, wan es erHitzet ist, Thue einer Bohnen groß Hönig darein, Laß es erkalten; willst Du es dünner haben, so Thue es anmachen mit Baum-Ohl, so viel du Braucheſt; willst du, so kanst du es mit waßer dünner machen, so kanst du auch die Farben darmit anmachen, zu mahl dan so glänzt gleich dem Spiegel."

Johann Friedrich Pochmann hat nicht nur selbst Kupferstiche hergestellt und abgezogen, sondern auch selbst Ölgemälde entworfen und ausgeführt. Ein Bild der hl. Helena, das er in Öl auf eine Blechscheibe malte, findet sich noch heute im Besitze von Frau Antonia Reſſel, Rückersdorf Nr. 142. Eine Federzeichnung, die hl. Maria in prächtiger Rokokorahme darstellend, findet sich in seinem Nachlasse und zeugt von bedeutender zeichnerischer Begabung.

Aus der reichen Überlieferung des Bezirkes verdient vor allem noch das Bild eines Dorfjungen hervorgehoben zu werden, der sich später ganz der Malerei zuwandte: Es ist das Ölgemälde „Mein Vaterhaus" von Franz Prenzel, welches das Anwesen Rückersdorf Nr. 33 darstellt. Durch die gelungene Wiedergabe einer einheitlichen Stimmung legt es Zeugnis ab von dem künstlerischen Vermögen seines Schöpfers, der mit liebevoller Versenkung in die kleinsten Feinheiten des Gegenstandes ein anschauliches Bild von dem Aussehen eines Auenhäuschens vor ungefähr 100 Jahren gibt (siehe Lichtbild bei S. 182). Bereits zu Beginn des 18. Jahrhunderts (um 1712) begründete der Maler Franz Christian Herkner einen kleinen Handel mit (wohl meist selbst gemalten) Heiligenbildern und Darstellungen aus der biblischen Geschichte, der sich bald eines guten Geschäftsganges erfreute. Noch zum Jahre 1751 werden die zahlreichen Haindorfer Wallfahrer als „sonders liebe Kunden" genannt[5]). In den 20er Jahren des verflossenen Jahrhunderts betrieb der Friedländer Bürger Antonius Caramella einen Handel mit Kupferstichen. Nach ihm versah Franz Krause bis zum Jahre 1840 den Kommissionshandel von Büchern und Kunstartikeln einer Prager Firma[6]).

5) Helbig J., Coll. I 146.
6) Helbig J., Ebda. I 146.

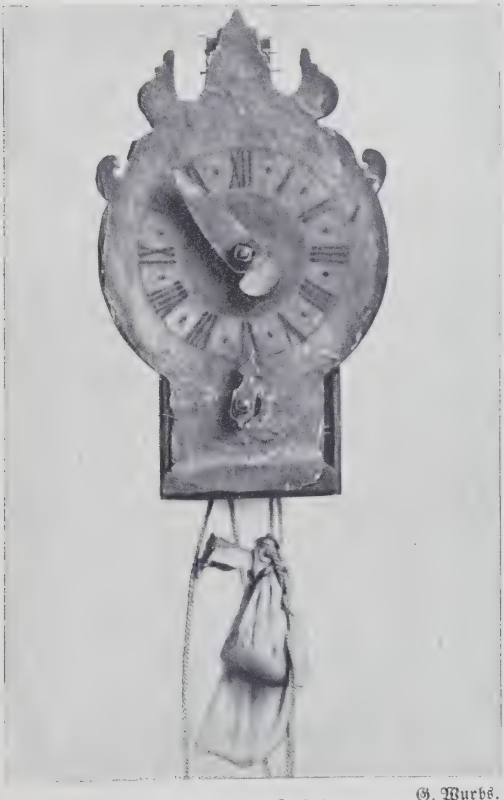
Die Gegenstände der heimischen Glasbilder und Scherenschnitte sind meist Darstellungen aus dem Heiligenleben; so wenn 1742 „ein Bild auf Glaß der heilige Johannes von Nepomuk“ genannt wird[7]). Die stattlichste Reihe von Glasbildern begegnet 1783 in dem Inventar eines Friedländer Bürgerhauses (Nr. 26)[8]): Da ist zunächst „Ein hinter Glas gemaltes Crucifix“, das bei seinem Schätzungswerte von 3 Gulden ein wahres Prachtstück gewesen sein muß. Ähnliches scheint für ein glasgemaltes „Haupt Christi“ im Werte von 1 Gulden 50 Kreuzer zu gelten. Für die übrigen Glasbilder ist ein Durchschnittspreis von 20 Kreuzer anzunehmen: „1 Glasbild Mutter Gottes“, „1 Glasbild St. Ignaci“, „2 Glasbilder Ecce homo et Maria“, „1 Glasbild Johannes“. In den übrigen Bildern des Inventars hat man teils Scheren- und Holzschnitte, Kupferstiche und Drucke zu sehen: „1 Maria Hilf Bild“, „1 Heilige Dreifaltigkeit“, „1 Crucifix Bildel“, „2 St. Josef und St. Theola“. Von den Bildern, die sich in Gebirgsstuben (Klein-Iser) und Bauernwohnungen (Priedlanz) noch heute vereinzelt finden, sind einzelne Stücke nicht ohne künstlerischen Wert; völlig modern mutet der Scherenschnitt „St. Joseph“ aus Ringenhain Nr. 92 (jetzt Friedland, Stadtmuseum) an und mit den Glasbildern des Neustädter Museums, die die hl. Familie, den hl. Vendelin, hl. Franziskus, die hl. Veronika und die hl. Theresia darstellen, kann sich der moderne Bilderschmuck des Bauernhauses bei weitem nicht messen. Der Wert der alten Bilder beruht auf der Innerlichkeit des Ausdruckes, die nur aus dem Verzicht auf naturalistische Wiedergabe und aus der starken inneren Beteiligung des gläubig Schaffenden hervorgehen konnte.

Aus den Preisangaben der obigen Aufzählung geht hervor, daß Bilder verschiedener Größe gebräuchlich waren; doch trifft dies anscheinend nur für das Bürgerhaus zu. Im Bauernhause war ein einheitliches Format beliebt, da die Bilder meist in der Tischecke, den Winkel zwischen Stubenwand und Decke schräg überschneidend, aufgehängt wurden. In der Ecke selbst ist ein dreiseitiges Wandbrettchen angebracht, das von einer weißen Decke mit Spitzensaum bedeckt wird und eine Heiligenstatuette, das ewige Licht, eine Blumenvase o. ä. trägt. Auf diese Weise kommt der „Hausaltar“, oder „Herrgottswinkel“ zustande, der in keinem unserer ursprünglichen Bauernhäuser fehlt und ein wichtiges Kennzeichen der katholischen Bauernstube bildet, das in ähnlichen Formen von Oberdeutschland bis in das Innere Rußlands verbreitet ist[9]).

Der Bilderrahme, welche vom Bauern selbst oder vom Dorftischler hergestellt wurde, ist im Bauernhaus bis zur Gegenwart die eckige Form gewahrt geblieben; es waren meist schmucklose, dunkel gebeizte Holzrahmen. Erst in das Bürgerhaus des 19. Jahrhunderts findet der ausstaffierte Rahmen, bei dem die Vergoldung eine große Rolle spielte, Aufnahme[10]). Auf das städtische Haus bleibt ebenfalls der seit der Renaissance beliebte ovale Bilderrahmen beschränkt, für dessen Vorhandensein in der Ratstube und einzelnen Bürgerhäusern seit 1723 Belege vorliegen[11]). Dagegen wurde bereits im 18. Jahrhundert auf unseren Dörfern versucht, die reich ausgestatteten Barock- und Rokokorahmen nachzuahmen. Das Kaiser Josef-Bild des Hofes Rückersdorf Nr. 37 ist in einen Holzrahmen gefaßt, der zwar in der Art unserer bunten Holzschränke bemalt ist, sich aber in der äußeren Formengebung sein Vorbild in der höfischen Kunst sucht. Johann Friedrich Pochmann hat uns den Entwurf zu einem Prachtrahmen hinterlassen, der mit bäuerlicher Kunst nichts mehr gemein hat; in seinen Auf-

7) StA. II C 1 fasc. I Nr. 2, 1742, 16. 2.
8) StA. Ebda. 1783, 10. 10.
9) Für Oberdeutschland geschildert bei Meringer, Studien zur germ. Vkde. Mitt. d. Anthrop. Ges. Wien XXI 108. Für Rußland: Aug. Frh. v. Haxthausen, Studien über die inneren Zustände Rußlands (1847) I, 108 f.
10) StA. II C 1 fasc. I Nr. 2, 1822, 25. 6.
11) StA. III E 1 fasc. 2, 1723, 27. 8.

Hinterglasbild („Engelsmühle") aus Rückersdorf Nr. 37. G. Wurbs.



G. Wurbs.

Wanduhr des 17. Jahrhunderts.
(Schloß Friedland.)

zeichnungen nennt er uns die Zusammensetzung des Lackes, mit dem er die Bilderrahmen zu streichen pflegte: eine Mischung von auserlesenem Mastix, Venedischem Terpentin, Alaun und Spicköl. Durch Zusatz von Grünspan erzielte er einen grünen, durch Florentiner Lack einen roten Ton; sollte die Lasur dem „ödelgestein" gleichkommen, so verwendete er Ultramarin.

Von Bildern mit weltlichen Darstellungen wird bedeutend weniger berichtet; sie blieben bis um 1850 auf das Stadthaus beschränkt. In der Ratstube taucht zuerst 1675 neben bereits erwähnten Wandsprüchen „Ihrer kaiserlichen Majestät Bildtnuß" auf[12]) und im Bürgerhause des beginnenden 19. Jahrhunderts waren allegorische Darstellungen aus Menschenleben und Natur beliebt[13]). Gleichzeitig treten hier als Vorgänger des modernen Lichtbildes Scherenschnitte und Miniaturen bekannter Personen auf, von denen oft bis gegen 100 Stück vorhanden waren. Zu den häufigsten weltlichen Darstellungen in unseren Bauernhäusern gehören Bildnisse Kaiser Josefs II. Er wird meist als Ackersmann bei Slawikowitz in Mähren (1769, 19. 8.) dargestellt und als Befreier von der Leibeigenschaft in einem Spruche gefeiert:

„Wenn Fürst und Volk geht Hand in Hand,
Blüht und gedeiht das Vaterland."

Ein Ölbild in Rückersdorf Nr. 37 zeigt ihn in Festkleidung; auf einer besonderen Spruchtafel wird er überschwenglich gefeiert. In demselben Hofe befindet sich ein prächtiges Glasbild, die „Engelsmühle" darstellend, das inhaltlich der beliebten Gruppe allegorisierender Darstellungen angehört, formell aber wichtige Aufschlüsse über die Umgestaltung des barocken Formenschatzes in ländlichen Kreisen gibt (siehe Lichtbild). Auch der Elternliebe und dem Ahnenstolz verdankt so manches alte Bild unserer Bauernstuben sein Dasein. Im Hofe Nr. 37 zu Rückersdorf, dessen Reichtum durch den Fuhrmann Johann Ressel begründet wurde, finden sich die genauen Abbilder zweier voll bepackter drei- und vierspänniger Fuhrmannswagen mit dem schönen Spruche:

„Der Fuhrmann bringt des Lebens Güter
In viele Reiche dieser Welt.
Kommt Glück und Schutz von oben nieder,
So ist das Fuhrwerk wohl bestellt."

Neben Heiligenbildern waren in Bauern- und Bürgerstuben Heiligenfiguren beliebt, die in Glasschränkchen, -glocken oder -flaschen Aufstellung fanden. In dem Inventar von 1783 wird „eine in runtem Glaß in Elfenbein geschnitzte Mutter Gottes", „ein Kastel mit liegendem Wachskindel und 1 Crucifix" genannt[14]). Wenige Tage vorher war von einem „Glas Kastel mit Einem messingenen Crucifix" die Rede[15]). Vereinzelt formte sich der Bauer kleine Nippsachen, Statuetten und Zieraten selbst aus einer Masse, deren Mischung Johann Friedrich Pochmann angibt:

„Man niembt weyßen mehl, so Viel alß Von nöthen ist, ungelösten Kalck, Bernstein eines jeden 1 Pfund, Gieps 8 Loth, Kreiden 1/2 Pfund, Bleyweiß 8 Loth. Dießes alles auff beste gerieben, mit Leim oder Gummi wasser gutt angemacht zu einem Teig. Nach dem schmirr die Formen mit Baum-Ohl und Druck Zirraten, wie die Formen Du in Vermögen hast; nim es herauß auf ein glath Breth, Laße es an der Sonnen oder offen auß Trocken, nach dem mahl sie mit Farben, wie Du wilst."

Neben den erwähnten Wand- und Türsprüchen kommen als Wandschmuck des Bauernhauses noch die „Palmsträußchen" in Betracht. Nach altem, seit dem 8. Jahrhundert im katholischen Abendlande geübten Brauche werden am Palm-

12) StA. Rechnungsbuch V 209a.
13) StA. II C 1 fasc. I Nr. 2, 1822, 25. 6.
14) StA. II C 1 fasc. I Nr. 2, 1783, 10. 10.
15) StA. Ebda. 1783, 16. 9.

sonntage die grünenden Äste bestimmter Bäume und Sträucher in der Kirche geweiht und als Blitzschutz und Fruchtbarkeitssegen am Felde, in der Scheuer, im Stall und in der Wohnstube angebracht[16]). Für unser Gebiet kommen bei dieser Gelegenheit vor allem Weidenkätzchen (Salix caprea) in Verwendung[17]), die hinter Kreuze, Heiligenbilder und Hausaltar gesteckt werden. Nicht selten hat man Fichtenzweige und Äste des Wacholderstrauches (Juniperus communis), den sich der Bauer häufig in der Nähe des Hauses züchtete (Dörfel Nr. 62), in den Palmstrauß gebunden. Diese Weidenkätzchen wurden erst nach Jahresfrist abgenommen und nicht wie anderorts bei drohender Gewittersgefahr in das Herdfeuer geworfen[18]).

Bücher. Verrät das Vorhandensein des Bildschmuckes ein einfaches Kunstgefühl, so kann man aus der Verwendung von Büchern auf einen selbsttätigen Bildungsdrang schließen. Unsere Bauernhäuser sind durchaus nicht so arm an Büchern, wie man gemeinhin annehmen könnte. Fast in jeder Stube findet sich eine verborgene Ecke, wo die vorhandenen Bücherschätze träumen, um nach Zeit und Gelegenheit hervorgeholt zu werden. Gottfried Menzel, der nachmalige Dechant von Neustadtl, der 1798 als Sohn eines Bauern zu Schönwald geboren wurde, schreibt in seiner Lebensgeschichte[19]): „Während im Winter die Familie beim Spinnrade die langen Abende verbrachte, pflegte der Vater fast täglich aus der Bibel und vielen anderen Büchern vorzulesen." Der häufigste Aufbewahrungsort der Bücher ist der Raum über einem Brettchen, das man zwischen zwei Deckbalken, meist in der Nähe des Tisches befestigt. In Kunnersdorf wird diese Stelle rörse genannt, in Karolinthal führt sie den Namen kläjcher[20]). Außerdem gibt der Raum hinter Giebel- und Simsleisten der Schränke, ein Tisch- oder Almerschubladen Gelegenheit zur Aufbewahrung solcher Schätze.

Von den weltlichen Schriften ist für den Bauer der Kalender die wichtigste. Seine Verwendung im Bezirke läßt sich ziemlich weit zurückverfolgen. Zum Jahre 1653 wird zuerst ein Kalender erwähnt, der mit 9 Groschen bezahlt wurde[21]). Dieses nützliche Handbuch, das verhältnismäßig zeitig nach seinem Aufkommen im heimischen Gebiete auftaucht, scheint hier genügenden Anklang gefunden zu haben, denn bereits im Jahre 1665 werden bei Zacharias Schneider, dem Buchdrucker von Liegnitz, 12 „Calender zu einem glückseligen Newen Jahr 1666" bestellt und mit 1 Schock 30 Groschen bezahlt[22]). Seither ist der Kalender ein treuer Freund des Bauern geworden, der mehr als der Stadtbewohner von dem Wechsel der Monde und Jahreszeiten abhängig ist.

Ferner findet man eine Reihe von Lehrbüchern genannt, die meist als „Allerley Schulbücher" zusammengefaßt werden[23]), nur einmal wird ausdrücklich ein „Rechenbüchel" erwähnt[24]). Auch bei den „Etlichen alten Büchel" vom Jahre 1742 kann man mit ziemlicher Sicherheit auf Schriften weltlichen Inhaltes schließen[25]). Man findet ferner Schriften rechtlichen Inhalts; im Jahre 1616 vererbt der Bürgermeister Zestermann seinem Sohne Hans ein Büchlein, die „geschrieben Stadtrechte" enthaltend[26]), und 1619 wird ein „Notariatbuch in Quarto"

16) Sartori, Sitte und Brauch (1914) 3, 135; Marzell, Der Palm = Propyläen, München 7 (1910), 375 f.
17) Vgl. die letzte der „Sechzehn Parabeln" Goethes Jub.-Ausg. 2, 147.
18) Geiler von Keisersberg († 1510): „Darum so soll man die palmen, die geweiht seindt, eerlich halten, in den hüssern uffstecken und ist recht, das man sie verbrennt, wann es wyttert oder hagelt oder dunneret".
19) Hgb. Helbig J., Beiträge II 76.
20) Worte bisher unbekannter Herkunft.
21) StA. Rechnungsbuch IV 455 a.
22) StA. Ebda. V 391 b.
23) StA. V C 5, 1619, 9. 9.
24) StA. Ebda. 1617, 11. 12.
25) StA. Ebda. 1742, 16, 2.
26) StA. Ebda. S. II ad 1616.

erwähnt[27]). Auch auf dem Rathause fand sich eine größere Büchersammlung, die vor allem aus Schriften bestand, welche dem Rate von den Autoren — gegen eine entsprechende Entschädigung — „verehrt" wurden. Am 18. März 1602 übersandte Abraham Hosmann, der berüchtigte Laubaner Chronist, vier Exemplare eines „Traktätleins de conjugio" und empfing dafür 57 Groschen; im Jahre 1608 wird der Eingang seiner „New österreichischen Cronica oder Beschreibung" in den Ratsrechnungen verzeichnet. Im selben Jahre nahm man von dem Pfarrherrn Georg Bürger aus Bertelsdorf die Druckschrift „Christliche Schlafhauben" in 2 Exemplaren entgegen. Auch geschriebene Büchlein wurden in die Ratsbücherei eingereiht. So empfing im Jahre 1584 ein „teutscher Poet", Johannes Nüssig aus Iglau, für „teutsche Carmina", die er „dem Rate dedicierte", ein Schock und 5 Groschen; um dieselbe Zeit erzielte ein ungenannter Schreiber, der den Rat mit „sechs teutschen Gesängen geehrt", nur 9 Groschen. Kurz darauf wurde einem Dresdner Bürger und Distichonisten, der „dem Rate etliche Carmina" zugeschrieben, mit 18 Groschen gedankt[28]). Eine reichhaltige Liste von Schriften belehrenden und unterhaltenden Inhalts, die um 1800 im Bauern- und Bürgerhaus gelesen wurden, bringt schließlich das Inventar von 1822[29]), das damit ein bemerkenswertes Streiflicht auf die Richtung des Zeitgeschmackes wirft.

Bei dem Bauer der Gegenwart spielt das handschriftlich verfertigte Buch noch immer eine bedeutende Rolle; des öfteren findet man ältere Bauern, die Lesefrüchte, Erfahrungen, Wirtschaftsregeln, Lebensweisheiten mit eigener Hand in ein selbstverfertigtes Buch schreiben. Lange vor der Verordnung zur Führung von Gemeindechroniken haben sich zwei Bauern des Bezirkes aus Liebe zur Geschichte ihres heimatlichen Dorfes mit dieser Aufgabe befaßt. Herr Franz Weffig aus Nieder-Berzdorf Nr. 28 hat in seiner „Dorfchronik" die Geschichte einzelner Höfe auf Grund seiner gründlichen Kenntnis der Familienüberlieferung und unter Heranziehung der verfügbaren Schöppenbücher behandelt und seine besondere Aufmerksamkeit den Erlebnissen des Dorfes im Weltkriege gewidmet. An einigen Stellen hat sich seine Darstellung zu lyrischer Form verdichtet; den Abschied von den Glocken des Dorfes weiß er in warm empfundenen, echt volkstümlichen Versen zu schildern. Mit ähnlichem Geschicke hat Herr Ferdinand Richter, Engelsdorf Nr. 98, seine „Kleine Chronik und Elementarereignisse" verfaßt, in der er mit regem Anteil an den Schicksalen der Dorfgemeinschaft aus der Geschichte der einzelnen Höfe soviel anführt, als er während seines langen Lebens (geb. 1836) und auf Grund der mündlichen Überlieferung erfahren konnte. Die Reichhaltigkeit und Sorgfalt seiner Zusammenstellungen machen sein Werk zu einer wichtigen Stoffquelle für die Ortsgeschichte. Außer diesen beiden Männern lebt noch so mancher Bauernchronist und Volksdichter im Bezirke, der jedoch seine handschriftlichen Schätze vor dem nachforschenden Fremden birgt. Schließlich seien 2 umfangreiche handschriftliche Volksliedersammlungen genannt, die neben vielen unserer schönsten Lieder zahlreiche weniger bekannte enthalten; das eine trägt die Inschrift Karolina Förster Rückersdorf Nr. 89 ao. 1866, das andere ist im Besitze des Herrn Franz Ressel, Rückersdorf Nr. 250. Von Bürgern des Bezirkes, die schriftstellerisch tätig waren, kann hier nicht die Rede sein; nur dem Namen nach seien als die wichtigsten der Bürgermeister Christoph König (1676—78) und Adalbert Josef Springsholz (1756) genannt[30]).

Den größten Anteil an den Bücherschätzen unserer Bauernhäuser nehmen die geistlichen Schriften ein. Es gibt noch heute Dorfhäuser, in denen sich dick-

27) StA. Ebda. 1619, 9. 9.
28) Vgl. Helbig Jul., Reichenberger Zeitung 1897 Nr. 8.
29) StA. II C 1 fasc. I Nr. 2, 1822, 25. 6.
30) StA. Chronicon König, Nachlaß Springsholz.

leibige, schwergelehrte pietistische Erbauungsbücher aus dem 18. Jahrhundert als Familienerbstück bis zur Gegenwart erhalten haben (z. B. Klein-Iser Nr. 3); in anderen Stuben kann man wieder bis 5 verschiedene Bibelausgaben aus 2—3 Jahrhunderten vorfinden (Hohenwald). Es ist kein Wunder, daß im 16. Jahrhundert die ersten namentlich genannten geistlichen Schriften des Bezirkes dem evangelischen Bekenntnis zugehören. Wilhelm Pundschuh besaß im Jahre 1580 dreißig lateinische und deutsche Bücher geistlichen Inhalts und der Pastor Martin Nußler verfügte im Jahre 1617 über eine wissenschaftliche Bücherei mit 142 Werken[31]). Der Bürgermeister Christoph Zestermann vererbte 1616 seinen Söhnen „eine Postille Luteri, das alte Testament, eine Postille Anthony Corvini“[32]). Im folgenden Jahre hören wir von einer Postille Spangenbergs[33]) und einem Novum Testamentum[34]). Zwei Jahre später werden Bußpsalmen und ein deutscher Psalter genannt[35]) und kurz darauf erfährt man von einer „Biblia in folio, einer Hauß Postil übers gantze Jahr DML[36]), einer Matthiae Postilla in octavo, einem Manual Divi Augustini in octavo und Etlichen Predigten Lutheri in Quarto“. Noch 1707 wird ein lutherisch Evangelienbuch genannt und 1767 werden „2 Gebett-Büchl“ angeführt[37]).

Der Religionsunterricht, den die Dorfbewohner auf Wunsch der Obrigkeit in den Tagen der Gegenreformation empfingen[38]), wurde später in der Form von „Katechismusstunden“, die der Dorfpfarrer zur Fastenzeit mit Kindern und Gesinde der Bauernhöfe abhielt, wieder aufgenommen. Damit die Zöglinge diesem Unterricht besser folgen könnten, wurde dem Grafen 1734 vorgeschlagen, in jedes Haus einen kleinen Katechismus einzuführen, „worinnen die nötigsten frag Stücke der Christ Catholischen Lehr und Vatter Vnser, Ave Maria, glauben und zehen Geboth sein möchten“. Dieser Vorschlag fand die Zustimmung des Grafen; damit dürfte ein wichtiger Anfang für das Eindringen geistlicher Literatur in das katholische Bauernhaus gemacht worden sein. Neben dem Gebetbuche ist der Katechismus noch heute das wichtigste der religiösen Bücher des Dörflers geblieben.

Von den Gebetbüchern, die während des 18. Jahrhunderts im katholischen Bauernhause üblich waren und sich hier z. T. bis heute erhalten haben, sei hier eine kleine Sammlung angeführt:

„Christliche Betrachtungen für die Feste der Heiligen das gantze Jahr hindurch.“ München 1700.

„Schutz und Schatz der königl. Hauptstatt Prag Wie auch des gantzen Königreichs Böheim: Das ist von den Ehrwürdigen Leibern und Gebeinen der heiligen Landespatronen . . . .“ Prag 1715.

„Jungfrau Theresia, Betrachtungen über das Vater Vnser.“ Prag 1707.

„Der Grosse Myrrhen Garten durch P. Martinum von Cochem.“ Köln 1741.

„Verbesserte Legenden der Heiligen durch P. Martinum von Cochem.“ München 1758.

„Mittlerer Himmelschlüssel in mittlerem Druck“ von P. Martinum von Cochem. Prag o. J.

„Goldener Himmelschlüssel von P. Martinum von Cochem.“ Augsburg 1788.

„Die Wahrhafte Andacht des Christen nach Ludwig Anton Muratori ins reine Deutsche übersetzt.“ Wien—Prag—Triest 1780.

„Himmlisches Jerusalem oder vollständiges Gebett Buch“. Von P. Friedr. Mibes, Kloster Osseg in Böhmen. Sulzbach 1796.

31) LA. Cod. 91, 5b—6a, Cod. 95, 100ff.
32) StA. V C 5, S. 11.
33) Cyriakus Spangenberg (1528—1604), Sohn des geistlichen Liederdichters Johann Sp. (1484—1550), Verfasser von geistlichen Liedern („Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort“), Predigten und Streitschriften.
34) StA. V C 5, 1617, 11. 12.
35) StA. Ebda. 1619, 9. 9.
36) DML. = Doktoris Martini Lutheri.
37) StA. II C 1 fasc. 1 Nr. 1, 1767, 28. 6.
38) AP. Wirtschaftsberichte 1734, 22. 2.

Im Anschlusse an die Bücherschätze des Hauses sei der Hausapotheke gedacht, die in vielen Fällen neben den wichtigsten Heilkräutern einige vergilbte, sorgsam gehütete Arzneihefte enthält (z. B. Feldhäuser von Tschernhausen). Rezepte gegen Erkrankungen von Mensch und Vieh sind uns schon aus dem 15. Jahrhundert überliefert. Um 1450 mag eine den Bibersteinakten beigefügte Aufzeichnung eines Heilmittels czu den schoffen entstanden sein[39]):

Als manch hundert schaff du haßt / alßo manch phund zetteberß vnd auch so manch phund lorbeeren vnde stoß die ein iczliches sunderlichen vnde rede die durch ein harsewechin vnde nym denne eine wage vnde wage is vff newen parth vnde gib is den schaffin newin tage von allir gote heiligen tagin biß czu sand mertin vnde wol gemenget mit salcze.

Unter zetteber ist eine der Zitwerpflanzen zu verstehen, deren Heilkraft bereits im Mittelalter geschätzt wurde[39a]). In dem Nachlasse Georg Königs vom Jahre 1600 finden sich nicht weniger als „fünf geschriebene Artzneibücher, ein gedruckt Artzneibuch und ein Destillierbuch“[40]). Im Jahre 1601 wird in den Ausgaben ein Betrag von 15 Groschen 3 Pfennig für Grünspan und Arsenik „vor den kranken Esel“ verzeichnet[41]). In späteren Wirtschaftsordnungen finden wir nicht selten ähnliche Rezepte eingestreut. Es wird z. B. empfohlen, im Monate Juni den „Schweinen undt anderem Viehe Scordium in daß getränk zu legen“, das gegen Vergiftung heilsam sei und an „schimpfachten örthern wie Gassen“ wachse. Zu Beginn des Monates August solle man „Kröten spießen vndt an der Lufft drucknen, sein gutt vor die Pest undt auf die Schaden aufzulegen, Zeucht allen Gift aus“[42]). Als im Oktober 1680 bis Jänner 1681 in Friedland die Pest herrschte, verzeichnen die Stadtrechnungen Ausgaben für Milch, Essig, Mitridat, Schlagwasser, Weihrauch, Myrrhen, Sadelbaum, Wacholderbeeren, Alantwurz, Bockshorn, Cardobenediktenkraut, Rhabarber, Eisenkraut, Angelika usw.[43]).

Am 20. April 1602 werden dem Apotheker Hans Mehl aus Brieg 30 Groschen 6 Pfennig gegeben, weil er „E. E. Rate ein Electuarium gegen pestilenzische Fieber“ verehrt hatte. Im Jahre 1611 überreichte der fürstl. Württembergische Medikus Andreas Gablerus 4 Traktate „Wie Gesundheit zu erlangen und nächst göttlicher Hilfe zu erhalten sei“. Ein großer Teil der Hausmittel unserer Bauern mag auf die Anordnungen wandernder Ärzte des 17. und 18. Jahrhunderts zurückgehen. Am 21. August 1602 erhielt ein reisender Arzt aus Schneeberg auf Befehl Katharinas von Redern einen Topf Wein aus dem Ratskeller, „weil er das arme Weib von Haindorf sehende gemacht“. Zwar hatte im Jahre 1687 der Bader Tobias Posselt, als er Beschwerde gegen Störer und Stümper seiner Kunst erhob, einen Ratsbeschluß des Inhalts erwirkt, es solle sich niemand unterstehen, gegen Bezahlung „zu balbieren und zu heilen“, doch schon 1711 (Feber) erfahren wir wieder von einem reisenden Arzte, der seine Kunst auf dem Friedländer Stadtplatze „ausschrie und erklärte“[44]). Noch im Jahre 1733 bereiste Christian Klein, ein „Arzt oder Schlangenfänger“ aus Hohenelbe den Bezirk[45]). Das Urteil, welches Hoser 1801 über die Bewohner des Riesengebirges fällte, mag auch für das Isergebirge Gültigkeit haben: „Der Orakelspruch eines zerlumpten Adepten, eines reisenden Zahnausziehers oder einer alten rotäugigen Nachbarin gilt dem Sudetenbewohner mehr, als der Rat eines in seiner Wissenschaft oder Kunst erfahrenen Arztes“[46]). Davon kann man sich durch den Inhalt der Rezeptsammlungen noch heute vielfach überzeugen.

39) SchA. Biberſteinakten, Heft II S. 42.
39a) Arends-Holfert, Volkstümliche Namen der Arzneimittel (1929) S. 281. Jelinek Fr., Mhd. Wörterbuch S. 987 zetebar „ein Gewürz“, mit einem Beleg aus dem Olmützer Stadtbuch.
40) LA. 93, 33.
41) SchA. Ausgaben 1601.
42) SchA. Wirtschaftsordnungen, 17. Jahrhundert.
43) StA. Rechnungsbuch 1680/81.
44) Vgl. Helbig Jul., Reichenberger Zeitung 1897, Nr. 8.
45) SchA. Arnsdorf 1733, 12. 5.
46) Hoſer K. J., Das Rieſengebirge (1801), S. 185.

Uhren.

Der Besitz einer genau gehenden Uhr ist erst in den letzten Jahrzehnten für den Bauern nötig geworden; auch der Bürger zählte noch 1783 eine „stählerne Wanduhr" unter die „Pretiosen" seines Haushaltes. Vor dem Bekanntwerden der Räderuhr war der Landmann bei der Bestimmung der Tageszeit auf sein angeborenes Zeitgefühl[47]) und die Beobachtung von Natur und Tieren angewiesen. Unter den lebenden Zeitmessern war vor allem der Hahn von Bedeutung, der als pünktlicher Wecker in zahlreichen Sprichwörtern wiederkehrt[48]) und ein wichtiger Bestandteil der öffentlichen Räderuhren, der Turmspitzen und Dachfirste geworden ist. Bis in das 19. Jahrhundert hinein waren oft Sanduhren oder Öllämpchen mit Zeitskala die einzigen Zeitmesser des Bauernhauses (Weißbach Nr. 160); sie erfüllten aber nur teilweise die Aufgaben einer modernen Uhr, denn man konnte von ihnen wohl die Messung eines von der Größe des Hohlkörpers abhängigen Zeitraumes erwarten[49]), nicht aber die astronomische Bestimmung der Tageszeit. Das heimische Bauernhaus dürfte seine Sanduhren, die in der heutigen Eieruhr der bürgerlichen Küche weiterleben, wie das übrige Deutschland und „fast die ganze Welt" von Nürnberg bezogen haben, das noch im 18. Jahrhundert mehr Sand- als Sackuhren erzeugte und ausführte[50]). Das Öllämpchen mit Zeitskala wurde besonders zur Nachtzeit im städtischen Hause verwendet. Es zeigt die bekannten Formen des geschlossenen Öllämpchens, mit dem ein senkrechtes, zylindrisches Gefäß mit Zeitskala verbunden ist; aus der Menge des verbrannten Öles läßt sich der Zeitfortschritt feststellen.

Zur astronomischen Bestimmung der Tageszeit dienten die Sonnenuhren, die beim Bürger- und Bauernhause bis in die jüngste Zeit in Verwendung standen. Die erste zuverlässige Erwähnung zum Jahre 1723 gilt der Sonnenuhr an der Mittagseite des Rathausturmes zu Friedland, die mit frommen Sprüchen geziert war[51]). Die erste Zifferntafel zeigte einen geflügelten Sensenmann mit der Überschrift: „Wann, wie, o Mensch, betracht die Zeit", auf der zweiten Tafel war ein Engel dargestellt, der gegen den Himmel wies: „Dann auch all Stund die Ewigkeit". Auch die Sonnenuhren der Bauernhäuser zeigten neben dem „Weiser" (Gnomon) und der Stundeneinteilung eine allegorische Darstellung. Nie fehlten dabei Sonne und Mond (Rückersdorf Nr. 18) und in den meisten Fällen trugen sie eine Jahreszahl. So ist auf einer Sonnenuhr aus dem Jahre 1845 (Rückersdorf Nr. 42) in Flachschnitzerei ein burgartiges Gebäude mit zwei übergroßen Tauben dargestellt. Die Altertumsausstellung Rückersdorf (1925) belehrte uns sogar, daß auch Sonnentaschenuhren in bäuerlichen Kreisen üblich waren; sie wurden stets mit Kompaß und Windfähnchen verwendet.

Das völlige Fehlen zuverlässiger Hausuhren hatte zeitig zur Aufstellung öffentlicher Uhren geführt, deren zunehmende Verbreitung in engem Zusammenhange mit dem Aufblühen des Bürgertums steht. Da die Hauptstädte des benachbarten Schlesien und Sachsen durch die frühzeitige Einführung von Räderuhren[52]) für die kleineren Landstädte vorbildlich wirkten, hatten die Uhrmacher dieser Gebiete bereits um 1500 einen bedeutenden Schatz von Erfahrungen er-

47) Bassermann-Jordan, Die Geschichte der Räderuhr (1905), zitiert aus Garzonus, Frankfurt 1619, S. 418: „Die beste und gewisseste Uhr aber, die nimmer fehlet oder unrecht gehet, ist der Bawren Uhr, die sie in ihrem Magen führen, daran sie so eigentlich wissen, wann man Suppen zu Mittag budern und zu Nacht essen soll, daß es ihnen nicht eine Minute fehlet".
48) Wander, Sprichwörterlexikon, s. v. Hahn.
49) Vgl. die Cepsydra der römischen Gerichtsredner.
50) Joh. Ferd. Roth, Geschichte des Nürnbergischen Handels, Leipzig 1801, III 237 f.
51) LA. Stadtbuch Q, Fol. 783.
52) Bilfinger G., Die mittelalterlichen Horen und die modernen Stunden (1892), S. 204 f. Erste öffentliche Räderuhr in Breslau 1368.

worden, der sie befähigte, auf das benachbarte Böhmen einen bestimmenden Einfluß auszuüben. In der Uhrmacherkunst, wie in den meisten kulturellen Neuerungen, waren mit wenigen Ausnahmen Meister aus den benachbarten schlesischen und sächsischen Städten die Lehrer des Bezirkes.

Friedland hatte bereits vor 1550 auf dem Turme seines Rathauses eine Räderuhr; sie dürfte hier in den ersten Jahrzehnten desselben Jahrhunderts eingebaut worden sein. Von ihrem Aussehen wissen wir nichts weiter, als daß der Friedländer Schlosser Hans Pieger, der behördlich besoldete „Seygersteller“[53]), das Werk häufig mit Baumöl zu schmieren hatte[54]). Aus der nicht unbedeutenden Entlohnung, die quartalweise erfolgte, darf man schließen, daß er mit seinem Schützling ziemlich viel Arbeit hatte. Seine Hauptaufgabe war wohl das häufige Aufziehen der Uhr, das alle 6—8 Stunden erfolgte, da dem Werke nach mittelalterlicher Art[55]) das Beisatzrad gefehlt haben mag. Das Räderwerk war in einem besonderen Verschlage des Turminnern untergebracht, der als „Seygerkämmerlein“ bezeichnet wird und 1579 neu gedeckt wurde. Im selben Jahre erfahren wir von größeren Ausbesserungen der Turmuhr, die von einem ungenannten Schlosser aus Reichenberg mit Unterstützung durch den „Seygersteller“ Hans Pieger vorgenommen wurden und 11 Schock 52 Groschen 2 Pfennige kosteten; doch bereits 1584 muß Hans Pieger wieder einzelne Arbeiten an „tribscheiben und windfängen“ vornehmen[56]). Endlich 1586 wird im Gefolge größerer Ausbesserungen am Ratsturm der Entschluß zur Herstellung einer „newen Turmuhr“ gefaßt[57]). Melchior von Redern schenkte zu diesem Zwecke 2 Zentner Eisen; das „Vhrwergk mit stein Gewichten“ wird von dem „Ehrbarn und Kunstreichen Meister Sebastian Pilz in Görlitz“ zum Preise von 65 Schock hergestellt. Zacharias Scholz in Zittau machte die „zwo gespör Taffeln“ um 8 Schock, die von dem Maler Hans Sperber in Zittau für 15 Schock 25 Groschen 5 Pfennige gemalt wurden. Die Uhrglocke, welche 1585 zu Prag gegossen worden war, wog $7\,^3/_4$ Zentner und kostete 163 Schock 16 Groschen 6 Pfennige.

Aus diesen und den vorhergehenden Angaben kann man sich eine Vorstellung von dem Triebwerke der alten Turmuhren machen. Es besteht zur Hauptsache aus der Spindel oder Spille[58]), dem Walzenrade oder der Triebscheibe[59]), dem Steigrade und dem Foliot, d. h. der bis ins 17. Jahrhundert gebräuchlichen Hemmvorrichtung der Turmuhren[60]). Wahrscheinlich war mit derselben Achse das Schlagwerk verkoppelt, das sich aus Schloßscheibe, zwei Triebrädern und dem Windfange zusammensetzt[61]). Zahnräder waren dem Uhrwerke unbekannt; ihre Stelle vertraten „treibschnüre“, von denen bei einem neuen Bezuge der Scheiben 12 Klafter gebraucht wurden[62]). Die Schnüre liefen in Rillen der Triebscheiben[63]). Als Gewichte dienten Körbe, die mit Steinen gefüllt waren und an „einem paar 8 ehliger strenge“ hingen[64]). Aus diesen Angaben geht hervor, daß die Friedländer eine Turmuhr nach der Art der großen Schlaguhren besaßen, die in ganz Europa zwischen der Mitte des 14. und 17. Jahrhunderts üblich waren[65]).

53) StA. Rechnungsbuch I 251a.
54) StA. Ebda. I 316b.
55) Bassermann-Jordan, Gesch. d. Räderuhr S. 26.
56) StA. Rechnungsbuch II 154a.
57) StA. Ebda. II 286a.
58) StA. Ebda. II 308a: Spille beruht auf mhd. spinle. Bei Spindel ist erst nhd. das d wie bei nhd. minder < mhd. minre eingeschoben.
59) StA. Ebda. II 154a.
60) Bassermann-Jordan, a. a. O., S. 16.
61) StA. Rechnungsbuch II 154a.
62) StA. Ebda. III 191b, ad 1616.
63) StA. Ebda. V 40a.
64) StA. Ebda. III 191a.
65) Ebda. Über das älteste erhaltene Uhrwerk dieser Art (von Dover-Castle, London): Gerland, Erfindung der Pendeluhr (in Westermanns Monatshefte, August 1884). Die zuverlässigste literar. Quelle zur Kenntnis der Uhren des 14. Jahrhunderts ist Froissart, L'horloge amoureuse.

Nachdem die Räderuhr 1607 von Jakob Möller aus Görlitz „new renoviert“ worden war und 1616 eine Reihe kleinerer Ausbesserungen erfahren hatte[66]), wendet man sich 1671 an den Uhrmacher Christoph Bayer in Lauban, der ein neues Eisenwerk für zwei Zeiger zum Preise von 19 Gulden 30 Kreuzer herstellt[67]). Doch bereits im folgenden Jahr ist dieses neue Werk reparaturbedürftig; der unerfahrene Seigersteller hatte durch übermäßigen Gebrauch von „Spicke“[68]), des Schmiermittels für die Lager, diesen Schaden herbeigeführt. Ein zweiter Uhrmacher von Lauban, Christoph Wagner, schafft Abhilfe. Doch die Uhr blieb ein Schmerzenskind der Stadt; in dem strengen Winter des Jahres 1674 mußte unter dem Eisenwerke der Turmuhr, die auch anderorts gegen Temperaturschwankungen sehr empfindlich war[69]), ein Faß Holzkohlen abgebrannt werden, um zu verhindern, daß sie ihren Dienst aufsagte[70]). Ähnliche Erfahrungen machte man ungefähr gleichzeitig mit der Turmuhr der Kirche von Haindorf, die ebenfalls der Uhrmacher Christoph Bayer aus Lauban für 60 Reichstaler verfertigt hatte. Bereits 1702 war sie unbrauchbar, so daß sie Johann Christoph Legler aus Neustadt, der erste namentlich bekannte Uhrmacher des Bezirkes, übernehmen und zum Preise von 150 Gulden ein neues Werk liefern mußte, das nach 20 Jahren einiger Ausbesserungen bedurfte[71]).

Neben den Uhren mit Gewichterbetrieb tauchen um die Mitte des 17. Jahrhunderts solche mit Stahlfedern auf. Bei der Uhr auf dem Kirchturme wird 1658 „eine feder, so lam gewesen und abgebrochen, wiederum verfertiget“[72]). Da aber gleichzeitig einige Zurichtungen für Gewichte genannt werden, so bleibt es unklar, ob diese neue Betriebsart für Geh- oder Schlagwerk Verwendung fand. Diese wichtige Neuerung, welche bereits vor ihrer geschickten Ausnützung durch den Nürnberger Peter Henlein bekannt war[73]), ist in unserem Gebiete wohl noch lange auf Tisch-, Stand- und Taschenuhren beschränkt geblieben. Doch eine zweite Neuerung, die Zeugnis für die zunehmende Genauigkeit der Uhrwerke ablegt, beginnt verhältnismäßig frühe, gegen Ende des 17. Jahrhunderts, im heimischen Gebiete zu einer dauernden Erscheinung zu werden. Die früheren Uhren hatten nur einen Zeiger, „Waiser“ genannt[74]), der die Stunden angab; zum Jahre 1684 wird zuerst ein „Viertelwaiser“ erwähnt, der in der Art des heutigen Minutenzeigers auf einem besonderen Ziffernblatte die kleineren Zeiträume bezeichnete[75]). Eine weitere große Erfindung des 17. Jahrhunderts, die durch Galilei und Huygens erfolgte Einführung des Pendels an Stelle des Foliots oder der Radunruhe[76]), kommt für die geschilderten Turmuhren nicht mehr in Betracht.

Ähnliche Sorgenkinder wie die Turmuhren waren die Wanduhren der Privatwohnungen[77]), die sich seit dem Beginne der Renaissance aus den öffentlichen Räderuhren entwickelten. In Deutschland, wo sie noch lange Zeit als wissenschaftliches Instrument gefühlt wurden[78]), tauchten sie erst gegen das Ende

66) StA. Ebda. III 191a.
67) StA. Ebda. VI 105.
68) Nebenform zu Speck. Mhd. nhd. spëc neben agf. spic, an. spik. Davon zu unterscheiden ist „Spick“ in „Spickwand“. S. Abschn. „Hauswände“, S. 261, Anm. 55.
69) Vgl. die zahlreichen Versuche mit Metallegierungen, die gemacht wurden, um einer Veränderung der Längenausdehnung der Pendel unter dem Einflusse des Temperaturwechsels vorzubeugen. Brockhaus, Konvers. Lex. 1833, 11. Bd., S. 461 f.
70) StA. Rechnungsbuch VI 164a.
71) Vgl. Helbig, Beitr. III 40 f.
72) StA. Rechnungsbuch V 40a.
73) Bassermann-Jordan, a. a. O., 48 f.
74) StA. Rechnungsbuch VI 53b.
75) StA. Ebda. VI 506a.
76) Bassermann-Jordan, a. a. O., S. 49 f.
77) Ebda. S. 51 wird aus Florinus, Allgemeiner Klug- und Rechtsverständiger HausVatter (Nürnberg 1702), II. Buch, S. 365, Kap. LVI zitiert: „Man hat nicht an jedem Ort Schlaguhren, sie sind auch bisweilen nicht nur kostbar, sondern brauchen auch einer langweiligen Pfleg und gehören unter diejenigen Sachen, die einem, der lange Weile hat, genug zu schaffen geben können“.
78) Bassermann-Jordan, S. 23 f.

des 16. Jahrhunderts auf; den ausführlichen Inventaren heimischer Bürgerhäuser zu Beginn des 17. Jahrhunderts sind sie noch unbekannt. Von der ältesten Wanduhr, die sich im Bezirksgebiete erhalten hat, läßt sich nicht mit Sicherheit angeben, ob sie von hier auch ihren Ursprung genommen hat. Sie gehört in das verhältnismäßig frühe Jahr 1680 und entstammt den wertvollen Sammlungen des Herrn Ehrentraut, seit dessen Tode sie im Ortsmuseum Priedlanz aufbewahrt wird. Das wichtigste Merkmal ihres hohen Alters ist das Fehlen des Pendels und der Spindelhemmung, an deren Stelle sich die altertümliche Radunruhe unserer Turmuhren befindet, die hinter dem vorspringenden Giebel des Zifferblattes angebracht ist. Dagegen besitzt die Uhr bereits Stunden- und Minutenzeiger, doch es fehlt ihr noch die Einrichtung des Stunden- und Minutenrohres auf der Minutenradwelle, welche eine Vereinigung beider Zeiger ermöglicht; daher sind noch zwei besondere Zifferblätter mit getrennten Zeigern vorhanden. Das Schlagwerk, welches bei der umständlichen Konstruktion der Uhr eine bedeutende Vergrößerung des Gehäuses verlangt hätte, fehlt völlig. Das Gehwerk ist von Holz; auch die Zahnräder sind einfache Holzscheibchen, die an der Peripherie mit radiär gestellten Eisenblechen, den Zähnen, versehen sind. Die Gewichte sind Sand- oder Steinsäckchen, die an Spagatschnüren hängen. Die Zifferblätter zeigen weißen Grund mit roter Bemalung; sie werden von den Symbolen des Tierkreises umsäumt. Eine ungefähr gleich alte Uhr mit derselben Inneneinrichtung wird im Schloßmuseum Friedland aufbewahrt (s. Abb.). Das Ortsmuseum Priedlanz besitzt ferner eine Uhr mit Holzwerk aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, bei der das Pendel vor dem Zifferblatt schwingt. Es ist in solchen Fällen 20—25 cm lang und mit der Hemmung in ähnlich starrer Weise wie das Foliot oder das Pendel der Galilei'schen Uhr verbunden.

Die heimische Mundart macht noch um 1800 einen deutlichen Unterschied zwischen „Schlaguhr" und „Wanduhr" und versteht unter der letzten eine Uhr ohne Schlagwerk. Sie stellt die ursprüngliche Entwicklungsstufe der Hausuhren dar, im Gegensatze zur Geschichte der Turmuhr, bei der dem Schlagwerk ursprünglich die höhere Bedeutung zukommt[79]). Die erste „höltzerne Schlaguhr" wird in einem Beilaß 1751 erwähnt[80]); doch noch 1783 kommen auch in städtischen Kreisen einfache Wanduhren vor. Das Ortsmuseum Priedlanz besitzt eine holzgespindelte Uhr mit altertümlichem Schlagwerk, dessen Räderbestand dem der Turmuhren entspricht. An Stelle der Metallglocke ist ein Glasglöckchen vorhanden, das hinter dem giebelartigen Vorsprung des Zifferblattes geborgen ist und von einem Kork- oder Gummihämmerchen geschlagen wird. Das Schlagwerk besitzt eine gesonderte Aufziehvorrichtung mit Gewicht und Scheingewicht.

Auch die letzte bedeutende Neuerung in der Entwicklung der modernen Pendeluhr, die freie Chronometerhemmung[81]), welche in der Sperrung des Steigrades besteht, die von dem Pendel selbst wechselweise hervorgebracht und gelöst wird, ist an den heimischen Uhren des beginnenden 19. Jahrhunderts zu beobachten. Ein frühes Beispiel für Uhren dieser Art ist die Wanduhr mit freischwingendem Pendel aus dem Jahre 1800 im Ortsmuseum Priedlanz. Die jüngeren Uhren zeigen fast ausnahmslos die moderne Hemmung. Einen wichtigen bautechnischen Fortschritt stellt schließlich der Übergang vom Holz- zum Eisenwerke dar. Uhren mit Holzrädern dürften in den beiden ersten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts noch hergestellt worden sein; doch bereits seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts beginnen Uhren mit Stahlwerk in die

79) Ebda. S. 15.
80) GA. Ringenhain. Schöppenbuch 1751, 1. 1.
81) Bassermann-Jordan S. 49, 52.

Bürgerwohnungen einzudringen und seit 1800 werden sie immer mehr im Bauernhause bekannt. Im Jahre 1783 erwähnt das Inventar eines Bürgerhauses zuerst eine „Stählerne Wanduhr"; sie wird aber noch zu den Pretiosen gerechnet und mit nicht weniger als 4 Gulden bewertet, während für eine gleichzeitig genannte „hölzerne Wanduhr" nur 30 Kreuzer angesetzt sind[82]). Die neuen Stahluhren mit freischwingendem Pendel werden nach ihrem Ursprungsgebiete als „Schwarzwälderuhren" bezeichnet.

Die früher so häufigen Holzzifferblätter wurden um 1800, in der Blütezeit der Glasbilder, von bemalten Glasscheiben abgelöst, die außer der Stundenteilung und der Jahreszahl häufig symbolische Darstellungen des Planetensystems, Tierkreises, Jahreszeitenablaufes oder Menschenlebens enthielten. Es kamen auch Zifferblätter in erhabener Arbeit (Gips oder Ton) oder aus Blech getrieben mit Darstellungen aus dem Landleben vor (Rückersdorf Nr. 189). Die größte formbestimmende Kraft kam später dem freischwingenden Pendel zu. Bei einer schönen Holzuhr im Besitze des Herrn Max Richter jun., Mildenau, ist der Schwenker in ein eigenes Gehäuse gefaßt, das sich der Bewegungsform des Pendels genau anpaßt und Gelegenheit zur Anbringung zierender Malereien gibt. Von dem Vorhandensein sog. Kastenuhren, bei denen Pendel und Gewichte in ein bis zum Boden reichendes Gehäuse gefaßt werden, haben sich nur geringe Spuren erhalten. In Priedlanz Nr. 41 ist eine Vorform zu dem geschlossenen Uhrenkasten zu sehen, bei der eine einfache Bretterverschalung, vom Fußboden bis in Brusthöhe reichend, die herabhängenden Schnüre und Gewichte aufnimmt, um sie vor spielenden Kindern und Haustieren zu schützen[83]).

82) StA. II C 1 fasc. I Nr. 2, 1783, 10. 10. In einem Inventar des gleichen Jahres (StA. Ebda. 1783, 16. 9.) wird „die alt hölzerne Wanduhr" nur mit 20 Kreuzer berechnet.

83) In dem Märchen vom Wolf und den sieben Geißlein (Grimm, Kinder- und Hausmärchen Nr. 5) muß ein ähnlicher Uhrkasten vorliegen, da sich das 7. Geißlein in ihm bergen kann. Vgl. Bassermann-Jordan, S. 53.

Geschirre und Gefäße.

Tonware. Den bedeutendsten Anteil an der Zusammensetzung der Gefäße nimmt der Ton; wie anderwärts ist das heimische Töpfergewerbe einer der ältesten selbständigen Berufe[1]), der seit der ersten Nennung zweier teppher Nycklaus und George im Urbar von 1381 (Bl. 4a, 5b) häufig erwähnt wird. Da der zur Erzeugung von Irdenwaren erforderliche eisen- oder kalkhaltige Ton fast überall vorhanden ist, besaß so manches Dorf unseres Gebietes seine eigene Töpferei. In seiner Entwicklung war dieses Gewerbe von der Töpferkunst des benachbarten Sachsen und Schlesien vielfach abhängig, die seit der spätgotischen Zeit in einer reichverzweigten Tätigkeit Außerordentliches leistete. Über die Erzeugung von Irdenwaren in benachbarten Ortschaften der Lausitz berichtet Samuel Großer zum Jahre 1714[2]): „Um Zittau fällt der Ton weißgrau und weil er etwas schwämmig ist, muß er sehr hart gearbeitet werden. Er dienet aber zu schönen Öfen, Buttertöpfen und anderem Milch-Zeuge. — Um Bernstädtlein, Ostritz, Hirschfelde, Seidenberg und Reichenau fallen die Tone weißlich: daher werden außer der ordentlichen Arbeit viel Tabacks-Pfeiffen: in Seidenberg aber sonderlich schöne feste Töpfe mit grünen Rändern gemacht". Noch 1868 hebt Köhler rühmend hervor, daß in der Oberlausitz zu Seidenberg gute Töpferwaren erzeugt werden[3]) und gegenwärtig spricht Konrad Strauß geradezu von einem „Seidenberger Töpferzentrum", dem die Erzeugung „gewöhnlicher Töpfer- und Irdenware mit durchsichtiger Bleiglasur auf ein- oder mehrfarbig engobiertem Grunde" zukomme[4]). Eine Eigenschaft der sächsischen Tonwaren, die bereits 1546 der Mineraloge Georg Agricola für die Waldenburger Gefäße hervorhebt[5]), die hohe Feuerbeständigkeit, scheint auch den heimischen Erzeugnissen zugekommen zu sein. Darauf ist die Güte der eingekleibten irdenen Ofentöpfe zurückzuführen, die trotz ihrer beständigen Feuernähe oft eine den Kachelbau des Ofens überdauernde Brauchbarkeit zeigten. Dasselbe gilt für die verschiedenen Topfarten, welche im altdeutschen Ofen um das offene Feuer Aufstellung fanden; sie fielen früher einer unvorsichtigen Behandlung als der Zerstörung durch das Feuer zum Opfer. Nur so erklärt sich der hohe Bedarf an Tongeschirr in der Küche des Offiziers, der seit den Tagen des 30-jährigen Krieges in Friedland stationiert war[6]).

Der Töpfer lieferte vor allem Töpfe, Tiegel, Schüsseln, Kannen und Pfannen[7]). Sie waren auf der Scheibe hergestellt und wurden im Töpferofen mit Hilfe des Schmauchverfahrens braun gefärbt. Die „Krüge", wie in der Mundart die Milch- und Wassertöpfe des Brunnenhäuschens heißen, sind meist mit zwei Henkeln versehen[8]). „Zweihenklicht" ist auch die „Milchplätsche"[9]) (Klein-

1) Heyne, Das deutsche Handwerk S. 1. Reinhold Hoffmann, Geschichte der Waldenburger Töpferinnung in Schönburgische Geschichtsblätter, 1. Jg. (1894/95). Kurzwelly, Die bäuerliche Kleinkunst in Wuttke N., Sächsische Vke. 437—486. Strauß Konrad, Die Entwicklung der Töpferkunst in Niederschlesien. Mitt. d. Geschichts- und Altertumsvereines in Liegnitz, 9 (1922/23) S. 85 ff; 10 (1924/25) S. 275 ff.
2) Großer Samuel, Lausitzische Merckwürdigkeiten usw. (1714) V S. 19.
3) Köhler, Geschichte der Oberlausitz II (1868) S. 66.
4) Strauß K., a. a. O. 9, S. 86, 10, S. 279 f.
5) Agricola G., De ortu et causis subterraneorum libri V. Basel 1558, S. 189—92 nach Hoffmann, a. a. O. 86, 160, 165.
6) StA. Rechnungsbuch V 22b.
7) LA. Stadtbuch A, Fol. 28b; StA. Rechnungsbuch 1667, 25. 5.
8) StA. Ebda. 1667, 25. 5.
9) Darauf deutet auch der Name hin, der wohl zu nhd. „platt" flach gehört. Vgl. gr. πλατύς.

Iser Nr. 6), die sich durch geringere Höhe und größere Breite von dem Milchtopf unterscheidet. Bis zur Gegenwart sind „tönerne Bratpfannen“ beliebt[10]), die man seit der ältesten Zeit wegen ihrer häufigsten Verwendungsart als „Fischpfannen“ bezeichnete[11]). Für die Milchwirtschaft sind ferner die seit alters üblichen „Käsenäpfe“ von Bedeutung. Als Schmuck des heimischen Tongeschirres kam ausschließlich die Bleiglasur in Betracht. Da sich jedoch der heimische Rohstoff nicht durch natürliche Schönheit der Farbe auszeichnet, sondern in vielen Fällen durch das Brennen unansehnlich grau wird, so überzogen gewandte Töpfer das Gefäß mit einer dünnen Tonschicht von angenehmer Brandfarbe (Engobe[12]) und glasierten es dann. Es ist angezeigt, für diese Gattung des Tongeschirres den von Konrad Strauß vorgeschlagenen Ausdruck „engobierte Irdenware“ an Stelle der irreführenden Bezeichnung „Bauernfayence“ zu verwenden[13]).

Auch eine farbige Ausstattung erfuhr die heimische Tonware. Wie in Sachsen[14]) wurde dazu vor allem Grün, Gelb und Ocker gewählt, die wegen ihrer besonderen Feuerbeständigkeit bereits an den Tonwaren des 16. Jahrhunderts üblich waren. Bis in die jüngste Vergangenheit waren gemalte Schüsseln beliebt, von denen bereits 1664 der Friedländer Töpfer Hans Cratzig 16 Stück in des Hauptmanns Quartier liefert[15]). Von dem Aussehen der Malerei müssen uns die erhaltenen Stücke eine Vorstellung vermitteln (Stadtmuseum Neustadt); das Mittelfeld enthält eine Zeichnung mit naturalistisch oder stilisiert wiedergegebenen Blumen, die bald lose umhergestreut, bald zu einem Strauße gebunden, bald in einem Körbchen vereinigt sind. Zur Belebung des Bildes und zur Steigerung der Farbigkeit tragen vereinzelt Vögel und bunte Schmetterlinge bei. Die Malerei zeigt in den meisten Fällen eine starke Verwandtschaft mit dem Stil der Bauernmöbel, der nur durch die Eigenart der stofflichen Grundlage und den Reiz der Glasuren etwas abgetönt wird. Der Schüsselrand ist mit einer einfachen Zierleiste geschmückt und trägt nicht selten einen beliebten Schüsselspruch, der einen frommen Wunsch des Besitzers zum Ausdruck bringt oder über die Entstehung der Schüssel so manches verrät:

„Besten Appetit!“ „Wohl zu speisen!“
„Guten Morgen!“
„Pomeranzen alle Morgen
mit Wacholder zugebunden!“
(Dörfel Nr. 62.)

„Das Blümchen in der Mitte
(Vergißmeinnicht)
Sagt an, um was ich bitte.“
„Denke an mich.“
„Dein auf immer.“
„Bete und arbeite.“
„Jeden Morgen ohne Sorgen.“
„Es blühe wie Blumen
Dein Leben so schön.“
(Neustadt.)

„An Gottes Segen ist alles gelegen!“
„Trink und iß, Gott nicht vergiß!“
„Als mein Meister küten ging,
Macht ich diesen Schüsselring.“
(Dörfel Nr. 62.)

„Sei glücklich.“
„Lebe stets froh.“
(Inschrift von Rosen, Kornblumen und Veilchen umrahmt.)

„Früh auf!“
(Hahn mit Sense und Rechen.)

„Wandle auf
(Rosen gemalt)
und“
(Veilchen gemalt).
(Rückersdorf.)

Gegenstücke zu den „Fischpfannen“ stellen die „Fischschüsseln“ dar, welche um 1700 von Zittau ihren Ausgang nahmen. Nach Strauß waren dies große Teller, deren breiter gerader Rand ein buntes Rankenwerk von Weintrauben,

10) StA. II C 1 fasc. I Nr. 1, 1742, 16. 2.
11) StA. V C 5 1617, 11. 12.
12) Vgl. Bollenbach, Laborationsbuch für die Tonindustrie, 1910, S. 66.
13) Strauß K., a. a. O. 10, S. 276.
14) Kurzwelly, a. a. O. 461.
15) StA. Rechnungsbuch V 314 a.

Blumen und Blüten zeigte[16]). Während auf diesen Schüsseln die grüne und gelbe Farbe vorherrschte, wiesen die Erzeugnisse der alten Töpferstadt Seidenberg mit Vorliebe eine rotbraune Glasur auf. Sie sind durch flott gezeichnete Pflanzenmotive, geometrische Muster, zahlreiche Inschriften und vor allem eine für die Oberlausitz eigentümliche Wellenlinie gekennzeichnet[17]).

Auch die Bierkrüge erfuhren eine vornehme Ausstattung. Im Anschlusse an die Lausitz waren wohl die topfförmigen, grün, rot oder braun glasierten Krüge bekannt, die 3 Henkel und eine weite Mündung besaßen[18]). Zum Jahre 1742 wird von „mit Zinn beschlagenen Krügen" berichtet, die in Gegensatz zu „schlechten Krügeln" gestellt werden[19]). Im Jahre 1783 erfahren wir von „10 oben und unten mit Zinn beschlagenen Meylick Kriegeln" und gleichzeitig werden 4 kleinere „oben und unten mit Zinn beschlagenen Kriegel" genannt[20]). Vielleicht ist aus der Erwähnung dieses reichen Zinnbeschlages, der im allgemeinen nur auf den Deckel beschränkt blieb (Tonkrug mit Zinndeckel im Ortsmuseum Priedlanz), ein Schluß auf die Herkunft und das fernere Aussehen der Gefäße gestattet. Im gleichzeitigen Sachsen kam diese Eigentümlichkeit in reicherem Maße nur den Altenburger Krügen zu, deren Herstellung vor allem im 18. Jahrhundert blühte[21]). Im Gegensatz zu den übrigen Tonkrügen Sachsens wiesen sie allein einen zinnernen Bodenuntersatz und Deckel auf, die durch ein über den Henkelrücken laufendes Zinnband mit einander verbunden waren. Um den Körper des Kruges, der sich nach oben und unten verbreiterte, liefen parallele Zinnreifen, so daß das Gefäß von einem Netze zierender Beschläge umfangen war. Der weitere Schmuck des Kruges bestand in Ranken und blumenartigen Gebilden, die mit Hilfe von Tonperlen in plastischer Arbeit auf seiner Oberfläche geformt wurden. Ob unter den in Inventaren heimischer Bürgerhäuser aufgezählten Krügen auch einer jener prächtigen „Hirschvogelkrüge" war, die nach neueren Untersuchungen nicht nur in Nürnberg, sondern auch in sächsischen Städten hergestellt wurden[22]), muß unentschieden bleiben.

Holzgefäße. Während noch heute der größte Teil des bäuerlichen Küchengeschirres aus Ton erzeugt wird, ist der Gebrauch von Holzgefäßen stark zurückgegangen. Früher bildete die Versorgung des Dorfes mit Holzgeschirr eine der Hauptaufgaben des Drechslers, der in mhd. Zeit nach dieser Beschäftigung als schüzzelaere bezeichnet wurde. Ihm traten auf heimischem Boden der Büttner und „Löffelmacher"[23]) zur Seite, die sich entsprechend ihrer Befähigung in die Herstellung des gedrehten, geschnitzten und zusammengesetzten Holzgeschirrs teilten. Unter ihnen war der Löffelmacher der entbehrlichste; seine Arbeit, die er meist als fahrender Handwerker ausübte, wurde auf dem Dorfe vom Bauern selbst, in der Stadt von dem Büttner besorgt. Für die Herstellung von Schüsseln, Tellern, Löffeln und Näpfen wählte man stets astfreies, besonders ausgesuchtes Holz; wie anderorts wurden dabei neben Kiefern und Linden Birken, Espen und Erlen bevorzugt[24]). Von der weiten Verbreitung des Holzgeschirres in städtischen Kreisen zeugt die Nachricht, daß im Jahre 1664 in des Hauptmanns Quartier „ein Tutzent höltzern Teller um

16) Strauß K., a. a. O. 10, S. 279.
17) Ebda. S. 280; Feyerabend L., Die Oberlausitzer Gedenkhalle mit Kaiser Friedrich-Museum. Görlitz 1912, S. 68.
18) Strauß K., a. a. O. 10, S. 279.
19) StA. II C 1 fasc. I Nr. 2, 1742, 16. 2.
20) StA. Ebda. 1783, 10. 10.
21) Kurzwelly, S. 451 ff.
22) Ebda. S. 441.
23) SchA. Jahrdingsartikel 1692, § 114.
24) Weistum von Sachsenheim von 1449: Grimm, Weist. 1, 454. dasz die schüszler müzen hauen erlen, espen und birkenholz und kein anderes mehr.

12 Groschen“ geliefert wurden[25]); 1666 verfertigte der Büttner Andreas Groll- muß in die „kuchell des Leutnants große und kleine Löffel um 6 Groschen“[26]). Im Jahre 1673 erfahren wir nochmals von einem „halb tutzet höltzerner Löffel um 12 Groschen $1^1/_2$ Pfennige“[27]). Bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts herein verwendete der bürgerliche Haushalt das Holzgeschirr reichlich bei Tisch; noch 1742 werden in einem Inventar „14 Stück newe hölzerne Teller“ neben einer Reihe alter genannt[28]). Außer Löffeln und Tellern wurden auch Becher, Krüge, Töpfe und Schüsseln aus Holz hergestellt. Bereits 1574 spricht die Verkaufsurkunde der Priedlanzer Scholzerei von dem „hülzernen Schenk- gefes“[29]) und 1664 werden „Töpf, schüsseln, Teller und anderes hölzernes Ge- rät“ genannt[30]). Das Neustädter Museum birgt zwei hölzerne Bierkrüge mit Deckeln, die ein Bindergeselle aus kleinen Dauben von verschiedenfarbigem Holze als sein Meisterstück verfertigte[31]). Ihnen mögen die „hölzernen Bier- kannel“ ähnlich gesehen haben, welche der Kannelmacher von Mildeneichen im Jahre 1601 um 5 Groschen 1 Pfennig pichte[32]).

Auch die Gefäße der Milchwirtschaft sind zum großen Teile aus Holz her- gestellt. Aus kleinen Dauben war der „Melkkübel“ oder das „Melkgeltl“[33]) zusammengesetzt, bei dem eine lange, über den Rand des Gefäßes empor- ragende Daube als Stiel diente. Wie im Mittelalter[34]) ist noch heute in vielen Fällen das „Butterfaß“ ein kegelförmiges Gefäß aus weichem Holze, in dessen Innerem eine durchlochte Holzscheibe mit Hilfe eines Stieles bewegt wird; häufig wird die senkrechte Stoßbewegung durch einen Hebel, dessen Lager sich in einem Deckbalken befinden[35]), in eine wagrechte umgewandelt. Schließlich wären auch die „Tränk-“ oder „Kühfässer“[36]), die „Schöpf-“ und die „Krautfässer“[37]) und alle übrigen „Faßeln“[38]) aus Holz zu erwähnen.

Wie die Butterformen mit ihrem reichen Schnitzwerk[39]), so waren auch die „Backwerkformen“ des bürgerlichen Haushalts noch in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts aus Holz gearbeitet[40]). Das Stadtmuseum Friedland bewahrt eine größere Anzahl dieser Lebzeltnerformen des 18. Jahr- hunderts. Überhaupt spielt das Holzgefäß im Backgewerbe eine bedeutende Rolle. Wie in germanischer Zeit[41]) ist noch heute bei jedem größeren Bauern- hofe das Backen des Brotes Sache des Hausbetriebes. Das mit feinem Siebe gereinigte Mehl kommt zur Säuerung in den „Backtrog“[42]), das „Backwaßl“[43]) oder die „Backdeese“[44]) (Wustung). Das Auswirken erfolgt in der „Mulde“[45]) oder „Backbaite“[46]) (Dörfel) mit Hilfe der „Teigbraße“[47]). Der Teig wird aus

25) StA. Rechnungsbuch V 314 b.
26) StA. Ebda. V 377 b.
27) StA. Ebda.
28) StA. II C 1 fasc. I Nr. 2, 1742, 16. 2.
29) LA. 60, 176 a.
30) StA. Rechnungsbuch V 314 a.
31) Hölzerne Becher waren im MA. beliebt: Im Rudlieb (V 12) wird eine Trinkschale von Nußbaum (patera nucerina) er- wähnt; J. Grimm, Kl. Schriften II 182. Mhd. maser = Becher aus gemasertem Ahornholz; Lexer, Mhd. Wb. 1, 2057.
32) SchA. Einnahmen und Ausgaben 1601.
33) Kübel mhd. kübel, ahd. miluhchubili. Entlehnt aus mlat. cupella, cupellus „mensura frumentaria“, „vas potorium“. Gelte mhd. gelte, ahd. gellita „Gefäß“. Entlehnt aus mlat. gallêta (afrz. jaloie).
34) Heyne, DHA. II 311. Erste Erwähnung der Butter für die Germanen bei Plinius, hist. nat. 28, 9.
35) Von Prof. Büsching, a. a. O. 7 für eine Riesengebirgsbaude geschildert.
36) GA. Ringenhain. Schöppenbuch 1751, 1. 1.
37) GA. Berzdorf. Schöppenbuch 1782, 3. 5.
38) StA. V C 5 S. 11, ad 1616.
39) B. Schier, Versuch einer Charakterisierung . . . . Jb. d. Rgbv. 1922, S. 27.
40) StA. II C 1 fasc. I Nr. 2, 1822, 25. 6.
41) Vgl. agf. hläford (< *hläfward) „Brotwart“ > ne. lord, agf. hlæfdige (zu got. deigan kneten) > ne. lady.
42) LA. 60, 370 a, ad 1580.
43) StA. II C 1 fasc. I Nr. 2, 1742, 16. 2.
44) dëse, dejse zu tsch. dĕž aus der Wurzel dhei- in got. deigan.
45) StA. II C 1 fasc. I Nr. 2, 1742, 16. 2.; capisterium: multra, multer, mulda Steinmeyer 3, 167, 16 ff.
46) ascia: deichbūa. Ebda. mhd. biute. Das Wort ist lautlich von got. biuth „Tisch“ zu trennen. Vgl. B. Schier, Das Wort Baude. Jb. d. Rgbv. 1924, S. 82.
47) StA. II C 1 fasc. I Nr. 2, 1742, 16. 2.

der „Backschüssel“ auf die hölzerne „Schoße“ „geschnellt“ und in den Backofen eingeschoben[48]).

Von dem übrigen „höltzin gefäß“, das öfters in die Küche geliefert wurde, finden sich nur mehr Spuren. Heute wie damals sind „Wasserfaß, Waschfaß, Schüsselfaß, Wasserkannel“ und die „Schaufeln“ von Holz[49]). Aber das Holzgerät hatte einen Nachteil, der zu seiner Verdrängung wesentlich beitrug. Vergaß man, es in den heißen Sommermonaten richtig zu behandeln, so wurde seine Gebrauchsfähigkeit durch das Schwinden der Holzfaser stark beeinträchtigt. Wir hören daher häufig, daß das „höltzern gefäß angericht und gebunden“ werden mußte[50]). Dieser Umstand und Schwierigkeiten der Reinigung haben die Holzgefäße auf einen abgelegenen Bezirk der häuslichen Arbeiten zurückgedrängt.

Zinngerät. Neben Ton und Holz bildet das Zinn den wichtigsten Herstellungsstoff der Gefäße. Da im nördlichen Böhmen die ältesten kontinentalen Zinnfundorte liegen[51]) und Neustadt a. T. dem Zinnbergbaue seine Entstehung verdankt[52]), so darf es nicht verwundern, daß das Zinngeschirr frühzeitig im Bezirke verbreitet ist. Das Neustädter Zinn genoß bald einen vortrefflichen Ruf, auch der Ertrag der Ausbeute war befriedigend; nach der Taxe von 1634 zog man aus der „Zien Huette von New Städtl“ einen jährlichen Nutzen von 51 Schock 25 Groschen 5 Pfennige und noch 1724 wurde für 1 Pfund Neustädter Zinn an Ort und Stelle 27 Kreuzer gezahlt[53]).

Die ersten bezeugten Zinngefäße des Bezirkes waren noch aus fremdem Zinn hergestellt; so wird bald nach dem Einsetzen der Überlieferung, in der Zeit des emporblühenden Zinngusses[54]), von „czinne kannen“ gesprochen[55]). Bald nehmen die hergestellten Gefäße an Mannigfaltigkeit zu und 1521 werden neben „12 zinnen kannen“ auch „4 zinnen schüsseln“ genannt[56]). Dagegen dürfte das Zinngeschirr in den Bürgerstuben des beginnenden 17. Jahrhunderts bereits aus dem steigenden Zinnertrage des Neustädter Bergwerkes (seit 1576 bezeugt) hergestellt worden sein. Die Verarbeitung des Zinnes, das meist im Rohzustande, wohl auch als Tauschobjekt[57]), ausgeführt wurde, erfolgte jedoch nicht bei heimischen Meistern, sondern auf sächsischem Gebiete. Noch 1676 wird zu dem Zinngießer von Zittau nach einem zinnern Tintenfaß geschickt, da das andere vor Kälte gesprungen sei[58]). Das reichhaltigste Inventar aus dem beginnenden 17. Jahrhundert, der Blütezeit des deutschen Zinngusses[59]), berichtet von „8 Kannen zu $^1/_2$ Seydel, 8 Schüsseln klein und groß, 3 Tellern und 1 leuchter“[60]). Die weiteste Verbreitung jedoch hat das Zinngeschirr erst 150 Jahre später im Bezirke erreicht. Wegen des angenehmen Glanzes und der vielseitigen Verwendbarkeit setzte jede Hausfrau in den Besitz zahlreicher Zinngeräte ihren besonderen Stolz; die vornehme Erscheinung machte den Zinnkrug zu einem häufigen Geschenksgegenstand und einem erstrebenswerten Preise beim Königsschießen[61]).

48) GA. Berzdorf. Schöppenbuch 1784, 17. 7.
49) StA. Rechnungsbuch V 22b, 314a, ad 1656, 1664.
50) StA. Ebda. V 73a, ad 1637 u. öfter.
51) Bart. Anglicus XV cap. 30; vgl. Zycha A., RGA. I 248.
52) Helbig I, 293.
53) LA. 7, 3a.
54) Heyne, D. dt. Handwerk 181.
55) LA. Stadtbuch A. Fol. 28b, ad 1498. Die häufige Herstellung von Kannen hat dem „Zinngießer“ (V 281a) die Bezeichnung „kannengiezer“ eingetragen.
56) LA. Stadtbuch B, Fol. 23b.
57) StA. Rednernakten 1596, 26. 12.: Alle Mautner und Zöllner werden ersucht, dem Friedländer Bürgermeister Martin Bautzner, der auf 7 Wagen 12 Zentner Zinn an Leo Gall nach Aspern und St. Georgen überführe und als Rückladung für das Friedländer Schloß Wein mitbringe, ungehindert passieren zu lassen. Vgl. Helbig I 294.
58) StA. Rechnungsbuch V 281a.
59) Heyne, D. dt. Handwerk, S. 181.
60) StA. V C 5, ad 1619 9 9.
61) AP. Wirtschaftsberichte 1736, 3. 6.

In manchen Häusern, besonders bei Bürgerfamilien waren erstaunliche Mengen an Zinngeschirr zu finden. So sind für den Haushalt des H. Josef Rößler, Friedland Nr. 26, im Jahre 1783 nicht weniger als 163½ Pfund Zinngerät bezeugt, das damals auf einen Gesamtwert von 66 Gulden 49 Kreuzer geschätzt wurde. Man fand hier unter anderem „51 Teller, 12 große Schüsseln, 11 mittlere, 6 kleine, 8 kleine Krenschalen ohne Henkel, 6 mit Henkel, 2 große Leuchter, 2 Paar kleine Leuchter, 2 kleine Nachtleuchter, 5 Bierkannen, 3 Theekannel, 1 Weinkannel, 1 Flasche, 1 großen Becher, 2 Sprengkessel, 5 Salzfassel, 14 Löffel".

Auch in das Bauernhaus fand das Zinngeschirr im Laufe des 18. Jahrhunderts Eingang. Der Hausvater goß sich wohl sein schlichtes Zinngerät ab und zu selbst; für die Formen verwendete er einen „Kannegießer-Laim", den er nach Pochmann in folgender Weise herstellte:

„Niem geschlemten Laeimen, der ohne Sandt ist, Thue darunter ein wönig Rocken Mehl, Karften Blätter, die zu Muß gekochet sein, scherr wollen dareingeschlagen mit Laeimen und waßer, wird fester Leim wie ein Stein. Dieß zu schichten daß sie (die Formen) glath werden: Man nimbt weißen Thon, der nicht sandig ist, gießt wasser darauff, daß er wird wie eine dicke suppen. In dieß schneidet man ein stückel Venedische Seiffen und bestreichet die Formen. NB. Die Form muß aber warm sein, daß sich die supen hinein ziehe!"

Im Bauernhause war vor allem das „birr Gefäß"[62]) von Zinn; schon 1713 werden für einen Berzdorfer Hof eine „große Kanne" und 9 „bier Kannen" genannt[63]), 1751 hören wir von „2 großen und 7 kleineren Kannen"[64]); der Kretscham von Berzdorf besaß außer der „großen Bierkanne" 20 Biergläser, von denen 2 verzinnt waren[65]). Zinnbeschläge an Ton-, Holz- und Glasgefäßen waren allgemein verbreitet; von ihrer künstlerischen Wirkung auf Tonkrügen in der Art der Altenburger Ware wurde bereits gesprochen; doch auch zu rein technischen Zwecken findet der Zinnbeschlag wegen seiner leichten Bildsamkeit Anwendung. An „Butterbüchse" und „Tonflasche" hat er wohl nur den Grad der Festigkeit zu erhöhen[66]). Mit dem Verfalle des Zinnbergbaues in Neustadt, wo 1821 nur mehr ein Steiger und ein Häuer beschäftigt wurde[67]), nimmt die Verbreitung des Zinngeschirres ständig ab; nur wenige Reste finden heute noch als Zierstücke des Schrankes Verwendung.

Messing- und Kupfergeräte. Neben dem Zinn spielten Messing und Kupfer eine weniger bedeutende Rolle im Haushalt. Im Jahre 1617 wird zuerst ein „küpfern Becken, 1 messing Leuchter" genannt[68]) und 1742 hören wir von einem „Kupfern ofentopf nebst einem Kupfern Waschkessel und einer großen kupfernen Spahrbüchse"[69]). In dem Inventar, das von 163 Pfund Zinngeschirr berichtet, werden nur 10 Pfund Kupfer- und Messinggeräte erwähnt: „1 Kupfern Flaschen, 1 Saltzkuffen, 1 Wagschal, 1 Theekannel, 1 Gluthpfannel, 2 große und 1 kleine kupferne Fischpfanne, 1 messingener Lavor[70]) ohne Kannel, 1 mess. Mersel[71]), 1 mess. Lampel, 1 messingenes Biegeleisen" im Gesamtwerte von 7 Gulden. Das Inventar von 1822 zählt einen „großen Messing Mörser, 1 großen kupfernen Kessel mit Deckel, 1 kupfernen Topf, 1 große kupferne Kastrole[72]), eine kleine Kastrole, eine Form — Krebs, 1 kupferne

62) GA. Berzdorf. Schöppenbuch 1751, 20. 3.
63) GA. Berzdorf. Ebda. 1713, 31. 10.
64) GA. Berzdorf. Ebda. 1751, 20 3.
65) GA. Berzdorf. Ebda. 1762, 3. 5.
66) StA. II C I fasc I Nr. 2, 1783, 10. 10.
67) Helbig I, 295.
68) StA. V C 5, 1617, 11. 12.
69) StA. II C I fasc. I Nr. 2, 1742, 16. 2.
70) Zu frz. lavoir „Waschbecken".
71) Mersel und ma. Mörschel neben Mörser (StA. II C I fasc. I Nr. 2, 1822, 25. 6). Gemeinsame Quelle ist lat. mortarium.
72) Kastrole < franz. [kastrol'] (Littré I 502: mauvaise prononciation répandue dans le peuple) casserole.

Alte Zinngefäße. G. Plischke.
(Stadtmuseum Friedland.)

Alte Leuchtgeräte. G. Plischke.
(Museum Neustadt.)

Schosse, 1 Talkenblech von Kupfer, 11 kleine kupferne Formen“[73]). Auch Messing- und Kupfergefäße, die im Innern meist verzinnt waren, sind mit dem Zinngeschirr zugleich außer Gebrauch gekommen.

Eisengefäße. Schließlich sei noch des Anteiles gedacht, den das Eisen an der Zusammensetzung des Geschirres nimmt. Er ist gering, da man das Eisen später als die anderen Metalle zu Blech schlagen lernte[74]); im heimischen Eisenhammer zu Raspenau wurde 1634 zwar „Schin Eisen und Stabeisen“ hergestellt, aber von Eisenblech wird nichts erwähnt[75]); das Blech zur Eindeckung vornehmer Häuser wurde aus der Fremde bezogen. Die erste Erwähnung eines blechernen Gefäßes erfolgt zum Jahre 1561, in dem „vier blecherne biermaß“ genannt werden[76]); 1742 wird von einer blechernen Salzmesse[77]) gesprochen und 1783 sind die großen Kochlöffel, Gabeln und ein großer Kessel mit Dreifuß aus Eisen hergestellt[78]). Im Jahre 1707 wird zuerst ein „blecherner Löffel“ an Stelle der noch lange gebräuchlichen Holzlöffel genannt[79]).

Wichtig war schließlich Eisen und Eisenblech für die Herstellung von Maßen und Gewichten. Auf dem Friedländer Rathause wurde 1674 eine eiserne Elle als Normalmaß ausgestellt und 1742 wird im Zusammenhange mit einem eisernen Plätteisen, einem Schneiderbügeleisen und 2 großen Schneiderscheren ein „eisern Ellenmaß“ genannt[80]). Die Gewichte, welche nach Prager Einheiten angefertigt wurden, bestanden aus Stein, Eisen oder Messing[81]). Die Wage bestand meist aus Holz, vereinzelt war sie mit Eisen beschlagen und nur im Schloßinventare wird ein „eiserner Wagbalken mit Eisernen Schallen und ketten“ erwähnt[82]). Die zu dieser Wage gehörenden Gewichte waren:

1 Steinern Zentner gewicht	1 eisern 2 Pfundicht Gewicht
2 eisern gegossen Zentner gewicht	1 „ 1 „ „
2 „ „ 2 steinicht Gewicht	1 „ ½ „ „
1 „ 5 Pfundicht Gewicht	2 Steinern Ein Steinicht Gewicht
2 „ 3 „ „	2 „ halb „ „

Von Hohlmaßen, die ursprünglich aus Holz, später aus Eisenblech hergestellt wurden, seien malder, Viertel, Mätzen, gantze Messel, halbe Messel, Vierlich und Scheffel[83]) genannt. Dienten diese Gefäße vorwiegend zum Messen des Getreides[84]), so war als Flüssigkeitsmaß die Pinte[85]) üblich, nach der man dann von „Pinten-Gläßern“[86]) sprach. Maß und Gewicht unterlag strenger Kontrolle. Ungeeichte Gefäße wurden unter Bestrafung der Verkäufer eingezogen. Im Dezember 1687 werden in den Ratsprotokollen 7 solche Fälle genannt[87]).

---

73) StA. II C 1 fasc. I Nr. 2, 1822, 25. 6.
74) L. Beck, Geschichte des Eisens I (1891).
75) Taxa 1634.
76) StA. Rechnungsbuch I 145a.
77) StA. II C 1 fasc. I Nr. 2, 1742, 16. 2. Dem Gefäße kam ähnlich wie dem Tische eine symbolische Bedeutung zu: Vgl. Weistum v. 1598: . . . wer auf drei, vier oder fünf Tische Gäste bittet, soll auch soviel als er Tische bittet, Jungfern, und allemal ein Weib zu der Salzmeste bitten (d. h. als Tischbedienung und Brautfrau). Zum Ziergegenstand umgewandelt, wurde die Salzmeste zeitig aus Silber hergestellt: 1742, 16. 2. (StA. a. a. O.) „ein silbernes Saltzvaßl“.
78) StA. Ebda. 1783, 10. 10.
79) StA. Ebda. 1707, 10. 12.
80) StA. Ebda. 1742, 16. 2.
81) AP. Wirtschaftsberichte 1736, 11. 11., 21. 12.
82) SchA. Inventar 1667.
83) Urbar 1381. Mhd. malter, malder, ahd. maltar nach Kluge[9] 297 mit der germ. Ableitung -thra-, -dra-, aus der Wurzel mal „mahlen“ gebildet.
StA. Rechnungsbuch V 100b, ao 1657. Viertel und Vierlich bezeichnen wohl dasselbe Maß, nämlich 4 Metzen oder 20 Liter.
Mäßel = Verkleinerungsform zu Maß.
Metze mhd. metze, ahd. mëzzo gehört zur germ. Wurzel met- messen.
LA. Stadtbuch A, Fol. 31a, ad 1498. Scheffel = Verkleinerungsform zu Schaff mhd. schaf, nhd. scaf.
84) StA. Rechnungsbuch V 455a, ad 1667. Da wieder der Wochenmarkt eingerichtet wird, braucht man „Maaß zum getraidt undt anderen ausmessen als Viertel, Mätzen, gantze Messel undt halbe Messel“.
85) Spätmhd., mnd. pinte, mengl. pinte, engl. pint. Quelle mlat. pincta „das gemalte Eichzeichen“.
86) GA. Berzdorf. Schöppenbuch, 1713, 31. 10. StA. Stadtordnung von 1725, 7. Art.
87) Helbig J., Coll. I 876.

Gläser.

Am spätesten hat das Glasgeschirr in das Bauernhaus Eingang gefunden, obgleich seine Verbreitung im heimischen Gebiete durch die nahen Mittelpunkte der böhmischen Glas- und der sächsischen Porzellanerzeugung wesentlich gefördert wurde. Noch um die Mitte des 17. Jahrhunderts war der Vorrat an Glasgeschirr im Bürger- und Bauernhause sehr gering. Bestanden doch die Glasgefäße des Schlosses im Jahre 1667 in „1 Venetianischen Weinglas, 2 großen Biergläsern ohne Stürze, 9 schlechten Weingläsern, 9 Bierstürzen und 1 gemaleten Glas mit Deckel“[88]). Doch bereits um 1700 gehörten verschiedene Arten von Gläsern und Flaschen auch im Bauernhause nicht mehr zu den Seltenheiten[89]) und das Bürgerhaus hatte um 1800 bereits den heutigen Vorrat der Stadtwohnungen an Glasgeschirr erreicht[90]).

Die ältesten heimischen Gläser, Flaschen nnd Krüge sind aus dem sog. „Waldglas“, jener trüben, gelb oder grün gefärbten Masse hergestellt, von der die heimische Glaserzeugung ihren Ausgang nahm. Erst im 17. und 18. Jahrhundert gelangte man durch den Zusatz von mineralischen und metallischen Stoffen zur Hervorbringung von Kreide-, Kristall- und Milchglas[91]). Von besonderer Bedeutung für Zwecke der Volkskunst wurden die farbigen Gläser, die zu mannigfachen Arten des Überfanges Verwendung fanden. Die künstlerische Gestaltung der Glasoberfläche nahm von der Diamantgravierung der „gerissenen Gläser“ ihren Ausgang; erst die Einführung des Schleifrades ermöglichte um 1700 den Übergang von ornamentalen zu plastischen Zierformen. Freilich blieben die in Hoch- oder Tiefschnitt behandelten Prunkgefäße auf die höfischen und kirchlichen Kreise beschränkt. Größerer Volkstümlichkeit erfreuten sich die gemalten Gläser, bei denen die Vergoldung eine große Rolle spielte. Sie wurden meist mit dem Namen oder dem Wappen des Besitzers, mit einem Strauße bunter Feldblumen oder mit Darstellungen biblischen, moralischen oder allegorischen Inhalts geziert. Der größte Teil dieser alten Zierstücke des bäuerlichen Glasschrankes ist aber leider von reisenden Antiquitätenhändlern seinem Ursprungsgebiete entführt worden.

88) SchA. Inventar 1667.
89) GA. Berzdorf. Schöppenbuch 1713, 31. 10. 3 Hänkel-Gläser, 10 ordinarj halb Pinten Gläser, 1 geschnitten Glas. Ebda. 1751, 20. 3. 7 halbe pinten Gläser. Ebda. 1782, 3. 5. 20 Biergläser, 2 verzinnte.
90) StA. II C 1 fasc. I Nr. 2, 1783, 10. 10. An Gläsern: 2 Caroinel, 6 Stampel Gläsier, 6 Stampel Gläsel mit Stürtzen, 8 Bierstampel, 11 Weinstampel, 2 Bierkriegel, 4 Potellen, 6 Flaschel, 1 Lampel.
91) Vgl. Grundmann G., Deutsche Volkskunst Band VIII, Schlesien, (1927) S. 42ff.

Die Geräte.

Ackergeräte. Zu den ältesten Ackergeräten, dem sogenannten „Ackergeschirr“[1]), gehört die Hacke, welche auf deutschem Boden seit der jüngeren Steinzeit durch zahlreiche Bodenfunde belegt wird[2]). Der heimische Bauer kennt zwei Arten von Hacken, „Rodehau“ und „Pickhau“[3]), welche sich in Bauart und Verwendung unterscheiden. Die Rodehau ist das stärkere Gerät, das zur Verrichtung grober Arbeiten dient; ihre Grundgestalt ist der krumme Eisenhaken, nach der sie häufig als „Krampen“[4]) bezeichnet wird. Die „Pickhau“[5]) dagegen ist von schwächerer Bauart und, wie der Name sagt[6]), zur Ausführung feinerer Arbeiten bestimmt. Dazu paßt auch die Bezeichnung des Holzstieles der Rodehau mit „Halm“, während der Stiel der Pickhau „Helmel“[7]) genannt wird. Das gemeinsame Merkmal der hauenartigen Geräte, daß die Richtung der Schneide senkrecht zur Richtung des Halmes steht, scheint der einmalig belegten „keilhaw“[8]) nicht zuzukommen; sie war wohl eine dem Arbeitsgebiete der Hauen (Ackerbau) zugeführte Art.

Die wichtigsten Ackergeräte sind Haken und Pflug, die wie in der ältesten Zeit[9]) noch heute nebeneinander verwendet werden. In den Beiläßen unserer Verkaufsurkunden werden sie fast stets an erster Stelle genannt, oft als Symbol für das „übrige Ackergeschirr“[10]). Nach der frühen Erwähnung im Urbar von 1381 (Bl. 22b pflug, plug) kommt ihnen 1493 die formelhafte, später sehr häufig wiederkehrende Verbindung „pflug und hocken“ zu[11]). Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts wird die Bezeichnung „Haken“ durch das Kompositum „Rohrhaken“ (Ruhr-, Ror-, Rur-, Rür-) verdrängt, das besonders im 18. Jahrhundert fast ausnahmslos in den Beiläßen wiederkehrt. Das Bestimmungswort, welches zu mhd. rüeren „aufwühlen“ und dem heimischen „ruhren“[12]) gehört, kennzeichnet gut die Eigenart des Hakens gegenüber dem Pfluge. Er „rührt“ den Boden nur, d. h. er lockert ihn auf und zerkrümelt bestenfalls die aufgebrochene Scholle, ohne ihre Lagerung wesentlich zu verändern. In dieser Eigenschaft mag der heimische „Rohrhaken“ des 18. Jahrhunderts mit dem Hakenpflug der idg. Urzeit übereingestimmt haben; selbst in dem spärlichen Vorhandensein von Eisenbestandteilen war er zu Beginn unserer Überlieferung von jenem Holzgeräte[13]) nicht allzu stark verschieden; denn noch 1574 wird die Zugehörigkeit des Eisens zum Holzgerüste nicht als selbstverständlich gefunden, sondern durch die

1) GA. Ringenhain. Schöppenbuch 1761, 8. 11.
2) Hoops RGA. I 19.
3) GA. Hermsdorf. Schöppenbuch, Fol. 463 ad 1769. Während die Schriftsprache das Substantivum von „hacken“ ableitet, wird es in der Mundart zu „hauen“ gebildet.
4) Ahd. krampf, as. krampo, engl. cramp; mit „krumm“ verwandt.
5) StA. Rechnungsbuch III 42b, ad 1602.
6) Mhd. bicke; dazu obd. Pickel, mhd. bickel zu „picken“ gehörig. Vgl. Hs. Breslau Univ. Bibl. I Q 103: grabescheit „fossorium“ bicke, grabescheytysen, geithysen „sarculum“, houwe „ligo“, anhouwe „sictrum“.
7) StA. Rechnungsbuch V 29a, ad 1656.
8) StA. Ebda. I 328b.
9) Hoops, RGA. I 25.
10) LA. 60, 288b, ad 1580. Als selbstverständliche Geräte jedes landwirtschaftlichen Betriebes werden sie von den Inventarien Karls des Großen oft gar nicht erwähnt; vgl. Heyne, DHA. II 35.
11) LA. Stadtbuch A. Fol. 7b, ad 1493.
12) StA. Transaktionsurkunde 1671, 12. 8. Der Höllenbauer hat den Krautacker des Friedländer Meierhofes einmal zu „ruhren“ und dann „ins Beet zu arbeiten“.
13) Vgl. got. hôha = Hakenpflug und das urverwandte ai. çákhâ „Ast“. Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen 499 ff. Schrader[3], Sprachvergleichung und Urgeschichte II 209. Rhamm, Beitr. zur germ.-slaw. Altertumskunde II, 962 ff.

Erwähnung eines „Hackens sambt den Eisen“ ausdrücklich betont[14]). Nach der Beschreibung des H. Ferdinand Richter (Engelsdorf Nr. 98) fehlten dem Haken um 1800 zum Unterschiede vom Pfluge das Sech, das Streichbrett und vereinzelt die Räder[15]); er dürfte somit auf heimischem Boden mit den anderorts beobachteten, entwickelten Stufen des Hakenpfluges übereinstimmen[16]). Noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts stand er beim Jäten von Unkraut, beim ersten Aufreißen steinigen Bodens in Verwendung und hat im heutigen Kartoffelpflug einen stark modernisierten Nachfolger gefunden.

Der Pflug hat beim Einsetzen unserer historischen Überlieferung bereits einen hohen Grad der Vollendung erreicht. Eine der letzten Entwicklungsstufen, die in ihren Anfängen aber bereits mehr als 300 Jahre zurückliegt, stellen zwei Pflüge in Priedlanz Nr. 41 und Rückersdorf Nr. 37 dar, die noch vor 70 Jahren in Verwendung standen. Sie zeigten bereits die wesentlichen Bestandteile des modernen Pfluges: Die größere Schar, das messerartige Sech und das Streichbrett, das sie befähigte, die Erde nicht nur aufzulockern, sondern die gebrochenen Schollen aufzuheben und umzustürzen und damit das Gefüge des Bodens weitgehend zu verändern. Der „acker vndt triesch Pflug mit Schaar undt Segicht“, der 1667 in einem Inventar des Priedlanzer Vorwerkes genannt wird, wies bereits alle Merkmale dieser Entwicklungsstufe auf[17]). Die Pflugschar, welche erst die halbe Größe der Scharen des modernen Pfluges erreicht hat, ist an dem hölzernen „hejt“ befestigt, das mit dem Pflugbaum durch den „grindel“ in Verbindung gebracht wird[18]), an dem als Zugvorrichtung des Pfluges Kette und Nagel angebracht sind. Haupt und Pflugbaum gehen in das „grifsal“, „rister“ oder „sterz“[19]) über, die zwei gebogenen Holzhandhaben, an denen der Pflug geführt wird. Vor der Pflugschar steht das Sech, ein messerartiges Eisen, welches in den Pflugbaum eingepflockt ist und dazu dient, die Erde anzuschneiden, bevor die Schar sie aufreißt[20]). An der rechten Seite des Hauptes ist das Streichbrett befestigt, jene wichtige Neuerung gegenüber dem Hakenpfluge, die das Wenden der aufgebrochenen Erdschollen ermöglicht. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts beginnt an die Stelle dieses altertümlichen Pfluges der moderne zu treten; die frühere Pflugschar, welche nach vorn in eine Schnabelspitze auslief und beim Pflügen fast ganz in der Erde verschwand, wird durch eine bedeutend höhere ersetzt; die Arbeit des Sechs übernimmt eine kleinere Vorschar.

Auf eine ebenso lange Vergangenheit wie der Pflug blickt die Egge zurück. An Stelle dieser schriftdeutschen Bezeichnung, die erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts auftaucht[21]), haben frühere Urkunden die lautgerechte md. Entsprechung[22]) eines mhd. egede, ahd. egida, die bald als „Eide“[23]), „Eude“[24]) oder „Ede“[25]) erscheint. Auch die Egge dürfte bei ihrer ersten Erwähnung in heimischen Quellen

14) LA. 60, 176a.
15) SchA. Inventar 1667: Von den „4 Rohrhaken“, die 1667 das Priedlanzer Vorwerk besaß, waren „3 ohne Segicht“.
16) Vgl. die Geräte, welche Joh. Wedel, Zeitschrift für Ethnologie Berlin, 35. Jg. (1903) S. 716 abgebildet hat. Ferner Meringer, Idg. Forsch. 17, 116 und Rhamm, a. a. O. Tafel.
17) SchA. Inventar 1667.
18) hejt stellt wie lejbe die umgelautete md. Nebenform zu ahd. houbit, (mhd. höubet) dar. Steinmeyer, 2, 687, 66: pflôgis houbit stiva. Ebda. 2, 627, 28 temo grinfil. Hs. Univ. Bibl. Breslau I Q 103: pflug „aratrum“, pflughoubit „buris“, pflugsterze „stiva“, rister pflugschar, sech „vomer“.
19) grifsal = Griff + sel (Verkleinerung); vgl. nhd. Zipf: ma. zippsl, ma. steppel: nhd. Stöpsel, Fülle: Füllsel usw. Freundliche Mitteilung des Herrn Prof. Dr. H. Dittrich. Mhd. ahd. stërz, agl. steort, engl. start. Vgl. gr. στόρδη „Zinke, Zacke“.
20) Steinmeyer 3, 166. 4 ligo sech; Schiller-Lübben 3, 352a plôchsêke. Das Wort gehört wohl zu germ. sahs „Messer“, nhd. saga, mhd. sëge „Säge“. Vgl. Heyne, DHA. II 37.
21) GA. Berzdorf. Schöppenbuch 1713, 31. 10.
22) Thür. ête, hess. eide. Hs. Univ. Bibl. Breslau I Q 103: eyde „rastrum, erpita“ yserinne eyde, reche eide „irpex“.
23) LA. Stadtbuch A. Fol. 7b, ad 1493.
24) LA. 60, 351b, ad 1574.
25) GA. Ringenhain. Schöppenbuch 1740, 17. 8.

zum Jahre 1493 bereits auf eine abgeschlossene Entwicklung zurückblicken[26]); man könnte höchstens aus der ausdrücklichen Hervorhebung von „2 Eggen mit Eysernen Zünken" im Jahre 1713 schließen[27]), daß der Eisenbeschlag des gitterartigen Holzgestelles[28]) nicht so selbstverständlich war, wie es uns heute scheint; wahrscheinlich waren noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts Eggen mit Holzzinken, die als Vorstufe der modernen Eggen nachgewiesen sind[29]), in größerer Verbreitung. Jedenfalls haben die 4 Eggen des Priedlanzer Vorwerkes vom Jahre 1667 mit ihren „Zincken, Schleiffen und Rädeln" bereits einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht[30]).

Haken, Pflug und Egge werden häufig noch heute wie schon in germ. Urzeit von Ochsen gezogen[31]). Der Bauer führte den Pflug, der Bub trieb mit einer „Schwuppe", welche die Aufgabe des german. Stachelstockes übernommen hatte, die Tiere an[32]). Die „Peitsche" hat ziemlich spät im Bezirksgebiete Eingang gefunden; sie ist, wie ihr Name besagt, slawischen Ursprungs und dürfte nach Aussage der lautlichen Weiterentwicklung des Wortes im 13./14. Jahrhundert den Deutschen des Grenzgebietes bekannt geworden sein[33]). Bezeichnend für die Einführung des fremden Gerätes ist eine Notiz zum Jahre 1607 im Friedländer Stadtrechnungsbuche[34]), nach welcher um 3 Groschen 3 Pfennige „von einem Polacken eine Riemerne Peitsche gekauft" wurde, um „damit die Hunde von der Kirche zu jagen".

Für die Erntezeit sind unter den Geräten des Bauernhauses Sichel und Sense die wichtigsten, die sich schon durch ihren Namen als Schneidewerkzeuge ausweisen[35]). Die Sichel hat im Laufe der letzten Jahrhunderte viel von ihrer ursprünglichen Bedeutung verloren; wie in urgerm. Zeit[36]) war sie noch zu Beginn des 15. Jahrhunderts auf heimischem Boden das einzige Gerät, das beim Getreideschnitt Verwendung fand. In dem Urbare von 1381 wird dem Gärtner Dscherer als „robut eyn sichil czum weyse" (Bl. 5b) auferlegt und von dem „Garthe by der mole" wird als „erung" „eyne sichel in den weyze" (Bl. 1a) verlangt. Heute ist die Sichel nur mehr für den Häusler der Gebirgsgegenden von Wert.

Dagegen ist die Bedeutung der Sense gestiegen. Wurde sie ursprünglich nur beim Grasschnitte verwendet, so finden wir bereits 1580 eine „haber-Sense" genannt[37]) und zu Beginn des 18. Jahrhunderts war bereits eine größere Anzahl von Gras-, Hafer- und Getreidesensen mit und ohne Vorrichtung für das Niederlegen des Gemähten vorhanden[38]). Im Friedländer Schloßvorwerk war 1667 sogar eine „Strauch-Senße" zu finden, die wohl zur Säuberung verwachsener Wiesen diente[39]). Der „Sensenwurf", aus einer Hartholzleiste verfertigt, unterschied sich kaum von dem noch heute gebräuchlichen Geräte. Zu Sichel und Sense gehört das „Tengelzeugk", das seit 1580 häufig genannt wird[40]).

26) LA. Stadtbuch A. Fol. 7b.
27) GA. Berzdorf. Schöppenbuch 1713, 31. 10.
28) Vgl. die lat. Bezeichnung crātis für „Flechtwerk".
29) Hoops, RGA. I 498.
30) SchA. Inventar 1667.
31) Das war die Hauptbeschäftigung der in vielen Beiässen genannten „Zugochsen".
32) Ndl. zweep, westfäl, swipe, świpe. Ahd. gart, agl. gād, gādisen.
33) Quelle tsch. bič, poln. bicz. Peitsche schon bei Luther bezeugt: Germania 35, 339.
34) StA. Rechnungsbuch III 356a, ad 1607.
35) Sense mhd. seinse < segense, ahd. segansa mit Säge und Sech zur Wurzel sek „schneiden" (vgl. lat. secare) gehörig. Bei Sichel nimmt man Entlehnung aus lat. sĕcula an. (Kluge[9], 422). Hs. Univ. Bibl. Breslau I Q 103: sichil, sichelyn, senze.
36) Hoops, RGA. I 26.
37) LA. 60, 369b.
38) GA. Berzdorf. Schöppenbuch 1737, 9. 2.
39) SchA. Inventar 1667.
40) LA. 60, 369b.

Es besteht in der mit Wasser gefüllten „Kitze“[41]), einem Holzgefäß, das den Wetzstein enthält, dem „Dengelhammer“ und dem „Dengelstock“, der bald in Verbindung mit einer Holzbank steht, bald als selbständiger Amboß mit einem Eisenstachel am Gebrauchsorte in den Erdboden gestoßen werden kann.

Das Getreide wird auf der Tenne mit Hilfe des Dreschflegels ausgedroschen. Dieses mit einem römischen Lehnworte bezeichnete Gerät[42]) scheint in unserem Gebiete im Gegensatze zu anderen Landschaften nur in der Form des doppelteiligen Flegels mit Stiel, Keule und Lederband seit alters vorhanden gewesen zu sein; dafür zeugt auch das Fehlen der deutschen Bezeichnung „Drischel“ in der heimischen Mundart, während „flegel“ seit 1493 belegt ist[43]). Im übrigen wird der Flegel, der ein mit einfachen Mitteln herzustellendes Gerät darstellt, in den Urkunden selten erwähnt[44]).

Das gedroschene Korn wird unter Ausnützung des Windes, der durch die geöffneten Scheunentore über die Tenne streicht, von der Spreu gereinigt[45]). Man bediente sich dabei wie in alter Zeit der „Worfelschaufel“, eines kurzstieligen, hölzernen Gerätes, das 1782 genannt wird[46]). Dem gleichen Zwecke diente das „Wannen“, das bei kleineren Körnermengen in der „Getreideschwinge“ ausgeführt wird[47]). Um die Körner vom Unkrautsamen zu trennen, wird das Getreide ferner gesiebt. Man teilte die Siebe, die meist von armen Leuten der Gebirgsortschaften hergestellt und am Jahrmarkt oder von Haus zu Haus verkauft wurden[48]), in „Siebe“ i. e. S. und „Reiter“ ma. reter ein, wobei man nach altem Sprachgebrauch unter dem ersten die feinmaschigen, unter dem zweiten die grobmaschigen Siebe verstand[49]). Den Beiässen der Verkaufsverträge sind folgende Siebarten bekannt: Mühlsieb, Trespensieb[50]), Knottensieb[51]), Staubsieb[52]). Das Friedländer Schloßvorwerk hatte außerdem 1667 „5 Kasten Siebe, 2 Staub Siebe, 4 Lein Siebe, 1 Klahr Lein Sieb“; das Priedlanzer Vorwerk besaß ferner ein „Raten- (Kornrade Herba Githaginis) und ein Clafer- (Klafser Herba Galeopsidis) Sieb“[53]). Für Reiter kommt am häufigsten die Zusammensetzung „Ahrretter“[54]) oder „Ehrretter“[55]) vor. Reiter und Siebe konnten aus Holz oder Draht sein; zum Jahre 1782 werden „3 höltzerne undt ein dräthener Ahrretter“ und gleichzeitig ein „höltzern und ein dräthern Mühlsieb“ genannt[56]).

Beförderungsmittel.

Eine zweite wichtige Gruppe unter den Geräten des Bauernhauses bilden die Beförderungsmittel. Da aber die Wege, von deren Beschaffenheit die Verwendung künstlicher Transportmittel vielfach abhängig ist, vor der Mitte des 18. Jahrhunderts im Gebirge überhaupt fehlten, am Lande in trostlosen Zuständen waren, ja sogar in der Stadt vieles

41) Mitt. d. schles. Ges. f. Vke. XVII 98. Kütze: Das ausgelötete hölzerne Geschirr, darein die Mäder vnd Södeschneider ihre Wetzsteine bei sich tragen und haben, nennet man ein Kützen. M. Grosser, Anleytung . . . zum Landbau (1590) 8a.
42) Lat. flagellum Vgl. Meyer-Lübke, Zur Geschichte der Dreschgeräte WuS. 1, 211 ff.
43) LA. Stadtbuch A. Fol. 4b.
44) GA. Berzdorf. Schöppenbuch 1782, 3. 5. 3 Dreschersiegel.
45) Über das gleiche Verfahren im germ. Altertum. Hoops, RGA. I 19 (§ 10), 27 (§ 43).
46) GA. Berzdorf. Schöppenbuch 1782, 3. 5. Worfeln = Intens. zu werfen. Ahd. wintworfa (Otfried I 28, 5).
Von Holzschaufeln: 1584 (StA. Rechnungsbuch II 163b) für 2 hültzerne schauffeln zum Kalck- und Sandwerfen. Hs. Univ. Bibl. Breslau I Q 103: schufil „pala“, ysin schufil „vanga“, worfschufil „vannus, ventilabrum“.
47) Ahd. wannōn ventilare von ahd. wanna „Getreideschwinge“ abgeleitet (Graff 1, 855f). Hs. Univ. Bibl. Breslau I Q 103: swinge „festucalium“, swingen „exfestucare“.
48) SchA. Marienlegende von 1655: „. . . nicht weit davon wären etliche Häuser gestanden, so jetzo ein Dörfel, Mildeneichen genannt, daselbsten ein Mann gewohnt, so Siebläufe im Gebirge gemacht, solche in der Lausitz verkauft und also sich damit kümmerlich genährt habe“.
49) Ahd. rītera, rītra, „cribrum“; ahd. sib „cribellum“. Vgl. Hoops RGA. I 21 (§ 16), 28 (§ 44).
50) GA. Berzdorf. Schöppenbuch 1782, 3. 5. Trespe, ein sächs.-schles. Wort, ndl. drep, mndl. mndl. drawik, frühmlat. drapoca, vgl. Thomas, Romania 41, 62.
51) GA. Berzdorf. Ebda. 1782, 17. 7.
52) GA. Berzdorf. Ebda. 1782, 20. 3.
53) SchA. Inventar 1667.
54) GA. Berzdorf. Schöppenbuch 1782, 3. 5.
55) GA. Berzdorf. Schöppenbuch 1751, 20. 3.
56) GA. Berzdorf. Ebda. 1782, 3. 5.

zu wünschen übrig ließen[57]), wurde die menschliche Leistungsfähigkeit in bedeutend höherem Maße als gegenwärtig zur Beförderung von Lasten in Anspruch genommen. Ebenso wie das „Gewörbholz mit großer mühe und arbeith auf den Buckeln" herbeigeschafft wurde[58]), holte man in großen Tüchern von der Bergwiese das Heu, trug man auf dem Rücken das Korn zu der Mühle und besorgte so seine Einkäufe in der nahen Stadt. Dabei vertrat die „Hocke", ein Holzgestell mit Rücken-, seltener Kopfpolster die Stelle des Rucksackes. Da sie häufig als Traggerüst für Salz Verwendung fand, bezeichnete man schließlich diese Art der Lastenbeförderung als „Hockesalz"[59]).

Von der Beschaffenheit des Weges ist nur in geringem Maße der Karren abhängig. Für unser Gebiet kommt dieses fremde Gefährt nur in der Form des einräderigen Stoßkarrens in Betracht, der sich im Laufe des Mittelalters als handlicheres Gerät von dem doppelräderigen Kastenkarren abgespalten hat[60]). Von seiner Beliebtheit zeugen die verschiedenen Namen, unter denen er bekannt ist. Infolge des Einflusses der Schriftsprache taucht gegen das Ende des 18. Jahrhunderts immer häufiger die Bezeichnung „Schubkarren" auf[61]), nachdem man kurz vorher dieselbe Vorrichtung „Schiebbock" genannt hatte[62]). Am häufigsten tritt in den Quellen die Bezeichnung „Radebäre, Radbei[63]), Radwer"[64]) auf, die auch in der Mundart am beliebtesten ist und trefflich die Verteilung der Last auf das Rad und die Arme des Karrenführers zum Ausdrucke bringt[65]). Nach der Art der Tragfläche teilt man die Schubkarren in Lehnradbern und Kastenradbern ein[66]), von denen die letzte Art der Urform des Gerätes am nächsten kommt.

Dem Wagen kam in früherer Zeit beim Bauernhause eine geringere Bedeutung als gegenwärtig zu. Auch die Beiläße unserer größten Höfe erwähnen bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts nur einen Wagen[67]); das hängt mit der Geringfügigkeit des Verkehres über Land und der Bedeutung zusammen, welche die geschilderten Beförderungsmittel beim Bauernhause einnahmen; als Melchior von Redern 1596 eine größere Zinnmenge nach Österreich zu senden hat[68]), muß er sich den Friedländer Bürgermeister Martin Baußner zum Fuhrmanne wählen, der den Transport auf sieben, teilweise geliehenen Wagen übernimmt. Außerdem gehört der Wagen zu jenen Geräten des landwirtschaftlichen Betriebes, deren Herstellung die größte technische Vorbildung erfordert. Da aber noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts der hausgewerblichen Erzeugung beim Bauernhofe die größte Bedeutung zukam[69]), so suchte man die für die Herstellung des Wagens unentbehrlichen Handwerker, wie Schmied und Wagner, durch die Erzeugung einfacherer Beförderungsmittel zu umgehen. Trotzdem ge-

57) Vgl. Abschn. „Straßen, Brücken und Wege", Heimatkunde II 159 ff.
58) AP. Wirtschaftsberichte 1735, 24. 4.
59) Mitt. d. schles. Ges. f. Vke. XVII 94: Der sein Lämblein wil hockesalz auf seiner Schulter tragen in den Ort, da ihm ewig wohl seyn sol. Herberger, Herzens Postille I 450 (1603).
60) Heyne, DHA. II 32.
61) GA. Ringenhain. Schöppenbuch 1771, 18. 4.; 1777, 21. 3. Berzdorf 1782, 19. 2.
62) GA. Ringenhain. Schöppenbuch, Fol. 11.
63) StA. Rechnungsbuch I 110a, ad 1557.
64) GA. Ringenhain. Schöppenbuch 1757, 13. 12. Für Schlesien: Mitt. d. schles. Ges. f. Vke. XVII 107 Schaufseln, Krücken Radewere, Trageber: Herberger, Herzenspostille II 34, 112, Dieffenbach 112a coenovectorium mistbere. radebere, rodebere. 69c basterna radber 627b unirotum schuffkarn radewer. Hs. Univ. Bibl. Breslau I Q 103: radeber, schubkarre, trageber, mystber.
65) Germ. bæran, got. bairan tragen. Vgl. Tragbahre.
66) GA. Ringenhain. Schöppenbuch 1777, 21. 3. Nach der häufigsten Art der Verwendung wird die Lehnradber auch als „Steinradber", die Kastenradber als „Mistradber" bezeichnet.
67) GA. Berzdorf. Schöppenbuch 1782, 3. 5. Beim Kretscham von Berzdorf.
68) Vgl. Abschnitt „Geschirre und Gefäße", Anm. 25.
69) Selbstbiographie Gottfried Menzels (Helbig, Beitr. II 78): „Ich hatte mir schon beim Kühhüten eine ziemliche Fertigkeit in Schnitzereien, im Korbflechten, Besenmachen und dergleichen angeeignet, nun konnte ich landwirtschaftliche Werkzeuge und Hausgeräte verfertigen und schadhafte ausbessern, was dem Vater sehr gefiel und ihn bewog, mir die erforderlichen Werkzeuge hierzu beizustellen. Ich lernte das Schuhwerk für die ganze Familie reparieren, nach und nach auch neue Schuhe machen und Stiefeln vorschuhen, was besonders während den langen Winterabenden und bei regnerischer Witterung geschah".

hörten Schmied und Wagner, die ältesten der selbständigen handwerklichen Berufe[70]), zu den „Gemeindepersonen“[71]), für deren Vorhandensein die Gemeinde im eignen Interesse zu sorgen hatte. Frühzeitig hat man erkannt, daß vor allem die Kunst des Schmiedes „allen Inwohnern (der Gemeinde) sehr notwendig“[72]), daß sie ihnen nicht nur bei der Anfertigung einfacher Geräte, sondern auch bei der „Auferbauung der wüsten Güter“[72]), ja in Fragen der Tierheilkunde unentbehrlich sei[73]). Daher wird schon in dem ältesten Urbare neben einem Wagner (Bl. 2b) ein Schmied genannt (3a) und im Jahre 1505 leiht die Gemeinde Friedland der Balder Schmiedin, einer verarmten Witwe, 3 polnische Mark zur Anschaffung des „smidegezewges, ij amboß vnd allis das dorczu gehort, Hammer vnd czangin“[74]). Für die Gemeinde Bärnsdorf, die im 30jährigen Krieg vollkommen verarmt war und ihre Schmiede verloren hatte, übernimmt der Scholze Gottfried Neumann die Einrichtung einer neuen Werkstatt[75]).

Seit man gelernt hatte, das Rad aus Nabe, Speichen und Felgen herzustellen[76]), war der Eisenreif und der übrige Beschlag nötig, der den Wagen als gemeinsames Erzeugnis von Wagner und Schmied erscheinen läßt Obwohl dieser Stand bereits ein halbes Jahrtausend vor dem Einsetzen unserer Quellen an nachweisbaren Beispielen erreicht war, wird noch 1493 ein „beslagener woyn“ besonders hervorgehoben[77]) und, nachdem eine Reihe einfacher „woyn“ genannt wurden[78]), im Jahre 1578 und 1580 nochmals von „beschlagen newen Wagen“ gesprochen[79]). In der späteren Zeit hat man die Zusammengehörigkeit von Wagen und Beschlag als selbstverständlich empfunden.

In der Größe und Tragfähigkeit waren die Wagen der Vorzeit genau so verschieden wie die der Gegenwart. Wenn der Bürgermeister Baußner im Jahre 1596 auf 7 Wagen nur 12 Zentner Zinn befördert[80]), so kann es sich hier nur um Fahrzeuge von der Leistungskraft unserer heutigen Handwagen handeln. Aber es kamen auch wahre Riesen unter den Bauernwagen vor, wie sich aus einem nahezu 200 Jahre alten Stücke des Bauernhofes Rückersdorf Nr. 37 schließen läßt, der eine Felgenbreite von 8 Zoll aufweist[81]). Diese Stärkeunterschiede begründen jedoch keine Abweichungen in der Bauart, die seit der ahd. Zeit im wesentlichen die gleiche geblieben ist. Wie damals spricht man noch heute von einer „Langwid“ und bezeichnet damit jenes Langholz, das die Verbindung zwischen Vorder- und Hinterwagen herstellt[82]). Auf den Achsenstöcken ruhten der „Kippstock“[83]) oder die „Rungen“[84]) auf, welche die Leitern oder den Kasten tragen. Alle Langhölzer sind bei älteren Dorfwagen mit Linienornamenten in Flachschnitt verziert; in die Eisenbeschläge wird der Name des Besitzers und die Jahreszahl der Erwerbung eingehauen.

In der Winterszeit, die sich auf Gebirgsböden zur Beförderung größerer Lasten besonders empfiehlt, bediente man sich des Schlittens, dem ursprünglich die Eisensohlen fehlten. Eine besondere Abart des Schlittens stellen die „Krüp-

70) Heyne, Das deutsche Handwerk S. 1, S. 18.
71) Alois John², Sitte und Brauch im deutschen Westböhmen, S. 332.
72) LA. 61, 6a.
73) AP. Wirtschaftsberichte 1736, 7. 10. (Ein krankes Pferd beim Schmied von Markersdorf).
74) LA. Stadtbuch A, Fol. 95b.
75) LA. 61, 6a.
76) Seit der karolingischen Zeit kann man sich eine klare Vorstellung von der Entwicklung des Wagens machen: Heyne DHA. II 27.
77) LA. Stadtbuch A, Fol. 7b.
78) LA. Ebda, 31a.
79) LA. 60, 176a, 298b.
80) Vgl. Abschnitt „Gefäße und Geschirre“, Anm. 25 und hier Anm. 68.
81) Der Bauer spricht in diesem Falle von einem „8 zolligen“, sonst „4“ oder „6 zolligen“ Wagen.
82) Ahd. langwit, langwid: Steinmeyer 1, 598, 14, vinculum plaustri lancwid. langwid, lanchwide; 2, 361, 6 Temone sub uno untar eineru languidi.
83) Ahd. obd. chipf, kipf, humeruli kipfen, kippen, chipfa, chipfe Steinmeyer 3, 166, 42; 212, 57.
84) Got. langga, ahd. runga. mhd. runge.

pel“[85]) dar, d. s. zwei kleine Unterschlitten, die beim Transport langer Baumstämme Verwendung finden. Für das Riesen- und Isergebirge sind ferner die „Hörnerschlitten“ kennzeichnend, von denen Franz Fuß im Jahre 1788 folgende Beschreibung gibt: „Die Hörner Schlitten sind eine Gattung, welche mit den Rennschlitten ganz gut verglichen werden können, nur daß die Kufen vorne nicht in eine Spitze zusammenlaufen, sondern gleich weit von einander entfernt bleiben; die vorne stehenden Spitzen, welche ungefähr Mannshöhe erreichen, werden von den Gebirgsbewohnern Hörner genannt, zwischen welchen eine schmale Pritsche zum Sitzen angebracht ist“[86]). Gegen Ende des 19. Jahrhunderts begann der Hörnerschlitten, der bis dahin vor allem ein Hilfsmittel des „Holzrückers“ war[87]), in steigendem Maße als Wintersportgerät Verwendung zu finden. In dieser Eigenschaft hat er sich um die Wende des 19. Jahrhunderts auch das Erzgebirge und andere Wintersportplätze erobert und bald eine seine volkstümlichen Anfänge weit übersteigende Bedeutung erlangt.

85) Vgl. D. Wb. 5, 2476 Krüppelfuhre.
86) Fuß Franz, Versuch einer topographischen Beschreibung des Riesengebirges. Dresden 1788, S. 53, Anm.
87) Heimatkunde II, S. 86.

Feuer und Beleuchtung.

Das alte Feuerzeug.

Vom Feuer nahm das menschliche Haus und seine Kultur ihren Ausgang; die Anlage der Feuerstelle ist der leitende Gesichtspunkt bei der Aufteilung der europäischen Hausformen[1]). In der Bereitung des Feuers aber unterschieden sich Bürger- und Bauernhaus noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts kaum wesentlich von dem Brauche der frühesten Vorzeit. Die drei wichtigsten Bestandteile des alten Feuerzeuges, dessen Reste man noch vielerorts sehen kann, sind rasch genannt. Neben dem Vorgelege ist eine Vertiefung in der Wand angebracht, in der sich ein gedrehtes „Holznappel" aus Buche oder Ahorn mit einer pulverartigen Füllung befindet. Der Türstock (z. B. Klein-Iser Nr. 3) trägt einen Stahl, in dessen Nähe ein Flintstein liegt. Den Inhalt des Holznapfes bildet das „Holzpulper" oder der „Zunder"[2]), dessen Herstellung in den Händen des „Polverholzmannes"[3]) oder des „Aschenbrenners" lag. Nach der Schilderung alter Leute (Weißbach Nr. 160) wurden dünne Scheiben von vermorschenden Buchenstämmen in einem irdenen Tiegel trocken destilliert und zerrieben. Das Pulver wurde in einer Lauge, bestehend aus heißem Wasser und Holzasche etliche Tage gebeizt, an der Sonne getrocknet, neuerlich zerrieben und bis zum Gebrauche an einem trocknen Orte aufbewahrt. Das „Zunter Brennen"[4]) nötigte die Obrigkeit frühe zum Einschreiten gegen Auswüchse dieses Brauches. Schon der § 114 der Jahrdingsartikel von 1692 scheint gegen Übergriffe der Aschenbrenner in den herrschaftlichen Waldungen gemünzt zu sein und 1735 beklagt sich der Forstmeister „wegen des zuviel Aschen-Brennens" und schlägt vor, die Ausübung dieses Gewerbes auf das Hochgebirge zu beschränken[5]). Schließlich gehörten zu dem Feuerzeuge noch Schwefelhölzchen, d. h. 10—15 cm lange Fichtenspäne, die man durch Eintauchen in flüssigen Schwefel mit einer feuerfänglichen Kappe versehen hatte. Die einzelnen Bestandteile des Feuerzeuges mußten genau nach den Jahrhunderte alten Erfahrungen behandelt werden, wenn man mit ihnen Feuer erzielen wollte; schon Geiler von Kaisersberg setzte 1512 umständlich auseinander, welche Ursachen den häufig erfolglosen Zündversuchen zugrunde liegen konnten[6]). Die Hausfrau oder die Magd schlug mit dem Flintstein so lange Funken in das „Pulvernappel", bis hier ein kleines glühendes Klümpchen entstand; dazu sang sie etwa die Verse:

„Pink, Pink, Feuer,
Die Madeln sein sehr teuer,
Die Jungen sein gar wohlfeel
Hundert em a Struhseel". (Haindorf, Mitt. d. H. Benneschʼ.)

Am Zunder entfachte man das Schwefelhölzchen und erst daran konnten Strohwische oder Holzspäne entzündet werden. Diese Bemühungen nahmen oft Stun-

1) Die schärfste Formulierung wohl von V. v. Geramb, Die Feuerstätten des volkstümlichen Hauses. Wörter und Sachen III 1—22. Einteilung in Herdhaus, Kaminhaus, Herdofenhaus, Küchenstubenhaus.
2) Steinmeyer 2, 408, 74 isca (d. i. gr. ἴσκα Baumschwamm) zundira 3, 302, 14. Ableitung von „Zünden".
3) Taubmann, Jb. d. Jeschken- und Isergebirgsvereines VII 32, Schier Br., Heimatkunde II 89f.
4) AP. Wirtschaftsberichte 1735, 24. 4.
5) AP. Wirtschaftsberichte 1735, 9. 5.
6) Geiler von Kaisersberg, Christlich Pilgerschaft 1512, Fol. 13a. Das Feuerzeug besteht aus „füerstein, fuerysen, zundel und swebelkertzlin". Vgl. Lauffer O., Mitt. a. a. O.

den in Anspruch. Die Schwierigkeit der Feuerbereitung[7]) hatte zur Folge, daß der Bauer lange an der Feuerbewahrung festhielt. Die letzte Glut des Ofens oder Herdes wurde in einer kleinen Grube der Feuerfläche geborgen, wo sie, mit Asche bedeckt, mehrere Stunden weiterglomm und am nächsten Morgen mit Hilfe des Blasrohres zu neuer Flamme entfacht werden konnte. Um der Mühe des Feuerschlagens zu entgehen, schickte man wohl auch um eine Pfanne Glut ins Nachbarhaus, die dann mit einer Metallschosse in den Ofen geschoben wurde.

Feuerstein und Stahl, die auch für die vornehmsten Kreise bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts ausschließliche Geltung hatten[8]), wurden im beginnenden 19. Jahrhundert durch neuerfundene Schnellfeuerzeuge aus unseren Bürgerhäusern verdrängt[9]) (Stadtmuseum Neustadt). Seiner allgemeinen Beliebtheit wegen ist das „chemische Feuerzeug", das Stephan von Romer 1828 in Wien erfunden hatte[10]), auch für unser Gebiet anzunehmen. Zu ihm gehörte das alte Schwefelhölzchen, das noch mit einer Schicht von Kaliumchlorat überzogen war. Das Köpfchen entzündete sich, sobald es mit Schwefelsäure benetzt wurde. Empfand man schon diese Vereinfachung der Feuerbereitung als Erlösung[11]), so gilt dies in noch viel höherem Maße von der Einführung des Reibzündhölzchens, dessen Erfindung 1837 Johann Irinyi in Wien glückte[12]). Das moderne Zündhölzchen hat seit 1850 die alten Feuerzeuge so rasch und so gründlich verdrängt, daß man meist über den Zweck des vereinzelt vorhandenen kufenartigen Stahlstückes mit dem emporgezogenen Griffende im unklaren ist.

Das Brennholz. Wen der Bauer „hauste und hofte", d. h. als vollberechtigtes Mitglied seiner Wirtschaft betrachtete, den hatte er auch zu „beholzen"[13]), d. h. mit dem nötigen Brennstoffe zu versehen. Diese Verpflichtung, meistens auf „4 fuhren Brennholtz jährlich ohne Entgeld" lautend[14]), findet sich in den meisten Ausgedingen der Kaufverträge; denn der Brennstoff unserer Bauern- und Bürgerhäuser war bis 1850 fast ausschließlich das Holz. Wenn vereinzelt, z. B. 1585, größere Beträge für Kohlen ausgegeben werden[15]), so handelt es sich um Holzkohlen, die für besondere Zwecke, in unserem Falle für die Behandlung der Turmuhr nötig waren. Die Ärmsten holten sich ihr Brennholz wie noch heute „auf dem buckel"[16]) aus den Waldungen; das Ästen war ihnen nur mit obrigkeitlicher Bewilligung gestattet, das Holzholen unter Umständen ganz verboten[17]). Eine besondere Bedeutung spielte das Reisig oder „Tangelst"[18]) im Haushalte der Armen. 1682 kosteten „3 Fuder tangelst", die auch beim Aussetzen von Stubenwänden Verwendung fanden, 12 Groschen[19]). In späterer Zeit wurde zu Friedland ein „Reyßig-Holtzmarkt" abgehalten, der besonders in strengen Wintern stark besucht war[20]). In solchen Jahren kam es

7) Sie wird anmutig von Rosegger P., Waldheimat S. 109 (1920) geschildert: „(Das Feuer) mußte, kaum geboren, mit Zunder gefüttert werden, und bedurfte langer Zeit, bis es sich in demselben soweit kräftigte, daß es ein gröberes Köder anbiß und flügge wurde. Das Feuer muß zum Dienste des Menschen jedesmal förmlich erzogen werden".
8) Stahl und Stein waren das Symbol des am 10. Jänner 1429 durch Herzog Philipp den Guten von Burgund gestifteten Ordens vom Goldenen Vließ".
9) In Brockhaus' Allgem. die. Real-Encyklopädie vom Jahre 1836, IX 823 werden 8 verschiedene Arten von Schnellfeuerzeugen angeführt.
10) L. v. Benesch, Das Beleuchtungswesen vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert, Wien 1905, S. 20.
11) Benesch a. a. O. 20 ziiert aus Grillparzers Selbstbiographie: „. . . und so oft ich jetzt ein chemisches Feuerzeug zur Hand nehme, überkommt mich ein Dankgefühl, wenn ich der Zeit gedenke, wo ich bei Nacht mich stundenlang fruchtlos abmühte, mir mit Stahl und Stein Licht zu schaffen".
12) A. Bauer, Über das Zündhölzchen. Wien 1900.
13) GA. Ringenhain. Schöppenbuch 1748, 14. 1.
14) GA. Ringenhain. Schöppenbuch 1751, 5. 9.
15) StA. Rechnungsbuch II 221 b.
16) AP. Wirtschaftsberichte 1735, 24. 4.
17) SchA. Jahrdingsartikel 1692 § 24, 26.
18) StA. Rechnungsbuch VI 46 b. „Tangelst", Ableitung von Tanne.
19) StA. Rechnungsbücher VI 46 b.
20) AP. Wirtschaftsberichte 1732, 5. 5. Vgl. Schier Br., Heimatkunde II 85.

wohl auch vor, daß „daß liebe Bradt- und Brennholtz und das Futter vors Vieh bey vielen armen ausreißen“[21]) wollte.

Der wohlhabende Bauer brauchte mit dem Holze nicht zu sparen; ein Jahresverbrauch von 30 Raummetern war nichts seltenes (Ringenhain Nr. 92). In der ältesten Zeit erscheint als Raummaß für Brennholz die unbestimmte, vielleicht 2 Klafter umfassende Bezeichnung „Stoß“. Die Schule erhält im 16. Jahrhundert jährlich 6 Stoß Holz[22]), dem Pfarrhause wird der jährliche freie Holzbezug 1588 von 7 auf 10 Stoß erhöht[23]). Später wird das Brennholz nach „Lochtern“[24]) berechnet, einem Raummaße, das mit Klafter gleichbedeutend ist. Das Brennholz, welches aus den herrschaftlichen Waldungen ausgeforstet wurde, stand hier, in Klaftern aufgestellt, zum Verkaufe bereit; die Entfremdung dieser Scheite wurde auf das strengste bestraft[25]). Nur im Hochgebirge erfolgte der Verkauf des Brennholzes stammweise nach der Taxe[26]). Im Jahre 1724 kosteten zu Neustadt: „1 Klafter Büchen-Holz 39 Kreuzer, 1 Klafter Thannenes Holz 27 Kreuzer“[27]). Das Klafterholz wurde in „rechte, taugliche Scheite“ gespalten, die nach dem Vorbilde der Herrschaft das Normalmaß von $^6/_4$ Ellen Länge besaßen[28]). Das zerkleinerte Scheitholz wurde in kunstreicher Weise zu sog. „Feimen“[29]) in der Nähe des Hauses aufgestellt, die trotz ihrer oft 4 m erreichenden Höhe den Angriffen des Windes erfolgreich widerstanden, weil sie durch starke Wieden gestützt wurden.

Leuchtspäne. Ebenso altertümlich wie die Feuerbereitung war bis vor kurzem die Beleuchtung unseres Hauses. Eine künstliche Lichtquelle wurde nötig, sobald man das offene Herdfeuer aus dem Wohnraum in den Hausflur verlegt, bzw. im Ofeninneren geborgen hatte. Dieser Fortschritt, der mit der Entstehung der Stube zusammenfällt, hat erst die weitere Verwendung unseres ältesten Leuchtgerätes, des Kienspanes und der Kieferfackel möglich gemacht. Wie schon der Name sagt, werden die „Kienspäne“, „Schleißen“ oder „Spreußel“[30]) meist aus Kiefernholz hergestellt. 1672 wird eine Kiefer um 3 Groschen gebucht, die zu „Spänen zum leuchten“ verwendet wurde[31]). Neben der Kiefer (Pinus silvestris) war beim Bauer vor allem das kienige Lärchenholz (Larix decidua) beliebt, das „fette“ Späne lieferte, während man von der Fichte (Picea excelsa) nur „magere“ Späne zu erwarten hatte. Zur Herstellung von Hartholzspänen, die wegen ihrer längeren Brenndauer gesucht waren, diente Buchen- (Fagus silvatica) und Erlenholz (Alnus rotundifolia). In Reichenberger Stadtrechnungen wird zum Jahre 1588 eine „Spänbuche“ für 14 Groschen erwähnt[31a]). Die Bereitung von Spänen aus weichem Holze erfolgte mit Hilfe des „Schnitzers“ oder des „Fackelmessers“[32]) auf der „Schnittbank“[33]). Wurde Hartholz verwendet, so mußte man sich des „Spanhobels“ bedienen, der noch heute in vielen Bauernhäusern vorhanden ist (z. B. Klein-Iser Nr. 3). Zur Handhabung des ungef. $^1/_2$ m langen Spanhobels waren 3—5 Personen nötig; der Bauer übernahm am hinteren Griff die Führung des Hobels, zwei Knechte zogen am

21) AP. Ebda. 1738, 7. 5.
22) StA. Rechnungsbuch II 98a, ad 1582.
23) Helbig Jul., Beiträge I 98.
24) StA. Rechnungsbuch V 351b. „lahter“ 1664. Mhd. mit Wechsel zwischen —ft— und —cht— als lâhter, lâfter. Vorgeschichte dunkel.
25) SchA. Jahrdingsartikel 1692, § 23.
26) AP. Wirtschaftsberichte 1732, 5. 5. Vgl. Schier Br., Heimatkunde II 83f.
27) LA. 7, 3a.
28) SchA. Jahrdingsartikel 1692, § 47.
29) Feime, Knothe 214, DWB. 3 1451; vgl. Peukert W. E., Schlesische Volkskunde (1928) S. 52f.
30) „Schleiße“ zu mhd. ahd. sleizen „zerreißen, spalten“, „Spreußel“ zu nhd. Sprosse, sprießen.
31) StA. Rechnungsbuch VI 82b.
31a) StA. Reichenberg. Rechnungsbuch Nr. 5.
32) Taubmann, Jb. d. Jeschk.- u. Isergebirgsver. VII 32.
33) GA. Berzdorf. Schöppenbuch 1713, 31. 10.

vorderen Ende; falls es nötig war, wurden sie durch zwei weitere Arbeiter unterstützt, die mit Hilfe von Stricken den Hobel zu bewegen suchten. Die Späne von 3—4 mm Stärke wurden von der Schmalseite eines Hartholzbrettes abgehobelt, das an der Hobelbank oder an einem Bocke mit Hilfe von Keilen befestigt war. Je 60 Holzspäne, die 4—5 cm breit und ungef. 80 cm lang waren, wurden zu Bündeln zusammengeschnürt und kamen zu dem Darrholz ins Ofeninnere. Die Leuchtspäne bildeten neben dem Holzpulver einen beliebten Handelsgegenstand für Hausierer. 1680 konnte „ein Gebundt Leuchtspäne" um einen Groschen gekauft werden[34]). Bürger und Bauern liebten es, einen großen Vorrat dieser wichtigen Gegenstände zu haben. So waren in einem Friedländer Bürgerhause (Nr. 26) im Jahre 1783 „52 gebundt Späne" im Werte von 1 Gulden 44 Kreuzer vorhanden[35]).

Als Spanhalter dienten die „Spanleuchter"[36]), die man in bewegliche und feste einteilen kann. Für das bürgerliche Haus und zum Teil auch für die Bauernstube kommen die weitverbreiteten Lichtnischen der Wände in Betracht, die mit einem kleinen Rauchabzuge versehen waren[37]). Der allgemein übliche Brauch, die dem Stubeninnern zugewandte Ecke des „Ofentürmels" mit einer Spanleuchte zu versehen, hat in Nordböhmen zu einer eigentümlichen Abart dieser Lichtnischen geführt[38]). Sie ist hier in der Form einer Kachelausmauerung in die Ofenecke eingelassen und kann durch ein Eisenblech verschlossen werden. Von dem ehemaligen Vorhandensein des hängenden Kienleuchters aus Drahtgeflecht, der für Böhmen seit Johannes Butzbach[39]) bezeugt ist, konnten keine Spuren entdeckt werden.

In unserem Bezirke kam nicht dem Leuchter mit frei auflegbarem Spane, sondern dem Kienhalter mit Klemme die weitere Verbreitung zu. Die heimische Mundart hat für die vielen Arten dieses entwicklungsfähigen Gerätes die zusammenfassende Bezeichnung „Gahnoffe". Da man in Ober- und Niederösterreich unter „Geanmaul" oder „Maulauf" tönerne Spanhalter in der Form eines menschlichen Kopfes versteht, da ferner Olaus Magnus im 16. Jahrhundert für die nordischen Völker und die „Kalewala" für die Finnen den Brauch erwähnen, daß die arbeitende Bäuerin den brennenden Kienspan mit den Zähnen hielt[40]), darf man auch für unser Gebiet die ehemalige Verwendung kopfartiger Kienspanhalter mit breiter Mundöffnung annehmen, die aus anderen Gegenden durch die sachliche Überlieferung des Mittelalters tatsächlich bezeugt sind[40a]). Der für diesen Gegenstand geprägte Ausdruck „Gahnoffe" ging später auf den eisernen Kienspanhalter über, der vielleicht bis dahin nach seinem wichtigsten Bestandteil mit dem anklingenden *kâkkraffe, —krapfe, —krappe bezeichnet wurde[40b]). Wie anderwärts wurde die Spannung dieser Eisenklammer auf dreifache Weise erreicht[41]): Durch die natürliche Spannkraft der Eisen- oder Stahlteile, durch ein Gewicht oder eine Stahlfeder. Ihrer Einfachheit wegen war die erste Art am beliebtesten; die übrige Ausstattung des Leuchters hing ganz von seiner Verwendung ab. Beim Leuchten in der Scheune und auf der Straße benützte man überhaupt keinen Spanhalter oder nur eine Eisenklammer, die einen kur-

34) StA. Rechnungsbuch VI 426a.
35) StA II C 1 fasc. I Nr. 1.
36) StA. II C 1 fasc. I Nr. 1, 1742, 16. 2.
37) Brunner, Mitt. d. dt. Mus. f. Volkstrachten, Bd. 6, Heft 2 (1913), S. 71. Br. Schier, a. a. O., S. 54.
38) Benesch, a. a. O., S. 2, Tafel III, Fig. 132.
39) Johannes Butzbach, a. a. O. 53: Zur Beleuchtung bedienen sich alle Landleute einer allda sehr häufig vorkommenden Tannenart, deren Holz in Späne geschnitten und zur Abendzeit angezündet und auf einer Art mitten in der Stube hängender Leuchter aufgesteckt wird.
40) Schömer R., „Geanmaul" und „Maulwurf" = Wiener Zeitschrift für Volkskunde 31 (1926) 6—9.
40a) Haberlandt A., Die volkstümliche Kultur Europas in ihrer geschichtlichen Entwicklung = Buschan G., Illustrierte Völkerkunde II 2, S. 468 f.
40b) Schier Br., Ein Beispiel sachkundlicher Namenforschung = Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde II (1929) 167—172.
41) Benesch, a. a. O. S. 2.

zen Holzgriff trug. Zur Unterscheidung der übrigen Arten hat die heimische Mundart die Bezeichnungen „Leuchterklötzl“ und „Leuchterbänkl“ geprägt. In beiden Fällen kann die Möglichkeit, den Span höher oder tiefer zu stellen, fehlen oder vorhanden sein. Bei der ersten Art übernimmt ein Holzstab, bei der zweiten ein Paar sägeartig ausgeschnittene Holz- oder Eisenleisten, die sich mittels eines Eisenringes an einander verschieben lassen, die Aufgabe des Halters. Der Kienspanhalter mit einfachem Holzstab wurde im Riesen- und Isergebirge bereits 1791 beobachtet[41a]). Das „Leuchterklötzel“ erhielt seine Standfestigkeit durch einen schweren Holzfuß; beim „Leuchterbänkl“ erfüllte denselben Zweck eine kleine Holztruhe, in der das Eisengestell tagsüber geborgen wurde. Abends mit Wasser gefüllt, konnte dieser Behälter die Bedienung des Kienspans wesentlich erleichtern: Die abfallenden glühenden „Röspel“[42]) mußten nicht aufgelesen werden, sie erloschen von selbst in dem Wasser des Beckens.

Trotzdem erforderte die Wartung der Späne viel Aufmerksamkeit. Meistens zog man für das „Schneuzen“[43]) und das Aufstecken der Späne den Hirtenknaben und die Kinder heran, obgleich es seit alters nicht an Stimmen fehlte, die vor der Sorglosigkeit halbwüchsiger Menschen warnten[44]). Das Polizeistatut von 1597 verlangt (§ 13), daß jeder Wirt „fleißig Aufsehen habe, daß in seinem Hause mit Spänen und Licht sicher geleuchtet werde . . .“ Obgleich bereits zur selben Zeit das Verbot erging, mit offenem Spanlichte Scheune und Heuboden zu betreten (§ 14)[45]), wurde noch 1736 auf der „Bühne“ eines Bauernhauses durch den „Röspel eines Büchenen Spanes“, der in eine „alte Kanne mit Gesämel von Getreide“ gefallen war, ein Dachbrand ausgelöst[46]). Bis in die jüngste Zeit hat man die Gefahren eines offenen Feuers am Heuboden wenig gefürchtet; ja man ist mit dem brennenden Spane in der Absicht dahin gegangen, ihn durch Einbohren in einen gepreßten Heuballen zum Verlöschen zu bringen (z. B. Klein-Iser Nr. 3 u. a. v. a. O.). Eine größere Lichtwirkung erzielte man mit einem Bündel von Kienspänen, die mit harzgetränktem Werg umwickelt waren. Häufig schnitt man diese „Fackeln“ aus dem vollen Holze; im Jahre 1671 wird eine große Kiefer zu diesem Zwecke ins Branntweinhaus geliefert[47]). Der Steigerung des Harzverbrauches bei der Fackelbereitung trat die Herrschaft durch das Verbot des Harzens im Gebirge frühzeitig entgegen[48]).

Talg- und Wachslicht.

Nicht soweit wie der Kienspan reicht die Verwendung des tierischen Fettes zu Leuchtzwecken in die Vergangenheit zurück; doch war das „Lichtfaß“ bereits in gemeingermanischer Zeit im Gebrauche[49]). Unsere ältesten Brennäpfe aus Ton (Stadtmuseum Friedland) mögen sich nicht stark von diesem germanischen Geräte unterscheiden; an der einen Seite tragen sie einen Henkel, der Rand der entgegengesetzten Seite ist zur Fassung des Dochtes in einen Schnabel ausgezogen. Der Napf wurde mit Talg ausgegossen; doch ist kaum anzunehmen, daß bei uns dem Talg vor der Mitte des 17. Jahrhunderts eine größere Bedeutung als Leuchtmittel zukam. Die erste Erwähnung von Unschlitt erfolgt zwar im Urbare von 1381, wonach 15 Fleisch-

41a) Zöllner Fr., Briefe über Schlesien auf einer Reise im Jahre 1791 II (1793) 320: „Die gewöhnliche Gebirgsbeleuchtung war ein brennender Fichtenspan, auf einem hohen hölzernen Fuße in einen Haken geklemmt“.
42) Weber Josef, Aus der Friedländer Mundart S. 59. Zusammenhang mit mhd. respen, ahd. respan „rupfen, raffen“ befriedigt nicht recht.
43) Mhd. sniuzen, ahd. snûzen.
44) swer einem kinde laet daz licht, sô lange unz man es sweinen siht, daz ist ein vil unwiser site (Konrad v. Haslau, Jüngling 649). Zschr. f. dt. Altertum 8, 550—587.
45) Polizeistatut 1597, § 14: „Gleich wie Keinem bei nächtlicher Weile in den Scheunen unter Licht zu riesseln (mhd. rifeln = durchhecheln) oder in der Stadt beim Spanlichte vergünstet . . .“
46) AP. Wirtschaftsberichte 1736, 7. 10.
47) StA. Rechnungsbuch VI 50.
48) SchA. Jahrdingsartikel 1692, § 36.
49) Ahd. liohtfaz, agf. léohtfaet, ahd. liohtkar. an. ljósker.

bänke dem Grafen und dem Pfarrer je $2^1/_2$ steyn oenzloetes zinsen mußten. Doch darf man mit Recht vermuten, daß außer in Kirche und Herrenhaus, kein Talg gebrannt wurde. In den Stadtrechnungsbüchern tritt die erste Nachricht für eine Ausgabe auf Talgkerzen erst 1669 mit dem Zusatze auf[50]), daß diese Lichter für die Tafel der Ratsstube bestimmt seien. Danach zahlte man für „1 Pfund Inßlatlichter 12 Groschen", eine Ausgabe, die nun häufig wiederkehrt[51]). Als Ausnahmsfall ist die Verwendung von Butter für Brennzwecke zu buchen; die Herrschaft pflegte alljährlich 4 Stein Butter für die Lampe des Haindorfer Gnadenbildes zu spenden[52]).

Von größerer Bedeutung für die Allgemeinheit war das Wachs. Die weite Verbreitung der Bienenzucht brachte es mit sich, daß bereits das Urbar von 1381 eine Reihe von Wachszinsigen (cerarii, cerae censuales[53]) kennt. Während allen Landleuten, die czur lompen zinsten, die Lieferung von Unschlitt aufgetragen war, waren alle diejenigen, die czur kerczen zinsten, zu Wachsabgaben verpflichtet. Im Jahre 1507 konnten sich alle Bürger Friedlands, die verhindert waren, an einer Prozession „am abinde unseres Herrn Hymmelfort keyn Ringenhain vnd vmbe dy Stat" teilzunehmen, durch die Abgabe von 12 Groschen an Ulrich von Biberstein und eines Pfundes Wachs an die Kirche lösen[54]). Im Jahre 1504 stiftete Hans Rotinbergk 3 Pfund Wachs als „Seelengeräte" für Totenmesse und Vierwochenrequiem; Hieronymus, der erste bekannte Friedländer Wachszieher, erhält für die Verarbeitung dieses Wachses 6 Pfennige[55]). Das Wachsziehergewerbe gehört später zu den ständigen Berufen Friedlands; als sein bekanntester Vertreter sei nur Adalbert Josef Springsholz, der erste Quartalbürgermeister von 1756 genannt[56]).

Die Einführung der Kerze ist also auch bei uns ein Verdienst der Kirche, die diese römische Erfindung den Germanen vermittelte[57]). Über die Verbreitung der Wachskerze ist jedoch das gleiche zu sagen, was für das Talglicht gilt: Mit Rücksicht auf seinen hohen Wert (1724 kostete zu Neustadt ein Pfund Wachs 36 Kreuzer[57a]), kommt ihre Verwendung im Bauernhause überhaupt nicht, im Bürgerhause nur bei feierlichen Anlässen in Betracht. Für die Tafel der Ratsstube wird zum ersten Male 1669 eine Ausgabe von 27 Groschen für ein Pfund Wachslichter gebucht[58]). Aus einer späteren Notiz geht hervor, daß es sich dabei um 7 „Taffellichter" handelte[59]), während die gleiche Anzahl Unschlittkerzen weniger als die Hälfte kostete[60]). Kein Wunder ist es daher, daß die jüngere Unschlittkerze seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts das Wachslicht an Verbreitung und Beliebtheit überflügelte.

Bauern und Bürger stellten sich die Kerzen für den eigenen Bedarf selbst her. Altertümlich mutet der Brauch des Lichterziehens an (Engelsdorf Nr. 98). Dabei wurden Dochte in der gewünschten Anzahl der herzustellenden Kerzen mit Steinchen beschwert und an einem Brette befestigt. Sie wurden damit in ein hinlänglich hohes Gefäß mit flüssigem Wachs oder Unschlitt getaucht, zurückgezogen und nach Erstarrung des haftenden Fettstoffes wieder eingesenkt. Dieser

50) StA. Rechnungsbuch V 485 a,
51) StA. Ebda. V 521 a, VI 426 a.
52) AP. Wirtschaftsberichte 1735, 8. 5.
53) Grimm[1] RA. 315, L. Maurer, Frohnhöfe I 55, 58, 69, II 7, IV 275.
54) LA. 85, 91 a.
55) LA. Stadtbuch A, Fol. 93 b.
56) Helbig J., Beitr. III 220.
57) Heyne M., DHA. I 126.
57a) LA. 7, 3 a.
58) StA. Rechnungsbuch V 485 a.
59) StA. Ebda. V 531 a.
60) 12 Groschen.

Vorgang wurde solange wiederholt, bis an dem Dochte ein Wachs- oder Unschlittansatz von der gewünschten Dicke und Rundung vorhanden war.

In späterer Zeit ging man zum Kerzenguß über. Zunächst goß man Holzklötzchen aus, deren Bohrung mit dem Dochte durchspannt war. Der nächste Schritt führte zu der Verwendung von Blechhülsen, von denen meist 4 Stück zu einer Gußform vereinigt wurden. Bei aller Mannigfaltigkeit der Formen, von der die zahlreichen Stücke im Friedländer und Neustädter Museum eine gute Vorstellung geben, war ihnen aus technischen Gründen die Verjüngung des Kerzenschaftes gemeinsam. Für den Gebrauch wurden sie mit einem Henkel und einem gemeinsamen trichterartigen Einfluß versehen oder sie wurden durch Gestelle in der Form von Eprouvettenhaltern gestützt.

Leuchter. Das Talglicht wurde ursprünglich ohne besondere Vorrichtung am Gebrauchsorte, dem Fensterbrett, Topfschrank, der Tischmitte usw. angeklebt[61]). Später nahm man ein einfaches Holzklötzchen als Kerzenfuß und gelangte schließlich zu dem kunstvolleren Draht- oder Blechleuchter. Auf dem Lande hat als Übergangsform der „hölzerne Leuchter" zu gelten[62]). In den Inventaren von Bürgerwohnungen kommen Leuchter seit 1619 häufig vor[63]); bereits im 18. Jahrhundert werden die verschiedensten Arten von großen und kleinen Leuchtern aus Zinn genannt[64]). Über die Entwicklung dieses Gerätes gewähren die Sammlungen der heimischen Museen guten Aufschluß. Allen Standleuchtern ist der Fuß mit der Traufschale gemeinsam, die gleichzeitig Dochtschere und Löschhorn aufnehmen kann. Senkrecht zu ihr steht die Säule, die meist einen Haken zum Tragen oder Aufhängen des Leuchters besitzt. Die Art der Kerzenbefestigung ist ein gutes Merkmal zur Unterscheidung der verschiedenen Standleuchter. Als einfachste Form mutet uns der Leuchter mit Klemmfeder an, der heute kaum mehr im Gebrauche steht. Bei ihm wird die Kerze durch eine Stahlfeder an die Säule gepreßt und festgehalten. Da durch diese Vorrichtung der Kerzenrest nur schlecht ausgenützt werden kann, ging man zu dem Leuchter mit verschiebbarer Kerzenhülse über, der noch heute in Fabrikserzeugnissen verbreitet ist.

Ein Gegenstand kunstgewerblicher Ausgestaltung sind die Standleuchter mit festem Kerzeneinsatz, die mit ihrem teller- oder glockenähnlichen Fuße die reichste Ausstattung in der Drechslerwerkstätte gefunden haben. Auch Wand- und Hängeleuchter waren bekannt. Es sei nur auf eines der Zierstücke des Rathauses hingewiesen. Im Jahre 1670 verfertigte Christoph Neumann von Friedland für 1 Schock 48 Groschen einen „großen Eysernen Leuchter mit Hirschgeweihen und Eysernen Dillen, welcher auf dem Dantzboden aufgehenkt" wurde[65]). Zwei Jahre später bezahlt man noch „Eine Tafel weiß Blech, welches auf den leuchter am Dantzboden unter die Dillen gekommen, damit sich das Inßlat darauf aufhalten thut"[66]). Mit der Aufnahme dieses Leuchters schloß man sich einem im 16. Jahrhundert einsetzenden Brauche an, der die Hängeleuchter zu Prunkstücken des Hauses umgestaltete[67]). Der Vorgänger unseres Leuchters mag ein schlichtes Holzkreuz gewesen sein, an dessen Enden die Kerzentüllen angebracht waren.

Erforderte die Bedienung des Unschlittlichtes auch bei weitem nicht soviel Aufmerksamkeit wie der Kienspan, so haben sich doch auch hier eine Reihe von

61) Gedicht von der treuen Magd (Hagen, Ges. Abenteuer No. 42, 496).
62) GA. Ringenhain 1770, 29. 10.
63) StA. V C 5, Fol. 259a.
64) StA. II C 1 fasc. I Nr. 1.
65) StA. Rechnungsbuch VI 19a.
66) StA. Ebda. VI 81a.
67) Heyne, DHA. I 276.

Hilfsgeräten ausgebildet. An erster Stelle sind die Docht- oder Lichtscheren zu nennen, die im Haushalte von Bürgerfamilien oft in größerer Anzahl vorhanden waren[68]). Man unterscheidet die einfachen Lichtscheren, bei denen man den verglimmenden Docht mit einer breiten Schere abschnitt, und die Licht- oder Dochtputzen, bei denen das abgeschnittene Stück Docht in einen kleinen Hohlraum der Scherenspitze geborgen wird[69]). Die Dochtschere wurde nach dem Gebrauche auf die Leuchtertasse gelegt; in vornehmen Häusern verwendete man dazu besondere „Lichterteller", auf denen auch die Löschhütchen und Talgschaufeln ruhten.

Als jüngstes Beleuchtungsmittel treten seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts Öle verschiedenster Art auf; nach der Aussage alter Leute hat um die Mitte des 19. Jahrhunderts vor allem Mohnöl, Leinöl und Rübsöl zu Leuchtzwecken gedient. Zum Unterschiede von den Talgnäpfen stellen die Öllampen stets geschlossene Gefäße dar. Sie wurden aus Ton, Blech und Glas hergestellt. Die erste Erwähnung eines „Lampels" bezieht sich auf ein Messinggefäß[69a]); unter den Leuchtgeräten unserer Bauernhäuser ist am häufigsten das Glaslämpchen zu finden. Die Blechlampen sind bald schmucklose Kästchen, bald flache Schalen in der Art des geschilderten Brennapfes, bald suchte man sie durch die Verwendung von Weiß- und Messingblech zu einem wirksamen Wandschmuck umzugestalten (Museum Friedland). Die Glaslämpchen, die das „Tellchel"[70]), ein Blechröhrchen, trugen, waren faustgroße Glaskugeln, welche nach unten einen 5 cm langen Dornfortsatz aus massivem Glase zeigten. In Aussehen und Bedeutung ähnelt dieser Fortsatz dem Eisenschafte, den man an Lampen aus norwegischen Gräbern der Wikingerzeit feststellen konnte[71]). Der Glasfortsatz wurde in Vertiefungen der Unterlage gestoßen, um der Lampe einen festen Stand zu verleihen. Häufig wurden die Glaslampen in ein Drahtnetz gebunden und mit einem Haken an der Wand befestigt.

Laternen. Zu Arbeiten im Freien bediente man sich des eingeschlossenen Lichtes, der Laterne. Bereits im 16. Jahrhundert war sie im Bezirke bekannt und ihre Verwendung auf offener Straße im Gegensatze zu „Windlichtern, Kienen oder Spänen" gestattet[72]). Ihre erste ausdrückliche Erwähnung erfolgt aber erst im 18. Jahrhundert[73]). Die meisten Laternen besitzen ein Holzgehäuse von rechteckigem Grundriß mit Horn- oder Glasfüllung der Seitenwände. Die lichtdurchlässige Hornscheibe stellte sich der Bauer oft selbst her. Um das Horn zu gießen, hatte er vor allem 2 Verfahren, deren Beschreibung sich in dem Nachlasse Johann Friedrich Pochmanns erhalten hat[74]). Die Laternen sind nicht selten mit einem Walm-, Kuppel- oder kegelförmigen Dach ausgestattet. Für Stallaternen ist ein zylindrisch geformtes Drahtgeflecht beliebt. Wagenlaternen besitzen am Boden eine zylindrische Blechhülse, in der die Kerze nach dem Maße der Verbrennung durch eine Spiralfeder nach aufwärts gedrückt wird. Als eine Abart dieser Leuchtgeräte sind die „Papierlaternen" aufzufassen, zu deren „Einschmierung" man Leinöl brauchte[75]); sie wurden 1726

68) StA. II C 1 fasc. I Nr. 2, 1822, 25. 6. 3 Lichtscheren.
69) Zschr. d. Ver. f. Vke. XVI 120.
69a) StA. II C 1 fasc. I Nr. 1, 1783.
70) „Tellchel" zeigt doppelte Deminutivendung. Es gehört zu nhd. Tülle (ahd. tulli, mhd. tülle).
71) RGA. I 243. Der Eisenschaft wurde in den Erdboden des Hauses gesteckt.
72) Polizeistatut 1597, § 13.
73) StA. II C 1 fasc. I Nr. 1, 1742.
74) „Nehm Kühhorn oder Geißhorn, daß schabe vnd siede in einem waßer, Bieß ein Muß darauß wird, nachdem güße es dün in eine Form". Oder: „Man niembt Glas Aschen und vngelöschten Kalg, jedes 1 Pfund, 1 Maß Waßer, Laße es so lang Sieden, bies 2 Thl. einsieden; dan stoße eine Feder darein, Bleiben die Haar in der Laugen, so ist es recht gesotten, wo nicht Laß es länger Sieden, seyhe es fein ab, nim dan die feilspäne von horn und Lasse sie 2 tag weichen. Bestreiche die Händ mit Ohl, so wirdt das Horn wie ein Brey, nach dem drucke es in die Formen und mach waß du haben wilst!"
75) Helbig J., Beitr. III 196.

wohl in der Art von Lampions bei einem Aufzuge anläßlich der Namenstagsfeier des Grafen verwendet. Das Rübsöllämpchen, das man vor 50 Jahren zur Petroleumverbrennung heranzuziehen begann, mußte allmählich der bekannten modernen Öllampe weichen, die seit dem Beginne des Weltkrieges durch die Glühbirne verdrängt wurde. So hat sich in den letzten 50—70 Jahren mit Riesenschritten der Übergang vom Kienspan zum elektrischen Lichte vollzogen.

BUCH- UND STEINDRUCKEREI
FRANZ RIEMER
FRIEDLAND i. B.

Modern eingerichtetes, leistungsfähiges Unternehmen zur Herstellung von Drucksachen jeder Art

Gegründet 1895 Fernruf Nr. 11

Liefert alle Druckarbeiten für Gewerbe, Handel, Industrie und Landwirtschaft, Ämter, Vereine und Private in jeder gewünschten Ausführung in Schwarz- und Buntdruck, geschmackvoll, rasch und preiswert. Verlangen Sie bei Bedarf Preise und Muster.

„Friedländer Zeitung"

Erscheint Mittwoch und Samstag früh.

Seit 30 Jahren in allen Kreisen eingewurzelt, daher wirksames, dabei billiges Inseratenblatt.

Alle Arten

Schuhwaren

in anerkannter Qualitätsware empfehlen

Friedländer Schuhfabriken

Josef Hampel, Friedland i. B.

Detailverkauf Görlitzergasse 19

KOLONIALWAREN
UND DELIKATESSEN

JOSEF HAGENAUER

FRIEDLAND i. B.

Schloßgasse - Marktplatz

EN GROS EN DETAIL

J. F. Schicketanz

Ges. m. b. H.

FRIEDLAND i. B.

Abteilung I
Eisen, Eisenwaren, Haus- und Küchengeräte
Abteilung II
Engroshandel in Werkzeugen für alle Berufe

Landw. An- und Verkaufsverein

reg. G. m. b. H.

Gegründet 1887. **Friedland in Böhm.** Gegründet 1887.

Erste Kleesamen-Reinigungsstation.

Erste Getreide-Reinigungs- und Saatgut-Veredlungsanlage.

Liefert Sämereien aller Art nur unter Garantie von Reinheit, Keimkraft und Herkunft. Rotkleesamenexport. Grassamenmischungen für Kleegras, Dauerweiden, Dauerwiesen, Rieselwiesen, Waldweiden und Bodenbefestigungen werden nach Angabe der Bodenverhältnisse verläßlich zusammengestellt und prompt geliefert.

Kunstdünger und Futtermittel zu den jeweiligen Tagespreisen.

Der Vorstand.

Telefon Nr. 6 Postscheckkonto Prag Nr. 22.447

Friedländer Sparkasse

Friedland (Rathaus)

Für die Sicherheit der Einlagen haftet außer dem Reservefond die Stadtgemeinde Friedland mit ihrem gesamten beweglichen und unbeweglichen Vermögen und ihrer Steuerkraft

Verwaltungskapital über 50 Millionen Kč

Einlagen auf Sparkassebüchel und in laufender Rechnung, Scheckverkehr, vermietbare Schrankfächer (Safes), Eskomptierung von Wechseln, Hypothekar-Darlehen Geldüberweisungen usw.; kulanteste Durchführung sämtlicher Sparkassen-Geldgeschäfte

Strengste Verschwiegenheit

Ältestes Geldinstitut am Platze

Sicherheit ist der oberste Grundsatz für Anlagen von Ersparnissen

Friedländer Bankgesellschaft W. Neumann & Co., Friedland in Böhmen

Kommanditgesellschaft. Eigenkapital 6,000.000 Kč
Telefon Nr. 57 und 58

Zweiganstalt Reichenberg

Bahnhofstraße 10

Günstigste Durchführung aller Bankgeschäfte.
Beste Verzinsung von Einlagen.

Bezirkssparkasse Friedland

Hauptanstalt: Friedland
Zweiganstalten: Raspenau, Neustadt a. T., Haindorf
Sammelstelle: Ebersdorf

Vier eigene Anstaltsgebäude – Diese Anstalt bietet vermöge ihrer Eigenschaft als ein vom Bezirke mit dessen unbeschränkter Haftung errichtete Sparkasse unbegrenzte Sicherheit

Für 22.000 Einleger werden derzeit über 60,000.000 Kč verwaltet

Strengste Verschwiegenheit
Spareinlagen Geldwechsel Scheckverkehr
Vermietbare Schrankfächer im Panzergewölbe
Darlehen auf Häuser und Grundstücke
Fernruf Nr. 16 u. 22 – Gegründet 1873 – Postscheckkonto 48.739

Buch- u. Steindruckerei Franz Riemer, Friedland

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 076148029